Reise auf der Insel Sardinien

Heinrich von Maltzan, Heinrich Maltzan zu Wartenberg und Penzlin

Digitized by Google

A.C.726.34.5

HARVARD COLLEGE LIBRARY

BOOKS ON MODERN EUROPEAN HISTORY AND THE COUNTRIES OF NORTHERN AFRICA

FROM THE BEQUEST OF

BAYARD CUTTING

OF NEW YORK

CLASS OF 1900

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Reise
auf der
Insel Sardinien.

Nebst einem Anhang:
über die
phönicischen Inschriften Sardiniens.

Von
Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Leipzig,
Dyk'sche Buchhandlung.
1869.

Digitized by Google

Arc 726.34.5

2255-18

HARVARD COLLEGE
OCT 14 1914
LIBRARY.

Cutting fund

BOUN OV 19 5

Digitized by Google

Vorwort.

Der Leser, welcher mit andern Schriften des Verfassers schon bekannt sein sollte, wird sich wundern, wie derselbe, dessen Schilderungen bisher immer Afrika und dem Orient gewidmet waren, nun auf einmal dazu komme, in die Reihe derjenigen Reiseschriftsteller zu treten, welche die Unzahl von Werken über europäische Ländertheile durch neue Zuwüchse zu vermehren streben. Der Verfasser muß gestehen, daß er niemals diesen letzteren Ehrgeiz empfunden und daß er es sich namentlich zur Regel gemacht hat, nie etwas über Italien zu veröffentlichen, über welches sich doch kaum noch etwas sagen ließe, was nicht Andere schon gesagt hätten. Aber während eine bändereiche Literatur sich mit dem italienischen Festland beschäftigt, und selbst Sicilien in hundert Büchern besprochen worden ist, sehen wir die benachbarte Schwesterinsel, Sardinien, in unsrer deutschen Literatur so gut wie gar nicht vertreten, und selbst die italienischen, französischen und englischen Werke über dieselbe (meist aus dem ersten Viertel unsres Jahrhunderts stammend), müssen wir zum größten Theil als veraltet bezeichnen, da gerade die Entdeckungen der letzten zwanzig Jahre, namentlich auf archäologischem und geologischem Gebiete, diesem Lande ein ganz neues Interesse verliehen und sich auch die Volkssitten in neuester Zeit vielfach modificirt haben.

Dieser Mangel unsrer Literatur schwebte mir lebhaft vor, als ich zu Anfang dieses Jahres, durch eine Epidemie aus Afrika verschlagen, eine Reise in dem nahen Sardinien unternahm und sich durch die beredten Fingerzeige des ersten Archäologen der Insel, Canonicus Spano, die archäologischen Schätze dieses so wenig gekannten Landes meinem Verständniß aufthaten, eine ganze Welt des Alterthums, namentlich aus jenen sehr frühen Perioden, welche anderswo entweder gar nicht oder nur spärlich vertreten zu sein pflegt, d. h. aus der ursardinischen, phönicischen und karthagischen Zeit, Alterthümer,

Digitized by Google

deren Bedeutung für Sardinien bis jetzt noch kein Werk im Zusammenhange auffaßte und auch nicht auffassen konnte, da wir ihre Kenntniß und richtige Beurtheilung größtentheils den neueren und neuesten Entdeckungen und Forschungen verdanken. Durch einen Besuch des in den zwei letztverflossenen Jahren zu ganz neuem glänzenden Aufschwung gelangten Bergwerksdistricts von Iglesias erschloß sich meinen Blicken auch Sardiniens mineralogischer Reichthum in einer Vollständigkeit, wie ihn frühere Reisende nicht beobachten konnten, da die Entdeckung der meisten jetzt in Bearbeitung genommenen Bergwerke das Ergebniß der neuesten Zeit, zum großen Theile der zwei letzten Jahre bildet. Je länger ich auf der Insel weilte und je eingehender ich mich mit ihrem Studium beschäftigte, um so mehr wurde es mir klar, daß hier noch in vieler Beziehung ein ganz jungfräuliches Feld der Ausbeutung des Reiseschriftstellers offen lag.

Anfangs wollte ich mich darauf beschränken, einige kurze Notizen über die neuesten Entdeckungen zusammenzufassen; bald sah ich jedoch ein, daß diese ohne die Erwähnung der älteren, welche freilich für das deutsche Publicum zum größten Theile auch neu sind, unvollständig sein würden. Aber mit jedem Blick eröffneten sich mir außer den beiden genannten, dem archäologischen und dem mineralogischen, auch noch andere, neue Gebiete, welche theils unerforscht, theils in unsrer Literatur unbesprochen geblieben waren, z. B. die sardinische Volksdichtung, welche erst die Sammlungen der im Volksmunde fortlebenden und bis jetzt von ihm allein aufbewahrten Poesieen in neuester Zeit allgemein zugänglich gemacht haben, die mittelalterliche Nationalgeschichte Sardiniens, welche erst durch die Entdeckung und Entzifferung der sogenannten Pergamente von Arborea Gestaltung gewonnen hatte u. s. w. So wuchsen allmählig meine Notizen zu einem Ganzen heran, indem sie durch die Schilderung meiner eignen Reise auf der Insel Zusammenhang und Fassung erhielten und gleichsam einen Rahmen bekamen.

Dieser Schilderung meiner sardinischen Reise und der auf ihr gesammelten wissenschaftlichen Notizen die Form eines Buches zu verleihen und dieses zu veröffentlichen, bestimmte mich hauptsächlich die Aufforderung Spano's, welcher als ächt sardinischer Patriot es für wünschenswerth hielt, daß sein geliebtes Vaterland auch in andern Sprachgebieten allgemeiner bekannt werden möchte, als dieses bis jetzt der Fall gewesen ist. Daß dieser Zweck durch vorliegendes Buch in unserm Deutschland erfüllt und somit Spano's Vertrauen zu dem Verfasser gerechtfertigt werden möge, ist der heißeste Wunsch des Schreibers dieser Blätter.

Schließlich zwingt mich noch eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit,

Digitized by Google

demselben Spano hier öffentlich meine Erkenntlichkeit für alle Güte auszudrücken, welche er mir zur Erleichterung meines Reisezwecks und Beförderung meiner sardinischen Studien erwiesen, sowie für seine große Gefälligkeit, der ich einen namhaften Theil der in den Text eingedruckten Holzschnitte verdanke, zu welchen er mir in uneigennützigster Weise die Platten zur Verfügung stellte. Ein großer Theil dieser Holzschnitte stammt aus der Hinterlassenschaft La Marmora's, dessen Werk über Sardinien allgemein als das gediegenste anerkannt wird. Andere sind Spano's zahlreichen Schriften entlehnt. Außer diesen sind noch eine Anzahl hinzugefügt worden, um auch die Bilder der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart dem Leser vorzuführen. Hiezu gehören auch die neuedirten phönicischen Inschriften Sardiniens, von denen der Freund des Alterthums im Anhang eine vollständige Zusammenstellung und Erklärung findet.

Was endlich das Titelblatt betrifft, so habe ich dasselbe nach einer mir als Freundschaftsgabe geschenkten Photographie Spano's mit dessen allerdings schwer zu erreichender Erlaubniß verfertigen lassen, indem ich überzeugt war, daß kein Bild geeigneter wäre, einem Werke über Sardinien voran zu stehen, als das des ausgezeichnetsten Sardiniers unter den Lebenden, welcher für die Erforschung seines Vaterlandes allein mehr gethan hat, als ganze Generationen vor ihm.

Dresden, am 22. September 1868.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
Kapitel 1.	Cagliari.	1
„ 2.	Sitten und Gebräuche.	36
„ 3.	Das antike Karales.	65
„ 4.	Das Museum von Cagliari.	87
„ 5.	Umgegend von Cagliari.	120
„ 6.	Iglesias.	138
„ 7.	Bergwerke.	165
„ 8.	Sulcis.	179
„ 9.	Oristano.	193
„ 10.	Tharros.	207
„ 11.	Paulilatino.	241
„ 12.	Macomer.	268
„ 13.	Nurhagen und Riesengräber.	275
„ 14.	Bosa und Ruinen von Cornus.	298
„ 15.	Torralba.	314
„ 16.	Sassari.	332
„ 17.	Nähere und fernere Umgebung von Sassari.	357
„ 18.	Nordküste Sardiniens.	375
„ 19.	Ostküste Sardiniens.	385
„ 20.	Sardinische Volksdichtung.	395
„ 21.	Nationale Geschichte Sardiniens.	443
„ 22.	Geologie. Mineralogie und Fossilien.	482
„ 23.	Pflanzenreich und Bodencultur.	498
„ 24.	Thierreich und Thierzucht.	511
Anhang.	Phönicische Inschriften von Sardinien.	526

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Cagliari.

Noch selten hatte ich eine schönere Meeresfahrt zurückgelegt, als die, welche mich am 10. Februar 1868, in 25 Stunden von Palermo nach Cagliari brachte. Dieser Theil des Mittelmeeres, sonst im Winter der Schauplatz heftiger Stürme, hatte sich heute in sein Feiertagskleid gehüllt, ein ölglatter Wasserspiegel gab die Bilder der malerischen Ufer des Golfes von Palermo mit völliger Deutlichkeit zurück; die Wasservögel ruhten schweigend auf dem befriedigten Element, welches der hellste Sonnenschein im Strahlenglanz seiner vollen Schönheit erscheinen ließ. Die Hauptstadt Siciliens hatte ich am 9ten kurz vor Sonnenuntergang verlassen. Die kleine Insel Ustica, einst der Verbannungsort zahlreicher politischer Gefangener, jetzt nur noch der Aufenthalt von gewöhnlichen Sträflingen, war das letzte Land im sicilischen Meere, das ich im undeutlichen Dämmerlichte unterscheiden konnte. Von nun an bis gegen vier Uhr am folgenden Nachmittag nichts als See, aber eine herrliche, spiegelglatte See, von jener intensiven Tiefe des dunkelblauen Farbentones, wie sie dem Mittelmeere eigenthümlich ist.

Aber so schön auch das Meer, so konnte man doch nicht 24 Stunden mit dessen Betrachtung allein zubringen. Ich fing deshalb an, mich ein wenig unter der Schiffsgesellschaft umzusehen. Hätte ich freilich dieß nur auf demjenigen Platze, auf welchem ich selbst reiste, thun wollen, so wäre dies Sichumsehen zu einer Selbstbetrachtung geworden, denn ich war in der ersten Cajüte des Dampfschiffes Italia der einzige Passagier. So gering ist nämlich gegenwärtig noch der Verkehr zwischen den beiden größten italischen Schwesterinseln, Sicilien und Sardinien, daß das nur zweimal monatlich die Verbindungsfahrt machende Schiff an Reisenden fast Niemand, an Waaren nur äußerst wenig,

und das wenige noch dazu meistentheils als Transito nach Genua bestimmt, mitzunehmen pflegt. Auch würde die Gesellschaft Rubattino, aus letzterer Stadt, welche diese Dampschifffahrt unterhält, dieselbe gewiß längst aufgegeben haben, wäre nicht der officielle Zuschuß, welchen ihr der Staat für die Beförderung der Posten gewährt.

Der Grund eines so auffallend schwachen Verkehrs zwischen zwei nachbarlichen, verwandten Volkstämmen ist wohl zum Theil in natürlichen Ursachen zu suchen. Die Bodenerzeugnisse beider Inseln, welche sich vielfach gleichen, machen kein lebhaftes Bedürfniß nach einem Austausch der beiderseitigen Producte fühlbar. Mit Sardiniens mineralischen Reichthum kann sich freilich Sicilien nicht messen, aber letzteres industrielose Land kann auch keinen Absatzort für die Erzeugnisse der sardinischen Bergwerke bieten, welche in Ermangelung näherer Märkte ihren Weg ins ferne Ausland, nach Belgien oder nach England finden. Dennoch glaube ich, möchte die Hauptursache jenes Mangels an Verkehr in historischen Gründen zu suchen sein und zwar in der anderthalb Jahrhunderte währenden Entfremdung, in welcher die Bevölkerungen beider Inseln von einander politisch geschieden lebten, eine Entfremdung, welche von dem eifersüchtigen Absperrungssystem ihrer Regierungen künstlich erzeugt worden war, und zwar erst seit Beginn des vorigen Jahrhunderts. Denn zur Zeit vor dem spanischen Erbfolgekrieg, als beide Inseln noch einer und derselben Macht angehörten, war der Verkehr Sardiniens mit Sicilien namentlich durch Vermittlung Neapels ein lebhafter, wie noch heute die Existenz eines neapolitanischen und eines sicilischen Stadtviertels in Cagliari beweist. Als aber nach dem Frieden von Utrecht Sardinien den Herzögen von Savoyen zugetheilt worden war, fing die Entfremdung an, welche bis zum Jahr 1860 fortdauern sollte und heut zu Tage noch lange nicht in ihren Folgen überwunden ist, obgleich die Regierung sich Mühe giebt, ihre Spuren zu verwischen. Vor dem Jahr 1860 verkehrte Sicilien unmittelbar mit keinem Lande und keiner Stadt, als mit dem einzigen Neapel; Sardinien nur mit dem einzigen Genua, gleichwie weitentfernte atlantische Colonien, welche nur durch ihr Mutterland mit der übrigen civilisirten Welt in Verbindung stehen. Ein anderthalb Jahrhunderte lang daniederliegender Verkehr läßt sich natürlich nicht in einigen

Jahren auf Regierungsbefehl wieder herstellen, am allerwenigsten auf Befehl einer Regierung, welche ihre guten Absichten durch so wenig materielle Mittel unterstützen kann, wie die heutige italienische. Es ist dieser von Finanznoth schwerbedrängten Regierung noch hoch anzurechnen, daß sie überhaupt die einzige Verbindung, welche zwischen Sicilien und Sardinien besteht, durch Aufgeben des Zuschusses für die Postbeförderung noch nicht hat fallen lassen, denn gewiß trägt dieser Zuschuß zu dem jährlichen Deficit, welches das kleine Budget der Posten, ebensogut wie das allgemeine Staatsbudget, zu verwinden hat, sein gutes Theil bei, denn die Briefbeförderung zwischen beiden Ländern ist, wenn man officielle Depeschen und die Correspondenz der nach Sardinien in eine halbe Verbannung geschickten mißliebigen Beamten abrechnet, beinahe null.

Aus Leuten der zuletzt erwähnten Classe bestand auch ausschließlich die kleine Passagiergesellschaft, in welcher ich den heutigen Tag zubringen und deren Vornehmste ich gleich bei der ersten Mahlzeit kennen lernen sollte. An der Schiffstafel der ersten Cajüte hatte man nämlich die Passagiere zweiter Classe mit denen der ersten, welche ich allein repräsentirte, vereinigt. Obgleich jener nur zwei waren, so wurde doch die Tischgesellschaft dadurch, daß der Capitän, der Schiffsleutenant und zwei englische Maschinisten, im Dienst der Gesellschaft Rubattino stehend, mitspeisten, zu einer ansehnlicheren. Der Haupttheil aber der Passagiere, auch alle Beamte, mit recht sauren Versetzungsmienen, erschien nicht bei Tische, sondern hauste auf dem dritten Platz, wo sie nicht mehr Anspruch auf die Schiffstafel zu machen hatten. Der Gehalt der italienischen Beamten mittleren und niederen Ranges ist nämlich mitunter so außerordentlich bescheiden, daß sie bei ihren häufigen Versetzungen und der geringen von der Regierung gewährten Reiseentschädigung, so ökonomisch als möglich zu Werke gehen müssen, besonders da bei dieser Entschädigung nur auf sie selbst, nicht aber auf ihre oft sehr zahlreichen Familien Rücksicht genommen wird. So befand sich zum Beispiel unter diesen Passagieren dritter Classe ein toskanischer Beamter, welcher in drei Jahren viermal versetzt worden war, das letzte Mal nach Sicilien und diesmal nach Oristano, dem berüchtigsten Fieberorte von Sardinien. Sein Gehalt betrug nur zweitausend und seine Reiseentschädigung für dieses Mal nur fünfzig Franken, und dabei hatte er eine Familie

von fünf Personen, nämlich außer seiner Frau vier Kinder zu ernähren und für deren Beförderung zu sorgen. So war es ihm unerschwinglich, auf dem Schiff einen bessern Platz, als den dritten, zu bestreiten, und, obgleich er auf dieser an und für sich schon sehr wohlfeilen Classe als Beamter auch noch halbe Preise zahlte, so empfand er doch die Ausgabe fühlbar. Es war freilich seltsam anzusehen, wie eine Beamtensgattin, anständig, beinahe elegant gekleidet, mit einer Schaar geputzter Kinder (die meisten Italiener putzen sich für die Reise) auf dem dritten Platz reiste, wo sie in einem Loch bei der Maschine die Nacht hätte zubringen müssen, hätte nicht das Mitleid des Schiffscapitäns ihr erlaubt, in der beinahe unbesuchten zweiten Cajüte ihr Unterkommen zu suchen.

Wie ich zuerst aus dem Gespräch meiner Tischgenossen merkte, so gehörten diese unzufriedenen Beamten extremen politischen Parteien an, und zwar den beiden Polen des politischen Globus; die einen waren ultrareaktionär, je nach ihrer Provinz Anhänger der Bourbons, des Papstes, des Großherzogs von Toskana oder sonst einer gefallenen Regierung, die anderen ultraliberal oder radikal, Mazzinisten, Republikaner oder Prediger irgend einer neuen Zukunftsbeglückenden Utopie. Jene zwei in der ersten Cajüte Mitspeisenden bildeten gewissermaßen die Vordermänner der beiden extremen Partheien, deren Hauptkerne sich auf dem dritten Platz befanden. Der eine entpuppte sich als ein heftiger Reaktionär aus Neapel, ein ehemaliger bourbonischer Infanteriehauptmann, unter der neuen Aera aber zum Lieutnant herabgesunken, und Commandant eines kleinen Forts in einer einsamen Küstengegend Sardiniens. Er genirte sich nicht im Geringsten, seinen Haß gegen die Regierung, deren Brod er aß, und seine Sympathieen für die Gefallene offen zu verkünden. Der Andere war ein früherer Garibaldiner oder gab sich wenigstens für einen solchen aus, schwärmte für Mazzini, schimpfte natürlich bei Gelegenheit auch auf die gefallenen Regierungen, aber bei Weitem mehr auf die gegenwärtige. Obgleich diese Beiden so diametral entgegengesetzten Richtungen angehörten, und vielleicht gerade deßhalb, dem Grundsatz zufolge, daß sich die Extreme berühren, so waren sie doch die besten Freunde von der Welt und fast immer, sowohl in der Cajüte wie auf dem Verdeck konnte man sie im vertraulichsten Zwiegespräch be-

griffen sehen; besaßen sie doch ein gemeinsames neutrales Feld, auf welchem sie sich friedlich begegnen konnten, ihren Haß gegen die jetzige Regierung und ein unerschöpfliches Thema, die nie enden wollenden Klagen gegen diese Regierung, den schlechten Gehalt der Beamten, die Einkommensteuer, die sie bezahlen müssen, die vielen andern Steuern, welchen sie indirect zum Opfer fallen und namentlich jenen Hauptanklagepunkt, den Zwangscours des Papiergeldes. Für Alles mußte, wenn man diese Herren hörte, die Regierung verantwortlich gemacht werden. Sie war an der Theuerung der Lebensmittel, der vorjährigen Mißernte, der Krankheit der Seidenwürmer, der schlechten Qualität des Weines u. s. w. Schuld, sie hatte im vorigen Jahr das Pulvermagazin des Posilippo bei Neapel in die Luft gesprengt und dieses Jahr gar den Einsturz des Hügelvorsprungs von Pizzo-Falcone mit den auf ihm und an seinem Abhang liegenden Häusern von Santa Lucia in derselben Stadt verursacht.

So lange diese Beiden nur solche und ähnliche Paradoxa austauschten, blieb die übrige Tischgesellschaft stumm und hörte den unzufriedenen Beamten mit lächelndem Erstaunen zu. Als aber, was mehrmals vorkam, das unerschöpfliche Thema der Einkommensteuer eingehend berührt wurde, da nahmen Alle an dem Gespräch den lebhaftesten Antheil, sogar die beiden bisher schweigsamen Engländer tauchten auf und gaben ihren Tadel gegen die italienische Regierung kund, welche ihnen zehn Procent von dem Gehalt, welchen sie von der Dampfschifffahrtsgesellschaft bekamen, abzog. Was mich betrifft, so war ich hier gänzlich neutral und vertrug mich mit all diesen unberufenen Politikern, Reaktionären, Garibaldinern und Mazzinisten vortrefflich, weil ich sie eben reden ließ. Was hätte da auch ein Disputiren geholfen? Im Gegentheil ihre Paradoxen trugen sowohl zu meiner, wie zu Aller Belustigung wesentlich bei. Die schönste Comödie bleibt doch immer diejenige, welche im wirklichen Leben aufgeführt wird. Einmal war ich jedoch nahe daran, einen Widerspruch einzulegen, nicht etwa politischer, sondern thatsächlich berichtigender Natur. Der Offizier ging nämlich in seiner Schwarzseherei der italienischen Zustände so weit, daß er behauptete, die Regierung habe es dahin gebracht, daß die Armee die schlechteste der Welt sei. Als er nun nach dem Namen eines andern mit recht schlechter Armee versehenen Staates suchte, um ihn über

Italien zu stellen, da fiel ihm Tunis ein und er sprach das erheiternde Paradoxon aus, daß der Bey von Tunis, wenn er wolle, Italien erobern könne. Das schien mir denn doch ein bischen zu kühn. Aber ich hütete mich wohl zu widersprechen, denn einen Mann, welcher so kurzweilige Dinge sagt, muß man nicht vom Fortspielen seiner komischen Rolle entmuthigen. Auch der wirkliche oder vermeintliche Garibaldiner gab einige seltsame Geschichten zum Besten. Wenn man ihn hörte, so wäre die Regierung ganz in den Händen der Pfaffen und hätte sich mit diesen zum Untergange des italienischen Nationalhelden verschworen. Ja Garibaldi sei vor Kurzem nur wie durch ein Wunder von der Ausführung eines von beiden geschmiedeten Mordplans errettet worden.

Gegen 4 Uhr Nachmittags am 10. Februar kamen wir in Sicht der kleinen Isola dei Cavoli, d. h. der Kohlinsel, welche diesen Gemüsenamen ohne Zweifel nach der Etymologie „lucus a non lucendo“ führt, indem auf ihr auch nicht ein grüner Halm, geschweige denn ein Kohlkopf wächst. Einen schöneren Namen besaß dieses heutigen Tages so prosaisch benannte Inselchen zur Zeit der Römer, es hieß nämlich Ficaria, d. h. die Feigeninsel, ob mit mehr Recht, als jetzt Kohlinsel, das wird den Archäologen, fürchte ich, ein ewiges Räthsel bleiben. Ein so gänzlich pflanzenloses Land kann natürlich keine Bewohner ernähren und der große Leuchtthurm, welchen die Kohlinsel trägt, ist auch das einzige auf ihr sichtbare Zeichen menschlicher Niederlassung. Uebrigens schien das Eiland, vom Meer aus gesehen, nur ein Vorgebirge Sardiniens, so nah lag es an dessen Südküste. Letzterer entlang lief nun unsre Bahn und führte uns noch vor Sonnenuntergang in den einem Binnensee an Ruhe vergleichbaren, schönen, majestätischen Golf von Cagliari ein, im Westen von den sanft harmonischen Linien einer weit ins Meer hineinragenden Bergkette begränzt, im Osten von kraftvollen Felsengruppen gekrönt, und im Norden an eine üppige Ebene stoßend, welche jedoch so tief liegt, daß man sie Anfangs für eine Einbucht des Meeres hält und erst ganz zuletzt in ihr die Kornkammer Sardiniens, das fruchtbare Campidano erkennt.

Ich war entzückt von dem Anblick dieses herrlichen Golfes und wünschte mir Glück zu dem günstigen Zufall, welcher mich, meiner ursprünglichen Absicht entgegen, nach Sardinien gebracht hatte. Denn anfänglich lag diese Insel

gänzlich außerhalb meines Reiseplanes, welcher vielmehr Tunis zum Ziel haben sollte. Doch erst in Palermo hatte ich erfahren, daß die directe Schifffahrt zwischen dieser Stadt und Afrika aufgehört habe und nun nur noch die über Sardinien bestehe. So praktisch war indessen diese letztere eingerichtet, daß das aus Sicilien kommende Schiff am Sonntag Abend in Sardinien anlangte, während das nach Afrika segelnde Cagliari am Sonntag Nachmittag verlassen hatte, so daß ich durch diese Verspätung einiger Stunden wider meinen Willen in letzterer Stadt volle acht Tage auf das nächste nach Tunis fahrende Boot zu warten gezwungen wurde. Wider meinen Willen war es freilich nur am Anfang, denn sobald ich etwas von der höchst interessanten Hauptstadt Sardiniens kennen lernte, söhnte ich mich ganz mit dem Gedanken aus, hier so lange, und selbst länger zu verweilen, ja ich faßte sogar den Entschluß, auf meiner Rückreise von Tunis mehrere Monate ausschließlich dieser Insel zu widmen, welcher Entschluß auch ausgeführt werden und dieses Buch zum Resultat haben sollte.

Man möchte glauben, daß diese Insel gar nicht in Europa läge, so wenig kümmert man sich um sie. Namentlich in Deutschland scheint man dieses interessante Stück Erde sehr zu unterschätzen. Daß das Land einige landschaftliche Schönheiten besitzt, daß es eine interessante Fauna aufzuweisen hat, und daß sich daselbst große, geheimnißvolle, thurmartige Denkmäler, die Nurhagen befinden, das wäre so ziemlich Alles, was man in unserm Vaterland von Sardinien wissen dürfte. Vielleicht hat auch hie und da ein Speculant von den Bergwerken gehört. Daß aber die Insel in allen Naturreichen höchst Interessantes bietet, daß sie außerdem archäologische Schätze der mannichfaltigsten Art, aus dem phönicischen, griechischen und römischen Alterthum, daß sie zahlreiche Ruinenstädte, daß die Hauptstadt ein in seiner Art einziges Museum besitzt, davon haben nur Wenige eine Ahnung.

Wer vollends ethnographische Beobachtungen liebt, der kann nicht leicht ein interessanteres Feld für sein Studium finden, als Sardinien. Die Physiognomien der Bevölkerung sind ein historischer Atlas, in dem man jedes Volk des Alterthums verzeichnet findet, welches eines nach dem andern, mitunter selbst gleichzeitig mit andern, einzelne Theile dieser Insel colonisirte. Auch dem

Künstler bietet sich hier eine schöne Ausbeute, sei es in der Mannichfaltigkeit der Gesichttypen, sei es in der malerischen Drapirung der Gestalten, in dem höchst originellen, halb orientalisch-afrikanischen, halb griechischen Nationalcostüm der Insulaner, welches wirklich noch ein tagtäglich und allgemein, selbst in den Städten getragenes ist, und nicht wie das festländisch italienische, namentlich das vielgerühmte der römischen Campagna, welches nur noch von den bezahlten Modellen der spanischen Treppe in Rom getragen wird, der Vergangenheit angehört. O ihr naiven Touristen, die ihr in den Ateliers der Genremaler in Rom das römische Nationalcostüm bewundert und dabei wähnt, etwas Naturwüchsiges zu sehen, während ihr in Wirklichkeit nur eine Maskerade vor Augen habt, wolltet ihr einmal dieser Tradition der Mode entsagen, die euch nur Geheucheltes und Falsches bietet, und hierher kommen, dann würdet ihr sehen, daß es doch noch in einem zu Italien gehörigen Lande etwas Unverfälschtes giebt, welches noch nicht von Lohnbedienten und speculativen Künstlern modegerecht zugestutzt ist. Aber freilich ihr liebt mehr euer Rom oder Neapel, und die andern fünf oder sechs Städte, die im Bädeker als unvermeidlich beschrieben werden, ihr wollt lieber das zum tausend und ersten Mal sehen, was schon tausend Mal beschrieben worden ist, und solche Länder, wie Sardinien, liegen für euch außer der Welt; und das ist vielleicht auch recht gut, denn es ist ein Glück, daß es noch interessante Gegenden in der Welt giebt, welche noch nicht Mode geworden sind und noch nicht allwinterlich von sogenannten Vergnügungszügen heimgesucht und von einem Schwarm der Touristen mit rothen Büchern unterm Arm, von Stutzern und Modedamen und von ihrem Gefolge, den banditenhaften Courieren und Lohnbedienten, überlaufen werden. Drum bleibt nur in Rom, ihr lieben Touristen, und verderbt mir solche Länder, wie Sardinien nicht.

Obgleich Cagliari einen so sicheren Golf besitzt, daß ein Schiffbruch in demselben beinahe beispiellos ist, so hat es doch einen noch geschützteren Hafen, freilich einen sehr kleinen Hafen, der wohl ein Bild von Dem geben kann, was einst ein karthagischer Kothon gewesen sein mag. Er vermag höchstens vierzig Schiffe aufzunehmen, wenn diese sich recht eng aneinander drücken wollen. Das Einzige, worin er sich von antiken Häfen unterscheidet, ist seine größere

Tiefe, denn ich zweifle, ob jemals ein solcher ein modernes Dampfboot von mittlerer Größe hätte beherbergen können. Sonst aber gewährt er ganz eine Anschauung von einem Hafen des Alterthums, d. h. er bildet ein, bis auf die sehr schmale Einfuhr, ringsum geschlossenes Wasserbassin, welches gleichsam schon mitten in der Stadt liegt, denn auf seinen drei Seiten erheben sich Häuser über den Quais und auf der Meerseite trennen ihn zwei vorspringende Steindämme von der See beinahe gänzlich ab, nur die enge Straße frei lassend, durch welche nicht mehr als ein Schiff auf einmal einsegeln kann. An den äußersten Enden dieser Steindämme liegen kleine Leuchtthürme, deren mit rothem Glas umgebene Laternen des Nachts von fern die sonst selbst dem geschicktesten Piloten leicht entgehende Einfahrtsstraße erkennen lassen. Diese beiden rothen Feuer leuchteten schon seit einigen Stunden, als wir zwischen ihnen hindurchsegelnd, am Abend des 10. Februar in dem Hafen von Cagliari einfuhren.

Hier war Alles bereits Ruhe, die Mannschaft der neben uns ankernden Schiffe schon längst dem Schlummergotte anheimgefallen; alle diese Fahrzeuge sahen verlassen aus, und es schien, als wären wir in einen Hafen der stillen Unterwelt eingesegelt, so wenig Leben herrschte. Diese Todtenstille wurde selbst durch unsre Ankunft Anfangs nicht unterbrochen. Es dauerte geraume Zeit, ehe sich eine, dann eine zweite Landungsbarke zeigte, um die wenigen Passagiere, welche die Italia gebracht hatte, an's Ufer zu setzen. Dies Ufer war, so klein ist der Hafen, zwar so nahe, daß ich vom Schiff ohne große Mühe hinüberspringen konnte, dennoch mußte ich ganz hübsch bezahlen, um mein Gepäck vom Dampfboot im Kahn nach dem Steueramt bringen zu lassen. „Wir können nichts dafür, daß unser Hafen so klein ist und hätten Sie gern eine viertel Stunde gerudert", sagte mir naiv ein Fährmann, der mich für die viertel Stunde, welche er mich hätte rudern können, wenn der Hafen größer gewesen wäre, bezahlen ließ. Auf dem Zollamt herrschte dieselbe Ausgestorbenheit, wie im Hafen. Nach langem Trommeln an einer verriegelten Thür, gelang es mir zwar endlich, einen Unterbeamten hervorzulocken, aber damit war mir blutwenig gedient, denn dieser Hervorgetrommelte besaß nur negative Eigenschaften; er blieb dabei, daß heute Abend unmöglich die Mauthuntersuchung meines Gepäcks noch vor sich gehen könne. Eine so späte Stunde, meinte er, sei polizeiwidrig

für die Landung in Cagliari. Ich bat ihn, dieß der Gesellschaft Rubattino zu sagen, mich aber, sowie mein Gepäck womöglich weiter ziehen zu lassen. Da half jedoch kein Bitten, die höhern Beamten waren alle im Bett oder im Kaffeehaus oder im Theater oder sonst wo, und diese hatten ein ausschließliches Recht, in meinem Koffer herumzustöbern. Schon war ich bereit, auf's Schiff zurückzukehren, denn ich konnte mich unmöglich entschließen, mein Gepäck die ganze Nacht hindurch auf dem offenen Quai liegen zu lassen, obgleich in Cagliari große Sicherheit des Eigenthums herrschen soll. Aber hiervon wußte ich einstweilen noch nichts. Selbst wenn ich es gewußt hätte, weiß ich nicht, ob ich mich auf diese gänzliche Abwesenheit des Diebssinnes bei den Hafenbewohnern verlassen haben würde. Der Mensch ist ein so mißtrauisches Geschöpf.

Da stand ich nun in Mitten eines halben Dutzends von Fachini (Lastträgern), von denen jeder ein Gepäckstück, sei es auch nur einen Regenschirm, ausschließlich zu tragen und dafür bezahlt zu werden beanspruchte. Es waren wilde, malerische Kerle, diese Fachini, welche mit ihren struppigen Gesichtern und zottigen Umhüllungen freilich in einem Urwald besser an ihrem Platz gewesen wären, als an dem friedlichen Handelshafen. Ob die dunkeln Gesichter, aus denen ihre feurigen, kleinen Schakalsaugen hervorblitzten, wirklich von Natur einen negerartigen Farbenton besaßen, ob sie vom Ruß geschwärzt, oder nur von achttägigen, schwarzen Bartstoppeln beschattet waren, hatte ich nicht Zeit zu ermitteln. Kurz sie sahen sehr finster aus, und damit ja kein Lichtstrahl diese Finsterniß erhelle, so umrahmte sie ein jungfräulicher Urwald dichten, tief hinabhängenden, borstigen Haupthaares. Vollkommen im Einklang mit dieser Wildheit zeigte sich das zottige Gewand, welches den Haupttheil ihrer Tracht bildete. Dieses Kleidungsstück war nichts Geringeres, als die historisch berühmte, schon von Cicero erwähnte Mastruca (Sardi Mastrucati, Cicero pro Scauro), das heißt ein Mantel, ohne Form und Schnitt aus zottigen schwarzen Schaaffellen zusammengenäht, deren Haare nach außen gekehrt und in welchem zwei Löcher zum Einschlüpfen der Arme angebracht sind.

Diese wilde Genossenschaft berieth sich nun, was mit meinem Gepäck am Besten anzufangen sei. Mein Vorschlag, es einfach bis Morgen auf dem Zollamt zu deponiren, wurde als zu einfach, und wahrscheinlich weil nicht einträg=

lich, für unausführbar erklärt. Selbst der Zollbeamte schien dieß Anfangs für unmöglich zu halten. Die Fachini hätten am liebsten mein Gepäck die ganze Nacht hindurch, natürlich für theures Geld, spazieren getragen. Aber das ließ der Zollbeamte nicht zu. Dieser Würdenträger gab endlich meinen Bitten nach, erlaubte mir, eine Reisetasche mitzunehmen und nahm das übrige Gepäck in Verwahrung. Nun war ich zwar frei, hatte aber noch einen langen Streit mit den Fachini, welche dafür, daß sie mein Gepäck nicht getragen hatten, entschädigt sein wollten. Ich vertröstete sie auf den kommenden Morgen und trat nun meine Entdeckungsreise nach einem Hôtel in Cagliari an.

Der mich auf dieser Irrfahrt begleitende Fachini war der Träger des Regenschirms, welchem nun zu dieser schweren Last auch noch meine kleine Reisetasche aufgebürdet wurde. Hatte ich keine Ahnung, wo ich in dem mir gänzlich neuen Caglieri, welches auch bis jetzt, so viel ich weiß, noch in keinem Bädeker erwähnt worden ist, einen Gasthof finden sollte, so schien mein Führer nicht besser unterrichtet zu sein. Ich hatte mich schon in Palermo, auf dem Dampfboot, überall, umsonst nach einem Hôtel in der Hauptstadt Sardiniens erkundigt. Mein Führer behauptete jedoch eines zu kennen, in welchem, wie er sagte, gewöhnlich die Engländer abzusteigen pflegten, denn natürlich gilt hier, eben so gut wie in Italien, jeder Fremde im Allgemeinen und der Deutsche im Besondern für einen Inglese, und auch ich konnte diesem Schicksal nicht entgehen. Er brachte mich auch wirklich nâch einer Art von Wirthshaus, d. h. in eine Matrosenkneipe, in welcher einige halbbetrunkene, gemeine Seeleute um ein gebratenes Spanferkel herumsaßen, von dem sie sich ungeheure Stücke zu Gemüth führten. Das war nun freilich nicht ein Gasthof für jenes englische Federvieh, welches nur dazu zu existiren scheint, um von den Lohnbedienten und Wirthen gerupft zu werden. Aber dennoch hatte mein Führer Recht gehabt. Die betrunknen Matrosen, welche das Spanferkel verzehrten, waren wirklich Engländer. Jedoch sie waren eben nur Engländer der Nationalität nach und nicht in dem Sinne, welchen man diesem Wort in Italien jetzt beinahe ausschließlich beilegt, d. h. im Sinn einer fetten Milchkuh, deren Ausbeutung reichlichen Gewinn verspricht. In dem wenig bereisten Sardinien scheint man aber diese letztere Bedeutung noch nicht angenommen zu haben und

ist naiv genug, auch einen englischen Matrosen schlechtweg einen Engländer zu nennen. Das verstand ein gewisser Wirth in Neapel, den ich zu meinem Leidwesen kannte, ganz anders. „Engländer“, pflegte er zu sagen, „sind Alle, welche viele Marenghi (Goldstücke) in der Tasche haben, und wären sie auch in Rußland zu Hause.“ Ich übersetzte mir diese Worte einfach so: „Engländer sind Alle, welche sich betrügen lassen.“ Aber auf dieser Höhe der Civilisation stand Sardinien im Allgemeinen und mein Führer im Besonderen noch nicht. Letzterer hatte mich hierher gebracht, in dem Wahn, daß auch eine englische Matrosenkneipe ein Gasthof für „Engländer“ sei. Obgleich ich kaum daran dachte, hier abzusteigen, so fragte ich doch gleichsam instinktmäßig, ob daselbst Zimmer zu haben seien, worauf mir der Bescheid wurde, daß man in dieser Herberge in dem Speisesaal, auf dessen Boden man Abends Matratzen ausbreite, zu schlafen pflege.

Ich floh natürlich schnell die Umgebung des Spanferkels und nun brachte mich mein Führer vor eine hohe, aber schmale, palastähnliche Façade, auf welcher pomphaft der Titel „Albergo del Progresso“ geschrieben stand. Dieses Fortschrittshôtel, denn das bedeutet der Name, schien jedoch lediglich Façade zu sein, denn der Zimmer waren so wenige, daß man mir vorschlug, mich mit einer alten Dame aus Sassari, die am Fieber litt, zusammen zu logiren. Obgleich mir gesagt wurde, daß eine spanische Wand mich von der alten Dame und ihrem Fieber trennen würde, so konnte ich mich doch nicht entschließen, ihre Einsamkeit zu beleben und setzte deshalb meine Wanderung weiter fort. Nachdem ein anderer Versuch bei einem dritten Gasthof ein ähnliches Resultat gehabt, nur daß man mir dießmal zugemuthet hatte, gar mit irgend einem Unbekannten das Bett zu theilen, entschloß ich mich, des langen Umherstreifens müde, einstweilen einen Ruhepunkt auf meiner Irrfahrt eintreten zu lassen, und begab mich in das erste, beste Kaffeehaus, welches glücklicher Weise das anständigste der Stadt war. Hier brachte ich den Wirth zum Gespräch und erfuhr von ihm endlich die Existenz eines wirklichen Gasthofs, denn die bisher betretenen hatten keinen anständigern Namen, als den von Kneipen verdient. Derselbe führte den Titel Concordia und dort sollte ich sowohl ein hübsches Zimmer, als auch gute Tafel und leidliche Bedienung finden. Allerdings war

dieß kein Hôtel nach großstädtischem Maßstab, aber es bot wenigstens die unschätzbare Eigenschaft vernünftiger Preise und eines freundlichen Entgegenkommens von Seiten der Wirthsleute, fünf Brüdern, von denen der älteste erst 26 Jahre zählte, welche sich in alle Beschäftigungen theilten und außer ihnen, obgleich der Gasthof groß war, nur einen einzigen Kellner nöthig machten.

Am folgenden Tag, nachdem ich mein Gepäck aus den Klauen der Zollbeamten und, was schwerer war, aus denen der Fachini gerettet hatte, begann ich meine Wanderungen durch das mir völlig neue Cagliari.

Es übt immer auf mich, wie gewiß auf die meisten Menschen einen mächtig fesselnden Reiz aus, eine mir noch gänzlich unbekannte Stadt zu betreten. Leider wird mir ein solches Vergnügen jetzt nur noch selten mehr zu Theil, da ich in meinem langen Reiseleben schon fast überall gewesen bin. Hier in Cagliari jedoch war mir dieser Genuß bis jetzt noch aufgespart geblieben. Ich durcheilte, wie im Jubel, seine Straßen, mich an dem Anblick des für mich vollkommen Neuen labend, eben weil es neu, und nicht etwa, weil es glänzend oder prachtvoll gewesen wäre. Diese Stadt besitzt zwar weder hervorragende Gebäude, noch in die Augen fallende Denkmäler, die Kirchen sind nicht in einem prächtigen, ja nicht einmal in einem künstlerisch reinen Styl erbaut, keine architektonisch geschmückten, regelmäßig abgezirkelten Plätze finden sich in ihr, die Häuser glänzen nicht durch den Reichthum ihrer Façaden; kurz, dem oberflächlichen Beschauer wird gewiß Cagliari nie etwas Andres sein, als eine Stadt zweiten Ranges, eine Provincialhauptstadt ohne besondere Bedeutung, ohne Glanz, Reichthum und ohne Sehenswürdigkeiten in der gewöhnlichen touristischen Bedeutung dieses Wortes. Auch mir wollte die Stadt Anfangs keinen rechten Eindruck machen. Als ich aber etwas näher mit ihr vertraut wurde, als ich namentlich mir zu wiederholten Malen von ihren erhöhtesten Punkten einen rechten Ueberblick über Stadt und Umgebung verschafft hatte, da fing die wahre Physiognomie dieser interessanten Stadt an, mir offenbar zu werden, da bekam ich, wie durch Inspiration, erst ein Auge für ihre große Originalität, für den eigenthümlichen Stempel, welchen der Nationalcharakter des Inselvolks ihr aufgeprägt hat. Da begann ich zu erkennen, daß eigentlich diese Stadt einzig in ihrer Art ist, und jedem eingehenderen und ernsteren

Beobachter vielseitiges Interesse gewähren kann, namentlich dann, wenn er sie mit den Augen des Geschichtskenners und des Alterthumsfreundes ansieht.

Eine nicht geringe Eigenthümlichkeit dieser Stadt ist die, wie sich ihre verschiedenen Viertel auf dem Hügel, seinen Abhängen und in der Ebene gruppiren. Sie bilden gleichsam abgesonderte, kleine Städte, jede mit ihrem eigenthümlichen, originellen Stempel und ihrer von den Nachbarn leicht unterscheidbaren Bevölkerung. Am Hafen haust ein betriebsames, rühriges, mehr oder weniger mit der Schifffahrt in Verbindung stehendes Völkchen in modernen, meist sehr niedern Häusern, von den gewöhnlichen flachen, italienischen Dächern gekrönt. Dicht an dieß Seeviertel (wie man es nennt) stößt der ausgedehnte Stadttheil von Stampace, das eigentliche Handelsquartier, wo alle größeren Kaufleute und die meisten bürgerlichen Gewerbe ihren Sitz haben. Dieses Viertel ist das belebteste, wenn auch nicht das stattlichste, so doch das größte, und jedenfalls das volkreichste von Cagliari. Es besitzt seine scharf abgemessenen Gränzen, gegen Süden das Meer, gegen Westen die tiefgelegene Ebene, welche sich um jene innere Fortsetzung des Golfes von Cagliari, den großen Salzwassersee oder Sumpf (italienisch stagno) hinzieht, gegen Norden die Festungsstadt; gegen Osten wird es durch eine noch erhaltene Festungsmauer von der Vorstadt Villanuova getrennt, während auf den andern Seiten die alten Stadtmauern zum größten Theil verschwunden sind. Theils in der Ebene, theils auf einem bald sanftansteigenden, bald steil hinaufstrebenden Hügelabhang gelegen, bietet es in seinem Niveau die mannichfaltigsten Abstände und Verschiedenheiten dar. Da der Gasthof, in welchem ich wohnte, gerade an derjenigen Stelle des Stadttheils Stampace lag, wo sich das Erdreich zu heben beginnt, so hatte ich von meinem Fenster aus die beste Gelegenheit zur Beobachtung dieser Terrainverschiedenheiten, nämlich den Anblick einer Menge Häuser und Gärten, von denen nicht eines dasselbe Niveau, wie das andere, besaß.

Eine lange sanftansteigende Straße, La Costa genannt, durchzieht von West nach Ost diesen Stadttheil, dessen Hauptzierde sie bildet. In dieser herrscht der lebhafteste Detailhandel, der regste Verkehr, man könnte ihr den Namen der Hauptstraße von Stampace, ja vielleicht von ganz Cagliari beilegen, wenn überhaupt die eigenthümliche Bauart und Vertheilung der Stadt eine solche

Benennung zuließe. Wie sanft auch ihr Aufgang von Westen, desto abschüssiger wird ihr südlicher Abhang, je mehr man sich ihrem Ostende nähert. Hier sind die Verbindungsgäßchen nichts als steile, hohe Treppen, welche Jedermann, der nicht die größte Eile hat, gern durch einen nach Westen abschweifenden Umweg vermeidet. In letzterer Himmelsgegend mündet die Straße La Costa in den großen, langen Marktplatz, auch Carl Felix-Platz genannt. Dieser Platz ist so ausgedehnt, daß er die ganze Breite von Stampace einnimmt, indem er sich nämlich vom Meer bis an die Grundmauern der Festungsstadt Castello hinstreckt und Stampace in zwei Hälften abtheilt. Ein seltsamer Marktplatz ist es freilich, noch urwüchsig originell durch seine alterthümlichen Verkaufseinrichtungen und nicht unähnlich einem algierischen oder marokkanischen Suk. Er besitzt nur zwei Reihen von Buden, eine Straße bildend, welche am Anfang stattliche, hölzerne Baraken sind, gegen die Mitte immer bescheidner werden und am untern Ende in niedere Hütten von Schilfrohr ausarten. Aber diese Budenstraße sieht wie verloren in dem ungeheuren Platz aus, welcher mir immer den Eindruck einer Wüste machte, in der sich eine Karavane provisorisch niedergelassen hätte. An seinem nordwestlichen Ende befindet sich eine Fortsetzung von La Costa, welche die Contrada d'Yenne, nach einem ehemaligen piemontesischen General so benannt, bildet. Diese Straße hat die seltsame Laune der Cagliaritaner zu ihrem Lieblingsspaziergang erwählt, obgleich es der Stadt keineswegs an viel schöneren Promenaden, an öffentlichen Gärten, Anlagen, Alleen und sehr anmuthigen Dämmen, dem Meer entlang außer der Stadt gelegen, fehlt. Doch jeder, der Italien bereist hat, weiß, daß diese Kinder des Südens wenn sie überhaupt spazieren gehn, dies in jeder Stadt alle zu einer einzigen bestimmten Stunde, gewöhnlich der letzten der Tageshelle, und an einem und demselben durch Gewohnheit oder durch stillschweigendes Uebereinkommen dazu erwählten Orte zu thun pflegen, und daß bei ihrer Abneigung gegen weite Wege sie sich in der Wahl dieses allgemeinen Sammelplatzes am meisten von dessen leichter und bequemer Erreichbarkeit bestimmen lassen. Letzterer Grund war es auch wohl allein, welcher dieser Straße den Vorzug geben ließ. Was für Rom der Pincio, für Neapel die Chiaja bedeutet, das muß für Cagliari die Contrada d'Yenne vorstellen. Es ist frei-

lich für uns Deutsche, denen beim Spazierengehen der Naturgenuß die Hauptsache zu sein pflegt, schwer zu begreifen, welches Vergnügen darin bestehen kann, in einer Straße, von deren beschränktem Raum man gar keine Aussicht genießt und in welcher man kaum frische Luft schöpft, eine Stunde lang langsam und gravitätisch auf- und abzugehen. Darin besteht aber das Vergnügen der Italiener im Allgemeinen und der Cagliaritaner im Besondern. Sehen und Sichsehenlassen, wenn man sich in volle Toilette geworfen hat, das ist nicht nur für Damen, sondern auch für Männer in Italien der Hauptgenuß beim Spazierengehen und geht ihnen weit über die Freude an der schönen Natur, welche die Mehrzahl kaum zu schätzen weiß. Da die Zahl der Equipagenbesitzer hier nur klein ist, so konnte die Mode noch nicht aufkommen, zur Promenade zu fahren, wie dieß in allen größeren Städten Italiens üblich. Zu solchem Zweck möchte dann auch die Contrada d'Yenne nicht Raum genug darbieten, die sie an Sonntagen und Donnerstagen, wann die Musik spielt, kaum genügt, um alle Fußgänger aufzunehmen, so daß letztere ängstlich Marschordnung einhalten und in Reih und Glied spazieren gehen müssen. Damen pflegen sich übrigens nur in sehr geringer Zahl auf dieser Promenade einzufinden, und so genießen die zahlreichen Stutzer, welche sich eigens für den Spaziergang aufgedonnert haben, nur selten die Genugthuung, von schönen Blicken gemustert zu werden.

Außer dem neuern Namen Yenne, hört man jene Spaziergangsstraße nicht selten mit ihrer ältern Benennung Strada San Francesco bezeichnet, welche sie nach der schönen gothischen Kirche, der ältesten von Cagliari, ihrer Hauptzierde, führt. Sie bezeichnet den östlichsten Punkt der Westhälfte von Stampace, welche topographisch so scharf von der Osthälfte abgetrennt ist, daß der Fremde versucht wird, sie beinahe für eine eigene Stadt, jedenfalls für einen abgesonderten Stadttheil zu halten. Diese Westhälfte gleicht in sofern dem Körper einer Najade, als sie oben stattlich anhebt, um die Mitte sich rundet, und endlich unten in einen langen häßlichen Fischschwanz, d. h. in eine gedehnte, unbedeutende Vorstadt, ausläuft. Letztere Vorstadt, in welcher man eine halbe Stunde lang gradeaus gehen kann und nach einzelnen Unterbrechungen immer wieder Häuser antrifft, artet zuletzt in einen dünnen Faden

aus, d. h. in zwei Reihen niederer, unansehnlicher Häuschen, welche sich zu beiden Seiten der großen, staubigen Landstraße, die nach Sassari führt, hinziehen.

Eine in der Himmelsrichtung ihr diametral entgegengesetzte Vorstadt, jedoch ganz ähnlichen Aussehens, ist die nach dem spanischen Vicekönig Villanuova benannte, am östlichen Ende von Cagliari gelegen, und von Stampace durch eine festungsartige Mauer getrennt. Nur gruppiren sich in dieser die Häuser und Häuschen zu dichteren Massen zusammen. Was die Bauart betrifft, gleichen sich jedoch die Bauten beider Vorstädte durchaus. Alle gehören demselben höchst sonderbaren Styl an und bieten die gleichen Originalitäten und launenhaften Seltsamkeiten dar. Die der Straße zugekehrte Façade ist bei allen nur äußerst schmal, so schmal, daß außer der Eingangsthür nur selten noch ein Fenster das Tageslicht einläßt. In der Tiefe oder Länge, wie man das nun nennen will, dehnen sich die Häuser aber unverhältnißmäßig aus. Alle tragen nicht die gewöhnlichen, italienischen, flachen, sondern spitze, ziemlich hohe Dächer, die nur nach rechts und links, nicht aber nach vorn und rückwärts abfallen. Höchst seltsam ist die Art, wie diese Dächer auf den Breitenseiten gestaltet sind. Man denke sich einen jener spitzen Dachgiebel, wie bei den mittelalterlich deutschen Häusern Nürnbergs und Frankfurts, natürlich in Miniatur, denn es ist ja hier nur von Erdgeschoßbauten die Rede. Aber dieser Dachgiebel ruht nicht, wie jene älteren deutschen auf einer und derselben Linie mit der darunter befindlichen Mauer der Breitenseite des Wohngebäudes, sondern steht bedeutend gegen letztere zurück, und dieser Abstand wird noch augenfälliger durch eine Art von schmucklosem Karnieß hervorgehoben, welches sich grade oberhalb der Straßenfaçade erhebt, und Gelegenheit giebt, eine zwischen ihm und dem Beginn des Spitzdaches befindliche Lücke von wenigstens einem Fuß desto deutlicher zu bemerken. Man sieht, daß Sardinien kein Regenklima sein kann, denn in einem solchen pflegt man eher die Dächer über die Häuser, und nicht die Häuser weiter, als die Dächer, in die Straße hinausragen zu lassen.

Von dem die Stadt beherrschenden Hügel aus gesehen, nehmen sich diese originell gestalteten Dächer namentlich dann höchst sonderbar aus, wenn sie, wie

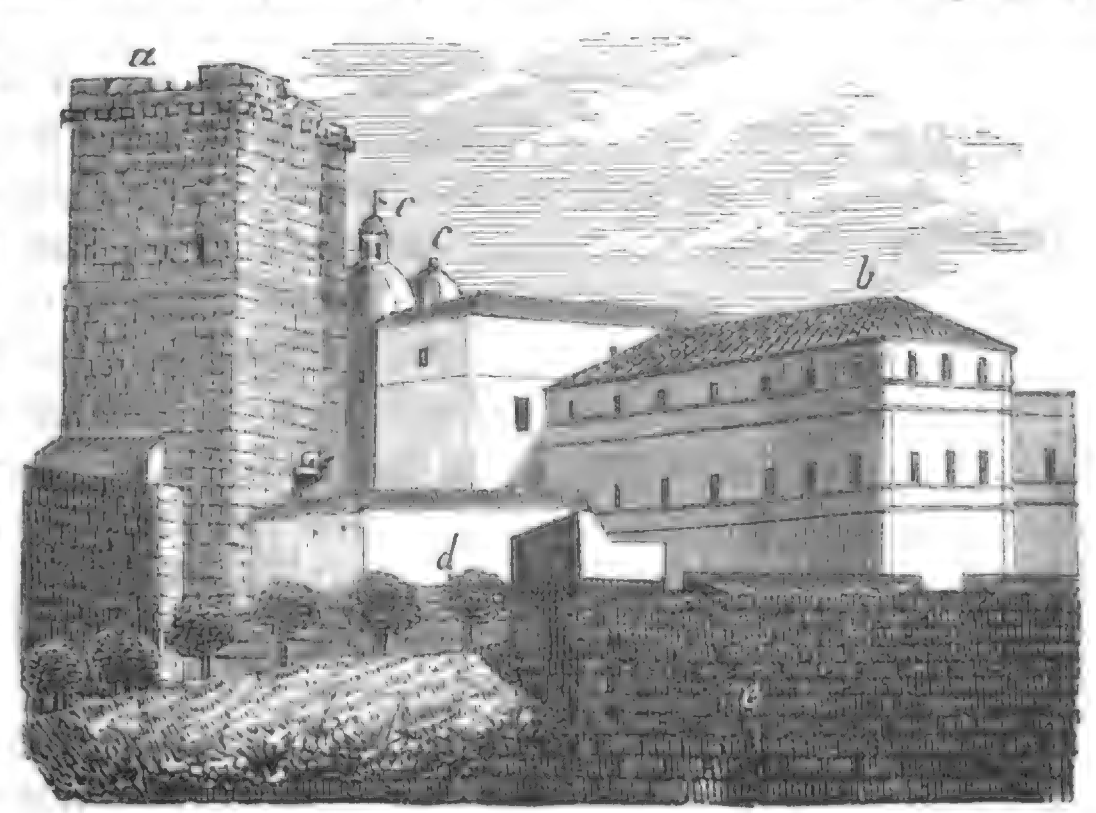
nur wenigen Gebäuden der Sardenhauptstadt, hoch über der Straße schwebend, bald von Mauervorsprüngen, bald von Balken gestützt, kleine eigenthümliche Vorbauten, welche den Hausbewohnern dieselben Dienste, wie hohe, schattige Balkone zu leisten schienen und durchaus den algierischen Erkern glichen. In dem von mir bewohnten Gasthofszimmer hatte ich direct vor meinem Fenster eines der launischsten Beispiele dieser architektonischen Seltsamkeit. Da stand ein großes drei= oder fünfstöckiges Haus, je nachdem man es nun bezeichnen wollte, denn es lag auf einem so steilen Hügelabhang, daß seine untere Façade zwei Stockwerke mehr zählte, als die obere. In jedem der drei höheren Stockwerke dieses Hauses befand sich ein solcher Erkervorsprung. Aber keiner dieser drei Erker glich dem andern. Der unterste war auf einem eigens zu seiner Stütze errichteten Mauerpfeiler erbaut und ragte so weit in die Straße hinaus, daß er drei Fenster enthalten konnte und gewiß ein eigenes kleines Zimmer bildete. Der Vorbau des vierten Stockwerks stach kaum halb so weit von der Mauer des Hauses ab, er glich am meisten einem algierischen Erker, namentlich auch darin, daß er von vielen dünnen, runden Balken, so fein und zierlich, daß man sie beinahe Stöcke nennen konnte, ausschließlich getragen wurde. Endlich schwebte in beträchtlicher Höhe, einem Raubvogelnest vergleichbar, der kleine, luftige Erker des fünften Stockwerkes, halb durch einen Mauervorsprung, halb durch Balken der eben beschriebenen Art gestützt. Er bildete gewiß einen beneidenswerthen Aussichtspunkt. In ähnlichen hochgelegenen Erkern pflegten die Herrscher von Algier ihre Nachmittagssiesta zu halten und von da aus die unterworfene Stadt in selbstbefriedigtem Wohlgefallen zu überschauen. Aber trotz aller zustimmenden Vergleichspunkte, so muß ich doch die Aehnlichkeit dieser und der maurischen Bauten nur für Zufall erklären. Dergleichen architektonische Seltsamkeiten kamen im Mittelalter vielfach vor, in Frankreich, selbst in Deutschland kann man Beispiele derselben nachweisen und in Italien, namentlich im Neapolitanischen, sind solche sogar häufig. Gleiche Bedürfnisse, auf Sittenverwandtschaft gegründet, erzeugten in all' diesen Ländern ähnliche äußere Erscheinungen. Eine solche Sittenverwandtschaft bestand aber im Mittelalter zwischen einzelnen Ländern Europas, namentlich seines Südens, und zwischen dem Culturgebiet des Halbmonds, vorzüglich in Bezug auf einen Punkt, nämlich die eifer=

süchtige Absperrung der Frauen. In Süditalien und Sicilien hat diese orientalische Absperrungssitte selbst bis auf die neueste Zeit fortgedauert. Es galt für unanständig, daß Damen sich am Fenster zeigten. Aber die weibliche Neugier erheischte doch Befriedigung, selbst wenn das Sehen nicht mit dem so wünschenswerthen Gesehenwerden verbunden werden durfte. Um diese zu erlangen, ohne dabei gegen die Sitte zu verstoßen, erfand man die Bretterverschläge der Balkone, die wohlbedeckten, halbverhüllten Erkervorbauten und die orientalischen Haremsgitter. Letztere konnte man sogar mit ängstlicher Treue in den zahlreichen Nonnenklöstern nachgeahmt sehen. Das Aeußere vieler derselben besaß die auffallendste Aehnlichkeit mit einem arabischen Haremsbau. So war zum Beispiel noch vor wenigen Jahren, ehe die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenorden erfolgte, die an Frauenklöstern so reiche Hauptstraße von Palermo voll solcher wohlbedeckter, dichtvergitterter, oder mit einem Bretterverschlag umgebener Befriedigungsplätzchen nonnenhafter Neugier, welche demselben Zwecke, wie die Erker trefflich entsprachen, welche aber heutigen Tages, ihrer schwerfälligen Dächer und Umhüllungen beraubt, zu einfachen offenen Balkonen geworden sind.

Sehen wir so in den niederen Lagen und auf dem Hügelabhang von Stampace an öffentlichen Bauten und Privathäusern mancherlei architektonische Eigenthümlichkeiten, welche wir theilweise einem fremdartigen, theils dem sardisch-nationalen Einfluß zuzuschreiben versucht sind, so bietet uns dagegen die auf dem Hügel selbst gelegene Altstadt einen unverkennbar italienischen und zwar italienisch mittelalterlichen Typus dar. Uebrigens ist hier der Ausdruck Altstadt lediglich in Anbequemung an den Sprachgebrauch der modernen Cagliaritaner gebraucht, deren Mehrzahl aus Unkenntniß der Geschichte ihres Heimathsortes wirklich im Wahne schwebt, daß der Ursprung ihrer Vaterstadt von dem Berge ausgegangen sei, während es doch unumstößlich bewiesen ist, daß das alte phönicische, karthagische und römische Karalis oder Carales auch keinen Zollbreit des Hügels, nicht einmal seines Abhangs, einnahm, sondern sich ausschließlich in der Ebene dem Meere entlang hinstreckte. Aber den Schein haben allerdings die Cagliaritaner bei diesem ihrem Sprachgebrauch für sich, denn die obere Stadt hat noch jetzt durchaus ihren ursprünglichen, ihren mittelalterlichen Stempel bewahrt; ihre massiven, oft selbst festungsartigen öffentlichen Bauten

und Häuser bieten auch ein ungleich ehrwürdigeres Aussehen dar, als die vielfach durch neueren Umbau modernisirten, weniger solid gebauten Wohnungen der unteren Viertel. Von allen Seiten, von welchen man sie betrachten mag, zeigt sich diese obere Stadt wie eine stolze, mittelalterliche Felsenfestung. Eine Festung freilich von ungewöhnlicher Form, nämlich von der eines schmalen, länglichen Vierecks, dessen Breitenseiten ihrer Kleinheit wegen kaum in Betracht kommen, während die Längenseiten über drei Viertel seines Umkreises beschreiben. Diese Form wurde jedoch nicht erst von der Festungsbaukunst geschaffen, sondern ist die natürliche dieser Kalksteinmasse, welche beinahe isolirt aus dem Becken von Cagliari hervorragt. Auf den schmalen Breitenseiten ist diese Isolirung allerdings mehr eine künstliche, dagegen zeigt selbst der oberflächlichste Anblick der Längenseiten unverkennbar, daß diese schon von der Natur befestigt und von den niederen Stadttheilen durch tiefe Abgründe getrennt waren. Ein wahrhaft großartiges Bild gewährt uns der auf der östlichen Seite sich senkende Abgrund, auf welcher eine steile Felsenwand, deren wenige Lücken durch Mauerwerk ausgefüllt sind, unmittelbar hinter den Häuserreihen senkrecht abfällt, und auf ihren kühn hinausragenden Vorsprüngen eine malerische Flora, ein üppiges Chaos der hier so häufigen Cactus und Agaven trägt, jener charakteristischsten Pflanzen des ganzen mittelmeerischen Klimas, welche besonders auf dem spärlichen Erdreich sonnverbrannter Kalksteinfelsen zu gedeihen scheinen. Noch selten sah ich aus so wenig Erde so große und mächtige Pflanzen hervorragen, unter denen namentlich die Agaven überraschend riesige Proportionen aufwiesen. Tritt diese östliche Felswand mit ihrer urwüchsigen Rauhigkeit unverhüllt zu Tage, auch ohne künstlichen Ausbau schon eine Festungsmauer bildend, so sehen wir dagegen die westliche in ihrer vollen Höhe in eine massenhafte Quadermauer eingeschlossen. Zu Füßen dieser riesigen Wand erheben sich die drei- bis vierstöckigen Häuser des Marktplatzes, welche trotz ihrer Höhe neben jenem Gigantenbau nur elende Ameisenhaufen scheinen. Weniger abschüssig, als diese westliche und jene östliche Gränzmauer, sind die kleinen Breitenseiten des Felsenvierecks, welche sich dem Norden und dem Süden zuwenden. Bei der nördlichen Seite, am äußersten Ende von ganz Cagliari gelegen, mußte erst ein künstlicher Abgrund geschaffen werden. Ohne diesen würde sie mit dem darangränzenden

Kalksteinfels, den nun ein Schluchtenweg abtrennt, zusammenhängen. Bei der nach Süden gekehrten Seite fand jedoch gerade das Gegentheil Statt. Hier war ein natürlicher Abgrund vorhanden und erfüllte gewiß auch im Mittelalter seinen festungsmäßigen Zweck. Aus Mangel an andern Verbindungswegen hat man ihn jedoch seitdem ausgefüllt und einen breiten Damm angelegt, welcher jetzt den einzigen bequemen Eingang in die Hügelstadt bildet. Er führt zu zwei großen, festungsartigen Thoren, wahren Gigantenburgen, die allein schon den Namen Castello verdienen, welchen man der ganzen Altstadt beilegt. Zu ihnen klimmt der Ankömmling, wenn er von Stampace nach Castello steigen will, gewöhnlich auf der erst sanftaufstrebenden, an ihrem oberen Ende steiler werdenden Hauptstraße des mittleren Stadttheiles, La Costa, hinan. Ist er an diesem oberen Ende angekommen, dann wechselt er noch zwei Mal die Richtung und gelangt, immer steigend, endlich vor eines der beiden Thore. Das westlichere derselben ist bei Weitem das großartigste, und mit einem hohen Kastell verbunden, dessen Mauern an zehn Fuß Dicke haben. Seiner Massenhaftigkeit und Schwerfälligkeit zu Ehren mag es auch wohl geschehen sein, daß man demselben den Namen des Elephantenthurms (torre dell' elefante) beigelegt hat, welchen es schon im Mittelalter führte.



Der Buchstabe a dieses Holzschnittes bezeichnet den Thurm selbst, c die nahe Kirche San Giuseppe, d den steilen Weg, welcher zur niedern Stadt hinunterführt und e

eine einst mit dem Kastell verbundene Festungsbastei. Letzterer gegenüber liegt das stattliche große Universitätsgebäude (b), welches zugleich das so sehr interessante, sardinische Nationalmuseum enthält und in dieser Eigenschaft noch später unsre Aufmerksamkeit eingehend fesseln wird.

Dringen wir jetzt durch dieses Riesenthor in den Stadttheil Castello ein, so überrascht uns gleich Anfangs das charakteristische Aussehen seiner Straßen, als verschieden von allen andern in Cagliari. Diese Straßen sind eng, von hohen, steinernen Häusern umgeben, und strecken sich schnurgrade von Süden nach Norden. Es mögen ihrer, je nach der Breite, welche die Stadt in ihren einzelnen Theilen besitzt, bald drei, bald vier sein, welche beinahe parallel mit einander laufen, und deren Verbindungswege theils kleine von West nach Ost steil aufstrebende Gäßchen bilden, denn der östliche Theil von Castello liegt bedeutend höher, als der westliche, wie der nördliche höher, als der südliche, theils jedoch auch dunkle, oft mit Treppen versehene Gewölbegänge, welche eine auffallende Aehnlichkeit mit einzelnen Straßen von Tunis zeigen. Alle diese Straßen sind leidlich gepflastert und namentlich vorzüglich reinlich, wie denn Reinlichkeit überhaupt Cagliari vortheilhaft vor andern italienischen und sardinischen Städten auszeichnet. Ungefähr in der Mitte der Stadt kommen wir auf einen kleinen terrassenförmig angelegten Platz, auf dessen höherer Terrasse das Rathhaus und daneben die Cathedrale liegt. Die Grundmauern der letzteren sind so alt, wie die Stadt Castello selbst, und an den zwei Seitenfaçaden, sowie an deren Pforten unterscheidet man auch noch die künstlerische Architekturausschmückung der ursprünglichen Pisanischen Baumeister, welche den Dom im 12. Jahrhundert errichtet hatten. Der von ihnen dabei angewandte Baustyl war ganz derselbe, wie der des Batistero, des ältesten, noch stehenden, religiösen Gebäudes der Mutterstadt Pisa, deren Colonie Cagliari in den Jahren 1122 bis 1380 bildete. Aber die Façade ist leider nicht mehr die alte Pisanische, sondern gehört dem späteren Renaissancestyl, in Zopfstyl übergehend, an. Das Einzige, was mir an ihr nicht mißfiel, war ein Basrelief über dem Haupteingang, die heilige Cäcilia, die Schutzpatronin der Cathedrale, darstellend, wie sie die Orgel spielt. Auch das Innere konnte mich nur enttäuschen, da ich auch hier den Zopfstyl vorherrschend fand. Der Hauptaltar allein mit einem

schönen, silbernen Sacramentshaus ist noch im edleren Renaissancestyl gehalten und schien mir dem 15. oder spätestens 16. Jahrhundert anzugehören. Von der alten Pisanischen Cathedrale hat das Innere nur zwei Cultusdenkmäler bewahrt, nämlich die beiden Ambones (Chorkanzeln), massive, auf Marmorsäulen ruhende, viereckige Kanzeln mit kunsthistorisch merkwürdigen, mittelalterlichen Basreliefs geschmückt. Uebrigens hat man sie von ihrem ursprünglichen Platz neben dem Hochaltar jetzt, da sie wie alle Ambones bei der neueren weniger feierlichen Art der Meßhandlung zwecklos geworden sind, in eine Ecke verbannt, in welcher sie als Zeitgenossen einer edleren Geschmacksrichtung, gegen die Gräuel des rings um sie her üppig wuchernden Zopfstyls stummen Protest einzulegen scheinen.

An Grabdenkmälern im monumentalen Styl fehlt es dem Dome nicht, doch gehört die Mehrzahl derselben leider dem tiefsten Verfall des Kunstgeschmacks an. Als eine künstlerische Monstruosität fielen mir besonders zwei in einer Seitencapelle sich gegenüber stehende Statuen auf, zwei Brüder darstellend, welche zu gleicher Zeit, etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die höchste Gewalt in Sardinien ausgeübt hatten, der eine als Vicekönig, der andere als Erzbischof-Primas, und nach dem Tode seines Bruders, ebenfalls als Vicekönig, so daß die geistliche und weltliche Herrschaft während einer Generation in dieser einen Familie ausschließlich vertreten war. Ein anderes seltsames Denkmal ist das des Königs Martin des zweiten von Sicilien, des ältesten Sohnes und Präsumtiverben des Königs Martin des ersten von Aragonien, des grausamen Unterdrückers von Sardinien und Zerstörers seiner nationalen Unabhängigkeit. Dieser von der Kirche unterstützte Fürst, war in Sardinien einer keineswegs erbaulichen Krankheit erlegen. Er hatte eben die einzigen, noch überlebenden Reste der nationalen Freiheit im Blut erstickt, war als Sieger in die Provinz Oristano, den letzten Zufluchtsort nationaler Freiheit, den Sitz der bis dahin noch unabhängig gebliebenen Fürsten, der Reguli oder Judices von Arborea, eingezogen, als er in Folge etwas zu häufig gefeierter Triumphe über seine eben unterjochten Unterthaninnen, am Uebergenuß der Süßigkeiten des Lebens und dadurch verursachter gänzlicher Erschöpfung in der Blüthe seiner Jugend starb. Da dieser so selig Verschiedene der einzige König war, welcher jemals

der Erde Sardiniens seinen Leichnam überlassen hatte, so wetteiferten die spätern aragonesischen Erzbischöfe von Cagliari darin, sein Denkmal auszuschmücken. Keiner vollendete es gänzlich, denn, obgleich es eine ganze Wand des Querschiffes einnimmt, so kann man ihm doch nicht nachrühmen, daß es den Eindruck der Vollendung mache, aber jeder baute ein Stückchen daran, der eine einen Theil des Piedestals, ein anderer ein Fries, ein dritter ein Karnieß, ein vierter setzte ein Paar Pilaster hinzu u. s. w., so daß es die bunteste Musterkarte der mannichfaltigsten Epochen des Kunstgeschmacks darbietet, und damit es diesen verschiedenen Mustern ja nicht an Etiquetten fehle, so hat jeder Bischof dem von ihm gestifteten Anhängsel sein Wappen in Marmor einverleibt. Obgleich die Kunstepochen, welchen einzelne Theile dieses Denkmals angehören, noch nicht die des Verfalls waren, so ist doch durch die Art der Zusammenstückelung eine Mosaik entstanden, welche wohl eine künstlerische Ungeheuerlichkeit genannt werden kann, und der Re Martino ist somit seiner würdig der Nachwelt repräsentirt. Den ächten sardinischen Patrioten, und deren giebt es nicht wenige, ist dieses Denkmal der tiefsten Erniedrigung ihres Vaterlandes aufs Aeußerste verhaßt und selbst Geistliche, ja Domherrn der Cathedrale, haben schon den Vorschlag gewagt, die monströse Mosaik hinwegzuräumen, wodurch freilich die Kirche einen kleinen Berg aufgehäufter Marmormassen verlieren würde, aber in künstlerischer Hinsicht gewiß nur gewinnen könnte.

Verlassen wir dieses Denkmal, so finden wir gleich neben demselben eine Seitenthür, welche uns aus der Cathedrale hinaus und auf die breiteste Straße des Stadttheils Castello führt. Obgleich letztere Straße keineswegs sehr breit ist, so wurde sie doch in diesem Quartier der engen Gassen und Gäßchen so prachtvoll gefunden, daß man ihr den Namen Piazza (Platz) beilegte, und zwar Piazza Palazzo, nach dem großen, aber wenig bemerkenswerthen Palast der ehemaligen Vicekönige von Sardinien, in welchem auch die wirklichen Könige, nämlich Carl Emmanuel IV. und Victor Emmanuel I. von 1798—1814 residirt haben, als ihnen von all' ihrer Herrlichkeit nichts übrig geblieben war, als das arme, aber treue Sardinien. Später wohnte auch Carl Felix, als er noch Prinz und Vicekönig war, sechs Jahre lang in diesem Palast. Jetzt ist auch der Schatten der königlichen Repräsentation, welchen die bis zum Jahre 1848

bestehenden Vicekönige und bis zum Jahre 1860 ihre mit ähnlichen Prärogativen ausgestatteten Nachfolger, die sogenannten Statthalter (Luogotenenti) geworfen hatten, verschwunden und an ihrer Stelle spukt nun in den weiten Räumen des königlichen Palasts die klägliche Figur eines Provincialpräfecten mit einem mageren Gehalt von 20 bis 30 tausend Franken. Die Sardinier sind so unvernünftig, diese Aenderung der Regierung übel zu nehmen, sie hatten sich an ihre Vicekönige und den fürstlichen Staat, welchen diese mit ihrem Gehalt von 100,000 oder 120,000 Franken machen konnten, gewöhnt. Gewiß muß auch der Abstand von diesen Würdenträgern zu den jämmerlichen unsrer Zeit besonders denjenigen Bürgern von Cagliari auffallen, welche sich noch der Vicekönige vor 30 Jahren, als die Feudalrechte noch nicht abgeschafft waren, erinnern. Damals führten die Vicekönige ein sorgenfreies Leben. Sie brauchten sich nicht zu fragen, was werden wir essen, wo werden wir unser Haupt hinlegen? Zu letzterem Zwecke besaßen sie den großen, königlichen Palast, und ersteres Bedürfniß mußte unentgeltlich von den Bauern der umliegenden Dörfer befriedigt werden. Bis zu Aufhebung der Feudalrechte, d. h. bis zum Jahre 1837, hatte nämlich täglich eines jener Dörfer die Verpflichtung, ein schönes, großes Kalb für die vicekönigliche Tafel zu liefern. Jetzt hat man die Bauern freilich von dieser Steuer befreit, obgleich sie darum nicht zufriedener sind, und der Präfect nährt sich nicht mehr von unentgeltlichem, feudalem Kalbfleisch, deshalb kann er auch keine Diners geben, wie es seine splendid ausgestatteten Vorgänger thaten, und der zahlreiche, sardinische, stolze, aber arme Adel, welcher seine sogenannten Paläste im Stadttheil Castello unweit des königlichen hat, empfindet schwer den Verlust der gastfreien Tafel und der geselligen Freuden, welche ihm früher in jenem Palaste geboten wurden.

Dieser Adel ist in seiner Bedeutung und seinen Mitteln jetzt ebenso sehr herabgesunken, wie das zur Präfectur zusammengeschrumpfte Vicekönigthum. Die feudalen Rechte hatten auch ihm sein tägliches Kalbfleisch, wenn auch vielleicht in anderer Form, geliefert. So lange sie noch bestanden, d. h. vor etwa dreißig Jahren, thronte er stolz in seinen Palästen, welche zwar kaum letzteren Namen verdienten, aber doch große, schöne, stattliche Häuser sind. Da wäre es keinem eingefallen, Miethsleute aufzunehmen. Jetzt ist das Alles anders ge-

worden. Der adelige Besitzer wohnt in einem Winkel seines Palastes und, obgleich die Miethspreise in dem für Geschäftsleute ganz unbrauchbaren, und auch für Andere unbequemen Stadttheil Castello höchst niedrig sind, so ist er doch genöthigt, auf diese kleine Vermehrung seines geschmälerten Einkommens zu speculiren. Meistens sind es Leute, welche dem gelehrten oder dem geistlichen Stand angehören, Professoren der Universität, Domherrn der Cathedrale oder auch Studenten, welche außer dem Adel noch in Castello hausen. Ausschließlich von ihren Besitzern werden nur einige fünf oder sechs Häuser dieses Stadttheils bewohnt, welche Eigenthum der wenigen, reich gebliebenen Adelsfamilien sind. Andere stehen jedoch ganz leer, nämlich diejenigen der auf der Insel mitunter überreich begüterten spanischen Edelleute, deren Gesammtbesitz zur Feudalzeit die Hälfte aller sardinischen Lehen ausmachte. Auch andere fremde Geschlechter waren früher hier begütert und besaßen in Cagliari ihre stattlichen Paläste. Zu diesen gehörten die Fürsten Pignatelli aus Sicilien, deren Palast zwar jetzt halb verfallen ist, aber doch noch deutliche Spuren vergangenen Glanzes offenbart. Unter den in besserem Zustand erhaltenen Palästen von Castello zeichnet sich derjenige der Marchesi di Aymeri, eines aus Aragonien stammenden, jetzt sardinischen Geschlechtes und der des spanischen größten Grundbesitzers der Insel, des Herzogs von Sotomayor, aus. Bemerkenswerth ist seiner Bildergallerie wegen der Palast Candia, aus welchem Hause der berühmte Tenorist Mario stammt, ferner der kaum ein Jahrhundert alte Palazzo Boyl mit vier schönen Statuen an der Façade, welcher die Stelle eines alten Festungsthurms einnimmt.

Haben die neuesten Zustände den weltlichen Würden übel genug mitgespielt, so konnte es in unserm Jahrhundert nicht fehlen, daß es den geistlichen noch schlechter gehen mußte. Hat man den Präfecten auf ein Drittheil des Gehalts seines Vorgängers herabgesetzt, so ist der Erzbischof gar auf ein Zehntheil des seinigen reducirt worden, da der letzte dieser Würdenträger noch 60,000 Franken jährlicher Einkünfte besaß, und heut zu Tage in Italien 6000 Franken den Normalgehalt aller Bischöfe, sowie Erzbischöfe bilden. Einstweilen erspart jedoch die Regierung auch diese kleine Summe, denn bis jetzt hat sich in Cagliari noch Keiner gefunden, welcher für so geringe Entschädigung

die Lasten, Verantwortlichkeiten und die bei der Verfeindung des Staats mit der Kirche so schwierige Stellung eines Erzbischofs anzunehmen den Muth gehabt hätte. Der letzte, der diesen Titel hier führte, ist im vorigen Jahre in Rom gestorben, wo er seit siebenzehn Jahren in Verbannung von päpstlicher Unterstützung gelebt hatte. Plötzliche politische Veränderungen bringen überall dergleichen persönliche Härten im Gefolge. Das Land im Ganzen wird unzweifelhaft mit der Zeit aus diesen Reformen Gewinn ziehen, einstweilen machen sich aber die Härten lebhaft fühlbar. Nicht nur Einzelne, sondern ganze Städte, namentlich Provincialstädte, leiden unter ihnen. So hörte ich hier in Cagliari überall Klagen; das dritte Wort war Miseria (Elend). Je länger ich diesen Klagen zuhörte, desto klarer wurde mir, daß sie nicht aus der Luft gegriffen seien, obgleich die Leute zu weit gingen, diese Klagen in Auklagen und zwar Anklagen gegen die Regierung auszudehnen. Daß durch die Aufhebung der etlichen zwanzig, meist reichen Klöster von Cagliari und durch die Säcularisirung ihrer Insassen mit elenden Gehalten von drei- bis sechshundert Franken der Stadt jährlich eine Summe von einer halben Million entzogen wird, welche die Gesammtheit der Klöster hier zu verzehren pflegte, mag eine Thatsache sein; unläugbar ist es ferner, daß die Herabsetzung des Gehaltes der achtzehn oder neunzehn Domherrn der Cathedrale, von welchen einige an fünftausend Franken einnahmen, auf die bescheidene Summe von 900 Franken, sowie die Abschaffung vieler andern geistlichen Stellen, endlich das thatsächliche Aufhören der theologischen Facultät, da Niemand unter der neuen Aera Priester werden will, ebenfalls ein hübsches Sümmchen dem Verkehr entziehen, rechnet man hierzu die Abschaffung vieler Beamtenstellen, welche mit dem Vicekönigthum in Verbindung standen, die Reducirung dieses selbst auf eine schlechtbezahlte Präfectur, das thatsächliche Aufhören der erzbischoflichen Würde, die Verarmung des Adels, und endlich noch die Abwesenheit der wenigen Reicheren, welche als Senatoren oder Deputirte meist in Florenz leben, so begreift man wohl, warum die Cagliaritaner klagen, daß jetzt nur noch halb so viel Geld ausgegeben werde, als früher. Aber das sind die unausbleiblichen Folgen der politischen Krisis, und die Regierung deshalb anklagen zu wollen, scheint mir gegen den gesunden Menschenverstand. Uebrigens muß ich den Sardiniern das Zeugniß ausstellen,

daß ihre Anklagen selten heftiger Natur sind, wie ich dergleichen in Neapel und Sicilien nur zu oft hören mußte. Eine größere politische Reife ist den Bewohnern dieser Insel nicht abzusprechen. Man sieht eben, daß sie ursprünglich einem Staat angehörten, welcher das älteste constitutionelle Königreich des modernen Italiens bildete.

Der erzbischöfliche Palast, der mich zu dieser kleinen Abschweifung geführt hat, feiert nun unbewohnt und wird auch noch lange feiern können. Uebrigens wurde mir versichert, derselbe sei so sehr der Reparatur bedürftig, daß der künftige Würdenträger seinen Gehalt zehn Jahre lang ausschließlich dazu verwenden müsse, wenn er ihn wieder bewohnbar machen wolle, ein neuer Abschreckungsgrund für die etwaigen Candidaten des Palliums. Unweit des erzbischöflichen Palasts, dem nördlichsten Winkel der Stadt Castello, bemerkte ich ein anderes ehemals palastartiges, jedoch jetzt äußerst baufälliges Gebäude, dessen heutige Bestimmung als militärische Rumpelkammer mich zwar sehr gleichgültig ließ, welches aber dann mein sympathisches Interesse erregte, als ich vernahm, daß hier der erste Tempel der Wissenschaft in Sardinien, die von Philipp III. gegründete Universität von Cagliari, ihren ursprünglichen Sitz hatte. Jetzt ist die Universität nach dem andern Ende von Castello ausgewandert, ja sie liegt gar nicht mehr in diesem Stadttheil, sondern gränzt nur an ihn, und dieser nördlichste Theil der Altstadt, zugleich der am höchsten gelegene von ganz Cagliari, ist nun ausschließlich Soldatenviertel geworden. Hier drängen sich zwei Kasernen, das Arsenal, ein Equipirungsdepot, Militärkrankenhaus und ein großes festungsartiges Gefängniß in engem Raume aneinander. Ganz im Einklang mit dieser kriegerischen Bestimmung ist auch das höchst martialische Aussehen dieser Gruppe von Militärbauten, so martialisch, wie man es bei modernen Anstalten ähnlicher Natur sonst gar nicht mehr gewohnt ist. Namentlich das festungsartige Element ist hier mit einem Aufwand von Material entwickelt, welcher Staunen erregt. Am meisten überrascht jedoch der Ueberfluß an Festungsthoren, deren hier in kleinem Raum eine auffallende Anzahl beisammen steht. Als ich zum erstenmal durch das südlichste dieser Thore, das der ursprünglichen Universität gegenübergelegene Stadtthor, hinaustreten wollte, war ich im Wahn, nun gleich unmittelbar ins Freie zu kommen, denn

ich wußte, daß die Stadt sich in dieser Richtung nicht mehr weit ausdehnen könne. Welches war jedoch nicht meine Ueberraschung, als ich mich nun drei andern festungsartigen Thoren gegenüber fand. Ich stand in der Mitte eines Vierecks von nur geringer Ausdehnung und hier hatte ich nach jeder Himmelsgegend ein Thor. Das südliche war das, durch welches ich gekommen war, das westliche und das östliche führten ins Freie und im Norden befand sich die große Eingangspforte zum königlichen Arsenal, welches eine eigne kleine Felsenstadt, noch über der Felsenstadt Castello gelegen, bildet. Zwei dieser Thore tragen unverkennbar den mittelalterlichen Stempel, das östliche ist noch mit einem schwerfälligen hohen Castell verbunden, und zwischen ihm und dem südlichen liegt das Gefängniß, das einzige bewohnte Gebäude auf diesem Platz, welchen sonst nur Thore und unbelebte Steinmassen umgeben. Wer sich von der Massenhaftigkeit mittelalterlicher Festungsbauten, wie sie die Pisaner und Genueser zu errichten pflegten, mit einem einzigen Blick einen recht lebhaften Eindruck verschaffen will, der stelle sich auf diesen Platz der aufgethürmten Steinmassen, der Riesenthore und Castelle, auf welchem ein Baumaterial verschwendet ist, mit welchem man eine kleine Stadt hätte bauen können. Wie völlig zwecklos sind aber jetzt alle diese Festungsbauten geworden? Es scheint mir fast ein Anachronismus, daß die Regierung überhaupt noch Schildwachen vor diese ohnmächtigen Kolosse stellt.

Die älteste der vier Pforten ist die östliche. Treten wir durch diese hinaus, so sind wir mit den Thoren gleichwohl noch nicht fertig. Zuerst nimmt uns ein wie zwischen Kasematten angelegter, künstlicher Hohlweg auf, welchen jähe Kalksteinfelsen und darauf aufgebaute Fortificationsmauern umgeben, eine ächt mittelalterliche Festungsschlucht. Am Ende dieser Schlucht oder dieses künstlichen Hohlweges, wie man es nennen will, empfängt uns ein fünftes, massenhaftes, castellartiges Thor und nun erst treten wir ins Freie hinaus. Nach einigen hundert Schritten kommen wir dann endlich an die einzige noch ihrem Zweck entsprechende Thür, an die moderne Stadtpforte, welche sich jedoch nach den eben verlassenen Werken des Mittelalters, so niedrig, bescheiden und friedlich ausnimmt, daß sie kaum unsre Beachtung erregt. Hinter derselben erschließt sich, als ein Labsal für das durch jene Festungsmassen überwältigte

Auge, der blumenreiche, schöne, öffentliche Garten von Cagliari, ganz auf einem dem Felsen abgewonnenen und zum Theil in ihm ausgehauenem Terrain mühsam angelegt.

Eine andere Promenade befindet sich im Westen des Thorvierecks, nämlich die lange, große Allee von Buon Cammino, von deren äußerstem Punkte dem Beschauer eine herrliche Aussicht auf die Berge um Pula und Nora, sowie auf den schönen, majestätischen Meerbusen und beinahe direct unter seinen Füßen auf den großen Salzwassersee oder Sumpf zu Theil wird, der die Verlängerung des Golfes bildet und in die unabsehbare, bis an die westliche Meeresküste sich dehnende, tiefgelegene Ebene von Campidano mitten hinein zu fluthen scheint.

Einen dritten Spaziergang besitzt Castello in der sogenannten Bastion, gleichfalls einem ehemaligen Festungswerk der Pisaner, jetzt in zwei große, luftige, durch eine Treppe verbundene Terrassen umgewandelt, auf welchen, trotz des sie deckenden Pflasters, dennoch zahlreiche Seepinien dem Spaziergänger Schatten gewähren. Endlich bildet noch eine vierte Promenade jene schöne, Pinienallee, welche östlich am Fuße der Stadtmauer von Castello nach Villanuova führt.

Auch dem Umkreis des untern Stadttheils fehlt es nicht an Spaziergängen, unter welchen einer der interessantesten nach dem im Osten dicht am Meere gelegenen Hügel Monreale führt. Derselbe ist durch eine geologisch wichtige Fossiliengrotte berühmt, in welcher man zahlreiche Reste von Cynotherium und vorweltlichen Wölfen entdeckt hat. Auch hieß wirklich ein daran gränzender zweiter Hügel schon im Alterthum Mons luporum und führt selbst heute noch im Volksmund den Namen Monte urpino, d. h. Wolfsberg. Auf einem dritten kleinen Berge in nächster Nähe liegt das von den Aragoniern gegründete Kloster von Bonaria, in welchem ein den Trinitariern ähnlicher, jedoch älterer, spanischer Orden, nämlich die Mercedarii, vom h. Pietro von Nolasco gegründet, bis noch vor zwei Jahren ihren Sitz hatten. Diese Mönche besaßen das eigenthümliche Privilegium, das aragonische Wappen in einer kleinen silbernen Kapsel um den Hals tragen und bei festlichen Gelegenheiten mit dem Degen an der Seite erscheinen zu dürfen, auch führten sie den Titel eines militärischen Ordens, obgleich ihre Wirksamkeit rein friedlicher Natur war. Ihre menschenfreundliche

Thätigkeit war nämlich dem Loskauf von Christensklaven in moslimischen Ländern gewidmet. In der Sacristei wird man an diesen Wirkungskreis des Ordens durch eine Anzahl von Wandgemälden erinnert, welche die merkwürdigen und oft sagenhaften Abentheuer einzelner Mercedarier in jenen Ländern verewigen. An seltsamen Wundern hat es dabei auch nicht gefehlt. So war zum Beispiel ein Mitglied des Ordens unter der Regierung eines sehr fanatischen Dey's nach Algier gekommen, um Christensklaven frei zu kaufen, stieß aber daselbst auf so hinderliche Schwierigkeiten, daß er unverhältnißmäßig lange Zeit müßig feiern mußte, ohne für seinen Zweck das Geringste leisten zu können. Aber diese Frist war dennoch für seine Menschenfreundlichkeit nicht verloren. Um wenigstens etwas zur Erleichterung des Looses der Gefangenen zu wirken, bemühte er sich, ihnen eine bessere Nahrung, als die schlechte Galeerenkost, zu bieten und begab sich folglich täglich mit Lebensmitteln nach dem Bagno, um dieselben unter die Sklaven zu vertheilen. Doch unglücklicher Weise war der Dey von Algier mit dieser Philanthropie nicht einverstanden und verbot dem Geistlichen bei Todesstrafe, den Gefangenen ferner noch zu essen zu bringen. Der Mönch fuhr gleichwohl fort, seinen Glaubensgenossen Lebensmittel zuzutragen. Eines Tages wurde er aber von den Häschern des Dey auf der That ertappt und mit einem Korb voll Lebensmitteln als corpus delicti vor den Fürsten gebracht. Als nun der Dey wuthschnaubend fragte, warum er dem Verbot getrotzt habe, da deckte der Mercedarier den Korb auf und, o Wunder! die Brode hatten sich auf das Gebet des Mönches sämmtlich in Rosen verwandelt. Diesen Augenblick, wie der Heilige (er wurde später canonisirt) dem Dey seinen Korb voll Rosen vorzeigt, hat der Künstler, ein Spanier, festgehalten und mit vielem Geschick dargestellt. Alle andern Bilder der Sacristei wie der Kirche selbst, schienen mir gleichfalls der spanischen Schule anzugehören. Unter letzteren bemerkte ich ein vorzügliches, welches ich dem berühmten Juan Juanes von Valencia zuschreiben möchte, welchen man den spanischen Rafael genannt hat und zwar deßhalb, weil seine Gemälde auffallend der ersten peruginesken Manier des Rafael ähneln.

Während ich im Anschauen dieses harmonisch-schönen Gemäldes vertieft war, trat plötzlich ein Sacristan mit der Frage an mich heran, ob ich nicht

die Hauptmerkwürdigkeit der Kirche zu sehen wünschte. Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter, welcher sehr gut Bescheid wußte, und, da dieser mich zu ermuthigen schien, so folgte ich dem Sacristan. Ich wünschte aber doch zu wissen, wohin er mich führe. Seine Antwort überraschte und enttäuschte mich zugleich. Sie lautete nämlich: zur Marchesa (Marquise). Wer mochte diese Dame sein, und in wie fern war sie merkwürdig? War sie vielleicht irgend ein Blaustrumpf, welcher auf Fremde Jagd machte? Aber ich sollte nicht lang im Irrthum bleiben. Die Marchesa war eine längst verstorbene Person, welche einst am Hofe Philipp des Zweiten geglänzt hatte, aber jetzt als vertrocknete Mumie in einem Kellerloch bewahrt und den Engländern für Geld gezeigt wurde. Der Sacristan ging höchst respectlos mit ihr um. Er packte sie nämlich, sowie drei andere Mumien, aus dem Schrank heraus und ließ sie auf den Boden fallen, daß es knallte. Ich war jedoch nicht tief genug in die altspanische Etiquette eingeweiht, um die Marquise unter den drei andern Mumien zu unterscheiden. Aber der Sacristan belehrte mich: „Sehen Sie nicht, sie hat als Hofdame einen rothen Strumpf an, mit diesem Zeichen ihrer Würde wohnte sie der Hochzeit einer portugiesischen Prinzessin bei.“ Arme Marchesa! dachte ich. Sic transit gloria mundi.

Sowohl der Hügel, auf welchem das Kloster steht, als der Nachbarhügel Monreale ist reich an antiken Excavationen, römischen Columbarien und Gräbern. In diesen Grotten hatte die erste aragonische Armee, welche Cagliari belagerte, im 14. Jahrhundert ihr anfängliches Unterkommen gefunden. Der König Alphons I. soll sogar selbst eine Zeitlang in einer solchen Felsengrotte gewohnt haben. Da jedoch die Belagerung Cagliaris sehr lange dauerte, so besaßen die Aragonesen Muße, sich hier Häuser zu bauen und es entstand bald eine kleine Stadt, Namens Barcelonetta, welche im 14. und 15. Jahrhundert blühte, aber jetzt spurlos verschwunden ist; nur die römischen Gräber, die ersten Wohnungen ihrer Erbauer, haben die kleine Stadt überlebt.

Unweit von Monreale, doch etwas mehr im Innern gegen Villanuova zu, liegt das ehemalige Kloster des heiligen Fulgentius, eines afrikanischen Bischofs, welcher im Jahr 504 zur Zeit der arianischen Kirchenverfolgung vor den Vandalen aus Afrika geflohen war, und den Leichnam des heiligen Au-

gustinus mitgebracht hatte. Diese letztere, kostbare Reliquie, wurde zwei Jahrhunderte hindurch in der am Marktplatze von Cagliari gelegenen Kirche von St. Agostino vecchio aufbewahrt. Aber der sardinische Boden war nicht bestimmt, sie zu behalten. Als im Jahr 730 die Araber sich der Stadt Cagliari bemächtigt hatten, suchten sie natürlich Alles zu Geld zu machen, was sie vorfanden. Auch für den Leichnam des Heiligen zeigte sich ein Käufer, nämlich der longobardische König Luitprand, dessen Gesandte in Cagliari angekommen waren und große Summen für die kostbare, authentische Reliquie boten. Nach einem von dem berühmten sardinischen Geschichtsforscher Martini kürzlich entdeckten Palimpsest, der nur zehn Jahre nach jenem Ereigniß geschrieben wurde, müssen aber diese Gesandten bei dem Kauf von den Arabern tüchtig betrogen worden sein. Nachdem sie bereits den bedungenen Kaufpreis bezahlt hatten, wurden sie gezwungen, ihn ein zweites und schließlich noch ein drittes Mal zu entrichten. Als sie sich aber endlich mit dem theuer erkauften Heiligthum einschiffen wollten, drohte ihrem Besitz eine neue, unerwartete Gefahr, nämlich von Seiten der den Arabern nur halb unterworfenen, christlichen Sardinier, welche eine so kostbare Reliquie nicht aus ihrem Vaterlande entführen lassen wollten. Unter ihrem einheimischen Fürsten, dem Regulus Gialeto, demselben, welcher sie früher vom byzantinischen Joch befreit hatte, griffen sie die Araber und Longobarden an. Gleichwohl gelang es den letzteren, den Leichnam des Heiligen einzuschiffen und nach Pavia zu bringen, wo er sich noch heute befindet; aber bei dem Kampf waren doch die Gewande des ehemaligen Bischofs von Hippo in die Hände der Sardinier gerathen, oder wenigstens ein Theil derselben, und dies ist jetzt Alles, was Sardinien vom h. Augustinus behalten hat. Dieselben werden noch in einer Kirche von Cagliari gezeigt. Bei andern Autoren liest man jedoch die Behauptung, die Sardinier hätten die Gewande des Heiligen in der Nacht vor der Einschiffung durch List entwendet, indem sie den Leichnam solche Kleider anzogen, welche den ursprünglichen durchaus ähnlich waren und sich der authentischen bemächtigten, ein Austausch, welcher den Arabern sehr gleichgültig sein mußte, von den Longobarden aber gar nicht als wirklich stattgefunden betrachtet wurde. Wie dem auch sein mag, das Resultat ist, daß beide Städte, Pavia und Cagliari, die echten Gewande des Heiligen zu besitzen glauben.

An Kirchen hat Cagliari keinen Mangel; es besitzt deren nicht weniger als funfzig, und vier Oratorien, außerdem noch eine Menge Capellen. Ich übergehe jedoch hier deren eingehende Beschreibung. Sie schienen mir alle nicht besonders merkwürdig und sind, was ihre Architektur betrifft, obgleich mitunter die Fundamente und selbst die Mauern uralt, dennoch keineswegs Denkmäler eines guten Geschmacks. Die meisten wurden zur Zeit des herrschenden Zopfstyls restaurirt. Die einzige Kirche, welche sich im Aeußeren in reinem Styl erhalten hat, ist die von San Francesco, in der Contrada d'Yenne, ein schönes Beispiel des gothischen Styls. Im Inneren hat sie nur ein einziges, großes Kirchenschiff, woran eine Menge Capellen gränzen, welche mancherlei Merkwürdigkeiten, jedoch von untergeordnetem Interesse, enthalten. In einen Winkel der Kirche sind die alten gothischen Ambonen verbannt, ähnlich denen bei der Cathedrale beschriebenen. Eine einzige Inschrift auf diesen Ambonen möchte für uns Deutsche Interesse haben. Sie bezieht sich nämlich auf die Eroberung von Tunis durch Carl V., welcher sowohl vor diesem Feldzug in Cagliari seine Flotte gesammelt hatte, als auch nachher als Sieger wieder hieher gekommen war. Er soll damals in dieser Kirche, und zwar von dem einen der noch vorhandenen Ambonen herab, welcher so aus einen Evangelienpult in eine kaiserliche Loge verwandelt worden war, die Messe gehört haben, und diese an und für sich freilich höchst unwichtige historische Einzelheit findet sich durch die genannte Inschrift verewigt.

Zweites Kapitel.

Sitten und Gebräuche.

Der vornehmere Theil der Bürger von Cagliari ist zwar, was seine Sitten und Gebräuche betrifft, nicht viel merkwürdiger, als die Bewohner anderer italienischer Städte. Auch beim Volk vermißt man leider schon vielfach jene nationalen Eigenthümlichkeiten, welche uns die Reiseschriftsteller aus dem

ersten Drittel unseres Jahrhunderts schildern. Die vielen unsrer Zeitgenossen, vorzugsweise aber den romanischen Völkern eigenthümliche Verirrung, die Civilisation mit einer äußerlichen Uniformirung zu verwechseln, hat auch auf einen großen Theil der Cagliaritaner ihren Einfluß geäußert, und so bietet der höhere und mittlere Bürgerstand dieser Stadt nichts als einen getreuen Abklatsch von dem von Genua, Livorno oder Turin dar. Anders ist es jedoch mit den unteren Classen der Bevölkerung. Letztere haben zum Theil noch einen nationalen Typus bewahrt, nicht nur in ihren Physiognomien, in welchen er am Ende selbst den höheren Ständen nicht abgeht, sondern auch im Costüm, in der Sprache, in eigenthümlichen Sitten, charakteristischen Gebräuchen, in ihren Freudenfesten und Trauerceremonien, selbst in der Ernährungsweise und ihren häuslichen Einrichtungen, namentlich aber in ihrer oft höchst originellen Auffassung der Tagesereignisse.

Was dem Fremden, wenn er als ein Neuling in Cagliari landet, zu allererst auffällt, ist die originelle Tracht der niederen Schichten der Bevölkerung, namentlich ihres männlichen Theils, denn die Frauen muß man eigentlich im Sonntagsstaat sehen, um ihr Costüm gehörig kennen zu lernen und zu würdigen. Diese Tracht zeigt zwar ihre vielfachen kleinen Verschiedenheiten, je nach dem Dorf, aus welchem der mit ihr Bekleidete herstammt, denn in Cagliari pflegen die Eingewanderten niederer Stände, selbst wenn sie schon lange in der Stadt angesiedelt sind, ihre ursprüngliche Tracht beizubehalten, oder je nach dem Gewerbe, zu welchem der Träger des Costüms gehört. So besitzen z. B. die Metzger, die Fischer, die Gemüsehändler und andere Zünfte jede irgend ein eignes, unterscheidendes Kleidungsstück. Aber im Ganzen läßt sich doch ein allgemeines Costüm aufstellen, von welchem die unterscheidenden Einzelheiten nur unbedeutende Abweichungen sind.

Wenn wir zuerst die Art und Weise, wie die Sardinier den edelsten Theil des Menschen, das Haupt, verhüllen, beobachten, so werden wir durch dieselbe auffallend an orientalische Völker erinnert. Wie beim Orientalen, so ist auch beim Sardinier die Kopfbedeckung ein inhärenter Theil des Anzugs, welcher selbst im Hause niemals abgelegt wird. Auch in der Form trägt er einen orientalischen Typus und nähert sich am meisten demjenigen der so=

genannten phrygischen Mütze. Diese Mütze ist bei der großen Menge von dunkler Farbe, und wird ähnlich wie das weite griechische Fes über das eine Ohr herabfallend getragen. Der Hals bleibt gewöhnlich ganz frei, nie umschlingt eine Halsbinde den weiten Hemdkragen, eine solche würde auch einen der Hauptzierrathe des Volkscostüms verdecken, welcher in den zwei großen alterthümlich gearbeiteten, hohlen, beinahe kugelrunden, meist goldenen Knöpfen besteht, die das sonst knopflose Hemd nach Art moderner Manschettenknöpfe oben zusammenhalten. Eine rothe Weste von albanesischem Schnitt, kühn auf dem äußersten Ende der einen Brustseite zugeknöpft und Corpetto genannt, und darüber eine schwarze, manchmal mit einer Capuze versehene Jacke, welche gleich einem kleinen griechischen Capote nur selten angezogen, sondern meist blos übergehängt wird, bedecken den Oberkörper. Ueber jenes Corpetto, d. h. die anschließende Weste, wird nicht selten noch eine andere offenstehende, aus gebleichtem Lammfell, dessen Haare nach Innen gekehrt sind, getragen. Dieses oft sehr zierliche, weiße Kleidungsstück, Bestimenti genannt, gestattet die Entwicklung einer gewissen Eleganz, indem das feine Lammleder mit zahlreichen Arabesken von bunter Seide überstickt erscheint, welche an orientalische, namentlich algierische Vorbilder lebhaft erinnern. Ueber dem Corpetto und dem Bestimenti sieht man bei den vom Lande Eingewanderten, an Stelle der oben beschriebenen Jacke, als äußerste und zugleich einzige Umhüllung jene historische Mastruca, heut zu Tage mit dem häßlichen Namen Bestipedi (d. h. Fellgewand) bezeichnet, welche das charakteristischste, eigentlich nationalste Kleidungsstück bildet, dessen Besitz dem Sardinier geblieben ist, während ein anderes, nicht weniger originelles, das Colletu, leider den modernen Einflüssen hat weichen müssen. In wahrhaft antiker Einfachheit besteht die Mastruca lediglich aus vier aneinandergenähten zottigen Schaffellen, welche eine Art von Toga bilden, an deren vorderen Seiten man zwei Löcher zum Einschlupfen der Arme anbrachte. Aermel hat sie nicht und so bildet das weiße Hemd, welches die Arme bedeckt, einen effectvollen Contrast gegen die zottige, schwarze Wolle, welche auf seinen Seiten herniederwallt. Die heutigen Sardinier benennen sie übrigens nicht mehr mit dem klassischen Namen Mastruca, wie Cicero, welcher von den Latrunculi Sardi pelliti et Mastrucati spricht. Die Gelehrten waren

auch lange uneinig, ob sie diesem Kleidungsstück oder einem andern, dem nicht weniger antiken und nationalen Colletu, den Namen der historischen Mastruca vindiciren sollten. Leider gehört das letztere Kleidungsstück beinahe schon gänzlich der Vergangenheit an. Dieses Colletu war ein enganliegender, ärmelloser, mit ziemlich weiten bis an die Kniee reichenden Schößen versehener Lederrock, der nicht ohne Gürtel getragen werden konnte. Sein oberer Theil hatte ganz den albanesischen Schnitt des Corpetto, sein unterer entsprach der sardinischen Fustanella. Er bildete früher, noch vor zwanzig Jahren, das unterscheidende Costüm des Sardiniers; zur Zeit meiner letzten Anwesenheit in Cagliari lebten jedoch daselbst nur noch zwei uralte Greise, welche dem Colletu die Treue bewahrt und es noch nicht durch Weste und Fustanella, die etwa ihm entsprechende Dienste leisten, wie alle ihre übrigen Mitbürger, verdrängt hatten.

Es ist auffallend, wie ein so uraltes, echtnationales Kleidungsstück, welches noch zu La Marmoras Zeit so allgemein im Gebrauch war, daß es in allen seinen Abbildungen sardinischer Volksscenen vorherrscht, so schnell hat verschwinden können, daß man jetzt sich nicht einmal die Photographie eines mit ihm Bekleideten zu verschaffen vermag. Es glückte mir, Photographieen von so ziemlich allen sardinischen Costümen zu erlangen, nur von dem Colletu in seiner in Cagliari getragenen Form war es schlechterdings unmöglich. Die beiden Alten, welche in der Hauptstadt allein noch dieser Sitte treu geblieben, sind wohlhabende Kleinbürger, die es tief unter ihrer Würde halten, aus ihrem Conterfei einen Speculationsgegenstand zu machen oder dem Photographen dessen Ausbeutung zu gestatten. So muß ich denn, um dem Leser einen Begriff von diesem Kleidungsstück zu geben, meine Zuflucht zu La Marmora's Atlas nehmen, welchem ich folgende Abbildung entlehne.

Glücklicher sollte ich in dem Suchen nach photographischen Abbildungen in Sassari sein, wo es

mir durch Privatverbindungen gelang, das Bild eines mit dem Colletu, dort Collietu genannt, Bekleideten zu bekommen. Da aber jener Collietuträger außerdem noch mit dem Jesuitenhut und Jesuitenmantel der sassaresischen Processionen angethan ist, so kann sein Conterfei nur bei jener Stadt passend erscheinen. Uebrigens ist auch das sassaresische Collietu ein wenig von dem, wie es die 2 Alten in Cagliari trugen, verschieden. Den einen der beiden Greise sah ich mehrmals und da machte ich die Bemerkung, daß La Marmora's Abbildung in einer Beziehung dem Colletu etwas schmeichelt, denn das von dem Alten getragene Kleidungsstück war weit entfernt davon, so schön glatt anzuliegen und knapp zu sitzen, wie gegebene Abbildung zeigt. Es besaß sonst aber ganz denselben Schnitt und bestand aus ziemlich dickem, gelblichbraunem, glattem Leder. Die alten Herren in Cagliari behaupten, daß seit das Volk dem Colletu untreu geworden, der Gesundheitszustand sich merklich verschlechtert habe, da dieses warme Lederkleid den trefflichsten Schutz gegen die fast überall auf Sardinien herrschende Malaria (Fieberluft) gewährte. Denn obgleich, wie schon oben angedeutet, Corpetto und Fustanella, durch den Gürtel zu einem Ganzen vereint, etwa denselben Dienst wie das Colletu, leisten, so bestehen sie eben doch nicht aus Leder, sondern aus leichten Wollenstoffen, auch erreicht die Fustanella selten die Länge der Schöße des Colletu. Von der Art und Weise, in welcher die heutigen Sardinier letzteres durch die beiden andern Kleidungsstücke ersetzen, gewährt diese Abbildung eines Bauern der Ostküste eine richtige Anschauung.

Sie giebt zugleich auch einen Begriff von dem Aussehen eines mit der Mastruca Bekleideten, welcher Pelzmantel hier freilich die zierlichsten Dimensionen angenommen hat. Ganz anders sieht das Bestipedi bei den Bewohnern des Campidano und der Westküste aus; da nimmt es eher die Form eines umhüllenden Gewandes an, wie folgende Figur zeigt.

Daß wir wirklich in diesem Bestipedi die antike Mastruca zu erblicken haben, läßt sich freilich nicht mit völliger Bestimmtheit behaupten, da uns zwar nicht die Darstellungen des Fellmantels aus dem Alterthum, wohl aber diesen Darstellungen die namentlichen Bezeichnungen fehlen. So finden wir auf einer in Palestrina entdeckten Mosaik, welche den Raub der Europa darstellt, die Abbildung eines jungen Schäfers, welcher einen zottigen Schaffellmantel umhängen hat. Diese wird von den sardinischen Archäologen als das Urbild der Mastruca angesehen und sie besitzt wirklich mit dem Bestipedi einige Aehnlichkeit. Eine solche Aehnlichkeit bemerken wir auch bei mehreren kleinen Bronzefiguren des Museums von Cagliari, sardinische Götzen darstellend, welche gleichfalls mit dem rauhen Pelzgewand bekleidet, abgebildet sind. Aber ebenfalls das Colletu kommt auf antiken Darstellungen und namentlich auch wieder bei den altnationalen Götzenfiguren vor. Für diesen Lederrock blieben uns, wenn wir überhaupt in dem Pelzmantel die Mastruca erkennen müssen, keine anderen antiken Bezeichnungen, als die des griechischen Thorax und die des römischen Colobium übrig. Beide bedeckten, wie das Colletu, den Oberkörper und machten zugleich, wie auch dieses, jede anderweitige Umhüllung der Schenkel überflüssig.

Letzterer Körpertheil wird jetzt, seit man das Colletu aufgegeben, durch

eine Art von griechischer Fustanella, jedoch nicht von weißer Farbe und auch nicht von der jenem Kleidungsstück eigenthümlichen Bauschigkeit bedeckt. Obgleich sie mit eigentlichen Beinkleidern nur theilweise den Gebrauch, nicht aber die Form gemein hat, so nennen sie die Eingebornen doch Carzones (das sardinische Wort für das italienische Calzoni, Hosen) oder auch Ragas (das italienische braghe und lateinische Braccae). Diese Carzones oder Ragas gleichen einem Unterrock, wie ihn Frauen tragen, welchen man etwa in der Höhe der Kniee abgeschnitten hätte. Sehr oft reichen sie jedoch nur bis zur Hälfte des oberen Theiles des Beines. Diese Fustanella besteht fast immer aus dunklem Wollenstoff, nur bei einigen Zünften aus farbigem Tuch, roth, braun, selbst orangegelb. Unterhalb derselben wird das Bein in seiner vollen Länge von weiten, weißen Leinwandhosen bedeckt, welche, wenn allein getragen, mit den ungarischen Gattien große Aehnlichkeit zeigen. Für diese zweiten Beinkleider besitzt die sardinische Sprache durchaus kein eignes, unterscheidendes Wort, sondern nennt dieselben ebensogut Carzones und Ragas, wie die Fustanella. Gewöhnlich sieht man sie in jener sackähnlichen Form, wie die türkischen Hosen, oberhalb des Kniees aufgepufft, jedoch unterhalb desselben eng zusammengefaltet, und in lange, schwarze Gamaschen gesteckt, getragen; nur die Bauern des Nordens lassen sie, wie die ungarischen, oder wie die Sarabellas von Valencia in Spanien, in ihrer vollen Länge frei herabhängen. Von den ganzen unteren Carzones bleibt so nur ein Stück oberhalb des von den Gamaschen noch bedeckten Kniees bis zum Anfang der freilich oft sehr kurzen Fustanella sichtbar, welches, so klein es auch ist, gleichwohl dem ganzen Costüm von Weitem einen effectvollen Charakter verleiht. Der Mensch erscheint so am ganzen Körper dunkel, mit Ausnahme der Stelle über dem Knie und der Arme, welche weiß, so wie der Brust, welche meist roth bekleidet ist. Von Gamaschen kommen zweierlei Formen vor, nämlich enge, wollene, Carzas genannt, und etwas weitere, von Leder verfertigte, welche den spanischen gleichen und auch einen sehr spanisch klingenden Namen, Borzeghinos führen. Schließlich läßt sich von der Fußbekleidung nichts weiter sagen, als daß dieselbe sich durch einen ganz außerordentlichen Reichthum an Nägeln auszeichnet, so daß man zu dem Prädicat der zottigen und haarigen Sardinier, welches Ci=

cero diesen Insulanern gab, noch das der eisenbeschlagenen hinzufügen könnte.

Unter den Modificationen, denen dieses Costüm bei den einzelnen Zünften unterliegt, macht sich vor andern diejenige, welche wir bei den Fischern beobachten, bemerkbar. Diese mußten die Fustanella und Puffhosen, für ihr rühriges Gewerbe unbequem finden und haben deshalb lange Beinkleider adoptirt; damit es ihrer Tracht aber ja nicht an Originalität fehle, so tragen sie dieselben fast immer von schreiend rother Farbe, ähnlich wie die französische Infanterie. Außerdem tragen sie das Corpetto statt seitwärts, in der Mitte zugeknöpft und zwar mit zwei langen Reihen von silbernen Agraffen; darüber nicht die gewöhnliche Jacke, sondern eine kürzere, auf der Brust zu beiden Seiten, und an den Aermeln fast bis zu den Ellenbogen, mit Reihen dicker silberner Knöpfe geschmückt. Diese Jacke bleibt jedoch vorn stets offen, damit ja die bunte, seidene Schärpe, welche sie um den Leib winden, nicht ihren Effect einbüße. Ueber die Schultern werfen sie dann einen großen, schwerfälligen Kapuzenmantel, mit scharlachrothem Tuch gefüttert, ähnlich dem griechischen oder dalmatinischen Kapot, den die Sardinier Cabanu nennen und in welchem der gelehrte Pater Madao den cinctus Gabinus der Römer wieder erkennen will. Aber der cinctus Gabinus war eine Art von sehr weiter Toga und besaß keine Kapuze. Ich möchte in dem Cabanu eher den römischen Birrus, oder Kapuzenmantel, wie ihn uns das in Pompeji gefundene Basrelief eines schlafenden Fischerknaben zeigt, wiederfinden. Dieser Cabanu steht fast immer offen mit den Vorderseiten nach rückwärts umgeschlagen, so daß man vornen nichts von ihm gewahrt, als sein scharlachrothes Futter. Zu dieser rothen Umhüllung, zu den rothen Beinkleidern fügen dann die Fischer noch einen dritten rothen Gegenstand hinzu, nämlich die aufrechtstehende Mütze, ähnlich einem altmodischen türkischen Fes, nur noch größer und scharlachroth, nicht dunkelroth, wie letzteres.

Die Kleinhändler unterscheiden sich nur in der Beinbekleidung von den Fischern, indem sie, statt der langen Unaussprechlichen, die Ragas und Carzones des allgemein sardinischen Costüms beibehielten. Originell ist Tracht der Metzger in ihrem vollen Sonntagsstaat. Sie verbinden dann das übliche Corpetto,

welches gewöhnlich ärmellos erscheint, mit Aermeln, welche vermittels großer, goldener Knöpfe angeknöpft werden, und von unten bis an die Ellenbogen eine Reihe ähnlicher Knöpfe aufweisen. Diese zur Jacke gewordne Weste ist immer scharlachroth, ebenso die Mütze und das vornen zur Schau getragene Mantelfutter. Den originellsten Theil dieses Festcostüms bildet die sehr lange Fustanella, welche meist orangefarben oder mattgelb getragen und auch Colletu genannt wird, da sie mit den Schößen des wahren, eigentlichen Colletu große Aehnlichkeit besitzt, obgleich sie nicht wie jenes, über den Gürtel hinaufreicht, und auch niemals aus Leder besteht. Dennoch wollte die Schlächterzunft, indem sie, nach Aufgabe des Colletu, sich jenes so ähnliche Ersatzmittel für dasselbe ausdachte, gewiß dadurch ihren conservativen Sinn, das heißt ihr beharrliches Festhalten an vaterländischer Sitte bekunden. Darum bestrebte sie sich auch, das altväterische Ledergewand selbst in der Farbe nachzuahmen, bedachte aber nicht, daß der natürliche Farbenton des mattgelb gebleichten Leders sich im Tuch nur schwer so wiedergeben läßt, daß man ihn nicht auf den ersten Blick als eine sehr plump erkünstelte Nachahmung erkennt. Die Folge davon ist, daß während das lederne Colletu ungekünstelt und der männlichen Würde angemessen erschien, das falsche sich nur bunt, unnatürlich und affectirt ausnimmt. Nur die Gamaschen allein bleiben bei diesem Costüm dunkel, Alles andere erscheint bunt, gelb oder röthlich, denn die weißen, unteren Carzones kommen auch nicht zum Vorschein, weil der lange Weiberrock sie ganz verdeckt. In solcher Tracht nehmen sich namentlich die alten Männer oft höchst komisch aus. Da die alten Leute vom Volk hier noch an der Sitte, sich das ganze Gesicht zu rasiren, festhalten, so erscheinen Jene mit ihrem Weiberrock, ihren bunten Stoffen und dem vielen Gold fast wie Caricaturen häßlicher, alter Weiber, welche der Coquetterie noch nicht entsagt hätten, besonders da das Weibische ihres Costüms noch dadurch vermehrt wird, daß sie meist ein buntes Tuch über die so zu einer Haube zusammengedrückte Mütze geschlungen und unter dem Kinn verknüpft tragen. Im Allgemeinen macht übrigens das sardinische Costüm keineswegs einen solchen weibischen Eindruck, da meistens der Frauenrock so kurz ist, daß er nur aussieht wie etwa eine verlängerte oder aufgelöste Schärpe oder wie eine kleine albanesische Fustanella. Lächerlich muß es freilich scheinen,

daß gerade eine Zunft, welche gewissermaßen die Repräsentantin männlicher Kraft ist, wie die der Metzger, sich in einer so jungfräulichen Kleidungsweise gefällt.

Gehen wir nun von dieser Caricatur einer Weibertracht zu dem wirklichen sardinischen Frauencostüm über, so zeigt sich uns dasselbe, wenn es in edler Vollständigkeit getragen wird, ungleich effectvoller, als das der Männer, besonders wohl auch deshalb, weil an und für sich schon die hiesigen Schönen von der Mutter Natur vor dem männlichen Geschlecht begünstigt erscheinen und zwar noch in höherem Grade, als dieses sonst der Fall zu sein pflegt. Die blendendweißen Hemden dieser Schönen sind von feinster Leinwand, in viele kleine Falten gebügelt und am Kragen, ähnlich wie die der Männer, durch große goldene Knöpfe festgehalten. Darüber schlingen sie ein kurzes, sehr enges, ärmelloses, oft stark ausgeschnittenes Leibchen von hellem Stoffe, unten mit einem Gürtel verbunden, welcher mehrmals den Umkreis um den Körper beschreibt und die Taille eng zusammenpreßt. Manchmal sieht man über dem Leibchen eine kleine Jacke von großer Zierlichkeit, welche vorn ganz offen steht und auf dieser Seite beinahe gar keinen Stoff besitzt, sondern nur den Rücken und die Arme bis oberhalb der Ellenbogen deckt, auch so kurz ist, daß sie kaum an den Gürtel reicht. Sie scheint lediglich ein Zierrath. Die untere Körperhälfte umhüllt ein gewöhnlich mäßig weiter, manchmal freilich ein wenig aufgepuffter, in viele zierliche Fältchen gelegter Unterrock, welcher bis zu den Füßen hinabreicht. Jene kürzere Form des Rockes, welche zu La Marmora's Zeit noch vorkam, scheint jetzt ganz verdrängt. Dagegen sehen wir noch die kürzere Form in einem andern Kleidungsstück beibehalten, nämlich in der rundlich gefalteten Schürze, oft von sehr bunten Stoffen gemacht und überaus prächtig erscheinend. Den Kopf hüllen diese Schönen in eine große Mantille, meist von schreiend farbigem Seidenstoff, an Festtagen sogar mit Goldbrocat verbrämt.

Der hier mitgetheilte Holzschnitt stellt eine Frau aus Quarto, eine halbe Meile von Cagliari entfernt, im Sonntagsanzug dar. Hier erscheint nur das Leibchen etwas höher, als gewöhnlich bei den Städterinnen und überhaupt allen jüngeren Frauen, selbst denen des Landvolkes. Auch hat diese Dorf-

schöne, wie man sieht, bereits einen Anflug von Crinoline adoptirt. Dennoch war diese die richtigste Abbildung, die ich mir vom nationalen Weibercostüm hiesiger Gegend verschaffen konnte, da alle andern noch viel mehr modische Zuthaten beigefügt hatten und überhaupt bei der Frauentracht von Cagliari das Nationale immer mehr und mehr zu verschwinden droht.

Das Festcostüm bietet der Prachtliebe der Cagliaritanerinnen ein großes Feld. Namentlich wird der Goldstoff mit Vorliebe verschwenderisch angewendet; so sah ich eine junge Frau, deren Schürze mit so breiten Streifen von Goldbrocat eingefaßt war, daß nur in der Mitte ein winzig kleines Dreieck vom Schürzenstoff selbst sichtbar blieb. Dabei umfaßte ihre Taille ein goldener Gürtel, das rothe Atlaskleid und die blaue Sammtjacke waren mit Goldstoff eingefaßt; auf dem rothen Atlasleibchen prangte eine große silberne Rose mit goldenen Blättern, ihre Ohrringe, fast kolossal zu nennen, schienen massiv von Gold und sanken bis tief auf die Brust hinab, wo sie sich scheinbar mit der großen, aus goldenen oder vergoldeten Kugeln zusammengesetzten Halskette vereinigten. Auf dem Haupte aber trug diese geputzte, fast vergoldete Dorfschöne bei gewöhnlichen Gelegenheiten gar nichts, nur zum Kirchgang pflegte sie eine Mantille, von Sammt mit sehr breitem Goldbesatz, umzuhängen.

Leider ist in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung die Frauentracht nicht frei vom Einfluß der Mode geblieben. Die Erinnerung an die selige Crinoline, welche man in dieses Costüm einzuführen gesucht hatte, spukt noch immer nach; und so erblickt man nicht selten sehr geputzte Frauen im Volks=

costüm, die aber mehr aussehen, als hätten sie sich für's Theater oder für den Carneval verkleidet, als wie Repräsentantinnen einer Nationaltracht. Im Innern von Sardinien jedoch, wohin das Reich des Götzen Crinoline nie gedrungen war, hat sich die weibliche Tracht in ihrer unverfälschten Reinheit erhalten. Es sind übrigens der Costüme so viele und so verschiedene, man behauptet, es gäbe in Sardinien nicht weniger, als zweihundert verschiedene Frauentrachten, daß es unmöglich wäre, hier eine Uebersicht über alle zu geben. Deshalb will ich mich darauf beschränken, einstweilen nur einige anzuführen, welche ich in Cagliari selbst sah und werde auf die interessantesten unter den übrigen bei Erwähnung der Localität, wo sie getragen werden, noch zurückzukommen Gelegenheit haben.

Die Frauen von Pula und Nora an der westlichen Gränze des Golfes von Cagliari, haben das oben geschilderte Costüm frei von allen Zuthaten der Mode beibehalten. Dort muß man jetzt hingehen, wenn man vom cagliaritanischen Costüm in seiner ursprünglichen Reinheit eine Anschauung gewinnen will. Eine solche Anschauung wurde mir während meines Aufenthalts in Cagliari durch eine alte Pulanerin geboten, welche ihre charakteristische Tracht mit einer so puristischen Ausschließlichkeit aller fremden Elemente bewahrt hatte, daß ich den Photographen auf sie aufmerksam und letzterer folglich auf die Alte Jagd machte. Es war sehr schwer der Alten begreiflich zu machen, daß man, aber durchaus unmöglich sie zur Einsicht zu bringen, warum man ihr Conterfei zu nehmen wünsche. Die gute Person gerieth zuletzt in den Wahn, sie müsse wirklich noch einige ungeahnte Reize, irgend welche verborgene Schönheitsreste besitzen, für deren Entdecker der Photograph und ich gelten mußten. Die Folge davon war, daß sie sich bei der Sitzung für ihr Bild so unvernünftig coquett und unnatürlich anstellte, daß nur eine Caricatur herauskommen konnte. Keine menschliche Verkehrtheit steht aber so sehr mit der Bedeutung einer unverfälschten Nationaltracht im Widerspruch, als liebäugelnde Geziertheit. Eine solche Tracht ist nur mit einem einfachen, unverdrehten Sinn, nur mit natürlichen, ungekünstelten Bewegungen verbunden, künstlerisch werthvoll; wo diese Eigenschaften fehlen, da ist es dasselbe, wie wenn man eine Modedame zur Maskerade verkleidet hätte. Das Conterfei der Pulanerin

gerieth so auf eine Weise, die es jeder Mittheilung werthlos machte, ein Umstand, welchen ich um so mehr bedauerte, als ihre Tracht wirklich durch ihre edle Einfachheit Effect machte. Als eine noch einfachere Kleidungsweise zeigt sich die der Frauen der Südostküste, sie besteht fast nur aus Hemd und Unterrock, denn das Leibchen erscheint bei derselben vorn so weit ausgeschnitten, daß man fast nichts von ihm gewahrt, als seine Einfassung. Gleichwohl ist dieses Costüm höchst effectvoll; das weiße, steifleinene Hemd schmiegt sich auf der Brust ganz glatt an und wird von der runden meist scharlachrothen Garnirung des Leibchens sehr vortheilhaft hervorgehoben. Der Rock ist weit, aber nicht unnatürlich aufgepufft, wie über einer Crinoline. Um das Haupt wird meist ein rothes Shawl geschlungen, welches, lose unter dem Kinn verknüpft, auf die Schultern und den Rücken tief herniederhängt.

Eine dem albanesischen Costüm ähnliche Tracht kann man die der Frauen von Dorgali, im Centrum der Insel, nennen. Der Rock ist hiebei eng und von steifem, starkem Stoff, der Gürtel breit, das Mieder sehr kurz und kaum sichtbar, die vorn offenstehende Jacke hat lange Aermel, welche in ihrer oberen Hälfte knapp und vom Ellenbogen an bis zum Handknöchel weit sind, um das Gelenk herum zugeknöpft werden und in ihrem untern Theil durch einen weiten Schlitz das wallende, bauschige Hemd hervorwogen lassen. Auf dem Haupt tragen diese Frauen ein einfaches Tuch von schwerem Stoff, welches frei zu beiden Seiten des Gesichts auf Hals und Schultern fällt.

Die Weiber von Nuoro, ebenfalls im Centrum, etwas nördlicher als Dorgali gelegen, zeichnen sich durch ihren eigenthümlichen Kopfputz aus, welcher ihnen das Aussehen von Nonnen geben würde, wäre ihre übrige Tracht nicht bunt und reichverziert. Dieser Kopfputz besteht in einem großen, weißen Tuch, welches auf dem Scheitelhaar befestigt und dann mehrere Male unter dem Kinn hindurch auf den Kopf geschlungen wird, so daß es das Gesicht ganz einrahmt. Hat man es hinlänglich herumgewunden, so läßt man das noch übrige Ende des Tuchs frei auf die rechte Brust herniedergleiten. Die Jacke gleicht derjenigen der Frauen von Dorgali, nur erscheinen die Aermel in ihrer vollen Länge aufgeschlitzt. Das Leibchen zeigt vorn einen herzförmigen Ausschnitt.

Ganz anders ist die Art und Weise, wie sich die Schönen im Nordwesten der Insel tragen. Sie ziehen das Leibchen, welches man in diesem Falle vielleicht Mieder nennen müßte, über die Jacke an und befestigen es durch große Tragbänder, welche über die Schultern laufen und wie Tyroler Hosenträger aussehen. Damit verbinden sie einen nonnenartigen Kopfputz von solcher Ausdehnung, daß er an jenes steifleinene Monstrum, die Haube der französischen grauen Schwestern, erinnert.

In Aritzo, im Centrum Sardiniens, hat sich das zarte Geschlecht gar eine doppelte Umhüllung für seinen Kopf ausgedacht. Ein weißes Tuch wird von oben her über das Haupt geschlungen und dann fünf bis sechs Mal um den Hals gewickelt, darüber eine schwere, rothe Mantille gelegt, welche tief auf Brust und Rücken hinabhängt und sich unter dem Kinn zusammenheften läßt, so daß sie das untere, weiße Kopftuch gänzlich verdeckt, wie folgende Abbildung zeigt.

Diese Frauen haben unstreitig das düsterste, klosterhafteste Costüm von allen Sardinierinnen. Uebrigens läßt sich ihre Tracht vielleicht aus ihrem Ursprung erklären, denn die Bewohner von Aritzo sind die Nachkommen jener alten Barbaricini, welche zur Vandalenzeit aus Afrika hieher auswanderten und sich erst im siebenten Jahrhundert zum Christenthum bekehrten. Die Frauentracht zeigt in ihren finstern Umhüllungen manche Berührungspunkte mit der der Beduininnen Afrikas, für deren Stammverwandte die Barbaricini gelten.

Wohl als das alterthümlichste und dabei einfachste Costüm giebt sich das der Mädchen von Tortoli an der Ostküste zu erkennen. Statt Leibchen, Jacke und Gürtel bedeckt sie nur eine einfache, sehr knapp anliegende, mit strammen Aermeln versehene Jacke, die auf der Brust stark ausgeschnitten ist. Ebenso eng zeigt sich der Rock. Die Taille wird bei diesem Costüm sehr

tief, beinahe in die Mitte des Körpers hinabgedrückt, was einen höchst fremdartigen Anblick gewährt, welchen man mit bestem Willen freilich nicht schön nennen kann, weil er eben das Bild einer unnatürlichen Verzwängung der Körperverhältnisse darbietet.

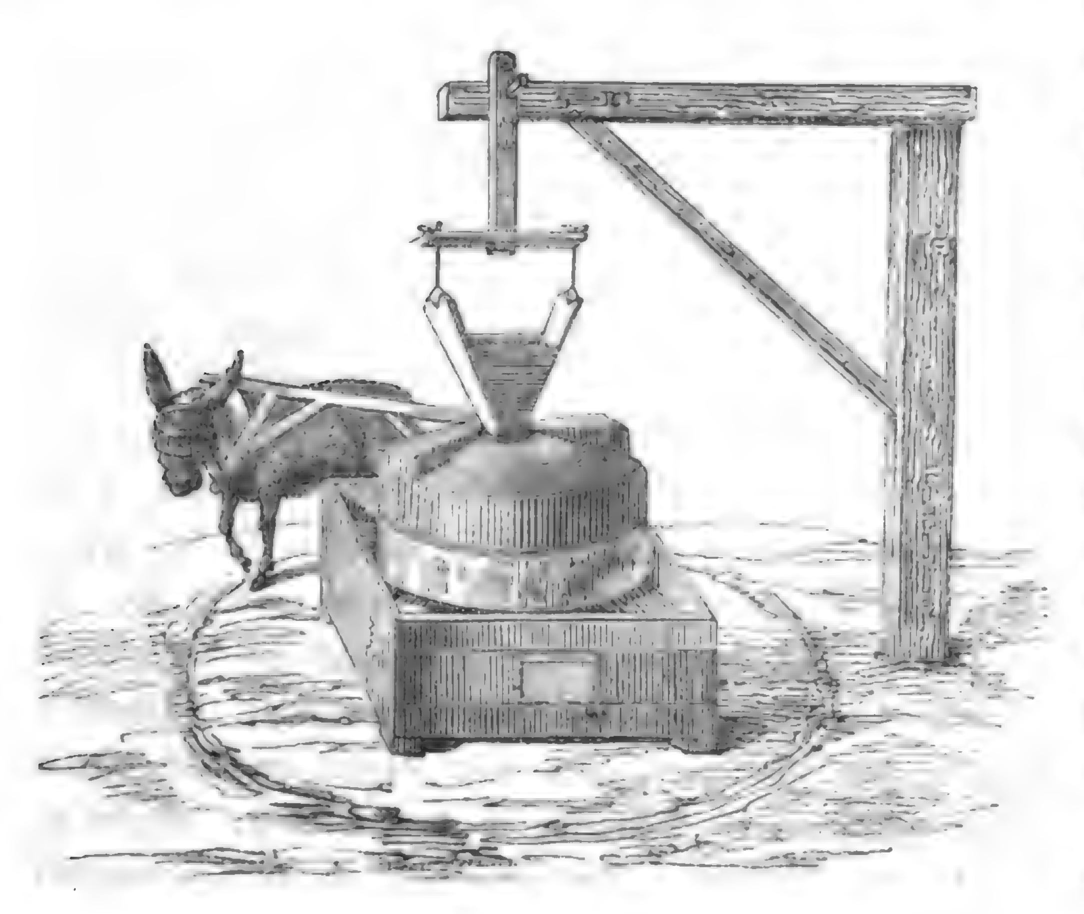
Als das Seltsamste bei dieser Tracht fällt uns die Art und Weise auf, wie der kurze Schleier, welcher auf dem Hinterhaupt ruht, vorn befestigt wird. Dieses geschieht nämlich, wie nebenstehende Figur zeigt, vermittels einer ziemlich dicken, silbernen Kette, welche in der Gegend der Ohren befestigt, wie ein Sturmband unter dem Kinn durchläuft. Das Sturmband erscheint jedoch manchmal so außerordentlich engangespannt, daß es zwar nicht den Schleier, denn dieser wird außerdem hinten noch sehr fest angeheftet, wohl aber das Gesicht zusammenzuziehen droht. Ich mußte mir bei dem Anblick einer solchen Frau, deren Gesicht gleichsam in Ketten geschmiedet schien, immer sagen, daß es nicht viel anders aussehen würde, wenn man der Schönen, wie einem Pferde, Stange und Trense angelegt hätte.

Bei den Damen der höheren Bürgerschaft und des Adels ist in Cagliari schon längst jede nationale Eigenthümlichkeit der Tracht verloren gegangen. Nur in einem Stück unterscheiden sie sich noch von Französinnen und Deutschen. Wenn sie nämlich zur Kirche gehen, so tragen sie als Kopfbedeckung statt des Hutes eine Art von Mantilla. Die jüngeren haben jetzt die Sitte der Genueserinnen angenommen, welche ein weißes dünnes Tuch, Mezaro oder Pezzotto genannt, um den Kopf schlingen, während die ehrwürdigen älteren Damen noch bei der altspanischen Cappa verharren, die aus einem schwerfälligen Stück Atlas oder auch Sammet besteht, welches das ganze Haupt umhüllt und tief zu beiden Seiten herniederhängt. In den umliegenden Dör-

fern sollen jedoch einige altmodische Damen, deren Männer zum niedersten Adel, dem der sogen. Cavalieri gehören, der Nationaltracht noch treu bleiben. Solche Cavalieri sind nicht etwa mit den modernen Ordensrittern zu verwechseln, welche in Italien auch im gewöhnlichen Leben den Rittertitel führen, sie bildeten vielmehr ein eignes altsardinisches Institut und standen zwischen Adel und Bauerschaft. Sie durften auch den Titel Cavaliere ihrem Namen nicht vorsetzen, sondern mußten ihn demselben nachfügen.

Wie reich an Vielfältigkeit und verhältnißmäßig complicirt uns die Kleidungsart der niederen Classen Cagliari's auch erscheinen muß, um so einfacher sind jedoch ihre Lebensgewohnheiten, ihre Ernährungsweise und vor Allem ihre häuslichen Einrichtungen. Oft wenn ich an ihren niederen, seltsam gebauten Häusern vorüberging, fühlte ich mich verursacht, einen Blick zu der stets offenen Thür hineinzuwerfen. Da konnte ich gewöhnlich mit einem Male das ganze Familienleben dieser Leute überschauen. Was mich zu allererst erfreulich überraschte, war die große Reinlichkeit aller dieser Wohnungen, denn letztere Tugend zeichnet unstreitig den Sardinier vor allen anderen Italienern im Allgemeinen und den Cagliaritaner vor allen Sardiniern im Besondern aus. Um so auffallender war mir die Reinlichkeit dieser Behausungen, als ich bemerkte, zu wie viel verschiedenen Zwecken die Räumlichkeit diente, in welche ich von der Straße hineinblicken konnte. Denn, wie viel Stuben auch immer ein solches Haus haben mag, benutzt scheint eigentlich doch immer nur eine einzige zu werden, diejenige, welche der Straße zugekehrt, den ganzen vorderen Theil des Hauses einnimmt und welche durch keine andere Oeffnung Licht und Luft erhält, als durch die Hausthür; denn letztere erschließt sich fast immer und unmittelbar ins Zimmer. In diesem Zimmer wird gekocht, gegessen, geschlafen, gearbeitet und oft ist es nebenbei noch ein Kaufladen. Ja bei sehr vielen Kleinbürgern oder in der Stadt angesiedelten Landleuten, welche ihr Getreide nach der ächt sardinischen Sitte zu Hause malen, befindet sich in dieser Stube auch noch die von einem Eselchen gedrehte kleine Hausmühle. Andere Hausthiere kommen nicht in das Zimmer, Hunde und Katzen natürlich abgerechnet, aber nie sah ich hier Hühner und Schweine in den Stuben, wie in anderen Städten Sardiniens und Italiens. Das Eselchen ist ein viel reinlicheres

Thier, als die genannten; man hat es hier sogar so gut abgerichtet, daß es nie den Boden beschmutzt. Was kann man auch Geringeres von einem Thier erwarten, welches einer Beschäftigung obliegt, die einer der sieben Weisen Griechenlands vorzugsweise liebte; Pittacus von Mitylene drehte die Hausmühle zum Zeitvertreib und soll diese Beschäftigung dem philosophischen Nachdenken sehr günstig gefunden haben. Demnach müssen die Eselchen in Sardinien große Philosophen sein, denn viele derselben bringen etwa siebenzehn Stunden täglich mit dieser nach Pittacus den Geist anregenden Beschäftigung zu. Da die Hausmühle sich in keinem Lande so vielfach im Gebrauch erhalten hat, wie in Sardinien, und recht eigentlich zum hiesigen Volksleben gehört, so verdient sie wohl hier eine kurze Beschreibung. Sie ist nicht wesentlich von der Handmühle verschieden, nur etwas größer, und besteht: erstens aus einem viereckigen Kasten, dem Mehlbehälter, auf welchem der untere Mühlstein fest aufliegt, während der obere durch eine Axe mit diesem in Verbindung steht und oben ein rundes Loch zeigt, um den Trichter aufzunehmen, durch welchen das Getreide hineingeschüttet wird. Der Trichter ist dann in den meisten Fällen, wie man aus folgender Abbildung ersieht an eine Art von galgenförmigem Gerüst befestigt, welches man mitten im Zimmer errichtet hat.



Beide Mühlsteine sind cy=

linderförmig und bestehen gewöhnlich aus basaltischer Lava. Der obere zeigt eine Art von Bügel, mit welchem die Deichsel in Verbindung steht, an die das Eselchen gespannt wird. Letzteres verrichtet sein Tagewerk stets mit verbundenem Kopf, um vor jeder seine Schritte hemmenden Zerstreuung bewahrt zu bleiben. Schon die Alten bedienten sich vielfach beider Arten von Mühlen, sowohl der Mola asinaria oder machinaria, obiger Eselsmühle, als der Mola manuaria, der χειρομύλη der Griechen, der Handmühle. Auf einem Basrelief im Vatican sieht man eine solche von einem Pferd getriebene Mola machinaria, wo das Pferd brillenförmige, runde Scheiben über den Augen trägt, demselben Zweck entsprechend, wie die Gesichtsverhüllung der heutigen sardinischen Esel.

Sehr zur Reinlichkeit dieser Häuser trägt auch die hiesige Art und Weise, das Feuer anzuzünden, bei. Geheizt wird natürlich in diesem Lande nicht, obgleich es oft sehr frisch ist, aber Jedermann, der Italien kennt, weiß, daß der Italiener vom ächten Schrot und Korn, wenigstens der niederen Standes, selbst in der kalten Lombardei, kaum einheizt, um so mehr nicht in dem nur ausnahmsweise zuweilen kalten Sardinien. Wie sollte man auch in Häusern einheizen, welchen, wie den hiesigen, der Rauchfang fehlt? Aber trotz letzteren Mangels muß eben doch zum Kochen Feuer angezündet werden, denn die Cagliaritaner begnügen sich keineswegs mit rohen Lebensmitteln, wie in manchen Jahreszeiten andere Völker, z. B. die Bauern auf Sicilien und selbst diejenigen einzelner Gegenden Sardiniens, welche im Sommer fast nur von rohem Salat und Wassermelonen leben. Der sardinische Städter dagegen pflegt zwei- selbst dreimal täglich zu kochen und zwar selbst der ärmere. Aber daß ein Heerd und Rauchfang dazu nöthig sei, fällt keinem ein. Auch hat der Städter in dieser Beziehung noch nicht die Sitte des Landvolks angenommen, welches einen Heerd auch ohne Rauchfang herzustellen weiß und das Feuer mitten im Zimmer anzündet; der Rauch kann zusehen, wo er seinen Ausweg findet. Nicht so jedoch in der Stadt. Das zum Kochen nöthige Feuer wird hier im Kohlenbecken auf der Straße angezündet und dann, oft selbst ehe es ganz ausgedämpft hat, ins Zimmer genommen und darauf gekocht. Die stets offen stehende Hausthür, welche zugleich Zimmerthür ist, und die stets offenen Fenster verhindern, daß ein solches Verfahren für die Zimmerbewohner schädliche Folgen hat.

Wenn man eine Stunde vor der Mittagszeit oder eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang durch die weiten Vorstädte Cagliari's geht, so kann man fast vor jeder Hausthür das dampfende Kohlenbecken sehen, bei dem die Hausfrau auf dem Boden hockt und das Feuer mit einem kleinen Blasebalg, oft auch nur mit dem Hauch ihrer Lungen anfacht.

Bei einem so einfachen Kochapparat läuft es natürlich nicht auf große Tafelfreuden hinaus. Der Sardinier lebt mäßig, aber er nährt sich kräftiger, als irgend ein anderer italienischer Volksschlag, die Lombarden vielleicht allein ausgenommen. Fleischkost geht ihm über Alles und er weiß auch meistens sich dieselbe zu verschaffen. Freilich ist das Schweinefleisch, seine Lieblingsspeise, in letzterer Zeit sehr theuer geworden, aber, wenn ihm dieses unerschwinglich ist, so begnügt er sich mit Ziegenfleisch. Aeltere Ziegen werden vielfach nur um der Häute willen geschlachtet, und dann das Fleisch beinahe umsonst weggegeben. Kann also der Arme sich nichts anderes verschaffen, so nimmt er dieses, welches freilich ein sehr zähes und lederartiges, aber doch immer Fleisch ist. Kalbfleisch figurirt fast nie auf den Tischen der Sardinier, selbst der Reicheren. Man schlachtet nur das ausgewachsene Hornvieh. Das Spanferkel aber gilt für den König der sardinischen Küche und bildet recht eigentlich das Nationalgericht; es wird geröstet gegessen; als geschätztester Leckerbissen fehlt es auf keiner Festtafel.

Alles Fleisch wird gebraten und zwar fast immer am Spieß; von Kochen oder Dämpfen ist keine Rede. Die beliebteste und zugleich schnellste Art des Bratens bildet die, welche man im sardinischen Dialekt Furria à Furria (etwa durch Drehen und Wenden) nennt. Sie erfordert einiges Geschick und große Praxis, um das Fleisch bei diesem Geschwindbraten nicht zu verbrennen; das ganze Verfahren besteht nämlich darin, daß der Koch das an den Spieß gesteckte Fleisch dem Feuer so nahe hält, als es nur immer angeht, ohne es völlig zu verbrennen, denn etwas verbrannt wird es bei dieser Procedur doch meistentheils. Er bringt es ganz dicht an die glühende Kohlenmasse, dreht es mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten, damit jede gleichviel Hitze bekomme, und oft ist so schon in einer Viertelstunde ein mäßig großes Stück Fleisch gebraten.

Die sardinischen Hirten sind berühmt für ihre Kunst, das Fleisch vortrefflich und zugleich auf eine höchst originelle Weise zuzubereiten. Sie machen ein Loch in der Erde, reinigen es sorgfältig und bestreuen den Boden mit Blättern oder Zweigen, auf welche sie das Fleisch, oft das ganze Thier legen, und zwar in demselben Zustande, wie es grade getödtet worden ist. Dann bedecken sie es mit einer dünnen Erdschicht und zünden ein großes Feuer über derselben an. Nach mehreren Stunden soll dann ein vortrefflicher Braten zu Stande kommen. Diese eigenthümliche Art, das Fleisch zuzubereiten, soll ursprünglich eine Erfindung der Viehräuber gewesen sein, welche das von ihnen gestohlene Thier auf solche Weise zugleich verstecken und braten konnten. Nicht selten soll es vorgekommen sein, daß der Eigenthümer des gestohlenen Thieres, im Suchen nach seinem entwendeten Gut, auch auf die um das Feuer versammelten Räuber stieß, und von diesen, welche sich höchst unschuldig gebärdeten, freundschaftlichst eingeladen wurde, sich an ihrem Feuer zu wärmen, was er als guter Landsmann nicht ausschlagen durfte, wenig ahnend, daß dieses Feuer in demselben Augenblicke, als er sich an demselben wärmte, dazu diente, um das Thier, welches er suchte, zu braten. Eine andere noch größere Seltsamkeit ist die, wie die Bauern des Gebirges bei festlichen Gelegenheiten zuweilen zwei, selbst drei verschiedene Thiere, in einem und demselben Loch zugleich für ihren Festschmaus zubereiten. Sie sollen dann einen Ochsen oder ein großes Kalb inwendig nicht nur ausleeren, sondern auf eine solche Weise ausbreiten, daß noch ein anderes Thier, gewöhnlich ein Schaaf oder eine Ziege, in seinem Bauche Platz findet. Letzteres ist seinerseits auch wieder dergestalt ausgeweidet, daß sein Inneres ein kleines Spanferkel aufnehmen kann. Die drei so ineinandergesteckten Thiere werden nun in das Loch gelegt und ein sehr großes Feuer angezündet, welches jedoch einen ganzen Tag brennen muß, um diesen dreifachen, ineinandergeschachtelten Braten genießbar zu machen. Diese culinarische Seltsamkeit ist freilich, selbst in ihrer Heimath, den Berggegenden, kein häufiges Vorkommniß und soll nur beim Anlaß ganz ausnahmsweiser Festivitäten noch stattfinden.

Aber wenn auch eine solche herculische Festesserei zu den Seltenheiten gehört, so entwickeln immerhin doch die Sardinier bei Familienfeiern und Dorf-

festen nicht selten einen außerordentlichen Tafelluxus und tragen überhaupt bei solchen Gelegenheiten die urwüchsig nationale Seite ihrer originellen Sitten und Gebräuche mit Vorliebe zur Schau. Wie originell aber auch immer die sardinischen Gebräuche sein mögen, in dem Grade sind sie es doch nicht, um denjenigen Recht zu geben, welche behaupten, daß jene von Strabo bei Schilderung der Iberier beschriebene Sitte sich auf dieser Insel erhalten habe, nach welcher der eben Vater gewordene Ehemann die Rolle der Wöchnerin zu übernehmen, sich statt dieser in's Bett zu legen und an Stelle seiner Frau die Glückwünsche der Familienfreunde und Verwandten entgegenzunehmen pflege. Dieß ist allen Ernstes behauptet worden, aber Alles, was daran wahr ist, beschränkt sich auf Folgendes. Der Mann legt sich allerdings einen Augenblick zu der Wöchnerin in's Bett, aber nicht um die Familienfreunde zu empfangen, sondern nur deshalb, weil die Sitte besteht, daß Mann und Frau bei den seltenen Gelegenheiten eines ganz besonders erfreulichen Familienereignisses nicht nur von einem und demselben Teller, sondern auch mit einem und demselben Löffel essen. Dieß geschieht an ihrem Hochzeitstage zum ersten Male und wiederholt sich später bei einzelnen, besonders freudigen Gelegenheiten, der Geburt der ersten ihrer Kinder, der Verheirathung eines derselben, oder ihrer eignen silbernen Hochzeit. Da nun die Wöchnerin gewöhnlich bettlägerig ist, so muß auch der Mann, um auf diese engverbundene Weise die Mahlzeit mit ihr zu theilen, zum Essen zu ihr unter die Decke schlüpfen. Ebenso falsch und geradezu verläumderisch müssen wir die Schilderung jener grausamen Handlungsweise erklären, welche einige frühere Reisende den Sardiniern gewiß nur angedichtet haben, daß sie nämlich das Leben der Greise zu verkürzen pflegten und zu solch grausamen Zwecke eigens hierzu bestimmte Weiber, die Accabadure (d. h. Beschleunigerinnen des Endes, vom Zeitwort accabare, dem französischen achever entsprechend) unterhielten. La Marmora erwähnt sogar eines andern, womöglich noch verläumderischeren Gerüchts, welches er jedoch verdienter Maßen Lügen straft, des Gerüchts, daß die Sardinier die alten arbeitsunfähigen Leute geradezu todtzuschlagen pflegten. Jene Accabadure dagegen sollen nur beauftragt gewesen sein, den Greisen das Leben recht mühselig und sauer zu machen und so durch Untergrabung ihrer Gesundheit ein beschleunigtes Ende herbeizuführen. Wenn wir

den Schriftstellern des Alterthums in dieser Beziehung Glauben schenken dürfen, so scheint es, daß allerdings ähnliche Grausamkeiten zu ihrer Zeit in einzelnen Ländern existirten. Da nun im Allgemeinen der sardinische Nationalcharakter ein sehr alterthümliches Gepräge trägt, so konnte dieser möglicherweise einige Reisende irre führen und bewegen, den verläumderischen Gerüchten über das Fortbestehen des grausamsten antiken Sittenzugs Gehör zu geben. Aber der Tourist, welcher auf Alterthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen Jagd macht, findet in diesem Lande genug des deutlich Nachweisbaren, selbst des Offenkundigen und braucht nicht seine Zuflucht zu dem weniger Beglaubigten zu nehmen. Um nur ein Beispiel, aber ein recht schlagendes, anzuführen, erwähne ich der antiken Sitte der Römer und Orientalen, die Todtenklagen durch bezahlte Heulweiber anstellen zu lassen, welche sich in Sardinien erhalten hat. Diese sardinischen Heulweiber führen im Todtengemach eine förmliche Tragödie mit höchst ausdrucksvollen Pantomimen auf. Bei ihrem Eintreten in das Leichenzimmer stellen sie sich Anfangs, als ahnten sie gar nichts von dem Todesfall und noch weniger von der Anwesenheit der Leiche, und gehen mehrmals wie müßig im Zimmer umher, dann entdecken sie jene plötzlich und brechen bei ihrem Anblick in ein fürchterliches Schmerzensgeheul aus, welches lange kein articulirtes Wort hervorzubringen gestattet. Allmählig aber scheinen sie sich zu erholen und gelangen, von Stufe zu Stufe, nachdem sie alle verschiedenen Stadien des Schmerzausdrucks erschöpft haben, endlich in eine elegische Stimmung, in welcher sie ihre Improvisationen über den Verstorbenen, seine Verdienste und den gewöhnlich in übertriebenem Maß geschilderten Verlust, welchen Alle durch seinen Tod erleiden, ausstoßen. Diese Improvisationen sollen oft sehr Gehaltvolles und wahrhaft Poetisches darbieten.

Ist in diesem Sittenzug der Stempel des Alterthums unverkennbar, so finden wir ihn übrigens bei weniger schwermüthigen Anlässen, namentlich bei Verheirathungen in mancherlei Einzelheiten ihres oft sehr verwickelten Ceremoniels nicht weniger erhalten. Besonders complicirt erscheinen die Gebräuche, welche auf dem Lande bei Verlobungen und Hochzeiten, namentlich der reicheren Bauern üblich sind. Die Anfrage geschieht stets von Seiten des Vaters des Liebhabers. Dieser begiebt sich zu den Aeltern des Mädchens und bringt seine

Ansprache, meistens in figürlicher Rede, vor. Er sagt zum Beispiel: „Ich suche eine weiße, fleckenlose Taube, (oft wird auch das wenig poetische Bild einer Stute oder selbst einer Kuh gebraucht), deren Schönheit unübertrefflich ist, welche den Trost meiner alten Tage bilden würde, und ich weiß, daß ihr eine solche besitzet.“ Die Aeltern antworten in derselben bildlichen Weise und der Anstand erfordert, daß sie sich lange stellen, als verstünden sie nicht den eigentlichen Zweck der figürlichen Anfrage. Sie bringen endlich eine ihrer Töchter nach der andern in's Zimmer, aber immer noch nicht diejenige, um welche es sich handelt, und fragen jedesmal: „Ist es diese, welche ihr begehrt?“ Erst am Schluß, nachdem diese Ceremonie übermäßig lange gedauert hat, wird die Braut, die sich mit Händen und Füßen sträuben muß, von ihren Aeltern mit Gewalt in's Zimmer geschleppt. Der Heirathsmacher erhebt sich dann und ruft mit Feierlichkeit die Worte aus: „Diese ist es, welche ich suche!“

Darauf werden die Interessen auf's Genaueste geregelt und sogar die Anzahl und der Werth der Brautgeschenke festgesetzt, auch ein Tag für den Austausch der Geschenke anberaumt. An diesem Tage begiebt sich der Vater des Bräutigams abermals in's Haus der Aeltern der Braut, aber dieses Mal in großem Staat und begleitet von einer Anzahl Freunde, welche man noch heutigen Tags hier die Paralymphos nennt, ein Wort, welches von dem altgriechischen Paranymphoi beinahe keinerlei Veränderung erlitten hat. Obgleich die Aeltern der Braut ihn erwarten, so erfordert doch der Anstand, daß sie ihre Thür fest verschlossen halten und ihn, sowie seine Freunde lange, Eingang begehrend, klopfen lassen. Endlich fragt eine Stimme von innen: Was man bringe? die Paralymphos antworten darauf: „Ehre und Tugend“. Schließlich wird dann die Thür geöffnet und der Vater der Braut, welcher vorgeben muß, er sei in einem entfernten Hinterhause beschäftigt gewesen und habe das Klopfen nicht gehört, bittet um Entschuldigung und empfängt seine Gäste. Darauf werden die Geschenke zwischen den beiden Vätern ausgetauscht, die Paralymphos geben die ihrigen und eine Mahlzeit beschließt die Verlobungsfeier, bei welcher jedoch der Bräutigam selbst nicht erscheinen darf.

Acht Tage vor der Hochzeit wird die Aussteuer der Braut und zwar mit großem Pomp in einer Procession von Reitern, Fußgängern und Wagen

abgeholt. Die Verwandten laden die Möbel für die den künftigen Eheleuten bestimmte Wohnung auf große Leiterwagen, von den schönsten schneeweißen Ochsen gezogen, welche reich mit Bändern geschmückt und deren Hörner mit darauf gesteckten Orangen verziert, im Festschmuck prangen. Vor diesem oft sehr langen Zuge von Ochsenwagen reitet der Bräutigam auf dem schönsten Pferd, welches er auftreiben konnte, reich geputzt und umgeben von zahlreichen Verwandten und Freunden, ebenfalls zu Pferde. Vor ihm gehen zu Fuß eine Menge Knaben und jüngere Burschen, welche die leicht zerbrechlicheren Gegenstände auf dem Kopf tragen. Auf einem Sammetkissen ruht jener traditionelle, metallne Krug, mit welchem die Braut das erste Mal Wasser schöpfen muß, sobald sie am Hochzeitstage in's Haus des Gatten gekommen ist. Gewöhnlich wählt man das schönste Mädchen des Dorfes zur Trägerin dieses beinahe abergläubisch verehrten Hausheiligthums. Dem Zuge folgen in kleinen Wägelchen einige auserwählte Freundinnen der Braut, deren Aufgabe es ist, die Gegenstände der Aussteuer auszupacken und die Wohnung der Brautleute herzurichten. Zu allerletzt kommt das bescheidene, philosophische Thier, welches bestimmt ist, die Hausmühle der künftigen Eheleute zu drehen, mit einem langen Seil an die vor ihm gefahrene kleine Mühle gebunden, welche auf dem Lande in keiner vollständigen Haushaltung fehlen darf. Das geduldige Eselchen erscheint bei dieser Gelegenheit, welche fast immer seinen ersten Schritt im thätigen Leben bildet, denn meist beginnen junge Eheleute ihren Hausstand auch mit einem jungen Mühlthiere, prächtig geschmückt, seine langen Ohren stecken in goldgestickten Sammetfutteralen, Schellen hängen an seinem Hals und ein jungfräulicher Myrthenkranz ziert nicht selten sein ausdrucksvolles Haupt.

Das Abladen der Möbel giebt gewöhnlich zur Entwicklung von allerlei originellen Sittenzügen Anlaß. So legt dem Bräutigam die Sitte die Verpflichtung auf, die erste Matratze zum Brautbett selbst abzuladen und in's Haus zu tragen. Aber seine Freunde, jeder ebenfalls mit einer Matratze beladen, versperren ihm den Weg und ein scherzhafter Kampf entspinnt sich, wobei die Freunde dem Bräutigam sämmtliche Matratzen an den Kopf werfen, und ihn oft zu Fall bringen und auf dem Boden mit der ganzen Menge der Matratzen zudecken und beinahe ersticken. Endlich aber gelingt es ihm, sich frei zu machen

und die Grundlage des Thalamos mit eignen Händen zu legen. Dieser Gebrauch scheint mir eine scherzhafte Versinnbildlichung des Neides der Junggesellen gegen Einen, der ihrem Stande entsagt.

Ist endlich der Hochzeitstag gekommen, so holt der Bräutigam, von seinem Dorfpfarrer und einem zahlreichen Zuge von Paralymphos begleitet, die Braut mit großem Pomp ab. Diese, sowie sie seiner ansichtig wird, wirft sich vor ihrer Mutter auf die Kniee und fleht um deren Segen, wobei es unerläßlich ist, daß sie von einem großen Thränenreichthum Probe ablege. Die Mutter legt ihr feierlich die Hände auf und übergiebt sie dann dem Pfarrer, welcher den Bräutigam begleitet. Der künftige Ehemann wird dagegen der Begleitung des Dorfpfarrers der Braut anvertraut. Es bilden sich nun zwei Züge, der der Braut, und der des Bräutigams, welche getrennt sich zur Kirche begeben.

Nach der heiligen Handlung gehen dann die Neuvermählten zusammen in's Haus des Sindaco (Schultheiß), welcher die Civiltrauung vornimmt, die allein nach dem heutigen Gesetz der Ehe Gültigkeit verleihen kann. Der Umstand, daß die Brautleute vereinigt zum Sindaco kommen, während sie getrennt nach der Kirche zogen, deutet übrigens hinlänglich an, daß die Sardinier, an ihren althergebrachten Rechtsanschauungen festhaltend, immer noch die kirchliche als die eigentliche Trauung ansehen, während letztere doch jetzt gar keinen gesetzlichen Werth mehr besitzt.

Um die Mittagsstunde findet im Hause der Braut das Festmahl Statt, dessen Hauptceremonie Diejenige ist, daß die Neuvermählten aus einem Teller mit einem und demselben Löffel essen müssen. Darauf wird die Braut auf ein prächtig geschmücktes, von einem ihrer Verwandten am Zügel geführtes Pferd gesetzt; die Brautjungfern folgen ihr, gleichfalls hoch zu Roß, der Bräutigam reitet vor ihr her, und mehrere Musikanten, welche die sardinische Flöte, Launedda genannt, spielen, ziehen flötend und tänzelnd vor dem Zug einher. Auf der Schwelle ihres künftigen Hauses erwartet die junge Gattin noch eine uralt ehrwürdige Ceremonie. Dort steht im vollen Pomp ihrer Matronenwürde die greise Mutter des Gemahls, breitet erst die Arme segnend und schützend über die künftige Schnur aus und nimmt dann von einem der antiken Patera ähnlichen Gefäß einige Waizenkörner, welche sie langsam und feierlich der Kommenden entgegenwirft; ein höchst entsprechendes Symbol der fruchtbaren und befruch-

tenden Eigenschaften des Hymen durch diejenige Form des Pflanzenlebens angedeutet, welche zugleich Frucht und Saamen ist. Endlich vereinigt Alle noch eine Mahlzeit und das Ganze beschließt nicht selten einer der originellen sardinischen Nationaltänze.

Unter diesen Tänzen zeichnet sich namentlich einer, welcher hauptsächlich im Norden üblich ist, durch seine große Eigenthümlichkeit aus. Wie sein Name, Ballo tondo, aussagt, so ist er ein Rundtanz, an welchem beliebig Viele theilnehmen können. Das Sonderbare dieser volksthümlichen Belustigung besteht in der großen Gravität und langsamen majestätischen Gemessenheit, mit welcher man sich dabei bewegt. Uebrigens geschieht dieß in scharfabgemessenem Tact und in einem auf den ersten Blick kinderleicht erscheinenden, aber in Wirklichkeit sehr schwer nachzuahmenden, eignen Tanzschritt, so daß Ausländer, denen der Ballo tondo Anfangs höchst leicht mitzumachen dünkt, doch gewöhnlich, nach einigen fruchtlosen Versuchen, auf alle weitere Theilnahme an demselben verzichten müssen, da sie bald aus dem Takt fallen und das Gespött der übrigen Tänzer werden.

Ein anderes nationales Vergnügen, welches man jetzt jedoch meines Wissens kaum mehr sieht, war der Fußkampf. Die beiden Kämpfer stützten sich dabei, jeder auf die Schultern von zwei Kameraden, so daß sie die ganze Kraft ihres Körpers in die Fußtritte legen konnten, womit sie die Füße ihrer Gegner zu treffen bemüht waren. Erst begann der Kampf mit dem einen und, wenn dieser müde war, mit dem andern Fuß, und so fort, bis entweder einer der Kämpfenden sich für besiegt erklärte oder bis sie beide vor Erschöpfung aufhören mußten. Ich habe mir Mühe gegeben, Zeuge dieses originellen Sittenzugs zu werden, jedoch ohne Erfolg. Einen einzigen letzten Vertreter dieser homerischen Kampfweise fand ich in Cagliari in der Person eines alten Packträgers, welcher mir versicherte, er sei in seiner Jugend sehr stark im Fußkampf gewesen. Da ich jedoch eine ungläubige Miene machte, denn der Mann schien mir so schwächlich, daß ich ihm selbst in seinen besten Tagen keine große Kraft zuzuschreiben geneigt war, so erbot er sich, mir augenblicklich eine Probe abzulegen, daß er noch nichts von den herculischen Eigenschaften seines Untergestells eingebüßt habe. Meine Füße waren mir indeß zu lieb, um sie als ein corpus vile einer solchen Probe auszusetzen. Ich begnügte mich deshalb damit, daß ich ihn aufforderte, seine Kraft an einem weniger empfindlichen Gegenstand auszulassen und zwar

ein ziemlich schweres Gepäckstück, welches ich nicht emporzuheben vermochte, mit dem Fuß in die Höhe zu schleudern, was er zu meinem nicht geringen Erstaunen auch that, und zwar mit solch' überraschender Kraft für seinen anscheinend hinfälligen Körper, und zu so beträchtlicher Höhe, daß ich meinem Schöpfer dankte, nicht meine Füße zu dem Probestück hergegeben zu haben. Der Alte war durch diese Erinnerung an die Zeit seines Glanzes gleichsam verjüngt und so in's Feuer gerathen, daß er nun alle Umstehenden zum Fußkampf herausforderte, aber Niemand wollte es mit ihm wagen. Die jüngere Generation scheint nicht mehr solch' herculischer Fußtritte fähig zu sein.

Ein anderer jetzt gleichfalls aussterbender, uralter, noch dem Heidenthum entstammender Gebrauch ist der des Erme (des antiken Hermes), dessen Fest man am Johannistag feiert. An diesem Tage werden die sogenannten Johannis-Gevatterschaften eingegangen, imaginäre gevatterschaftliche Bande, die jedoch die Männer und Frauen, welche sie eingehen wollen, nur für die Dauer eines Monates binden. Vierzehn Tage vorher wird von der künftigen Gevatterin eine Handvoll Getreide in einem mit Erde gefüllten Korkgefäß gesät. Ist dieses Getreide aufgegangen, so nennt man den Büschel Erme, und dieser Erme in dem prachtvoll verzierten Korkgefäß wird dann am Johannistag auf einem mit Teppichen geschmückten Fenster ausgestellt und Abends illuminirt. Dem Erme zur Seite soll nicht selten eine gedrechselte Puppe, eine Frau darstellend, die Ehren der Illumination theilen. Früher näherten die Bauern sich sogar noch mehr dem antiken Gebrauch, indem sie kleine Figuren aus Mehlteig formten, welche sie statt der Puppe neben den Erme setzten, ganz wie man im Heidenthum beim Hermesfest, welches dem Johannistag auch in der Jahreszeit entsprach, kleine Götzenbilder, aus Teig gemacht, aufstellte. Aber die Geistlichkeit hat den heidnischen Satan sowohl in den Mehlteigfiguren, als auch in der Puppe, gewittert und eifert gegen Beide. Am Festabend zündet man vor dem Ausstellungsfenster, dem Erme zu Ehren, ein Feuer an, um welches Bauern und Bäuerinnen einen feierlichen Rundtanz aufführen, während der Gevatter und die Gevatterin sich auf beide Seiten des Feuers stellen und jeder das Ende eines langen Stocks fassen, welchen sie über die Flamme halten und vorwärts und rückwärts schieben, wobei ihre rechte Hand dreimal über das Feuer fahren muß.

Je mehr ihre Hand dabei mit der Flamme in Berührung kommt, für desto inniger gilt das gevatterliche Band, dessen Besiegelung diese kleine Schmerzensprobe bildet.

Gehen wir von diesem den Sardiniern eignen Ueberbleibsel des Heidenthums zu einem andern, nämlich zu den antiken Saturnalien über, welchen heidnischen Brauch sie mit ganz Europa theilen, so finden wir, daß die Freuden des Carnevals, wie im übrigen Italien, auch in Cagliari, eine große Verminderung erlitten haben, so daß sie nur noch als ein Schatten von dem erscheinen, was sie vor zwanzig Jahren gewesen sind. Die Italiener sind ernster geworden und geben jetzt kein Geld mehr für solche Spielereien aus. Längst eingegangen sind die einst in Cagliari üblichen, höchst glanzvollen Fastnachtsrennen, welche verschieden von denjenigen der Barberi in Rom, darin bestanden, daß die Pferde nicht frei dahersausten, sondern von Masken geritten wurden, deren Bestreben nicht ein gegenseitiges Ueberhaspeln, sondern vielmehr die keineswegs immer leichte Aufgabe bildete, alle genau zu gleicher Zeit am Ziele anzukommen, so daß die Schnelleren ihren Ritt ermäßigen, die Langsameren ihn beschleunigen mußten. Aber wenn auch dieser namentlich in den höheren Ständen ehemals gepflegte und gehegte Fastnachtsbrauch der Vergangenheit angehört, so haben sich, in den andern Classen der Bevölkerung doch noch einige originelle Carnevalstraditionen erhalten. Cagliari besitzt noch eine Anzahl ihm eigenthümlicher Maskencharaktere. Einen der extravagantesten derselben bildet der sogenannte Pastore (Schäfer), eine hyperbolische Uebertreibung des gewöhnlichsten Typus sardinischer Landleute, des Schweinehirten. Der Pastore kleidet sich in ein abgetragenes, nationales Bauerncostüm, und hängt darüber eine ungeheure Mastruca, d. h. einen Mantel von rohen Schaffellen mit der Wolle nach Außen. Auf dem Kopf trägt er einen großen Hut von Wachstuch und in der Hand einen langen Hirtenstab, mit welchem er seine Heerde, die aus allen Gassenjungen der Stadt besteht, in Ordnung hält. Die Heerde ist mit Glocken und in Ermanglung solcher mit alten Kesseln, oder sonst einem metallnen Gegenstand, behangen, um in allen Straßen möglichst viel Geräusch hervorzubringen. Von dieser Maske wird nicht verlangt, daß sie Geist entwickele; Lärm und zwar recht viel Lärm machen, das scheint ihre Hauptaufgabe.

Eine andere Volksmaske sehen wir in dem Papa dà figu (dem Feigen-

vater), welcher mit einem Sack voll wirklicher oder vermeintlicher Feigen herumgeht und der hoffnungsvollen Straßenjugend die größten Tantalusqualen bereitet, indem er einem Knaben nach dem andern eine Feige vorhält, nach welcher er ihn schnappen läßt, die er aber immer selbst mit dem Mund auffängt, ehe der Gefoppte sie erreicht hat; manchmal jedoch giebt er sie ihm zu essen, aber dann ist es keine wirkliche, sondern eine aus Brodteig nachgemachte Feige. Den Caddemis nennt man eine Maske, welche die Caricatur eines jener rohen englischen Matrosen darstellt, die den Cagliaritanern keineswegs unbekannt sind. Das Wort ist auch aus dem englischen Goddam gebildet worden. Der Caddemis bemüht sich, den sardinischen Dialect mit englischem Accent zu sprechen, und benutzt seinen vermeintlichen Sprachmangel dazu, um Jedermann Sottisen zu sagen. Die Vedova (Wittwe) ist ein als trostlose Wittwe verkleideter baumstarker Bursche, der die Sympathie mitleidiger Seelen anruft, und wenn ihm diese zu Theil wird, nicht selten Hiebe austheilt. Der Cacciatore (Jäger) setzt seine Kraft in ein Paar enormer Stiefel, mit denen er auf dem öffentlichen Maskenball mit Vorliebe auf den Hühneraugen anderer Masken herumstampft. Manchmal verbündet sich eine ganze Bande solcher gestiefelter Jäger zu dem Zweck, um allen anderweitigen Masken das Tanzen auf diesen Bällen zur Unmöglichkeit zu machen und den ganzen Ballsaal allein und ausschließlich zu beherrschen, was ihnen auch gewöhnlich so lange gelingt, bis die Polizei ihr Veto einlegt und Jäger sowie Stiefel in ihre väterlichen Arme aufnimmt, um ihnen für die Nacht die Gastfreundschaft zu erweisen. Die Pannatara, ein anderer Maskentypus, trägt einen mehr sentimentalen Charakter, indem sie hauptsächlich auf verliebte Zwecke ausgeht. Gewöhnlich ist es ein jüngerer Mann, welcher sich streng in das malerische Costüm der Brodverkäuferinnen kleidet, so daß er nicht etwa eine Caricatur, sondern eine möglichst getreue Nachbildung eines Mädchens vom Volk darstellt; sein mehr oder weniger bärtiges Gesicht muß er natürlich hinter einer Maske verstecken. So schleicht er sich in das Haus der Erwählten seines Herzens und, obgleich kein Mensch an seinem wahren Charakter zweifelt, so will es doch die Carnevalstradition, daß sich Jedermann stelle, als hielte man ihn wirklich für das, wofür er sich ausgiebt und so läßt man ihn dann sein Glück probiren. Oft soll die Pannatara dieß mit großem

Erfolg thun und man spricht von manchen Ehen, zu welchen durch diesen Carnevalsscherz der Grund gelegt wurde.

Die durch die neueren politischen Ereignisse erzeugten socialen Zustände haben gleichfalls eine kleine Anzahl von Maskencharakteren in's Leben gerufen. Zu dieser Classe gehören jedoch einige, welche von entschieden schlechtem Geschmack zeugen, und in dieser Eigenschaft von allen Gebildeten jedweder Parthei verdammt werden, nämlich diejenigen, welche sich die Verspottung der Kirche und Geistlichkeit zur Aufgabe gesetzt haben. Eine etwas starke Profanation, welche ich in Cagliari sah, bestand in einer von falschen Capuzinern, Domherren und Chorknaben gebildeten Procession, die eine als Bischof verkleidete Maske anführte, welche den Segen ertheilte, Weihwasser aussprengte, kurz alle pontificalen Handlungen in der Caricatur darstellte. Einen Beweis jedoch, wie sehr diese geschmacklose Maskerade von Allen verdammt wurde, bildete der Umstand, daß alle Cagliaritaner hoch und heilig betheuerten, diese Masken könnten keine wirklichen Sardinier, sondern müßten Fremde sein, da ein ächter Sardinier, sei er selbst ein Ungläubiger, doch immer den Anstand und die Rücksicht auf Andere zu bewahren wisse.

Drittes Kapitel.

Das antike Karales.

Bei dem bloßen Anblick dieser Aufschrift „das antike Karales“ sehe ich schon alle diejenigen Leser, welche nicht Archäologen sind, und das sind gewiß die meisten, die Nase rümpfen und das alterthümliche Kapitel stillschweigend überschlagen, um sich an mehr Gegenwärtigem und mehr Lebendigem zu erfreuen. Freilich nur der Lebende hat Recht und ihm gebührt vor Allem unsre Aufmerksamkeit. Aber auch der Todte hat einmal Recht gehabt, und daß er dieses Recht, wenigstens hier in Sardinien, durch bleibendere Werke verewigt hat, als die sind, welche von der jetzigen Generation noch in tausend Jahren

Zeugniß ablegen werden, davon giebt uns das antike Karales einen Beweis. Zudem werden uns unsre Wanderungen durch diese alte Stadt, welche zum großen Theil unter der neuen liegt, so vielfach mit der Gegenwart in Berührung bringen, daß vielleicht selbst dieses alterthümliche Capitel doch nur von denjenigen ungenießbar gefunden werden dürfte, welche alles Antike systematisch hassen und das sind gewiß die Wenigsten.

Bei meinen Wanderungen durch das antike Carales oder Karales, wie man es nun schreiben will, ob mit K, nach seiner ursprünglichen, phönicischen, ob mit C nach der latinisirten Form, unter welcher es bei den Römern zuweilen, aber keineswegs immer, geschrieben wurde, bei diesen Wanderungen sah ich mich vor allen Dingen nach einem Führer um. Ein Buch darüber suchte ich umsonst, selbst den im Uebrigen so weitläufigen La Marmora fand ich in dieser Beziehung unvollständig. Aber das Schicksal hatte mir einen besseren Begleiter vorbehalten, als den todten Buchstaben, nämlich ein lebendiges Buch, einen Mann, in welchem die Archäologie Sardiniens gleichsam Fleisch geworden ist. Dieser Mann war der berühmte Canonicus Spano, der erste Archäologe Sardiniens, und jetzt, da Manno, der Geschichtsschreiber, und Martini, der historische Forscher und Herausgeber der Pergamene d'Arborea, gestorben sind, auch der einzige Schriftsteller seines Vaterlands, welcher diesen Namen verdient. Aber dafür, daß er der einzige ist, scheint er auch die Welt durch seine Fruchtbarkeit entschädigen zu wollen. Fast jedes Jahr giebt er vier bis fünf interessante, die Alterthümer oder die Geschichte seiner heimathlichen Insel betreffende Broschüren heraus, und zwar nicht etwa über Gegenstände, welche abgedroschen oder nur vor ihm schon besprochen worden wären, sondern meistentheils über irgend einen in jüngster Zeit gethanen interessanten Fund, welchen seine zahlreichen Freunde, oder selbst Unbekannte, denen aber sein Ruf nicht entgangen ist, oft auch die Bauern der Umgegend, welche ihn Alle kennen und wissen, wohin sie die Alterthümer, die sie zufällig entdecken, zu tragen haben, in seine Hände lieferten. Er ist der Besitzer und erste Erforscher der zwei interessantesten Inschriftstafeln, welche in unserm Jahrhundert auf Sardinien entdeckt worden sind, der berühmten dreisprachigen Inschrift von Gerrei, die zur Sicherstellung unsrer Kenntniß der phönicischen Sprache so viel beigetragen hat, und

der nicht weniger bemerkenswerthen Bronzetafel aus der Zeit Kaiser Otho's, auf welcher einige bis jetzt in der Geschichte ganz unbekannte Völkerschaften Sardiniens genannt sind. Im Museum von Cagliari befinden sich vier große Schränke, ausschließlich mit den von ihm gesammelten Antiken gefüllt, welche er seiner Vaterstadt geschenkt hat. Nicht das geringste seiner Verdienste ist jedoch das, daß er auf die archäologischen Schätze, welche diese Erde täglich enthüllt, aufmerksam macht, und seiner Wirksamkeit allein ist es zuzuschreiben, daß wir Vieles besitzen, was sonst von dem unwissenden Eigenthümer als altes Kupfer oder alter Stein wieder dem Boden anvertraut worden wäre, denn die archäologische Speculation ist hier noch weit entfernt von jener Ausbildung, welche sie in Rom und in Neapel erlangt hat, wo selbst Lohnbediente ein Auge auf unentdeckte Alterthümer haben und wo zahlreiche Engländer auf der Lauer stehen, um jeden antiken Gegenstand, den man der Erde entzieht, wegzuschnappen. Aber Sardinien ist bis jetzt noch von den Lohnbedienten und Engländern des gewöhnlichen Schlages verschont geblieben, und nicht zu seinem Schaden, denn wenigstens ist man sicher, daß die hier verkauften Antiquitäten nicht moderner Fabrikation sind, wie so viele von Touristen gierig gekaufte vermeintliche Alterthümer Pompeji's. Wenn ich sage, das Land sei von Engländern verschont geblieben, so muß man dies allerdings nicht ganz absolut und buchstäblich verstehn. Ich will damit nur angedeutet haben, daß sie hier noch nicht in der Anzahl einzutreffen pflegen, um betrügerische Fremdenausbeutungen, wie die obige, in's Leben zu rufen. Aber in einer Hinsicht macht sich ihr Einfluß auch in Sardinien geltend, nämlich im Preisverderben der antiken Kunstsachen, für welche man auch hier ungeheure Summen zu fordern angefangen, seit das britische Museum die ersten Ankäufe gemacht hat. Gewöhnlich ist jedoch Spano der erste Besitzer der wissenschaftlich wichtigsten in Sardinien entdeckten antiken Gegenstände, er studiert sie, beschreibt sie, läßt Abbildungen oder Facsimiles von ihnen nehmen, und wenn er sie dann durch eine illustrirte Broschüre dem gelehrten Publicum bekannt gemacht hat, so schenkt er sie gewöhnlich dem Museum. Es ist erstaunlich, was ein solch' einzelner Mann, noch dazu mit geringen Mitteln, Alles allein für die Wissenschaft gethan hat, denn Niemand außer ihm in ganz Sardinien interessirt sich für Archäologie, er muß nicht

nur den Fund, sondern auch die Veröffentlichungskosten seiner Beschreibung bezahlen, denn kein italienischer Buchhändler übernimmt den Verlag eines archäologischen Werkes und Niemand, am Allerwenigsten aber die Regierung weiß ihm Dank dafür, ja er begegnet bei seiner der Wissenschaft so förderlichen Wirksamkeit nicht selten noch dem Widerstand von Seiten der Behörden. So wollte er vor Kurzem eines der schönsten römischen Gräber, welches der Domäne gehört, durch ein eisernes Gitter vor Verwahrlosung sichern und erbot sich natürlich, das Gitter selbst zu bezahlen, traf aber dabei auf die heftigste Opposition der Verwaltung, welche das interessanteste Denkmal der Nekropole lieber den Hirten zum Viehstall überläßt. Wir werden auf unsern Wanderungen durch das antike Karales auch in diese Grotte kommen und sehen, welcher ästhetische Gebrauch jetzt von ihr gemacht wird.

Ein andersmal hatte Spano einen Gegenstand des christlichen Mittelalters, ein vorgothisches Kirchenkreuz, von dem Domkapitel käuflich an sich gebracht und zwar schon vor Jahren, als dem Kapitel noch das freie Eigenthumsrecht zustand, und beabsichtigte, das Kreuz dem Museum zu schenken. Da mußte sich nun aber die Behörde in's Mittel legen, diesen Gegenstand reclamiren und darauf bestehen, daß er wieder an seinen früheren Aufbewahrungsort, ein unterirdisches Grabgewölbe unter der Cathedrale, gebracht werde, wo ihn kein Mensch sieht, während er im Museum als höchst interessantes Alterthum einen gewiß viel würdigeren Platz gefunden haben würde. Freilich waren die Beamten, welche diese barbarischen Machtsprüche ergehen ließen und ausführten, nicht Sardinier und letztere beklagen sich vielfach über die stiefmütterliche Art, mit welcher ihre nationalen Interssen, wozu am Ende doch auch die Sammlung ihrer einheimischen Denkmäler gehört, von der Regierung behandelt werden, ob ganz mit Unrecht, mag man aus dem Ebengesagten entnehmen.

Weniger Widerstand trafen Spano's gute Absichten bei seinen eignen Mitbürgern, insofern diese etwas zu sagen haben, denn die Sardinier, wenn schon meist nicht gebildet genug, um Interesse an Alterthümern zu nehmen, sind doch von glühendem Patriotismus durchdrungen, welcher nicht gestattet, irgend etwas Nationales, und sei es selbst eine Antiquität, zu Grunde gehen zu

lassen. Hier begegnete er jedoch einem andern Hindernisse, nämlich dem Mangel an Geld, sowie es sich um die kleinste der Wissenschaft nützliche Ausgabe handelte, aber dieses Hinderniß wußte er gewöhnlich in der uneigennützigsten Weise zu heben. Ich führe nur ein Beispiel an. So hatte Spano schon lange darauf gedrungen, daß das römische Amphitheater, welches zum Theil von einem Sandhaufen bedeckt, zum Theil sogar in der Erde vergraben lag, durch Hinwegräumung des Sandes und Schuttes wieder aufgedeckt werden möchte; aber der Bürgerrath gab erst dann seine Einwilligung, als jener sich erbot, die nöthigen Mittel selbst vorzuschießen. Dieser Uneigennützigkeit verdankt Cagliari eines seiner herrlichsten Denkmäler des Alterthums, denn in seinem früheren Zustand war das Amphitheater für die Stadt so gut wie gar nicht vorhanden.

Als ich nach dieser Stadt kam, war ich weit entfernt davon, zu hoffen, daß es mir gelingen würde, eine so werthvolle Bekanntschaft in intimerer Weise zu machen. Ich kannte zwar den Namen Spano's, wie ihn Jeder kennen muß, der sich jemals mit phönicischen Alterthümern beschäftigt hat. Aber was ich sonst noch von ihm wußte, beschränkte sich auf die Einzelheit, daß er einer der Domherrn an der hiesigen bischöflichen Kirche sei. Von Empfehlungsschreiben war keine Rede. Ich war ganz unvorbereitet und wie durch Zufall nach Cagliari gekommen. Die ersten drei Tage meines dortigen Aufenthalts brachte ich somit auch höchst langweilig und ohne ein Seele zu kennen, zu. Als aber der Donnerstag gekommen war, welcher hier der öffentliche Tag für's Museum ist, begannen für mich interessantere Stunden. Ich begab mich dorthin, wo ich zuerst jene interessanten phönicischen Inschriften aufsuchte, welche den Ruhm Sardiniens bilden und welche ich auswendig wußte. Ich sah aber nicht nur diese, ich sah auch einige, welche mir völlig neu waren und die bisher noch in keinem größeren Werke figuriren, zudem entdeckte ich ganze Schränke voll erst in neuerer Zeit ausgegrabener Alterthümer. Auf alle meine Fragen, wer diese Inschriften und diese Denkmäler hiehergebracht habe, wurde mir immer nur eine Antwort, „Spano". Dem Museumsdiener schien nicht zu entgehen, wie groß mein Interesse für die Alterthümer sei und wie sehr ich dieses mit dem ebengenannten Namen in Verbindung bringen mochte. Mein Inter-

esse wurde nicht wenig gesteigert, als er mir mittheilte, daß Spano in seinem Hause noch verschiedene interessante Alterthümer, unter andern die berühmte dreisprachige Inschrift von Gerrei aufbewahre. Das gab den Ausschlag, jetzt hatte ich eine Entschuldigung gefunden, um mich bei Spano einzuführen, ich wollte die Inschrift von Gerrei sehen.

Wo wohnt dieser Spano? fragte ich den Museumsdiener. Was für ein Mensch ist er? hätte ich gern hinzugesetzt, aber so weit wollte ich meine Angst, schlecht empfangen zu werden, nicht verrathen. Seine Wohnung wurde mir genannt, aber zugleich auch gesagt, daß er grade jetzt im Museumsgebäude anwesend sei und alle Fremden, die sich für Wissenschaft interessirten, auf's Zuvorkommendste zu empfangen pflege. Nun erfuhr ich auch, daß dieses Gebäude zugleich die Universität und daß Spano der Rector magnificus derselben und zwar auf Lebenszeit sei.

Ich wage mich sonst nicht gern ohne Empfehlungsschreiben in die Studierstube eines Gelehrten. Hier aber gaben mir die Worte des Museumsdieners Muth. Ich ging also in das Cabinet des Rector und fand einen freundlichen alten Herrn, trotz seiner sechsundsechzig Jahre vom Alter ungebeugt und mit einem lebhaften, geistigen und zugleich sehr energischen Gesichtsausdruck, dessen bloßer Anblick mir schon Freude machte. Als ich das erste Wort von phönicischen Inschriften hatte fallen lassen, war er ganz Ohr und im Augenblick hatte sich eine Intimität zwischen uns entfaltet, als ob wir schon alte Bekannte gewesen wären. Wie im Triumph wurde ich nun durch alle Säle des Museums geführt, dem Museumsdirector, Cavaliere Cara, vorgestellt und mir Alles gezeigt und erklärt, was nur mein Herz begehren konnte. Nachdem ich einige auf die Alterthümer Sardiniens bezügliche Broschüren als Geschenk hatte annehmen müssen, wurde verabredet, daß wir uns an demselben Nachmittag nach den Litaneien der Vesper, die mein neuer Bekannter in seiner Eigenschaft als Domherr gewissenhaft täglich mitsingt, in der Hauptkirche treffen sollten, um dann einen archäologischen Spaziergang zu machen.

Von nun an fand ich mich, so lange ich in Cagliari weilte, fast jeden Nachmittag nach drei Uhr in der Cathedrale ein, wo ich gewöhnlich im Hauptschiff der Kirche mich gänzlich allein befand, zuweilen aber auch mitten in die

Versammlung irgend einer religiösen Genossenschaft hineingerieth, seltsame, geheimnißvoll aussehende, in weite, weiße oder rothe Mäntel gehüllte Gestalten, mit verdecktem Gesicht, begleitet von einer Schaar kleiner Knaben mit rothen, orientalischen Fesmützen und tiefbraunen Gesichtern, welche man fast für Afrikaner hätte halten können, die aber die Waisenkinder von Cagliari waren, denen irgend eine officielle Laune ein halbtürkisches Costüm octroyirt hat. Nachdem ich eine halbe Stunde entweder allein den Litaneien zugehört hatte, oder auch wie eine Jahrmarktscuriosität von der Brüderschaft angestarrt worden war, erschien gewöhnlich mein freundlicher Begleiter und wir traten unsern Gang durch das antike Karales an. Auf diesen Gängen ist es, daß ich den Leser einlade, uns zu begleiten und zwar möchte ich, ähnlich wie Dante bei seinem Gang durch die Unterwelt seinen Führer fast ausschließlich reden läßt, auf dieser Wanderung, welche uns nicht selten durch unterirdische Räume führte, ebenfalls öfter die Worte meines Begleiters wiederholen, als die meinigen, denn wie Virgil in der Unterwelt, so war auch er in jenen katakombenartigen Höhlen, auf denen Cagliari ruht, mehr zu Hause, als ich.

Unser erster Gang sollte uns zu dem römischen Amphitheater führen, welches jedenfalls das am Meisten selbst dem Nichtarchäologen in die Augen fallende Werk des Alterthums in Cagliari ist. Um zu ihm und also zum antiken Karales zu gelangen, mußten wir zuerst das moderne verlassen, oder vielmehr den Theil desselben, welcher im Mittelalter und noch vor wenig Jahren ausschließlich als das eigentliche Cagliari bezeichnet wurde, die sogenannte pisanische Altstadt Castello, denn Alles, was außerhalb derselben liegt, hieß vor Kurzem noch Vorstadt.

„Sie werden", so begann mein Führer, „nach der Analogie anderer antiker Städte, deren Mehrzahl auf einem Berge oder Hügel gegründet war, schließend, wahrscheinlich vermuthet haben, daß diese pisanische Altstadt, welche so viel ehrwürdiger aussieht, als der in der Niederung gelegene Stadttheil, auch die Stelle des alten Karales einnehmen müsse. Um so erklärlicher würde dieser Irrthum gewesen sein, da Sie die Etymologie des phönicischen Namens dieser uralten Colonie dazu führen konnte, indem Sie wußten, daß Karales von Keret al (קרת אל), welches die hochgelegene Stadt bedeutet, abgeleitet wird. Aber

trotz dieser Namensbezeichnung, deren Erklärung wohl keinem Zweifel unterliegt, da die Gründung der Stadt durch die Phönicier feststeht, lag doch diese vermeintliche „hohe Stadt“ ganz in der Niederung und kein Theil von Castello oder selbst der höheren Straßen von Stampace gehörte zu ihr. Möglich jedoch, daß sie den Seefahrern immer noch als hochgelegen erschien, denn selbst der niedere Stadttheil liegt nicht ganz auf dem Niveau der Meeresfläche. Aber was auch immer dem antiken Karales an Höhe abgegangen sein mag, das ersetzte es durch Ausdehnung in der Länge, ja es nahm einen Flächeninhalt ein, welcher denjenigen der modernen Stadt um das Dreifache übertrifft. Ueberblicken wir von diesem erhöhten Punkte die westliche Gränze der karthagischen und römischen Stadt. Hier reichte sie bis an den großen Salzsee oder Sumpf, das stagnum Caralense der Alten, welches, wie Sie sehen, nur durch eine sehr schmale Landzunge vom Meer getrennt wird, das heißt durch das litus finitimum, auf dem noch heute die Spuren der Römerstraße, die nach Nora führte und welche sich der Linie der modernen Straße zur Seite befand, deutlich nachweisbar zu Tage liegen. Auf der östlichen Seite besaß Karales eine nicht geringere Ausdehnung, es reichte hier noch hinaus über die Hügel von Monreale und Bonaria, d. h. eine Miglie östlicher, als die jetzige Stadt, während es sich im Westen vielleicht drei Miglien über die heutige Stadtgränze erstreckte. Auch muß das alte Karales eine Einwohnerzahl von über hunderttausend enthalten haben, eine Ziffer, neben welcher sich die kaum dreißigtausend Seelen von Cagliari allerdings höchst kläglich ausnehmen. Eine solche Verminderung steht übrigens ganz im Verhältniß mit derjenigen, welche die Bevölkerung der ganzen Insel erlitten hat, welche von über zwei Millionen, die sie zur Römerzeit betrug, nun auf eine halbe gesunken ist, und sogar zu Anfang dieses Jahrhunderts nur 400,000 Seelen ausmachte.“

Der Punkt, von welchem aus wir diese Rundschau auf die niedere Stadt gehalten hatten, war der Spaziergang von Buon Cammino, eine hochgelegene Allee, die dicht am nordwestlichen Thor von Castello ihren Anfang nimmt. Hier sahen wir unmittelbar unter uns enorme Massen von tertiären Kalksteinfelsen, gelblichweiße Wände, meistens nackt und kahl daliegend, ohne ein Anzeichen von Vegetation, außer hie und da einer Opuntia oder einem

kleinen Feld der Sodapflanze (Salsola Soda), welche ohne alle Spur von Humus aus dem nackten Stein hervorzuspriessen schienen. In diesem Kalksteingebilde unterschied ich zahlreiche Abgründe, Klüftungen und Höhlen, sowie zwei oder drei lange thalförmige Rinnen, von oben nach unten sich erstreckend. Durch eine von letzteren Rinnen stiegen wir hinab und stießen, ehe wir noch völlig die Ebene erreicht hatten, auf den Gegenstand unsres Ausflugs, auf eines jener Denkmäler des Alterthums, wie sie uns nur selten in solcher Vollständigkeit zur Anschauung treten, und wie mir wenigstens bis jetzt noch keines einen so lebhaften Eindruck und ein so unverfälschtes Bild der Antike zu verleihen im Stande war. Dieses Amphitheater von Karales kann man eigentlich kaum ein Gebäude nennen, denn fast nichts ist an ihm erbaut worden, es ist der Fels selbst, nur ausgehöhlt zu einem trichterförmigen, weiten Oval, über dessen Arena sich hundert Fuß hoch, Treppen, Gallerien und Sitze in der Runde erheben, alle in den Fels gehauen, wie der Kampfplatz selbst und in die unter ihm gelegenen weitläufigen Souterrains. Ich wurde durch seinen Anblick veranlaßt, mir im Geiste alle ähnlichen, in Fels gehauenen Denkmäler des Alterthums, welche ich kannte, zu vergegenwärtigen, das Theater von Sagunt in Spanien, das von Guelma, dem römischen Calama Numidiae, in der Provinz Constantine, das von Syrakus, sowie andere und ich mußte mir gestehen, daß sie alle weit hinter dem hiesigen an Schönheit zurückblieben. Seinen Größenverhältnissen nach kann man auf die Zahl der Zuschauer, welche es aufzunehmen im Stande war, mit Leichtigkeit schliessen. Wenn wir bedenken, daß das obere Oval 266 Fuß in der Länge und 222 Fuß in der Breite mißt, daß die Arena 150 Fuß lang und 102 Fuß breit ist, so wird uns die Zahl von zwanzigtausend Zuschauern nicht übertrieben erscheinen. Die zwei untersten Maeniana (Stockwerke) sieht man zur bei Weitem größeren Hälfte noch vollkommen erhalten, während von dem dritten, dem obersten, nicht etwa vom Zahn der Zeit, wohl aber von Menschenhand ein beträchtliches Stück zerstört worden ist, da dieser Theil des Felsens im vorigen Jahrhundert zum Steinbruch gedient hat. In jedem Maenianum konnte ich ungefähr zwanzig Stufen zählen, so daß die Höhe des Ganzen sechzig übereinandergruppirte Sitzreihen darbietet, ein Verhältniß, welches ungefähr das Doppelte von demjenigen des

Amphitheaters zu Pompeji beträgt, obgleich freilich letzteres eine bedeutendere Breiten- und Längenausdehnung zeigt. Die Stufen sind so hoch, daß ich nur mit Mühe sie zu erklettern vermochte. Ich mußte aber die Sitze selbst zum Steigen benutzen, denn ich fand die in ihr Felsgestein von Abtheilung zu Abtheilung eingehauenen Scalae (Treppen) durch die Verwitterung des Kalksteins ungangbar geworden, während die Gradus selbst in ihrer Massenhaftigkeit fast gar nicht gelitten hatten. Die Baltei (Scheidewände der Stockwerke) erreichen beinahe Mannshöhe. Die Cunei (Abtheilungen der einzelnen Stockwerke) fand ich zum Theil noch deutlich markirt. Eine architektonische Einzelheit, welche ich noch in keinem römischen Amphitheater so deutlich hatte erkennen können, wie hier, war das Podium, das heißt die erhöhte Gallerie, welche die Sitze von der Arena scheidet und deren Unerreichbarkeit für die auf dem Kampfplatz befindlichen Thiere allein das Leben der Zuschauer sichern konnte. In fast allen Amphitheatern, welche ich kenne, und das sind so ziemlich alle, welche existiren, fand ich entweder das Podium zerstört oder die Arena durch angehäuften Schutt und Erde dergestalt erhöht, daß es aussah, als hätten die Zuschauersitze unmittelbar bei dem Kampfplatz ihren Anfang genommen und als wären sie von demselben entweder durch gar keine, oder doch nur durch eine verschwindend kleine Scheidewand getrennt gewesen. Natürlich wußte ich, auch ehe ich hierher kam, daß ein solches Aussehen trügerisch und der daraus abgeleitete Schluß auf die Niedrigkeit des Podium falsch sei, da in den meisten Amphitheatern unter letzterem ein mannshoher gewölbter oder, wenn sie, wie das hiesige in den Fels gehauen waren, unterirdischer Gang durchführte. Aber noch nie hatte ich, so wie hier, eine deutliche, handgreifliche Anschauung von der wahren Bedeutung des Podium gewonnen. Es ist am Ende doch etwas Anderes, eine architektonische Beschreibung im Vitruvius gelesen, als das Beschriebene ausgeführt und wohlerhalten gesehen zu haben. Im Amphitheater von Karales allein wurde mir Letzteres zu Theil, hier hinderte mich kein Ruinenhaufen, kein Schutthügel, keine baldigen Einsturz drohende alte Mauer zu dem Podium hinanzuklimmen und von dessen Höhe tief in die zu meinen Füßen gelegene Arena hineinzublicken. Ebenso leicht war der Zugang zu dem unterirdischen Gange, welcher sich unter dem Podium hinzog. Die Brüstung desselben schien sein

einziger Theil, welcher nicht dem Zahn der Zeit getrotzt hätte. Dieselbe mag wohl nicht, wie fast alles Andere, in dem Stein ausgehauen, sondern nur aufgesetzt gewesen sein.

Mit meinem ehrwürdigen Führer, welcher trotz seiner Jahre voll jugendlichen Feuers die Stufen hinankletterte, stieg ich zum obersten Theil des zweiten Maenianum hinauf. Dort sah ich an einem großen modernen Stützpfeiler, welcher zur Erhaltung der theilweise schadhaften, oberen Vomitoria nothwendig geworden war, eine aus neuester Zeit stammende Inschrift angebracht, welche aussagte, daß die Ausgrabung aus dem Schutt und Offenlegung dieses Amphitheaters im vorigen Jahr auf Befehl und mit dem Geld des Stadtraths stattgefunden habe. Diese Inschrift hatte Spano selbst setzen lassen.

„Sie wissen am Besten, daß dem nicht so ist“, sagte ich zu meinem Begleiter, „und daß ohne das Geld, welches Sie selbst zu diesem Werke hergegeben haben, das Amphitheater noch heute im Sand und Schutt vergraben daliegen würde.“

„Das hat seine Richtigkeit“, erwiderte er, „aber die Inschrift enthält doch in sofern keine Unwahrheit, als der Stadtrath das Geld von mir nur in Form eines Anlehens annahm und somit wird er es doch schließlich sein, welcher die Kosten getragen hat.“

Der bescheidene Mann hatte seiner selbst auf dieser ziemlich langen Inschrift, welche das Lob des geizigen Stadtraths singt, auch mit keiner Sylbe gedacht und doch wäre es viel richtiger gewesen, wenn er statt auf Kosten der Stadt, „auf Kosten des Canonicus Spano“ geschrieben hätte, denn einstweilen enthalten erstere Worte noch eine sehr kühne Hyperbel, und werden, nach allem, was ich hörte, wohl nie zur Wahrheit werden, wenigstens hat der Stadtrath bis jetzt noch keinen der von ihm selbst zur Wiedererstattung des Geldes an Spano anberaumten Termine eingehalten und auch nicht einen Kreuzer gezahlt.

Von unsrer etwas schwindlichen Excursion zu der Arena hinabgestiegen, konnte ich dort jenes Troglodytenwerk mit voller Muße studieren, welches sich unter und neben derselben in labyrinthischen Verschlingungen hinzieht. Nicht nur alle Gänge, welche unter dem Podium durchführen, alle Vomitoria und zahlreiche, unter den Gradus befindliche Stuben sind in den Fels gehauen,

derselbe ist auch noch bis zu beträchtlicher Tiefe unterhalb des Kampfplatzes ausgehöhlt, und letzterem zur Seite zeigen sich tiefe, geheimnißvolle Grotten von ganz außerordentlicher Ausdehnung, und bei Alledem wurden noch nicht einmal sämmtliche unterirdischen Räume vom Schutt befreit. Einige der aufgedeckten kleineren Stuben müssen als Käfige für die wilden Thiere gedient haben, ja von einer derselben weiß man es gewiß, da man noch die Ringe sieht, an denen ihre Ketten befestigt waren. Diese Ringe sind nicht etwa nur hier befestigt worden, sondern aus dem Kalkstein selbst, welcher die Wände bildet, so kunstgeschickt ausgehauen, daß sie selbstständige, nur angeheftete Glieder scheinen und gleichwohl bei genauer Beobachtung als ungetrennte Theile des Felsen befunden werden. In einigen Seitengängen, namentlich dem zu ebner Erde, vermochte ich deutlich auch noch die in den Fels gehauenen Aediculae (Nischen für Statuen) zu unterscheiden, deren Stuckbekleidung sogar sich zum Theil erhalten hatte.

Der große unterirdische Raum unter dem Kampfplatz konnte von dem Schutte nicht ganz gesäubert werden und dieß scheint auch das Einzige, was hier noch zu thun bleibt. Sonst ist die ganze Arena seit einem Jahre frei vom Schutt, der sie ein Jahrtausend bedeckt haben mag, denn seit der Vertreibung der Byzantiner im Jahr 687 dürften wohl hier die regelmäßigen Spiele eingestellt worden sein. Ein Jahrhundert später, im J. 777, sah dieses Amphitheater das letzte Schauspiel, von dem uns die Geschichte erzählt. Zur Feier der ersten Vertreibung der Saracenen fand nämlich in jenem Jahre hier ein Stiergefecht Statt und das Fleisch der getödteten Thiere wurde unter das Volk vertheilt. Das ist nicht nur die letzte, sondern zugleich auch die einzige, erst in neuester Zeit in den Codices von Arborea entdeckte Erwähnung dieses Amphitheaters, welche uns die Chronik aufgespart hat.

Von der Arena brachte mich mein Führer durch einen mannshohen, gleichfalls in den Fels gehauenen Gang in eine ungeheure Grotte, welche zum Theil unter den Sitzen des Amphitheaters gelegen, mit ihrer Decke bis zum höchsten Maenianum hinanreicht. Diese Grotte bildete einen jener zahlreichen Wasserbehälter, deren wir auf unsern Wanderungen durch das antike Karales noch viele finden werden, und welche meistentheils durch Regenwasser gespeist

wurden und die Römerstadt, welche merkwürdiger Weise keinen einzigen Aquäduct besaß, mit dem labenden Getränk versorgten. Immer wurden jedoch diese Cisternen nicht vom Regen allein gespeist. So bekam zum Beispiel diejenige des Amphitheaters einen großen Theil ihres Wassers, wenn nicht alles, durch einen Gießbach, welchen man neben der Arena abgeleitet und dessen Bett letztere ursprünglich gebildet hatte. Dieses Amphitheater ist nämlich, ähnlich wie das von Pergamus in Kleinasien, im engen Schluchtenthal eines jener Torrente angelegt, welche im Süden so häufig sind und die nur in einzelnen Wintermonaten Wasser führen. Dieser Umstand erklärt auch, warum die beiden äußersten Längenenden und die daran gränzenden Theile des Amphitheaters nicht in den Fels gehauen sein und folglich auch nicht erhalten bleiben konnten. Der Gießbach hatte hier den Felsen, ohne Zweifel schon seit urdenklicher Zeit, ausgehöhlt und namentlich am unteren Eingang größtentheils weggespült, so daß die hier befindlichen Theile des Amphitheaters aus Mauerwerk errichtet werden mußten. Ebenso muß die ganze Eingangspforte gemauert gewesen sein. Alles Gemäuer ist jedoch längst verschwunden und nur der in den Fels gehauene Theil des Bauwerks übriggeblieben, doch auch von diesem hat sich, wie oben erwähnt, nicht mehr Alles erhalten. Trotzdem bietet jedoch dieses Amphitheater ein so vollständiges Bild des Alterthums, wie wir es bei andern ähnlichen Werken umsonst suchen. Auf architektonische Pracht kann es freilich keinen Anspruch machen. Von einer wie beim römischen Colosseum architektonisch geschmückten, prachtvollen, in der Runde umherlaufenden Façade konnte natürlich bei einem in den Stein gehauenen und im Fels versenkten Werke keine Rede sein, es darf auch nicht mit einem gebauten Amphitheater verglichen werden, es ist eben ein Werk sui generis und steht in seiner Art unübertroffen da.

Von wem wurde dieses Amphitheater gegründet? Ein älterer sardinischer Schriftsteller, Antonius von Tharros, schreibt seine Entstehung dem Pompejus zu, und Einige haben die Bestätigung eines solchen Ursprungs in der Inschrift finden wollen, welche auf einem der nach Norden gelegenen Gradus eingemeißelt ist. Diese Inschrift enthält die Buchstaben C. N. P. V. E. und in den zwei ersten wollte man die Initialen des Namens Cnejus, im dritten die von Pompejus erblicken. Doch wie unwahrscheinlich, daß man den Namen des

Gründers, der gewiß auf dem Vordergiebel der Eingangspforte zu lesen war, an einem so unwürdigen Platz, wie ein einfacher Theatersitz, angebracht hätte? Spano ist nicht dieser Ansicht, sondern nimmt vielmehr an, daß jene Buchstaben sich lediglich auf den Eigenthümer des Sitzes beziehen und dieß hat auch die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Ein zweiter archäologischer Spaziergang sollte uns in westlicher Richtung von dem äußersten Ende der großen Allee von Buon Cammino hinab nach der alten römischen und noch älteren phönicisch-karthagischen Todtenstadt führen. An jenem äußersten Ende der Allee angekommen, sahen wir direct unter uns einen eigenthümlichen Platz, wie er eben nur in einer solchen Felsenstadt möglich ist, deren Material sich so leicht bearbeiten läßt, wie der hiesige tertiäre Kalksteinfels. Da lag unmittelbar zu unsern Füßen eine große viereckige, glatte Fläche, deren Boden Fels war und welche aufrecht gebliebene Felsen auf allen Seiten umragten. Diese Fläche bildete den modernen Exercierplatz, erst vor kurzer Zeit künstlich geschaffen. Zu diesem Zweck war eine Fläche von einer gewissen Ausdehnung Bedürfniß gewesen und, da es an einer solchen in der Hügelstadt fehlte, so hatte man sie einfach aus dem Felsen herausgehauen. Zu diesem kahlen und von nackten Felsen umragten Platz stiegen wir nun hinab, klommen über Felsenklüfte und abschüssige Felsabhänge, bis wir durch eine jener bereits erwähnten, sich thalwärts senkenden Rinnen die Ebne erreichten und zwar an einem Punkt derselben, wo die lange Vorstadt, welche sich nach Westen erstreckt, bereits aufgehört hatte. Dann wandten wir uns wieder etwas in nordwestlicher Richtung zu einer Kette niederer Kalksteinfelsen, in welcher die römische und an deren Fuß die karthagische Nekropole angelegt war. In letzterer, welche zum größeren Theile in der Ebene liegt, bemerkten wir deutliche Spuren von neueren Nachgrabungen, durch welche die tiefen, sehr langgedehnte Parallelogramme bildenden Einschnitte in das Gestein des Bodens, in welche die Leichen der punischen Colonisten einst versenkt worden, offen zu Tage gelegt waren, während die in etwas früherer Zeit aufgedeckten Gräber alle schon wieder mit Schutt ausgefüllt erschienen.

„Sehen Sie“, so nahm mein Führer das Wort, „welche Achtung vor den Todten die Alten an den Tag zu legen pflegten. Hier, wo wir stehen, befand

sich die karthagische Todtenstadt, wie viele von Erfolg gekrönte Nachgrabungen unzweifelhaft dargethan haben, denn alle hier gefundenen Leichen waren mit phönicischen Emblemen geschmückt. Dort in dem Felsen mußten sich die Römer mühevoll erst ihre Gräber aushöhlen. Wie viel leichter würden nun diese es nicht gehabt haben, wenn sie einfach die alten karthagischen Grabstätten benutzt und sich die Mühe, neue auszumeißeln, erspart hätten? Aber die Alten ehrten selbst die todten Feinde, sie ließen die karthagischen Gräber unberührt und diesem Umstand haben wir es zu danken, daß man jetzt, nach Jahrtausenden in dieser phönicischen Nekropole bei der leichtesten Nachgrabung die interessantesten Fünde thut. Die Römer mußten sogar über die karthagischen Gräber hinwegschreiten, um zu ihrer eignen Gräberstadt zu gelangen und doch ist es keinem von ihnen eingefallen, sich auf dem Wege aufzuhalten, um die todten Feinde in ihrer Grabesruhe zu stören oder auch nur, um seinen eignen Angehörigen mit geringerer Mühe und weniger Kosten ein eben so gutes Grab zu verschaffen, als das, welches erst mühsam aus der aufrecht stehenden Felswand herausgehauen werden mußte."

Wie Recht mein Führer hatte, wenn er von dem günstigen Resultat, welches hier oft selbst die leichteste Nachgrabung zu belohnen pflegt, sprach, das sollte mir einige Tage später durch ein recht schlagendes Beispiel dargethan werden. Der Sohn des Praefecten dieser Provinz, Sgr. Elena, ein junger Mann, welcher sich durch seinen Eifer für das Studium phönicischer Alterthümer vortheilhaft vor den im Dolce far niente versunkenen, übrigen jungen Italienern auszeichnet, ließ während meiner Anwesenheit in Cagliari, in dessen karthagischer Nekropole nur zwei Tage lang, und zwar von nicht mehr, als vier Arbeitern, nachgraben und gewann dennoch eine reichliche Ausbeute an Kunstgegenständen der verschiedensten Art, Amuletten, goldenen Ohrringen, Münzen, kleinen Grabeslampen, Lacrimatorien u. s. w. Auffallend muß es uns jedoch erscheinen, daß man in den karthagischen Gräbern von Karales niemals Inschriften, Basreliefs von Götternischen, wie in Sulcis, oder solch prachtvolle Scarabäen, wie in Tharros angetroffen hat; Ohrringe beinahe immer von Gold, fehlen dagegen fast in keinem Grabe. Folgendes Beispiel bildet eines der schönsten Exemplare dieses Typus in Sardinien gefundener phönicischer Kunstgegenstände.

Finden wir die karthagischen Gräber alle ausnahmslos in der Ebene gelegen, wo sie in dem Kalksteinboden tiefe, viereckige Einschnitte, von genau gleichförmiger Größe und Tiefe, in welche die Leichen unverbrannt versenkt wurden, bilden, so treffen wir dagegen die römischen fast allein in den aufrechtstehenden Felsengruppen, in welchen sie nur ausnahmsweise in der Form von Einzelgräbern, gewöhnlich aber in derjenigen von Familiengrüften, von Columbarien oder von Hypogäen erscheinen, bald in größeren, bald in mittleren, bald in kleineren Grotten angelegt. Auch können wir in diesen Römergräbern deutlich die Spuren von zweierlei Arten von Bestattung erblicken. Denn oft sehen wir dort in einer und derselben Familiengruft neben den kleinen Nischen der Columbarien, welche zur Aufstellung der Aschenurnen dienten, auch größere, viereckige, längliche Vertiefungen, welche offenbar bestimmt waren, um den ganzen Leichnam aufzunehmen. Bekanntlich bildete das Begraben der ganzen Leichen die ursprüngliche, römische Sitte, und dieselbe wurde mehrfach, selbst in der Hauptstadt, sogar lange, nachdem schon die Leichenverbrennung vorherrschend geworden war, namentlich von angesehnen Patriciergeschlechtern, z. B. den Corneliern, zu denen auch die Scipionen gehörten, beibehalten, so daß also selbst in Rom das gleichzeitige Vorkommen von beiderlei Bestattungsarten, wenn auch freilich in anderm Verhältniß wie hier, nicht aller Beispiele entbehrt. Auch erstreckte sich die Sitte der Leichenverbrennung, selbst zur Zeit ihres höchsten Glanzes, niemals auf die Leichen aller Altersclassen, so waren z. B. sehr kleine Kinder stets von ihr ausgenommen, wie Plinius in folgenden Worten ausdrückt: Non hominem prius quam genito dente cremari, und Juvenal andeutet, indem er ein noch zahnloses Kind „minor igne rogi“, zu jung für den Scheiterhaufen, nennt. Zur Aufnahme dieser Kinderleichen dienten, wenn mehrere vereinigt

waren, die sogenannten Subgrundaria; für einzelne besaßen jedoch die Römer bekanntlich kleine, steinerne, oft sehr kunstvoll gearbeitete, viereckige Behälter, welche in die größeren Mauernischen der Columbaria hingestellt wurden. Für den Sarkophag einer Kinderleiche war natürlich eine umfangreichere Mauervertiefung nöthig, als für die bloße Urne, welche die Asche und Knochen der verbrannten Leichen Erwachsener enthielt. Dieser Umstand erklärt uns das Vorkommen einer doppelten Art von Grabnischen in den Familiengräbern des alten Roms. Aber ich erinnere mich nicht, in irgend welchen Columbarien der ewigen Stadt in einer und derselben Gruft neben den kleinen, rundlichen Nischen für Urnen, Ollaria genannt, oder den etwas größeren für Prachturnen und Kinderleichen, den Cineraria, auch noch viereckige, mannsgroße Aushöhlungen, zur Aufnahme unverbrannter erwachsener Leichen, wie hier, gesehen zu haben. Entweder waren in jenen alle Leichen nach der älteren Sitte in Conditorien oder Hypogäen unverbrannt beigesetzt, wie in den Gräbern der Scipionen, oder auch wieder alle, mit Ausnahme derjenigen zahnloser Kinder, verbrannt worden, wie in der überwiegenden Mehrzahl der Gräber der Via Appia. In Karales hat man aber deutliche Anzeichen davon, daß in einer und derselben Familie die Leichen der Einen verbrannt, die der Andern unverbrannt beigesetzt worden sind. Von einer solchen Vereinigung der älteren und der neueren Bestattungsart in einer und derselben Gruft fehlen uns zwar die Beispiele in den Nekropolen von Rom selbst, aber dieselbe scheint doch auch dort vorgekommen zu sein, wie eine von Gruterus mitgetheilte Grabinschrift andeutet auf welcher es heißt: hinc loco situs ambitus debetur et si corpus inferre volit et si ossa liceat. Derselbe Gruterus führt noch andere Beispiele von dieser doppelten Bestattungsweise in einer und derselben Gruft an. Gleichwohl scheint mir dieselbe doch in den Gräbern von Karales zu häufig, um sie nach obigen Beispielen genügend zu erklären, so daß ich anzunehmen versucht bin, daß viele dieser gemischten Grabstätten Familien angehörten, welche nicht römischen, sondern karthagischen, phönicischen oder auch einheimischen Ursprungs, und deren Mitglieder nur mehr oder weniger latinisirt waren und je nachdem sie ihrer alten Sitte treu geblieben oder die neue angenommen hatten, auch verschieden bestattet wurden; testamentarische Verfügungen schrieben ohne

Zweifel die Bestattungsweise vor, wenn sich dieselbe von der allgemeinen Sitte entfernen sollte. Von solchen Familiengrüften, in denen wir diese zweifache Art der Beisetzung bemerken, habe ich wenigstens dreißig gezählt. Im Ganzen sollen jedoch der Grabesgrotten, die oft von sehr großer Ausdehnung, schon allein auf der westlichen Seite von Karales an vierhundert bestehen, von welchen etwa ein Fünftel leidlich erhalten erscheint.

Den Glanzpunkt unter diesen römischen Gräbern bildet ohne Zweifel die sogenannte Grotte della Bipera oder Vipera, nach einer auf dem Tympanum gemeißelten Schlange im Volksmunde gewöhnlich so benannt. Sie zeigt vorne eine schöne, tempelartige, architektonisch geschmückte Façade mit Architrav, Fries und Karnieß, sowie einem dreieckigen Vordergiebel über dem Eingang und Pilastern auf den Seiten, in ihrer Gesammtheit der Form eines Heroum oder Grabtempels entsprechend, Alles aus dem Fels gehauen, aus welchem die Grotte selbst besteht. Ihr Innres hat sich als eine wahre Fundgrube von lateinischen und griechischen Inschriften bewährt, alle in den schönsten Versen und der elegantesten Sprache abgefaßt und auf eine und dieselbe Familie, ja die meisten derselben auf eine einzige Person bezüglich. Letztere wird uns als Attilia Pomptilla, Gattin eines Cassius Philippus aus dem berühmten Geschlecht der Cassier genannt, dessen Familie von Nero hieher verbannt worden war.

Der Raum dürfte mir kaum gestatten, alle diese Inschriften hier wiederzugeben; da dieselben übrigens auch keine hervorragende historische Wichtigkeit besitzen, so will ich mich darauf beschränken, hier nur beispielsweise eine der lateinischen und eine der griechischen in freier Uebersetzung mitzutheilen. Der Inschriften in Versen sind nicht weniger als sieben, wovon zwei in griechischer Sprache, fast alle im elegischen Versmaaß, den Distichen, nur zwei kurze lateinische Gedichte ausschließlich in Hexametern. Die lateinischen bilden im Ganzen dreißig, die griechischen achtzehn Verse. Alle beziehen sich auf Attilia Pomptilla und ihren Gemahl Philippus. Erstere scheint vor ihrem Gatten und zwar zu einer Zeit, als dieser grade eben von einer schweren Krankheit genesen war, gestorben zu sein, und das Zusammentreffen dieser beiden Ereignisse wird von den Dichtern so aufgefaßt, als habe Pomptilla während der

Krankheit des Gemahls den Göttern das Gelübde gethan, dessen Genesung durch ihren eignen Tod zu erkaufen. Als nun Philippus wiederhergestellt und Attilia bald darauf gestorben war, so wurde dies Gelübde als erfüllt und sie als das freiwillige Opfer für die Rettung des Gatten angesehen. Am Schluß folgender Verse, welche diesen Opfertod zum Gegenstand haben, wird Philippus selbst als um die Gattin klagend eingeführt.

Als um den kranken Gemahl Pomptilla von Trauer erfüllt war,
Rief zu den Göttern sie: Nehmet mein Leben für ihn!
Und das Todesgelübde erhörten zu schnell nur die Götter,
Denn bald sahen wir sie sinken im Tode dahin.
Damit mir, dem Gemahl, erhalten bliebe das Leben
Ward meines Lebenslaufs süßester Theil mir geraubt.

Die lateinischen Versinschriften, von deren Inhalt diese Uebersetzung einen Begriff geben mag, haben sich fast ausnahmslos unversehrt erhalten und sind deutlich zu entziffern. Weniger ist dieses bei den griechischen der Fall. Dennoch erschien auch ihr Sinn unverkennlich, und das Fehlende an der Inschrift sollte von dem intelligenten französischen Akademiker, Le Bas, auf höchst plausible Weise ergänzt werden. Was bei diesen griechischen Dichtungen besonders auffällt, ist eine ganz außerordentlich bilderreiche, fast orientalisch poetische Ausdrucksweise, wie man aus folgendem, nach Le Bas' Ergänzung, von mir übersetztem Bruchstück ersehen kann:

Möge der himmlische Thau, Pomptilla, dem Staub deiner Asche,
Wandeln zum Blüthenhain, und in ein grünend Gebüsch,
Draus erblühen die Lilien, Rosen, Crocus und Nelken,
Mögest du leben als duftende Blume im Mai,
Wie Narcissus der vielbeweinte, und wie Hyacinthus,
Lebe als Blume auch dein Name für ewige Zeit,
Als die Seele des Gatten Philippus die sterbliche Hülle
Fliehen wollt' und am Strom schon des Vergessens er stand,
Gabst du zum Opfer dich hin für ihn den sterbenden Gatten,
Und durch deinen Tod ward ihm das Leben geschenkt.
Ach! getrennt hat also ein Gott das süßeste Bündniß,
Als, Pomptilla, du dich opfertest für den Gemahl!

Welcher nur ungern lebt und sich sehnet vereinigt zu werden,
Mit der Gefährtin Geist, die er so innig geliebt.

Le Bas nimmt an, es habe am Grabe dieser Attilia Pomptilla, auf Anstiften ihres Gemahls Philippus, ein poetischer Wettkampf stattgefunden, bei welchem alle in Sardinien lebenden, lateinischen, wie griechischen Dichter Proben ihrer Kunst abzulegen berufen waren. Die preisgekrönten unter diesen Gedichten seien dann von dem Gemahl der Verstorbenen ausgewählt worden, um die Grabwände des Mausoleums zu schmücken, und in der That verdienten die kleinen Elegieen, sowohl durch Vollendung des Versbaus und Reinheit der Sprache, als auch durch die in ihnen ausgesprochene, rührende, eheliche Pietät der Nachwelt erhalten zu bleiben.

Auf einem dritten, archäologischen Spaziergang sollten wir nach dem östlichen Ende der Stadt gelangen, wo eine der soeben besprochenen durchaus ähnliche, römische Nekropole in dem tertiären Kalksteinhügel von Bonaria angelegt war. Dieselbe hat freilich vielfach durch Zerstörung, und zwar namentlich im Mittelalter, gelitten, als König Alphons von Aragonien, der Eroberer Sardiniens, hier sein Lager aufgeschlagen, welches während seiner langen Belagerung von Cagliari sich zu einer kleinen Stadt, die den Namen Barcelonetta führte, gestaltet hatte. Dennoch fand ich einige der in dieser Kalksteingruppe ausgehauenen Grabesgrotten noch wohlerhalten. In einer derselben unterschied ich sogar eine dreifache Art von Leichennischen, die kleinen runden Ollaria, für die Aschenurnen, die mittleren und größeren Cineraria, zur Aufnahme eines Kindersarkophags oder auch einer Prachtvase bestimmt, und die großen, viereckigen Mauervertiefungen der Conditoria oder Hypogäen. In einem Grabe bemerkte ich auch deutliche Spuren eines Subgrundarium, d. h. einer Aneinanderreihung mittelgroßer Nischen, zur Aufbewahrung der Gebeine von Kindern dienend, deren ganze Gruppe durch ein dachartig vorspringendes Felsstück geschützt erschien. Die große Masse von Menschenknochen, welche eine einzige sehr tiefe und weite Aushöhlung im Felsen enthielt, und der Mangel architektonisch verzierter Nischen bestimmte mich dazu, diese für einen sogenannten Puticulus zu halten, d. h. für einen gemeinsamen Begräbnißort der ärmsten Volksclassen. Diese östliche Nekropole erstreckt sich vom Hügel Bonaria ziemlich

weit landeinwärts bis zu dem modernen Friedhof von Cagliari, in dessen Felsenboden gleichfalls römische Leichen entdeckt wurden, unter andern eine, deren Ausgrabung ich beiwohnte, welche noch den Obolus zwischen den Zähnen hielt, den die Alten keiner Leiche mit in's Grab zu geben ermangelten.

Unweit von diesem neuen Friedhof führte mich Spano mitten in einem üppigen Sodafeld zu einer römischen Ruine, deren unteres Stockwerk, aus sehr soliden Backsteinen erbaut, sich noch wohlerhalten zeigte. Die vollkommen runde Form des Gebäudes deutet entweder auf eine jener Tempel, wie sie in Rom und Tivoli dem Cultus der Vesta geweiht waren, oder auf einen Badesaal, ähnlich wie die beiden noch von den Thermen des Diocletian als Kirchen erhaltenen Laconica und wie das Pantheon des Agrippa, welches ja ursprünglich auch zum Thermensaal bestimmt gewesen sein soll. Spano hält ihn für einen Tempel der Sonne und es ist wohl möglich, daß man in späterer römischer Zeit auch dem Apollo Rundtempel errichtete, da, seit der Verwandlung des Pantheons in einen Tempel, die runde Form auch bei Heiligthümern andrer Gottheiten, und nicht ausschließlich, wie früher, nur solcher, welche wie Vesta, Ceres, Bacchus in naher symbolischer Beziehung zur Erde standen, anwandte, wovon ja auch der falsche Vestatempel am Tiberufer, welcher nach Braun dem Hercules geweiht war, sowie gleichfalls jener nach Romulus, dem Sohn des Kaisers Maxentius, benannte, vor dem Sebastiansthore von Rom gelegene Beweise liefern. Dennoch scheint mir diese Baute deshalb nicht auf einen Sonnentempel zu deuten, weil sie unverkennbare Spuren eines kuppelförmigen Abschlusses trägt, und weil nach Vitruvius nicht nur die Tempel des Jupiter tonans, der Luna oder Diana und des Deus Fidius, sondern auch die des Sol, Helios oder Apollo oben offen sein mußten. Das Wahrscheinlichste däucht mir, daß dieser vermeintliche Heliostempel ganz einfach einen römischen Badesaal bildete. Dergleichen Mißgriffe, daß man Gebäude letzterer Gattung ohne Weiteres für Tempel erklärt hat, sind in neuerer Zeit zu häufig vorgekommen, (man denke nur an den vermeintlichen Tempel der Minerva Medica in Rom) als daß man hierin nicht sehr vorsichtig sein müßte. Die meisten Leute scheinen zu übersehen, daß der Rundbau bei Tempeln nur ausnahmsweise (in ganz

Griechenland gab es z. B. nach Pausanius nur 6 Rundtempel) angewandt zu werden pflegte, während derselbe bei den römischen Thermen die beliebteste Form einzelner Abtheilungen des Badegebäudes bildete.

Weitere Nachforschungen nach den Spuren des antiken Karales brachten uns unter Anderm auch an eine ausgedehnte Gruppe von Cisternen, hinter dem jetzt in ein Armenhaus verwandelten, früheren Capucinerkloster gelegen. Der Garten dieses Klosters befindet sich am Fuße einer Felsengruppe, in welcher fünf bis sechs mächtige Aushöhlungen die Wasserbehälter des alten Karales bildeten. Dieselben sind jetzt nach Art von Grotten von dem mit ihrem Boden auf gleicher Höhe gelegenen Garten, waren aber früher nur von oben durch den noch in allen erhaltenen Ziehbrunnen zugänglich. Da sie also jetzt unten offen stehen, bleibt natürlich kein Wasser darinnen. Zwei derselben besitzen eine solche Ausdehnung, daß sie nach Spano's Berechnung, wenn sie voll wären, allein hinreichen würden, um die ganze heutige Bevölkerung Cagliari's ein Jahr lang mit Wasser zu versehen und doch bildeten sie nur einen sehr kleinen Theil der Wasserbehälter der Römerstadt, denn außer diesen Cisternen, welche ohne Zweifel öffentliche waren, besaß noch jedes Haus des antiken Karales die seinige, wovon man in den von Häusern jetzt freien Stadttheilen jeden Augenblick Spuren antrifft. So sah ich auf einem freien Platz in der Nähe des botanischen Gartens mehrere Cisternen noch ganz erhalten, welche offenbar ehemals mitten in Häusern lagen, denn ihre Längen- und Breitenausdehnung, sowie ihre quadratische Form entsprach genau den Verhältnissen des antiken Impluvium, welches in der Mitte des Atriums befindlich war. In einem Garten der Vorstadt fand ich sogar außer dem unversehrten Impluvium und der Cisterne, auch noch das ganze Fundament des Atriums, selbst Theile seiner Wände und eine recht schöne Mosaik auf dem Fußboden erhalten. Dieser Garten hat sich auch als eine reiche Fundgrube römischer Kunstgegenstände erwiesen.

Der außerordentliche Reichthum des antiken Karales an Cisternen und die riesige Ausdehnung einiger derselben wird leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß diese Hauptstadt Sardiniens, welche ihrer Ausdehnung nach eine Bevölkerung von gewiß über hunderttausend Seelen enthalten haben muß, nie-

mals einen Aquäduct besaß. Es muß uns fast unglaublich scheinen, besonders wenn wir diese antike Stadt mit den kleineren Städten der Insel vergleichen, von denen keine einzige ohne Wasserleitung war. Aber wie unwahrscheinlich dies uns auch dünken will, so ist es doch unzweifelhaft; was man auch dagegen gesagt haben mag, hat sich als unbegründet erwiesen. Erst in neuester Zeit hat sich Spano wieder Mühe gegeben, die allenfalls vorhandenen Spuren eines solchen Aquäducts zu entdecken, aber umsonst. Das antike Karales besaß keinen und trank nur Regenwasser, welches schon Plinius das Lieblingsgetränk der Sardinier nannte. Auch das moderne Cagliari war bis zum vorigen Jahre auf die himmlische Begießung ausschließlich angewiesen gewesen. Nun ist aber der langersehnte und zu wiederholten Malen schon früher projectirte Aquäduct endlich zu Stande gekommen und führt seit einem Jahre ein treffliches und reichliches Trinkwasser aus bedeutender Entfernung von der Ostküste der Stadt zu, so daß diese jetzt zum erstenmale seit ihrem dritthalbtausendjährigen Bestand mit trinkbarem Quellwasser versorgt und nicht mehr auf die Cisternen angewiesen ist.

Viertes Kapitel.

Das Museum von Cagliari.

Wenn auch große Hauptstädte ausgedehnter Staaten allein das Privilegium haben mögen, reichhaltige Museen von allgemeinem, die Merkwürdigkeiten aller Kunstepochen und aller Erdtheile begreifendem Interesse zu besitzen, so bleibt doch den Hauptstädten der Provinzen, namentlich solcher Provinzen, welche wie Sardinien in verschiedenen Perioden ihres Culturlebens in sich abgeschlossene, kleine Nationaleinheiten gebildet haben, immer noch ein schönes und reichhaltiges Feld, wenn sie sich auf das Nationale zu beschränken, dieses aber in möglichster Potenz zur Geltung zu bringen wissen. Diese Wahrheit hat der intelligente Gründer des Museums von Cagliari wohlverstanden, jener

gute König Carl Felix, welcher jetzt in allen seinen früheren Staaten, nur nicht in seinem dankbaren Sardinien, für welches er so viel gethan hat, vergessen ist. Beiläufig gesagt verdiente dieser letzte Sproß der älteren Linie von Savoyen ein besseres Denkmal, als jenen schauderhaften kolossalen Popanz von Bronze, welchen man ihm, allem Anschein nach um die Vögel zu verscheuchen, auf dem Marktplatz von Cagliari errichtet hat und den ich, des langen Schleppkleids, des glatten Gesichts und des Helms wegen, Anfangs für eine Caricatur der Minerva Polias hielt. Aber Carl Felix hat in dem Herzen der Sardinier ein besseres, wenn auch nicht augenfälliges, und im Museum von Cagliari, seiner Stiftung, ein anerkennungswertheres Denkmal seiner von einer gewissen extremen, politischen Parthei zwar geschmähten, aber von allen Vernünftigen und Gemäßigten gebührend geschätzten Regierung hinterlassen.

Um den von Carl Felix zu Anfang unsres Jahrhunderts gelegten Kern eines Nationalmuseums hat sich mit der Zeit, vorzüglich durch patriotische Gaben eingeborner Sardinier, eine ganz ansehnliche Sammlung angehäuft, so daß es nun in seiner Weise fast vollkommen genannt werden kann. Es fehlt diesem Museum in der That kein Specimen einer Merkwürdigkeit, welche dem sardinischen Boden heimisch ist. In den drei naturhistorischen, den drei Naturreichen entsprechenden Abtheilungen ist man so gewissenhaft, wie möglich, zu Werke gegangen, alles Ausländische als nicht hierher gehörig, streng zu verbannen und von dem Inländischen auch nichts unberücksichtigt zu lassen. So braucht dann der Naturfreund, welcher Sardinien studieren will, fast nicht aus diesem Gebäude herauszugehen, um die Mineralogie, Botanik und Zoologie des Landes kennen zu lernen. So gern ich mich auch dabei aufhielte, so muß ich es doch jetzt vermeiden, auf die nähere Beschreibung dieser Abtheilungen des Museums einzugehen, da ich weiter unten das Interessanteste, was ein jedes der drei Naturreiche uns auf Sardinien bietet, je in einem besondern Abschnitt zusammen zu stellen mich bemühen werde und da folglich das dort zu Sagende nur als eine Wiederholung erscheinen würde.

Nicht minder wichtig, als der naturhistorische, ist jedoch der archäologische Theil dieses Museums. Auch hier erblicken wir, mit wenigen verschwindend kleinen Ausnahmen, nur Gegenstände, welche in Sardinien gefunden wurden

und zu den verschiedenen Culturepochen des Landes die innigste Beziehung tragen, welche, wenn sie auch nicht alle Producte der eigentlich einheimischen, der autochthonen Bevölkerung genannt werden können, dennoch ausnahmslos von hier angesiedelten Volksstämmen herrühren.

Als ich das erstemal, ganz unvorbereitet und fast nichts von Sardinien wissend, nur durch Zufall nach Cagliari verschlagen, meine Schritte nach dem Museum lenkte, stand ich im Wahn, hier einen getreuen Abklatsch einer jener gewöhnlichen italienischen Sammlungen zu finden, in welcher die obligaten römischen Urnen, Lampen, Gläser, die nie fehlenden etruskischen und pompejanischen Vasen, einige römische Statuen, Basreliefs, Aedicolae und dergleichen, kurz lauter Dinge, welche ihrer Gewöhnlichkeit wegen beinahe abgedroschen genannt werden können, bis zum Ueberdruß vorhanden wären und sonst nichts. Aber wie angenehm wurde ich überrascht, als ich entdeckte, daß das Römische hier verhältnißmäßig nur Nebensache sei, daß das archäologische Cabinet außerdem noch einen wahren Schatz anderweitiger Alterthümer, aus viel seltsameren und viel fremdartigeren alten Culturgebieten, seien sie nun autochthonen, seien sie phönicischen, karthagischen oder ägyptischen Ursprungs, und doch alle in innigster Beziehung zu Sardinien stehend, besitze, so daß man hier auf jene weniger interessanten, weil weniger seltenen und einem weltverbreiteten Typus angehörenden Alterthümer nur ausnahmsweise zu achten brauchte, das heißt in den spärlichen Fällen, in welchen sich unter den römischen Gegenständen etwas fand, dessen Gleichen man nicht in Italien schon hundertmal gesehen hatte. Den Glanzpunkt unter diesen fremdartigen Alterthümern bilden natürlich die autochthonen, von der Urbevölkerung Sardiniens herstammenden. Dieselben unterscheiden sich in jeder Beziehung von den Antiquitäten anderer Nationen, so daß man ihres Gleichen bis jetzt noch in keinem Lande der Welt gefunden hat und sie auf diese Weise einen ganz eignen, charakteristischen Kunsttypus darstellen, welchen man nirgends, als in diesem Museum antrifft. Aber nicht minder hohes Interesse verdienen auch die von den ältesten vorrömischen Colonisatoren der Insel herrührenden Alterthümer, nicht nur deßwegen, weil sie wenig bekannten antiken Culturgebieten angehören, sondern hauptsächlich, weil, obgleich sie phönicisch, karthagisch oder ägyptisch in der Gesammtheit ihres

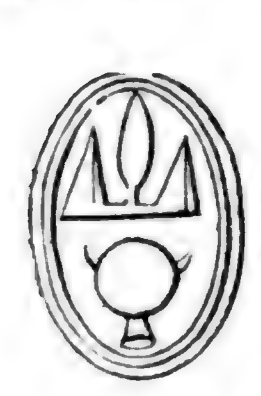
Styls sein mögen, sie sich doch mitunter wesentlich von denen jener Länder unterscheiden. Die ägyptischen besitzen Eigenthümlichkeiten, welche man in Aegypten selbst nicht findet. Die phönicischen Inschriften beziehen sich auf sardinische Persönlichkeiten. Die karthagischen Kunstgegenstände gehören einem modificirten, vom ursprünglich karthagischen abweichenden Typus an. So kann man denn, ohne der Uebertreibung sich schuldig zu machen, dieses kleine Museum als einzig in seiner Art und unerreicht in seiner Specialität bezeichnen.

Noch ehe der Besucher in seine archäologische Abtheilung eintritt, fallen ihm die zahlreichen antiken Denkmäler und Inschriftstafeln auf, welche im Säulengange des Vorhofs gleichsam ein kleines vorbereitendes Museum bilden. Obgleich vorwiegend dem römischen Kunsttypus und somit nicht dem interessantesten Element dieser Sammlung angehörig, so befindet sich doch auch unter ihrer Zahl eine Classe von Alterthümern, von ungleich ehrwürdigerem Stempel, welche von einer durch historische Forschungen noch so ungenügend erhellten, räthselvollen Vergangenheit Zeugniß ablegen, nämlich jene berühmten, in Sardinien entdeckten phönicischen Inschriften, unter denen diejenige von Nora, die sogenannte Sardica des Gesenius, welche den Hebräologen so viel Kopfzerbrechens gekostet hat, die hervorragendste Stelle einnimmt. Dieser Inschrift sind, seit ihrer Entdeckung vor etwa 80 Jahren, nicht weniger als 16 verschiedene Auslegungen zu Theil geworden, von welchen mir jedoch keine einzige vollkommen genügend vorkommen will. Noch weniger befriedigend erscheinen mir die Erklärungen, welche einige, freilich bis jetzt nur wenige Gelehrte von der größeren numidischen Inschrift von Sulcis gaben, der ohne Zweifel der zweite Rang in dieser kleinen, aber werthvollen, epigraphischen Sammlung zukommt. Von den wichtigsten aller dieser Inschriften gelang es mir, entweder Abdrücke oder Facsimile's zu nehmen, deren Abbildung und vielfältigen Deutungsarten, verbunden mit meiner eignen Erklärungsweise, der Anhang dieses Buches gewidmet sein soll.

Von den zwei Sälen des archäologischen Museums ist der eine zum großen Theil den einheimischen, der andere fast ganz den phönicischen, karthagischen und ägyptischen antiken Merkwürdigkeiten und Kunstgegenständen gewidmet. Letztere, welche auffallender Weise besonders zahlreich vertreten erscheinen, gleichen zwar in ihren Formen im Allgemeinen den in Aegypten selbst

gefundenen, aber ihre Sculpturen, Zierrathe und Inschriften zeigen dennoch mannichfache Verschiedenheiten und Abweichungen von den ursprünglichen Vorbildern, namentlich erscheint in Allem, was sich auf den Cultus bezieht, das ägyptische Element mit dem Phönicischen mehr oder weniger vermengt. Um nur vorläufig ein einziges, aber recht schlagendes Beispiel anzuführen, erwähne ich der priesterlichen Stirnzierden, auf welchen wir mit Abbildungen ägyptischer Gottheiten und dem ganzen symbolischen Pomp jenes Cultus doch auch fremde Elemente, namentlich Inschriften in phönicischer Sprache vereinigt finden. Diese priesterlichen Stirnbänder befanden sich in sehr kunstvoll verzierten, silbernen Büchschen von Cylinderform eingeschlossen und da das Silber sich fast ausnahmslos stark oxydirt zeigte, so gehörte keine geringe Kunstfertigkeit dazu, diese kleinen Metallrollen herauszunehmen. Diejenigen, welche nicht aus Gold bestanden, gingen fast alle bei dieser Operation zu Grunde. Ich kenne nur eine einzige silberne Lamina, welche ihr widerstanden hat, und merkwürdiger Weise bietet gerade diese eines der interessantesten Beispiele jener Vermischung des ägyptischen mit dem phönicischen Element dar, von welcher ich oben sprach. Da ich mir ein getreues Facsimile von ihr verschaffen konnte, so werde ich ihre Abbildung mittheilen und zwar weiter unten bei Besprechung ihres Fundorts Tharros, von dessen eigenthümlicher historischer Physiognomie ihre Bedeutung unzertrennlich erscheint.

Eine nicht weniger interessante und viel zahlreicher vertretene Classe ägyptisch-sardinischer Alterthümer bilden die Scarabäen, jene als Siegel dienenden Zierrathe, deren obere Seite die Figur einer Gattung des Mistkäfers, des Scarabaeus sacer des Linné, gewöhnlich jedoch jetzt Ateuchus sacer genannt, jenes ekelhaften Thieres, welches bekanntlich den Aegyptern für heilig galt, in erhabner Arbeit darstellt, während die untere in vertiefter Sculptur Götterbilder und Cultussymbole trägt, welche hier oft ein Gemisch der verschiedensten Formen



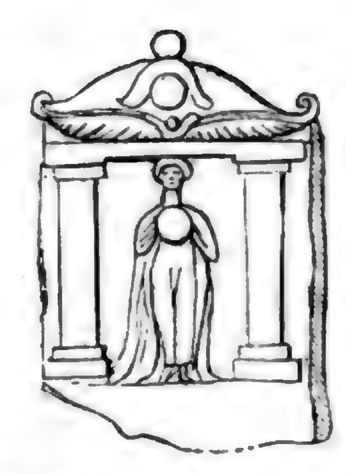
und religiösen Embleme bilden. Obige Abbildungen mögen denen, welche mit ägyptischen Museen vertraut sind, eine Gelegenheit zum Vergleich derjenigen dieser Kunstgegenstände, welche in Sardinien gefunden wurden, mit den ächt ägyptischen bieten.

Die Fassung, oft von höchst geschmackvoll verzierter Form, besteht fast immer aus Gold, die Scarabäen selbst jedoch aus sehr verschiedenartigem Material. Beinahe die Hälfte aller in Sardinien entdeckten besteht aus jenem in Aegypten so vielfach zu Kunstgegenständen verwandten glasirten gebrannten Thon, welchen die Italiener gewöhnlich schlechtweg Terracotta oder noch einfacher Pasta nennen, andere jedoch aus werthvollerem Material, wie Elfenbein, oder aus den gesuchteren Quarzarten, wie Jaspis, und zwar meistentheils aus solchem von grüner Farbe, oder aus Carneolen, Achaten, Chalcedonen und zuweilen auch sehr schöne aus dem reinsten Bergkrystall. Die meisten dieser Kunstgegenstände wurden in den Ruinen von Tharros gefunden und da der eigenthümliche, gemischte Charakter ihrer Symbole genau mit der Culturgeschichte ihres Fundorts zusammenhängt, um nicht bei Beschreibung des letzteren, sowohl für ihre Abbildungen als Erklärungen einen passendern Platz zu finden, so verweise ich den Leser auf das jener Ruinenstadt gewidmete Capitel. Dasselbe gilt in Bezug auf die Amulette, Ringe, Cameen, Elfenbeinknöpfe, Ohrgehänge, Halsbänder, Armspangen, Toilettenspiegel, Glasurnen, Lacrimatorien, Trinkbecher, irdene Geschirre, deren Fundort jene unerschöpfliche Nekropole des antiken Tharros bildete.

Besitzen die in Tharros gefundenen Gegenstände vorwiegend jenen gemischten Charakter des phönicischen Elements mit dem ägyptischen, dessen Vorkommen hier so auffallend und räthselhaft erscheint, so tragen dagegen die in Sulcis entdeckten, obgleich auch auf ihnen oft beiderlei Kunstformen innig verbunden auftreten, doch zum Theil mehr einen an den karthagischen erinnernden Stempel. Namentlich die Aediculae (kleine Götternischen) gleichen ganz jenen, welche aus den Ausgrabungen von Karthago selbst stammen, wie man sich an folgendem Beispiel überzeugen kann.

Hier bemerken wir freilich einzelne Attribute ägyptischer Gottheiten, wie die Sonnenscheibe, die Mondhörner, welche übrigens auch phönicisch-karthagischen

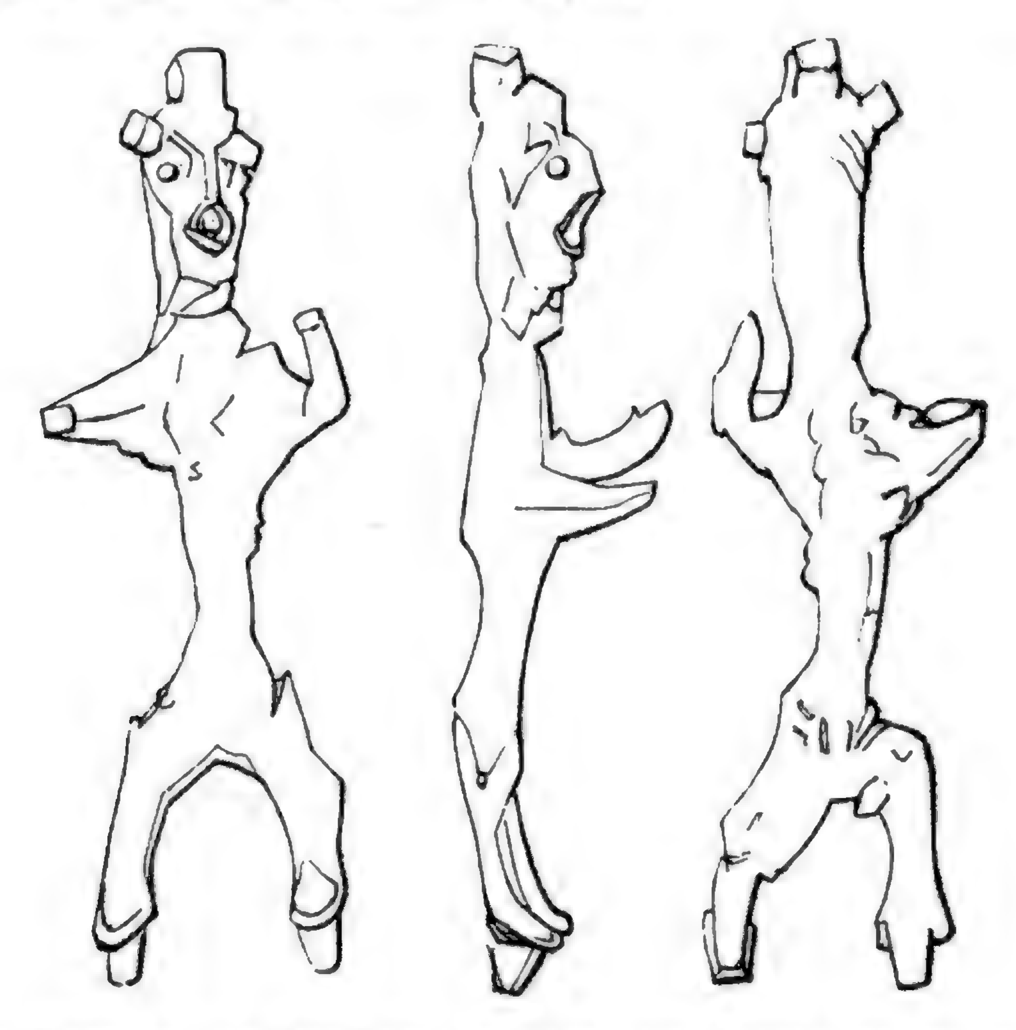
Göttern eigen waren, dagegen finden wir die Figur der Göttin selbst frei von jener geradliniegen Steifheit und Eckigkeit der Formen, welche den strengen, eigentlichen, ägyptischen Kunsttypus kennzeichnet. Gleichwohl müssen wir sie, nach der Analogie vieler ähnlichen und unzweifelhaften, deren Fundort ebenfalls Sulcis bildete, nach der Uebereinstimmung ihrer Symbole und Attribute mit denen der Göttin Isis und unterstützt durch die Kenntniß, welche uns eine lateinische Inschrift vom Vorhandensein eines Tempels dieser Göttin in jener Stadt giebt, für eine Figur der Gemahlin des Osiris und der Mutter des Horus halten. Der Isiscultus hatte im ganzen römischen Reich große Verbreitung gefunden, aber man folgte bei den demselben geweihten Kunstschöpfungen nicht immer sklavisch den ägyptischen Traditionen, wie uns vielfache Statuen dieser Göttin sowohl, als des Anubis und der Bubastis, namentlich diejenigen in der Villa Hadriana bei Tivoli aufgefundenen beweisen, welche sämmtlich einen freieren, weniger steifen Kunsttypus darbieten, als die ächt ägyptischen. Uebrigens hatten auch schon die gräcisirten Aegypter der Umgegend von Alexandrien zur Ptolemäerzeit jene damals beliebtesten Gottheiten vielfach in hellenischer Kunstfreiheit und Veredlung darzustellen begonnen.



Bieten uns also die der Nekropole von Tharros entstammenden Kunstgegenstände vorzugsweise den ägyptischen Typus in Verbindung mit dem phönicischen, und sehen wir letzteren in den Denkmälern von Sulcis vorwiegen, so tritt uns dagegen eine andere Classe von Alterthümern mit einem völlig selbstständigen, durchaus originellen Gepräge entgegen, dessen Gleichen kein anderes Museum aufzuweisen vermag. Ich meine die sogenannten phönicischen, in Wirklichkeit aber einheimisch sardinischen Götzenfiguren von Kupfer und Bronze, deren dieses Museum über fünfhundert besitzt und welche einzig in ihrer Art genannt werden müssen, da bis jetzt in keinem andern Lande etwas ihnen Aehnliches gefunden wurde. Diese Götzen gleichen weder den römischen, griechischen, etruskischen, ägyptischen, noch denen irgend eines asiatischen Volkes, eine Bemerkung, welche schon unser unsterblicher Winckelmann machte. Man hatte zwar

zu Winckelmann's Zeit erst vier dieser kleinen sardinischen Götzen ausgegraben, welche sich in der Villa Albani befanden, während heut zu Tage wohl an tausend existiren, von denen über die Hälfte dem Museum von Cagliari angehören, doch die Beschreibung, welche der berühmte Kunstkritiker von jenen vier Statuetten giebt, paßt in jeder Hinsicht so vollkommen auf die hiesigen, daß man sie mit ihnen für gleichen Ursprungs halten müßte, selbst wenn Winkelmann nicht ausdrücklich Sardinien als ihren Fundort bezeichnet hätte. Der für klassische Schönheitsform so empfängliche unvergeßliche Kunstrichter erklärte diese kleinen Götzenfiguren, was ihre Ausführung betrifft, für wahre Ungeheuer, für das urwüchsig Barbarischste, was er je gesehen. Er hat ganz Recht, wenn er sagt, daß sie einem Volk angehören müssen, bei welchem nie die Kunst zur Blüthe gelangt war, wenn er aber aus diesem Umstand auch auf das sehr hohe Alterthum jener Götzenbilder schließt, so spricht er etwas aus, was die neueren Forschungen nicht bestätigen sollten. La Marmora, Spano, alle sardinischen Archäologen sind im Gegentheil darin einig, diese Götzen vielmehr als Denkmäler des tiefsten Kunstverfalls, aus dem 5. und 6. Jahrhundert nach Christus, anzusehen, zu welcher Zeit es in Sardinien noch heidnische Völker gab; und diese Ansicht gewinnt durch den Umstand an Wahrscheinlichkeit, daß diese Götzen fast ausnahmslos alle in einer und derselben ziemlich beschränkten Gegend gefunden wurden und daß gerade diese Landschaft die letzte Zufluchtsstätte des Heidenthums auf Sardinien bildete. In der That bieten auch die heidnischen sardinischen Denkmäler aus den früher bekehrten Gegenden, welche wir hauptsächlich aus einem Kunstmanuscript des Staatssecretärs Gigli vom Jahre 1498 kennen, einen ungleich edleren, künstlerischeren Typus dar. Leider besitzen wir von den Originalen der Gigli'schen Abbildungen kein einziges mehr, aber selbst in einzelnen der uns erhaltenen Götzenbilder glaubt La Marmora Spuren einer höheren Kunstentwicklung im Vergleich mit andern zu erkennen, deren außerordentlich rohe Form sie als das Product eines noch im Kindheitsalter der Kunst stehenden oder zu diesem zurückgekehrten Volkes kennzeichnet. Aus dem Umstand, daß diese letzteren ausschließlich aus dem Mineral bestehen, welches den Reichthum jener letzten heidnischen Gegend bildet, schließt er auf die vollkommne Isolirung, in welcher deren Bewohner gelebt hätten und welche sie

verhindern mußte, mit der Kunstentwicklung des übrigen Sardiniens gleichen Schritt zu halten. Wie dem auch sein mag, jedenfalls besaßen sie in ihren Cultusdarstellungen ein ganz selbstständiges, gleichsam isolirtes Gepräge, von welchem Aehnliches wir bei allen andern alten Völkern umsonst suchen. Man hat freilich in folgenden bei Beirut in Syrien



gefundenen Götzen einige Aehnlichkeit mit den sardinischen entdecken wollen, aber eine solche besteht, wie man sich auf den ersten Blick überzeugt, lediglich in der den Bildwerken aller Barbarenvölker gemeinschaftlichen rohen Form der Sculptur. Wenn La Marmora in diesem Falle eine bedeutungsvollere Aehnlichkeit zu entdecken glaubte, so ließ er sich hierzu wahrscheinlich durch die von ihm aufgestellte Theorie verführen, daß die alten Sardinier aus Asien stammen, welche ihn unter Anderm auch dazu verleitete, fast alle sardinischen Götzen auf asiatische Typen zurückzuführen. Ich kann diese Ansicht nicht theilen, sondern halte

die Sardinier für einen eignen Volksstamm ohne nachweisbare Abstammung von irgend einem andern, wenigstens in historischer Zeit, und also werden auch ihre Götzen ursprünglich, ebensogut wie die anderer Völker, nationale Gottheiten, keinem fremden Cultus entlehnt, gewesen sein. Ein solch' allgemeiner Grundsatz hindert mich jedoch nicht, abweichende Einzelheiten zuzugeben, und anzunehmen, daß fremde Einwanderer, namentlich die Phönicier und Karthager in früherer und die Barbaricini in späterer Zeit, welche sich mit der einheimischen Bevölkerung theilweise vermischt hatten, auch ihre Culten in einem gewissen Verhältniß zur Geltung zu bringen wußten. Die Barbaricini bildeten einen zur Vandalenzeit nach Sardinien eingewanderten, noch in Götzendienerei versunkenen, afrikanischen Stamm, der sich später mit den einheimischen, gleichfalls heidnisch gebliebenen Ilienses zu einem einzigen Volke verschmolz und die nach ihm den Namen führende Landschaft Barbagia bewohnte, welche sich gerade als die reichste Fundgrube sardinischer Götzenbilder erwiesen hat.

Gewiß hatten die Barbaricini ihre Götzen aus Afrika mitgebracht und behielten sie wahrscheinlich, selbst nach ihrer Verschmelzung mit dem autochthon sardinischen Stamme der Ilienses bei, wenn wir auch vielleicht bei der bekannten Fügsamkeit des Heidenthums, fremden Cultuselementen gegenüber, annehmen dürfen, daß die Gegenstände der Verehrung eines jeden einzelnen der beiden Stämme nach ihrer Vereinigung zu gemeinsamen wurden und daß eine solche Gemeinsamkeit des Cultus selbst auf die durch diesen bedingten Darstellungen nicht ohne Einfluß blieb. Dieser Umstand allein scheint mir fähig, eine Erklärung für die Verschiedenheiten abzugeben, welche die Götzenbilder der Barbaricini von den ächt afrikanischen unterscheiden. Was die Götter dieses letzteren Landes betrifft, so verehrten dessen autochthone Stämme ebensowohl ihre eignen einheimischen, wie den Gursil, dessen Bild mit Inschrift man in der Nähe von Tenes in Algerien gefunden, als auch die karthagischen, namentlich den Baal und die Astorath, welche man in Nordafrika nicht nur auf phönicischen, sondern auch auf numidischen und selbst libyschen Denkmälern häufig abgebildet sehen kann. An solche theils in Tunis, theils im Museum von Algier aufbewahrte, afrikanische Götzenbilder erinnert, mehr jedoch durch symbolische Einzelheiten, inschriftliche Zeichnungen und verschiedene Zierrathe, als

in den Sagen von Iolaus und Sardus pater. Ob diese Namen im Grunde genommen nur eine und dieselbe Person bezeichnen, will ich dahin gestellt sein lassen, obgleich es mir wahrscheinlich dünkt. Iolaus wird von Diodorus Siculus als einer der Gefährten des Hercules genannt, welcher in Sardinien eine Colonie gegründet hätte. Aehnliche Fabeln von Gefährten des Hercules finden wir an der ganzen Nordküste von Afrika, wo fast jede Stadt ihrer Colonisation den Ursprung verdanken soll. Ueber die Ankunft des Sardus pater, seine Niederlassungen und seine Geschichte wissen wir natürlich ebensowenig Zuverlässiges, als über den fabelhaften Iolaus; aber das steht fest, daß er zur Römerzeit von den Sardiniern allgemein verehrt und daß er für den Stammvater des sardinischen Volkes angesehen wurde. Die schon im Alterthum und Mittelalter herrschende Ansicht, daß der Name der Insel selbst von dieser mythologischen Person abzuleiten sei, wird auch noch in neuester Zeit von sardinischen Gelehrten vertheidigt. Gesenius hat übrigens von dem Namen Sardinien eine bessere Ableitung gegeben, nämlich von שֶׂרֶד Sered, welches unter Anderm auch harter Stein bedeutet, eine Etymologie, wie sie bei dem zum größten Theil aus Felsmassen zusammengesetzten, theils granitischen, theils vulkanischen Boden der Insel nicht natürlicher gewünscht werden kann. Was jedoch den Namen des Sardus pater betrifft, so scheint mir derselbe vielmehr von dem der Insel, und nicht letzterer von ihm abzuleiten zu sein. Wir besitzen mehrere unzweifelhafte Abbildungen dieses Heros, auf deren einer wir sogar seinen Namen deutlich lesen.

Hier sehen wir auf dem Piedestal in phönicischen Lettern die Worte Ab Sardon, letzteres vollkommen deutlich, ersteres etwas verunstaltet und wahrscheinlich durch den des Phönicischen unkundigen Copisten verschrie-

ben, welcher uns die Abbildung dieser Statue überlieferte, denn letztere existirt nicht mehr und wir besitzen nur dieses von Virde im 15. Jahrhundert aufgenommene und vom Regierungssecretär Gigli aufbewahrte Facsimile derselben. Das Wort Sardon selbst erscheint jedoch genau so geschrieben, wie auf der berühmten Inschrift von Nora.

𐤄𐤀𐤁𐤔𐤓𐤃𐤍

Die Inschrift giebt den Namen mit dem Artikel Ha Ab Sardon (הָאב שרדן) das heißt der „Vater der Sardinier", wovon das lateinische Sardus pater eine sehr willkürliche Uebersetzung scheint. Richtiger wäre die des Gesenius „Sardorum pater" oder die von Spano vorgeschlagene „Sardopater". Uebrigens wissen wir auch nicht, ob er nicht vielleicht so genannt wurde, denn auf dem einzigen römischen, diesen Namen enthaltenden Alterthum, einer dem Heros geweihten Denkmünze, erscheint das Wort Sardus abgekürzt, kann also ebensogut zu Sardorum, wie zu Sardon oder Sardiniae ergänzt werden.

Alle Münzen, welche diese Aufschrift mit dem Haupt des Heros tragen, wurden um das Jahr 63 vor Christi Geburt vom Prätor Atius Balbus, dessen Profil auch die Rückseite zeigt, geschlagen, welcher sich in Sardinien durch seine humane Verwaltung beliebt gemacht hatte. Der Umstand, daß er einem

sardinischen Nationalheros eine Münze widmete, deutet auf eine bei römischen Machthabern sonst sehr ungewöhnliche Berücksichtigung des nationalen Elements eines von Rom unterdrückten Volksstammes. Was war der wirkliche Name des Vaters der Sardinier? Wohl schwerlich Sardus, denn da ich nicht annehmen kann, daß die Insel nach ihm benannt wurde, so darf ich ihm auch nicht diesen Namen zuerkennen. Einige wollen zu der Ansicht hinneigen, daß er und Iolaus eine und dieselbe Person, daß letzteres sein Name und Sardus pater nur ein Ehrenname, welcher ihm von seinen dankbaren Sardiniern, die er zuerst mit dem Ackerbau bekannt gemacht haben soll, beigelegt wurde, ähnlich wie man einen geliebten Fürsten den Vater des Vaterlandes nennt. Diese Ansicht scheint Vielen um so plausibler, als die einzige authentische Abbildung, welche wir von Iolaus besitzen, eine gewisse Aehnlichkeit mit den Münzen des Sardus pater zeigt.

Auf beiden sehen wir Helm und Lanze, die Attribute eines Heros, sowie eine gewisse Aehnlichkeit im Gesichtstypus. Beide, Sardus pater, sowie Iolaus, werden (von allen Autoren, außer von dem Griechen Pausanias) als aus Afrika kommend und als Gefährten des Hercules gedacht, beide gründeten Colonieen in Sardinien, wurden mächtige und populäre Fürsten, aber von der Nachwelt wurde nur der eine vorzugsweise verehrt, derjenige, welchen sie den Vater der Sardinier nannten. Er besaß seine Tempel und Statuen, der Hauptleuchtthurm der Westküste war ihm geweiht und hieß nach ihm Fanum Sardopatris. Als die Sardinier das Orakel von Delphi befragten, schickten sie, als das kostbarste und heiligste Geschenk, eine Statue des Sardus pater mit. Ihm wurden alle Eigenschaften eines königlichen Halbgottes zugeschrieben, er vereinigte diejenigen eines Romulus mit denen eines Numa Pompilius, und wurde demgemäß auch auf sehr verschiedene Weise dargestellt, bald wie auf obiger Münze als Heros im Waffenschmuck, bald mit dem Griffel in

der Hand, um die Gesetze aufzuschreiben, bald als erhabner Friedensfürst in würdevoll gemessener Haltung wie ihn uns folgende, im Museum von Cagliari befindliche Statue zeigt.

Hier sehen wir den Vater der Sardinier in der afrikanischen Tunica, mit der Schindelkrone auf dem Haupt, welche wir auch bereits auf der Münze bemerkten, in einer Stellung, welche andeutet, als stünde er eben im Begriff, Gesetze zu dictiren oder königliche Machtsprüche zu ertheilen. Sardus pater erschien somit als ein Inbegriff aller Culturelemente, welche das alte Sardinien sich zu eigen gemacht hatte. Deshalb darf es uns nicht wundern, daß man unter andern Verherrlichungsweisen seines Namens auch auf diejenige verfiel, welche die Benennung der Insel selbst von ihm ableitete. Mir scheint eine solche Ableitung freilich in dieselbe Kategorie verwiesen werden zu müssen, wie die des griechischen Namens von Sardinien, welcher Ichnusa hieß und „Fußsohle" bedeutet und der Insel deshalb beigelegt worden sein soll, weil ihr Umriß auf der Karte die Form einer Fußsohle zeige. Da aber geographische Karten erst sehr spät in Aufnahme kamen, so kann ein solcher Name unmöglich von den ersten griechischen Colonisten herrühren, wie sich dieß die Alten dachten, wie z. B. Silius Italicus sagt:

Nudae sub imagine plantae
Inde Ichnusa prius Grajis memorata colonis.

Andere alte Schriftsteller leiten sogar den Namen Sardinia selbst von dem Worte „Fußsohle" ab, wie z. B. Claudius Claudianus:

> Humanae speciem plantae sinuosa figurat
> Insula: Sardiniam veteres dixere coloni.

Diese Ableitung scheint jedoch noch mehr bei den Haaren herbeigezogen, als die des griechischen Ichnusa, welches wenigstens „Fußsohle" hieß, während das phönicische Wort Saada (צעדה), auf welches Claudians Etymologie sich stützen will, einmal nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem Namen Sardinia besitzt und dann nicht einmal bildlich in der Bedeutung „Fußsohle", sondern höchstens in derjenigen von „Schritt" oder „Gang" vorkommt.

Ich weiß auch eigentlich gar nicht, was die späteren römischen Dichter mit ihren „griechischen Colonieen" auf Sardinien sagen wollen. Wenn ich auch die Existenz solcher Colonieen nicht in Abrede stelle, so scheinen sie doch nach den spärlichen griechischen Resten aus ältester Zeit, welche man auf der Insel fand, zu schließen, neben dem phönicisch-afrikanischen Element eine verschwindend unbedeutende Rolle gespielt zu haben. Selbst die Namen ältester Colonisten, welche einen griechischen Klang zeigen, wie Iolaus, Norax, bezeichnen der eine einen phönicischen Gott Iola oder Jubal, der andere einen Afrikaner. Der verehrteste und allgemein bekannteste älteste Ansiedler Sardus pater hat jedoch durchaus nichts mit Griechenland gemein, auch finden wir seinen Namen nie auf griechischen, sondern nur auf phönicischen, und in späterer Zeit einmal auf einem römischen Alterthum. Seine Verehrung scheint in allen den Gegenden, welche manchmal als von Griechen colonisirt genannt werden, und überhaupt auch sonst vielfach auf Sardinien verbreitet gewesen zu sein, doch würden wir irren, wenn wir dieses so weit ausdehnen wollten, als hätten jemals die eigentlichen barbarisch gebliebenen Autochthonen den Cultus dieses Halbgottes angenommen. Er war ein Gott der Colonisten, der Küstenbewohner und desjenigen Theils der Sardinier, welche die diesem Colonisator zugeschriebene Cultur angenommen hatten; er bildete das Symbol der Civilisation und wurde in allen den Gegenden der Insel verehrt, wo diese hindrang. Aber die ächten Autochthonen wußten nichts von Sardus pater, ihr Gott war er nicht,

unter den tausend Götzen, die man in Barbagia entdeckte, findet sich auch kein einziger, welchen man für Sardus pater halten könnte.

Dieses Cultuselement bezeichnet somit eine Stufe des Uebergangs von dem barbarisch rohen Götzendienst der autochthonen Sardinier zu der verfeinerten Mythologie des griechisch-römischen Heidenthums, welches unter den römischen Kaisern vielfach in den civilisirteren Gegenden der Insel Eingang gefunden hatte, wie uns zahlreiche im Museum von Cagliari bewahrte Darstellungen von Göttern beweisen, welche sich von den eigentlich römischen mitunter gar nicht, mitunter nur durch eine rohere Form der Ausführung unterscheiden. Unter letzteren bemerkte ich eine, freilich nur durch ihre auffallende Häßlichkeit eigenthümliche Figur von Terra cotta, einen bärtigen Bacchus vorstellend.

Ich theile sie als komisches Intermezzo mit, um zu zeigen, was für einen häßlichen Kerl die Sardinier aus dem schönen griechischen Dionysos gemacht hatten. Auch dem Mars ist es nicht besser gegangen. Von ihm finden wir hier eine kleine Statue mit hohlem Körper und beweglichen Beinen, welche als Kinderspielzeug diente.

Der Gott der Krieges mit dem Cucullus, wie ein Capuziner vermummt und als Kinderspielzeug dienend! Welche Schmach für den großen Ares! Ich weiß allerdings nicht recht, aus welchem Grunde Spano dieses Kinderspielzeug in seiner Mnemosyne Sarda als Mars beschrieben hat, da es vielmehr die größte Aehnlichkeit mit einem Telesphorus zeigt, d. h. mit jenem kleinen Gesundheitsgott, welcher immer als Kind abgebildet und dem Aesculap als Gehülfe beigesellt wird. Das Kleidungsstück freilich ist nicht der Capuzenmantel, die Paenula cucullata, welche das gewöhnliche Attribut dieses Gottes oder Halbgottes bildet, den man im Speciellen den Schutzgott der Reconvalescenten nannte, und ihm wahrscheinlich auch als Anspielung auf die seinen Schutzbefohlenen so nöthige warme Kleidung eine vermummte Capuzinertracht gab, sondern er trägt hier die Lacerna cucullata, einen Capuzenrock, der jedoch demselben Zweck entspricht wie die Paenula. Gewiß aber ist es

keine Lorica, wie die Mnemosyne Sarda behauptet.

Besonders reich ausgestattet zeigt sich auch das Münzcabinet des Museums von Cagliari, namentlich jene Sammlung, welche von Spano geschenkt wurde. Hier finden wir von den ältesten karthagischen Münzen bis auf die spätere Zeit die interessanteste Auswahl für das Studium der Geschichte Sardiniens. Unter den römischen befinden sich einige Unica; besonders hochgeschätzt wird eine bis jetzt einzige Bronzemünze, welche Namen und Profil des Sallust trägt, in Sardinien gefunden und in dem von einem der ersten Numismatiker Italiens verfaßten Catalog dieser Sammlung im Werthe von 500 Fr. ästimirt ist.

Außer dem öffentlichen Museum besitzt Cagliari auch noch eine Anzahl von Privatsammlungen, unter denen sich die des Baudirectors durch schöne Scarabäen auszeichnet. Scarabäen findet man überhaupt im Besitz vieler Privatleute, welche sie jedoch, wie mir vorkommen wollte, lediglich als Speculationsgegenstände anzusehen schienen.

Es ist fabelhaft, auf welche Höhe der Preis dieser Kunstgegenstände geschraubt wurde, seit einige Engländer so albern waren, ganz ungeheure Angebote dafür

Digitized by Google

zu machen. Auch ich empfand natürlich die üblen Folgen dieser Preisverderberei, denn von den zahlreichen Scarabäen, Cameen, Ringen 2c., welche mir fast täglich in's Haus gebracht wurden, war kein einziger, für den man nicht das Zehnfache seines Werths verlangt. Unter 200—300 Franken wollte man mir selbst die gewöhnlichsten Scarabäen nicht lassen, was natürlich zur Folge hatte, daß ich sie den Speculanten selbst ließ. Auch Spano besitzt noch eine kleine Sammlung von Alterthümern, obgleich er die meisten dem Museum geschenkt hat. Unter diesen ist die berühmte dreisprachige Inschriftstafel von Gerrei sowie eine lateinische Inschriftstafel aus der Zeit des Kaisers Otho, welche einige bis jetzt durchaus unbekannt gebliebene Völker Sardiniens nennt.

Fünftes Kapitel.

Umgegend von Cagliari.

Die nähere und fernere Umgebung der Hauptstadt Sardiniens bot mir häufige Gelegenheit zu Ausflügen von sehr verschiedenartigem Interesse, sei es in utilitarischer Hinsicht, sei es zu archäologischen Zwecken oder blos zum Studium der Gegend und des Volkes. Dem ersteren Interesse waren die kürzeren Excursionen zu den Salinen und nach dem großen Eisenbergwerk von San Leone gewidmet. Das andere führte mich nach den am Cap von Pula gelegenen Ruinen der alten Phönicierstadt Nora. Endlich dienten dem dritten Zwecke Ausflüge nach Laconi und in die Barbagia, die Heimath jener im vorigen Kapitel besprochenen, merkwürdigen Barbaricini.

Zu den Salinen ist eigentlich nur ein Spaziergang. Sie liegen nicht ganz eine Meile in östlicher Richtung von Cagliari, wo sich gleich nach dem schon erwähnten Hügel Monreale eine weite Ebene, nur wenig über den Meeresspiegel gehoben, hinzustrecken beginnt. Der Boden dieser Ebene besteht aus jüngerem, tertiärem Kalkstein, von einer alluvialen Erdschicht bedeckt, in welcher man bei jedem Schritt versteinerte, subfossile Muscheln von solchen

Gattungen findet, wie sie noch jetzt in dem an diesen Landstriche gränzenden Meere leben. In diesem Terrain ist der Canal angelegt, welcher zu den Salinen das Meerwasser hinleitet, aus dem hier, wie in allen ähnlichen Anstalten das Salz dadurch gewonnen wird, daß man das Wasser in großen flachen Teichen verdunsten und das Mineral sich niederschlagen läßt, bis am Schluß der trocknen Jahreszeit letzteres, ganz von wässrigen Elementen gereinigt, in der Form rohen Salzes gesammelt wird. Diese Saline, die beste und reichhaltigste von ganz Sardinien, warf früher, als sie noch von der Regierung selbst verwaltet wurde, verhältnißmäßig so wenig ab, daß der Preis des Salzes ein abnorm hoher bleiben mußte. Dies hatte für die ärmere Bevölkerung gradezu die Unmöglichkeit, sich auf ehrliche Weise mit dem so nöthigen Mineral zu versehen, und daher häufige Salzdiebstähle, selbst mit bewaffneter Hand, zur Folge und die stille Ebene wurde damals nicht selten der Schauplatz räuberischer Tumulte. Seit aber die Anstalt an eine Privatgesellschaft verpachtet worden ist, hat sich der jährliche Ertrag nahezu verfünffacht, und ist im Laufe von zehn Jahren von einer halben auf dritthalb Millionen Centner gestiegen, so daß nun der Centner rohen Salzes für sieben Kreuzer rheinisch oder zwei Neugroschen gekauft werden kann. Die Gesellschaft beutet eine Bodenfläche von nahezu 1000 Hectaren aus, besitzt zwei Dampfmaschinen von je zwölf Pferdekraft und beschäftigt über achthundert Arbeiter, wovon ein Drittel die Galeerensträflinge des nahen Bagno, welchen sie nur den geringen Tagelohn von einem Franc auszuzahlen braucht, während die andern Arbeiter das Dreifache kosten. Drei Viertheile des hier gewonnenen Salzes werden im Lande selbst abgesetzt, das übrige ausgeführt, zum größten Theil nach Amerika.

Unweit von diesen Salinen ragt die felsige Halbinsel von Sanct Elia kühn in's Meer hinaus und trennt den Golf von Cagliari in zwei ungleiche Hälften. Sie hängt nur durch eine schmale Landzunge mit dem Festland zusammen und bildet so durch ihre Abgeschlossenheit die passendste Lage für die auf ihr errichteten Anstalten, das Lazareth und die Galeerenstrafanstalt, welche man immer gern von der übrigen Welt absondert. Ersteres, ursprünglich ein Pestlazareth, aber noch jetzt zuweilen, z. B. noch im vorigen Jahre zur Choleraquarantäne benutzt, ist trefflich eingerichtet, besitzt gesunde Luft, ein bequemes

geräumiges Local und die armen Teufel, welche die Geduldprobe der Quarantäne bestehen müssen, befinden sich hier besser, als in irgend einer andern der zahlreichen, mir bekannt gewordenen, ähnlichen Anstalten. Welch ein Contrast namentlich gegen das nahe Tunis, wo die Quarantäne auf der zwanzig Seemeilen von der Stadt entfernten Insel Zimbra, auf welcher kein einziges Haus steht, in Zelten oder Bretterhütten ohne andre Lebensmittel, als die mitgebrachten, abgehalten werden muß. Außerdem befinden sich auf dieser Halbinsel noch einer der größten Leuchthürme Sardiniens, das Fort St. Ignazio, ein alter Wachtthurm, und verschiedene Beamtenwohnungen. Da sie ganz nur aus Felsen besteht, so scheint kaum eine Cultur möglich, und früher wuchs auch keine Pflanze hier. Seit man aber in Cagliari die Erfahrung gemacht hat, daß die Soda selbst auf dem beinahe nackten Stein wächst, hat man sie auch hier angepflanzt, und so sind nun ganze Strecken des sonst kahlen Kalksteinbodens mit dieser üppigwuchernden, saftigen Vegetation bedeckt.

Ein etwas weiterer Ausflug führte mich grade in entgegengesetzter Richtung nach dem westlich von Cagliari gelegenen Eisenbergwerk von San Leone, dem einzigen von ganz Sardinien, welches gegenwärtig ausgebeutet, obgleich Eisen an mehr als hundert Stellen in beträchtlicher Menge gefunden wird. Der Weg dorthin zog sich am Anfang in der Länge von zwei deutschen Meilen über eine an das kurische Haff erinnernde schmale Landzunge hin, auf welcher wir südlich das Meer, nödlich den großen sumpfigen Salzwassersee, den Aufenthalt zahlreicher Flamingo's und anderer Sumpfvögel, dicht zur Seite hatten. Ich sah viele dieser graciösen Vögel mit ihren rothen Brustfedern aus den seichten Sumpfwassern hervorragend dastehen, ungestört durch das in Schußweite an ihnen vorbei wackelnde Wägelchen, welches mich trug. Was das Schwanken und Schaukeln dieses letzteren auf dem sandigen, an Löchern überreichen Holperwege betraf, so hätte man dieses auf einem Kahn in offner See nicht schöner genießen können. Die Modernen haben es auf dieser Strecke noch nicht so weit gebracht, wie einst die alten Römer, welche hier eine gepflasterte Straße besaßen, von der man an einzelnen Stellen noch die deutlichen Spuren unterscheidet. Die Landzunge war das litus finitimum Caralense der Römer und die auf ihr gebaute Straße einer der Hauptwege der Insel, denn sie verband

die Hauptstadt mit der wichtigen Colonie Nora. Möglich, daß außer der Straße über das litus finitimum auch noch eine andere um den Salzsee ringsherumlaufende bestand, da jedoch alle römischen Meilensteine, welche man in der Nähe von Nora entdeckte, nach der über die Landzunge führenden bemessen sind, so bildete diese offenbar den Hauptweg. Die Landzunge wird jetzt durch acht Canäle, wovon sechs das Werk des späteren Mittelalters, unterbrochen, welche Meer und Salzsee verbinden und von Brücken überwölbt sind. Zur Römerzeit und noch bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts existirten deren jedoch nur zwei, welche auch jetzt noch die Hauptcanäle bilden, der von La Scafa am östlichen und der von Maddalena am westlichen Ende des Isthmus.

An letzterem angelangt, konnte ich das holprige Fuhrwerk verlassen, um mich eines in dem verwahrlosten Sardinien bis jetzt sonst unerhörten Beförderungsmittels zu bedienen, nämlich einer wirklichen Eisenbahn, welche die Besitzer des Bergwerks von San Leone erst in neuester Zeit für den Transport des Minerals erbauten, die erste und einzige der Insel. Da sie als ausschließliches Eigenthum der Gesellschaft nicht dem Publikum zugänglich ist, so wurde meine Beförderung nur als Gefälligkeit und in Folge dringender Empfehlungen gestattet. Besagte Minencompagnie führt die Firma Pétin Gaudet, besteht meist aus Belgiern und Franzosen und besitzt hier einen trefflichen Bergwerksdirector in der Person des Ingenieurs Léon Gouin, des Verfassers einer sehr geschätzten Schrift über die Bergwerke Sardiniens, welche leider nicht auf dem Wege des Buchhandels zugänglich ist. Die Firma hat die von ihr nun ausgebeutete Eisenmine erst vor wenigen Jahren und zwar nach langen, fruchtlosen Nachforschungen in andern Gegenden der Insel entdeckt. Das Mineral, welches hier im Schiefer vorkommt, aus welchem fast die ganze südwestliche Halbinsel besteht, deren äußersten Punkt Pula bildet, sollte durch seine Trefflichkeit und Menge reichlich die Mühe seines Auffsuchens belohnen.

Eine halbe Stunde genügt, um San Leone von Maddalena mit der Eisenbahn zu erreichen. Mit diesem Zweige derselben steht ein anderer in Verbindung, welcher den Umkreis um die sehr zahlreichen Gänge des Bergwerks beschreibt, indem dieses sich beträchtlich ausdehnt und die verschiedenen Werke oft

weit auseinander liegen. Ich besuchte deren vier. Die massenhafteste Schicht eisenhaltigen Minerals, in der Gallerie Giovanni Maria gelegen, zeigt eine Dicke von nicht weniger als 70 Fuß. Das Seltsamste dabei ist der Umstand, daß diese Schicht um einige 40 Fuß über den Boden frei hervorragt, also von jeher sichtbar war und doch erst in neuester Zeit entdeckt werden sollte. In zwei großen Hauptlagerungen des Minerals, welche die Namen Masse Pétin und Masse Gaudet führen, und an ihrem obern Ende gleichfalls frei zu Tage liegen, während ihr unteres durch Galerieen unterwühlt erscheint, findet sich das trefflichste Eisen und zwar liegt es hier überall dicht auf dem quarzhaltigen Schiefer, welcher selbst jedoch sich ganz frei von metallischen Substanzen zeigt. Als weniger gut bewährt sich das Mineral in Berührung mit anders gebildetem Schiefer und ganz fehlt es in dem unter dieser Steinart hier vorkommenden Granit. Das reichhaltigste Gestein zeigt sich von einer ganz außerordentlichen Härte und kann in Massen nur durch Pulversprengen, im Einzelnen nur vermittels der festesten und schärfsten Werkzeuge von gegossenem Stahl abgetrennt werden. Aber sein reicher Gehalt bietet Ersatz für diese Mühe, indem es an 64 Procent reinen Eisens in sich schließt, während das geringere Mineral nur etwa 50 Procent des Metalles aufzuweisen vermag. Die Werke erstrecken sich in einer Längenausdehnung von nahezu einer deutschen Meile und in der Höhenausdehnung des ganzen Bergvorsprungs, dessen höchster Punkt um 800′ über den Thalboden hervorragt. Das an dessen höchsten Punkten gewonnene Eisen wird theils mit der kleinen Eisenbahn, theils, da wo es angeht, vermittels aërischer Senkungsvorrichtungen hinabgelassen.

Seit im Jahre 1862 dieses Bergwerk zum erstenmal bearbeitet wurde, hat jährlich die Menge des gewonnenen Minerals bedeutend zugenommen. Im ersten Jahre betrug sie nur 4000 Schiffstonnen und fünf Jahre später, das heißt im Jahre 1867 lieferte San Leone nicht weniger, als das Zehnfache, etwa 40,000 Tonnen. Dennoch wurde mir versichert, sollen die ersten Einrichtungskosten dieser so großartigen Anstalt, die Anlage der riesenhaften Werke, der Schächte und Gänge, der Bau der Eisenbahn, der Ankauf eines Dampfschiffs, die Errichtung der Beamtenwohnungen so bedeutende Verhältnisse angenommen haben, daß der Gewinn bis jetzt ein verhältnißmäßig geringer gewesen

sei. Doch diese Ausgaben einmal bestritten, bleiben in Zukunft nur die jährlichen Unterhaltungskosten und die Besoldung des kleinen Heers von Beamten und Arbeitern übrig. Dieses Personal besteht im Ganzen aus etwa vierhundert Leuten, wovon drei Viertel eigentliche Bergmänner, meist Piemontesen, welche in seltsamen, zeltartigen Reiserhütten im Bergwerksdistrict zerstreut leben. Sie stehen nicht im Tagelohn, sondern arbeiten nach einem Accord, wonach sie für den Umfang des von ihnen losgetrennten Minerals bezahlt werden, und zwar ungefähr mit fünf Franken für jeden Kubikmeter, welcher beiläufig zwei Tonnen wiegen mag.

An diesen Ausflug nach San Leone schließt sich als Fortsetzung ein anderer an, welchen ich einige Tage später, dieselbe westliche Richtung noch weiter verfolgend, zu Pferde unternahm. Man hatte mir zu demselben ein gutes sardinisches Pferd versprochen und statt dessen fand ich bei meinem Aufbruch nur einen schlechten sogenannten Achettone (über die Pferderassen Sardiniens sehe man Cap. 24), das heißt ein Exemplar einer schon seit uralter Zeit auf der Insel heimischen Gattung, welche, wie La Marmora behauptet, zwar ursprünglich arabischer und nicht, wie das sogenannte sardinische Pferd andalusischer Abstammung sein soll, die aber durch tausendjährige Vernachlässigung der Rasse nun zur gemeinsten Abart herabgesunken erscheint. Aber wenn auch unschön und nicht viel besser, als ein Karrengaul, so war doch dieses kleine Thier (alle Achettoni sind kleiner als die ohnehin schon kleinen sardinischen Pferde) nicht ohne schätzbare Eigenschaften. Es hatte einen sehr festen Tritt, glitt nie, selbst nicht auf den schlechtesten Wegen, aus, sein Schritt bewährte sich als weniger stoßend, als der holprige Paßgang des sardinischen Pferdes, dabei zeigte es sich mehr ausdauernd und, die schätzbarste aller Tugenden, es fraß äußerst wenig. Dieses Thier, begleitet von seinem bewaffneten Eigenthümer, welcher meinen Führer abgeben sollte, trug mich in eben so schneller Zeit, als ich früher im Wagen gebraucht, über die Landzunge nach Maddalena. Dort ließ ich die Eisenbahn von San Leone zur Rechten liegen und war bald dem Ufer parallel gen Süden reitend bei dem kleinen Dorfe Capoterra an der schönsten Villa und dem geschätztesten Musterlandgut Sardiniens, Orri genannt, angekommen. Dieses herrliche Landgut mit seiner Villa und schönen Gärten

war noch vor sechzig Jahren ein Sumpf, dessen Austrocknung das Werk des Marchese di Villahermosa werden sollte. Dieser auf Hebung der Landwirthschaft und Gartencultur in seinem Vaterland vielbedachte Edelmann schuf ein Paradies an einer Stelle, wo früher nichts gewachsen war, als einige Salsosalaceen, Asphodelen und der nie fehlende Lentiscus. Aber er konnte leider nicht das Klima umwandeln und so ist denn dieser schönste Landaufenthalt Sardiniens auch vielleicht der ungesundeste und fieberreichste der ganzen fieberreichen Insel. Selbst die Bauern kämpfen hier stets mit dem Dämon der Krankheit. Ein Fremder jedoch kann beinahe sicher sein, sich hier in Bälde seinen Tod zu holen. Dennoch war noch vor wenigen Jahren einigen mehr oder weniger verrückten Engländern der Gedanke gekommen, hier ihre Villegiatura zu erwählen; der erste derselben, welcher das Landgut von Orri von den Erben Villahermosa's miethete, blieb merkwürdiger Weise am Leben. Da ich den Arzt kannte, welcher ihn behandelt hatte, so wußte ich auch, welchen peinlichen, complicirten, hygienischen Maßregeln er die Erhaltung nicht seiner Gesundheit, denn diese wurde unrettbar untergraben, wohl aber des nackten Daseins verdankte. Dieser Engländer, ein reicher Mann, welcher nur für sein sogenanntes Vergnügen lebte und weder Geschäfte noch Verbindungen in Sardinien besaß, war lediglich durch die Schönheit des Landsitzes hierher gelockt worden, welche er, fürchte ich, jedoch nicht sehr genossen haben mag, da er sich, um nur am Leben zu bleiben, die fürchterlichsten Entbehrungen auferlegen mußte. Die Schilderung, welche mir sein Arzt davon machte, war wahrhaft komisch. Stets bei verschlossenen Fenstern, im Sommer wärmer gekleidet, als im Winter, (die gewöhnliche Regel in Fieberländern) vegetirte dieser originelle Engländer fast den ganzen Tag über im Hause und wenn er den täglichen, hygienischen Spaziergang, Morgens eine Stunde nach Sonnenaufgang, da sowohl die Nachtluft, als die Tageswärme ängstlich vermieden werden mußten, unternahm, so geschah dieß nicht ohne die Vorsichtsmaßregel, daß er sich vorher, selbst in der wärmsten Jahreszeit, ein Kaminfeuer bestellte, um nach vollendeter Bewegung dabei zu sitzen und so jede plötzliche Abkühlung nach der Erhitzung des Ganges zu vermeiden, da selbst das leichteste, oft kaum merkliche Kühlwerden in diesem Lande einen Fieberanfall zur Folge zu haben pflegt. So entging er zwar dem

gefährlichsten Fiebern, der sogenannten Perniciosa, aber seine Gesundheit litt doch in andrer Weise vielfach, dazu langweilte er sich schrecklich und kehrte deshalb auch bald nach England zurück. Er hatte jedoch die Villa für mehrere Jahre gemiethet und da er nicht die Geduld besaß, das hygienisch allzusehr gemaßregelte Leben selbst hier weiter zu führen, so überließ er dieselbe großmüthigst mehreren Freunden und deren Familien, einer nach der andern. Alle diese Leute starben in der Villa. Ein Geistlicher war darunter, welcher acht Kinder, seine Frau, zwei Schwägerinnen und vier Dienstboten mitbrachte. Von dieser ganzen Familie überlebte kein Mitglied den zehnten Monat ihres Aufenthalts in Orri. Derselbe Arzt, welcher den ersten Engländer behandelt hatte, war auch der seiner Nachfolger und er erzählte mir, diese Leute hätten durchaus keine großen Unvorsichtigkeiten, sondern nur den einzigen Fehler begangen, nach ihrer gewohnten Art und nicht nach der Weise der Fieberländer zu leben. Seitdem fiel es keinem Engländer mehr ein, hier die Freuden des Landlebens genießen zu wollen, die Villa kam vielmehr durch jene Todesfälle so sehr in Verruf, daß ihr Besitzer noch froh sein konnte, nur das mit ihr in Verbindung stehende Oeconomiegut und zwar an eine lombardische, landwirthschaftliche Gesellschaft verpachten zu können. Jeder Beamte dieser Gesellschaft hütet sich aber wohl, den Sommer über in Orri zu weilen, welcher die gefährlichste, übrigens keineswegs die einzig gefährliche Jahreszeit hier ist, denn die Nachtluft pflegt die Fieber auch in anderen und selbst in den sonst gesundesten Monaten zu erzeugen.

Südlich von Orri öffnet sich die große an Oel und Korn, aber leider auch an Fiebern fruchtbare Gegend von Pula, einem kleinen Dorfe, dessen Name aus dem ominösen Wort palus (Sumpf) entstanden, hinlänglich den Entstehungsgrund der hier herrschenden Krankheiten verräth. Das Dorf ist fast durchaus aus dem Raube des nahen antiken Nora mit den von dort verschleppten Steinen erbaut, ein Vandalismus, welcher in diesem Falle die Erfahrung, daß manchmal aus Uebel Gutes entsteht, bestätigen sollte, denn die Erhaltung einiger der interessantesten Alterthümer der phönicischen Colonie verdanken wir lediglich dem Umstande, daß dieselben hier, wenn auch in der unwürdigen Form gemeinen Baumaterials, doch unbeschädigt erhalten blieben.

Eines derselben, früher in einer Klosterwand eingemauert, jetzt eine der Hauptmerkwürdigkeiten des Museums von Cagliari, war die berühmte Inschriftstafel von Nora, welche man im Anhang neben andern phönicischen Inschriften abgebildet und besprochen finden wird. Die zweite Norensische Inschriftstafel, gleichfalls jetzt im Museum, welche übrigens nur wenige und fast unleserliche Buchstaben enthält, wurde in Pula über dem Haupteingang eines andern Klosters entdeckt, wo sie einen der Gewölbesteine bildete. Ganz mit den Resten des antiken Nora erbaut, zeigt sich auch die halbwegs zwischen dessen Ruinen und Pula gelegene Hauptkirche dieser Gemeinde, welche den heiligen Ephisius zwar gewidmet, jedoch zum großen Leidwesen der Pulaner nicht im Besitz von dessen Gebeinen ist, die vielmehr der Ephisiuskirche von Cagliari angehören. Da jedoch ein solcher Mangel den Pulanern so unerträglich schien, daß sie ihn das ganze Jahr hindurch unmöglich verwinden konnten, so wußten sie schon sehr frühe, nämlich bereits im Mittelalter, vom Magistrat der Hauptstadt, sowie vom Erzbischof sich das eigenthümliche Privilegium zu verschaffen, daß der Heilige ihnen und der Ephisiuskirche bei Pula wenigstens drei Tage in jedem Jahre ausschließlich angehören dürfe. Zu diesem Zweck muß nun das ehrwürdige Knochengerippe alljährlich im Monat Mai eine Spazierfahrt nach Pula unternehmen. Früher, noch vor 20 Jahren, geschah dieß in der viceköniglichen Staatsequipage, mit allem officiellen Pomp, begleitet von Beamten und Militär und gefolgt vom Stadtrath, welcher die Aufgabe hatte, den Heiligen nicht aus den Augen zu verlieren, da die frommen Reliquienverehrer von Pula im Rufe standen, ihn stehlen und an seiner Stelle ein profanes Skelett unterschieben zu wollen. Seit Beginn der neuen, etwas unkirchlichen Aera Italiens wich auch der Glanz dieser Spazierfahrten des Heiligen, welcher jetzt ohne alle Ceremonie in einer Miethkutsche die Reise macht, begleitet von einer kleinen Schaar von Getreuen, Priestern und Bauern, welche ihn nach Pula escortiren, wo er drei Tage ausgestellt bleibt, um dann seinen Rückweg anzutreten. Aber, wenn auch die Pulaner auf diese Weise darauf verzichten müssen, die Reliquie immer bei sich zu haben, so wissen sie doch, eine Art von Ersatzheiligthum sich dadurch zu erkünsteln, daß sie die Stelle, auf welcher das Skelett drei Tage im Jahre ausgestellt erscheint, als

Heiligthum verehren. Diese Stelle gilt somit bei allen frommen Reliquienverehrern für die Hauptmerkwürdigkeit der Kirche. Da sie mir jedoch weniger als eine solche erschien, so sah ich mich nach einer andern um und entdeckte auch wirklich eine zwar profanere, aber für mich wenigstens weit interessantere Merkwürdigkeit, nämlich eine alte lateinische Inschrift aus der Zeit der Kaiser Theodosius und Valentinian, welche diese als Erweiterer der Wasserleitung von Nora, hier pomphaft amnis (Fluß) genannt, bezeichnet. Die Kirche liegt unweit von den Ruinen dieser Wasserleitung und ihr gegenüber ein das ganze Jahr hindurch leerstehendes Haus, welches aber zur Zeit des Ephisiusfestes aus seinem Jahresschlummer erwacht und glanzvoll geschmückt, die Honoratioren von Cagliari empfängt und beherbergt. In der alten guten Zeit pflegte hier der Vicekönig den Ephisiustag durch Festschmäuse zu feiern und nicht nur eine wohlbesetzte, sondern auch offne Tafel zu halten, zu welcher alle Eßlustigen freien Zutritt besaßen. In unsrer Zeit des Verfalls der Frömmigkeit und leider auch der Tafelfreuden sind die Mahlzeiten des Vicekönigs zur Fabel geworden, und nun nimmt sich an ihrer Stelle das magere und schlecht zubereitete Mittagsessen des Stadtraths höchst kläglich aus, so daß auch in culinarischer Hinsicht aller Glanz vom Ephisiusfeste gewichen ist.

Von dieser Kirche führt ein halbstündiger Weg zu der schmalen Landzunge, welche den Eingang in die kleine Halbinsel bildet, auf der die Ruinen der alten Phöniciercolonie Nora liegen. Die Halbinsel war jedoch nicht immer so klein, sondern noch im frühen Mittelalter viel umfangreicher, bis sie zur Zeit des Königs Barason, im 8. Jahrhundert, durch ein Erdbeben zum Theil in's Meer versenkt wurde. Von diesem König erzählt der Chronist Antonius von Tharros, daß er beabsichtigt habe, die Stadt zu Ehren seiner Tochter Norina wieder neu aufzubauen, aber durch jenes Naturereigniß daran verhindert worden sei. So kommt es, daß die meisten Bautrümmer nun im Uferwasser versunken liegen, auf dessen seichtem Boden man deutlich die Häuserfundamente und selbst einzelne Straßen unterscheiden kann. Auf dem Lande hat sich von diesen Ruinen nichts erhalten, als ein kleines Theater, dessen Scena zwar zerstört, dessen Sitzreihen jedoch noch in ganz leidlichem Zustande erscheinen. Das Theater bewährt sich als genau nach den Regeln des Vitru=

vius erbaut, jedoch als eines der kleinsten Beispiele des Styls, welche uns übrig geblieben sind. Im Volksmund führt es den seltsamen Namen Leoniera, d. h. Löwenzwinger, woraus Valery schloß, es könne zu Thierkämpfen gedient haben, eine große Unwahrscheinlichkeit bei der von einem Amphitheater sehr unterschiedenen Form des Gebäudes. Auffallend muß es erscheinen, daß diesen Ruinen einer antiken Stadt grade derjenige Theil fehlt, welcher sonst sich überall am besten erhalten zu zeigen pflegt, nämlich die Nekropole, nach deren Spuren wir uns umsonst umsehen. Wahrscheinlich wurde auch sie zugleich mit den jetzt im Uferwasser liegenden Bauten in's Meer versenkt, doch findet man in der Nachbarschaft einzelne zerstreute Gräber.

Nora, welches Pausanias von dem aus Afrika stammenden, fabelhaften Norax und einer Colonie von Iberiern gegründet sein läßt, bildete unzweifelhaft eine phönicische Niederlassung, wie auch der phönicische Name (von Nur [נור] Licht oder Leuchtthurm) andeutet, und wie die zahlreichen hier entdeckten phönicischen Alterthümer beweisen. In den vom Cardinal Mai entdeckten Fragmenten Cicero's kommt ein Bürger von Nora, Namens Bostar, welchen der berüchtigte Scaurus hinrichten ließ, und ein andrer, Namens Ari, vor. Beides sind phönicische Namen und zeigen, wie lange dieses Sprachelement die Herrschaft Karthago's hier, ebensogut wie in Afrika selbst überlebt hat. Nora scheint eine wichtige und blühende Handelscolonie, aber niemals wirklich eine große Stadt gewesen zu sein, wie der beschränkte Raum der Halbinsel, welche selbst vor ihrem theilweisen Einsturz doch keinen hinreichenden Umfang für eine Großstadt besaß, wie die Kleinheit seines Theaters und im Ganzen die Unbedeutendheit seiner Ruinen beweisen dürften. Der erwähnte Antonius von Tharros nennt zwar unter den Gebäuden von Nora auch noch einen Tempel des Jupiter, ein Amphitheater und andere jetzt spurlos verschwundene Bauten, aber entweder sind dies mittelalterliche Uebertreibungen oder wir müssen annehmen, daß diese Gebäude in dem Stadttheil lagen, welcher vom Meere bedeckt wurde. Er führt auch eine ganze Liste berühmter Männer an, welche aus Nora stammen sollen. Unter diesen ist der h. Ignatius, Bischof von Antiochien, und eine andere, etwas unheilige Berühmtheit, der Dichter Tigellius, welcher am Hofe des Augustus in Gunst stand, von

dessen Sitten aber Horaz eine traurige Schilderung macht, z. B. I. Sat. II. 2. 3.

Mendici, mimae, balatrones, hoc genus omne
Moestum ac sollicitum est cantoris morte Tigelli.

und I. Sat. III, schildert er seinen launischen Unbestand, seine Habgier, Unzufriedenheit und andere unverzeihliche Fehler. Vielleicht war es auch ein gewisser Poetenneid, welcher den Horaz zu all' diesem Tadel trieb, wenn er namentlich den Tigellius nur als den Dichter des rohen Haufens schildert wie I. Sat. IV. 71. 72.

Nulla taberna meos habeat neque pila libellos
Quîs manus insudet vulgi, Hermogenisque Tigelli.

Antonius von Tharros hegt jedoch mit einseitigem Patriotismus von diesem Cantor Tigellius die höchste Meinung. Derselbe Chronist tischt uns auch mit mittelalterlicher Leichtgläubigkeit die Erzählung von einem zweiten Norax, Sohn und Nachfolger des ersten, von Pausanias erwähnten, auf. Norax der Zweite soll seine Herrschaft von Nora aus über die ganze Insel ausgedehnt und dort überall die Nurhagen, jene räthselhaften Denkmäler der Ureinwohner Sardiniens, in's Dasein gerufen haben, welche nach diesem, ihrem Gründer, benannt worden wären. Ich will hier die eignen Worte des Chronisten, mehr als Beispiele des sardinischen Dialects des Mittelalters, in welchem Idiom er schrieb, als wegen ihres Inhalts anführen: Et ipsu filiu de Noraxe regnarit post ipsu padre et extesit ipsu dominiu ad omnes partes de insula. Et de ipsu Noraxe filiu sunt norakes ki sunt in ipsa insula pro suo nomine. Es war die Manie mittelalterlicher Chronisten, auf solche Weise alle Namen von Städten und Bauten von Personen abzuleiten, die sie wohl mitunter selbst erfunden haben mögen.

Im 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung scheint Nora aus der Zahl der bewohnten Städte verschwunden zu sein, denn seit ihrer Zerstörung durch die Vandalen im J. 427 hören wir nichts mehr von ihr, so daß es wahrscheinlich wird, daß sie nicht wieder aus ihren Trümmern erstand. Ein einziges Gebäude derselben, die Kirche des h. Ignatius, scheint noch bis zur Sa-

racenenzeit gestanden zu haben, denn in einem mittelalterlichen sardinischen Manuscript lesen wir von ihrer Zerstörung durch die Araber.

Das allgemeine archäologische Interesse, welches die Ruinen von Nora trotz ihrer Geringfügigkeit dennoch unzweifelhaft besitzen, hatte diesmal nicht den einzigen Grund gebildet, welcher mich bestimmte, sie aufzusuchen. Vielmehr erstrebte ich durch diesen Ausflug auch noch die Erreichung eines speciellen, auf die Besichtigung oder mögliche Erwerbung eines wichtigen Alterthums gerichteten Zweckes. Es war nämlich während meines Aufenthalts in der Hauptstadt Sardiniens dorthin das Gerücht von einer in Nora's Ruinen neuentdeckten Inschrift gedrungen, welche, nach allen von ihr gemachten Schilderungen zu schließen, nur phönicisch sein konnte. Da mein ehrwürdiger Freund Spano selbst nicht Muße besaß, sie an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen, so hatte er mehrere Herren, welche glücklicherweise sich einiger Bildung erfreuten und wenigstens im Stande waren, zu bestimmen, ob die Inschrift römisch sei oder nicht, und welche grade in jene Gegend reisen wollten, beauftragt, die Merkwürdigkeit zu inspiciren. Alle sahen sie und berichteten nach Wunsch. Aber, da sich unter ihrer Zahl auch kein einziger befand, welcher nur einen Buchstaben phönicisch lesen konnte, so blieb noch ein Zweifel. Diesen zu lösen, war ich gekommen. Wer beschreibt jedoch mein Erstaunen, als ich die Inschrift schlechterdings nicht entdecken konnte. Sie war und blieb verschwunden. Der mir von Spano genannte Besitzer, an welchen ich sogar ein Empfehlungsschreiben besaß, behauptete komischer Weise, nie etwas von einer solchen Inschrift gehört oder gesehen zu haben und so mußte ich denn unverrichteter Sache nach Cagliari zurückkehren, wo ich Spano zwar durch die Erfolglosigkeit meines Ausflugs unangenehm berührt, aber doch keineswegs in Bezug auf das vermeintliche Verschwinden der Inschrift entmuthigt fand. Er kannte seine Sardinier und behauptete, das ganze Geheimniß, welches man jetzt mit der Inschrift mache, beruhe auf Speculation, da der Besitzer wahrscheinlich durch die verschiedenen Nachfragen übertriebene Begriffe nicht nur von der Wichtigkeit, sondern vom vermeintlichen Geldeswerth dieser Curiosität bekommen hätte. Der Geldeswerth phönicischer Inschriftstafeln ist aber bis jetzt in ganz Europa aus verschiednen Gründen ein verhältnißmäßig geringer geblieben, während es sich mit den phö-

nicischen Kunstgegenständen ganz anders verhält. In Betreff der letzteren haben einige verrückte Engländer allen jetzt reisenden Alterthumsfreunden hier den Markt gründlich verdorben. Da diese Herren oft sehr unbedeutende, ja ganz werthlose Dinge zu lächerlich hohen Preisen kauften, so bilden sich nun die Sardinier ein, daß jedes Alterthum, besonders aber eines aus der phönicischen Periode, nur durch Gold aufgewogen werden könne.

Ein anderer, etwas längerer Ausflug sollte mich mitten in das Land jener obengenannten Barbaricini und Ilienses führen, welche die letzten zum Christenthum und zur Civilisation bekehrten Stämme Sardiniens gewesen sind und noch jetzt viele Eigenthümlichkeiten bewahrt haben. In dem Dorfe Monastir, etwa zwei Meilen von Cagliari, verließ der mich tragende Omnibus die größere Hauptstraße, um den erst vor kurzer Zeit eröffneten Seitenfahrweg nach Laconi einzuschlagen, welches mitten im Herzen der Barbagia liegt. Hier begann das bisher ebene Terrain sich zu heben, und zwischen den Dörfern Ussana und Donori kam ich zum erstenmal auf jene große Hauptmasse von Granit, welche den Kern des ganzen östlichen Theils der Insel ausmacht. Diese steinige Gegend war trocken und unfruchtbar, dagegen kamen wir bald hinter dem fast ganz von Granit gebauten Dorfe Barrali in ein fruchtbares, weites Thalbecken, Trexenta genannt, und von Dörfern übersät. Dieser Name Trexenta wird von Spano von trecenta abgeleitet und das Wort oppida dazu ergänzt, wonach diese dörferreiche Gegend einmal 300 Städte gehabt hätte. Die Landstraße führt durch zwei der größten ihrer Dörfer, Sonorbi und Suelli, beinahe dicht hintereinander gelegen. Letzteres besitzt eine kirchengeschichtliche Wichtigkeit, als der Bischofssitz eines Heiligen, San Giorgio di Barbagia, welcher diese Stadt und eine andere, Simieri, vom Judex Trocotor von Cagliari im Jahre 1100 zum Lehen erhalten und den ersten Bischofssitz der Barbagia gegründet hatte. Die Barbaricini waren also während fünfhundert Jahren seit ihrer im 7. Jahrhundert erfolgten Bekehrung ohne eignen Bischof und auf den von Cagliari angewiesen gewesen. Jetzt ist es der Bischof von Tortoli, welcher den Titel von der Barbagia führt, denn das vom h. Georg gegründete Bisthum von Suelli ist längst eingegangen.

Nachdem wir in einem sogenannten Gasthof zu Suelli die Freuden der

Tafel, einzig und allein vertreten durch ein geröstetes Spanferkel, sonst aber auch durch gar keine andere Speise, genossen hatten, ging es weiter nach Mandas. Letzteres, eines der größten Dörfer der Barbagia, besitzt nur eine moderne Merkwürdigkeit, nämlich im Pfarrhaus einige Sculpturen von schönem sardinischen Marmor, von grauer Farbe, Bardiglio genannt. Er findet sich im tertiären Kalkstein, welcher den Boden des Thalbeckens ausmacht, während die Berge im Osten die schönste Musterkarte geologischer Formationen darbieten. Schistus und silurisches Gestein bilden die Grundlage, häufig unterbrochen durch den hier erst später, als diese Formation, aufgetretenen Granit; über beide hat sich eine dicke Ablagerung secundären Kalksteins festgesetzt, in welchem unweit von hier sich die größte Kohlenschicht Sardiniens zeigt; aber alles dies erscheint durch die späteren Basaltausbrüche aus seiner regelmäßigen Lage gestört und an vielen Stellen auch noch von einer dichten Schicht basaltischer Lava überflossen. Aus letzterer verfertigt die Industrie der sehr arbeitsamen Barbaricini die kleinen Mühlsteine für die Hausmühlen, aus dem secundären Gestein der Jurakalkperiode vortreffliche und höchst dauerhafte Schleifsteine. Das kleine Dorf Serri, welches wir bald darauf erreichten, zeigte sich fast durchaus von basaltischen Steinen zusammengesetzt, ebenso die vielen Nurhagen, welche hier zum Theil dem Zahn der Zeit trotzten, wie denn überhaupt die Nurhagen der Basaltgegenden sich überall in einem besseren Zustande der Erhaltung bewähren, als die des Kalksteingebiets; in Granitgegenden findet man jedoch eigenthümlicher Weise fast gar keine, da diese Steinart sich wohl zu hart für die primitiven Werkzeuge der alten Sardinier zeigen mochte. Aus ähnlichem Material gebaut erschien das große alterthümliche Dorf Isilli, welches wir Nachmittags durchfuhren, es bildete noch vor Kurzem den Hauptort der nach ihm benannten, nun aber aufgehobenen Provinz, besitzt jedoch außer seinem malerisch zerlumpten, beim Nationalcostüm ausharrenden, wildzerzausten, halbbarbarischen Bewohnern keine Merkwürdigkeit.

Laconi, in dessen ganz leidlichem Gasthaus ich gegen Abend ankam, war ein großes Dorf mit der Ruine eines alten Schlosses, jetzt im Besitz der Marchesi von Laconi, einst der Sommersitz der Judices von Cagliari, welches malerisch umwachsen in einem Naturpark mitten in der Ortschaft lag und deren Hauptzierde bildete.

Die Marchesi von Laconi, welche hier ihre Hauptgüter haben, spielen eine Rolle in jener mysteriösen politischen Mordgeschichte, welche die Monotonie sardinischer Chroniken unter der spanischen Herrschaft im 17. Jahrhundert unterbrach. Der sardinische Geschichtschreiber Manno hat jedoch in einem

posthumen, erst jetzt erschienenen Werkchen Licht in jene verworrene Angelegenheit gebracht. Danach bildete die Ermordung des Vicekönigs von Seiten der Verschworenen des sardinischen Adels eine irregeleitete Rache für den Mord eines Edelmanns, welchen man dem Vicekönig zuschrieb, dessen wahre Urheberin aber die eigene Gattin des Ermordeten war, welche jedoch, um ihre Schuld zu bemänteln, selbst die heftigste Anklägerin des Vicekönigs wurde, die Verschwörung anzettelte und leitete, die Verschworenen in ihrem Hause empfing und nicht ruhte, bis diese ihren Zweck erreicht hatten. Aber Spanien rächte blutig die Ermordung des Vicekönigs. Es wußte durch eine schlaue Diplomatie alle Verschworenen, die zum großen Theil nach Italien geflohen waren, zurückzulocken und Alle büßten mit dem Leben.

Das Interessanteste dieser Gegend ist ohne Zweifel die Bevölkerung, die

Nachkommen jener alten Barbaricini, welche nach Procopius und nach dem Codex des Justinian zur Vandalenzeit aus Afrika hier eingewandert waren. Ob der Name Barbagia, welchen das Land noch jetzt führt, wirklich, wie man aus dessen Aehnlichkeit mit dem der Berberstämme Afrika's schließen möchte, von ihnen herstammt, ist eine Frage; denn in einer älteren römischen Inschrift, welche Muratori mittheilt, ist bereits von einer Provinz Barbaria Sardiniae die Rede. Aber über das Vorhandensein der Barbaricini in dieser Gegend, sowie auch über ihre, wenigstens theilweise afrikanische Abstammung, läßt, selbst wenn wir den Procopius nicht als vollgültige Autorität gelten lassen wollen, doch der Codex (de offic. Praef. Praet. Africae tit. 27) keinen Zweifel übrig. Was freilich Procopius über ihre Einwanderung aussagt, klingt höchst eigenthümlich. Nach ihm war es Anfangs nur eine kleine Zahl von Afrikanern, welche vor den Vandalen entflohen, in die Umgegend von Cagliari einwanderten, dort in den Gebirgen hausend, sich in kürzester Zeit durch neue Ankömmlinge (woher diese kamen? sagt er nicht) außerordentlich vermehrten, und als Räuber lebend die ganze Gegend unsicher machten, bis sie der byzantinische Gouverneur zu bekriegen und in das Innere hineinzutreiben gezwungen wurde. Was ihre weiteren Schicksale betrifft, so muß uns, bei den so spärlichen Nachrichten, welche die bisher bekannte Geschichte über diese Völker giebt, die Entdeckung eines Codex aus den früheren Archiven von Arborea, welche der berühmte Bibliothekar von Cagliari, Martini, vor etwa 15 Jahren gemacht hat, doppelt willkommen erscheinen, da wir in demselben über die Bewohner der Barbagia im 6. Jahrhundert höchst wünschenswerthe Auskunft erhalten. Dieser freilich von einigen Gelehrten als unächt geschilderte Codex sagt aus, daß die Barbaricini im J. 581 nach Chr. gerade 90 Jahre auf der Insel ansässig waren, was ganz mit Procopius übereinstimmt. Sie bewohnten in der Barbagia eine Gegend, welche an das Gebiet der Ilienses, des letzten heidnischen Stammes der autochthonen Sardinier gränzte. Anfangs lagen zwar beide Völker im Krieg miteinander, aber später brachte die Thatsache, daß sie allein in ganz Sardinien dem Heidenthum treu geblieben waren, eine Verbrüderung zu Stande, deren Innigkeit noch besonders der Umstand besiegelte, daß die Barbaricini einen Ilienser, den bekannten Hospiton, zu ihrem Führer erwählten.

Im Mittelalter haben einige oberflächliche Commentatoren des Dante, welcher unter Anderm auch die Frauen der Barbagia erwähnt, letztere in einen sehr üblen Ruf gebracht. Aber Dante wollte offenbar nicht sagen, daß diese Frauen schamlos seien, wie es jene Ausleger zu verstehen beliebten. Bei ihm heißt es:

Che la Barbagia di Sardinia assai
Nelle femmine sue è più pudica
Che la Barbagia dov'io la lasciai.

„Die Barbagia in Sardinien ist viel schamhafter, was ihre Frauen betrifft, als jene andere Barbagia, wo ich sie zurückließ.“ Offenbar ist hier von zwei verschiedenen Gegenden die Rede, auf welche beide vom Dichter der Name Barbagia angewandt wird, der sardinischen und einer andern, welche wir nicht kennen, und welche auch wohl in Wirklichkeit gar nicht diese Benennung führte, sondern nur bildlich von Dante so bezeichnet erscheint. Einige neuere Commentatoren wollen in dieser letzteren das Bild von Florenz erblicken, dessen Unsittlichkeit der Dichter brandmarkt. Die mittelalterlichen Ausleger dagegen scheinen den Tadel auch auf erstere bezogen zu haben und knüpfen daran die ganz aus der Luft gegriffene Schilderung von dem unzüchtigen Costüm der Frauen dieser Provinz, welches nur aus dünnen, vollkommen durchsichtigen Gewanden bestehe, eine Unsittlichkeit, die deshalb ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit bleibe, weil in dem Lande eine afrikanische Hitze zu herrschen pflege. Nun ist aber diese Gegend gerade die am Höchsten gelegene und kühlste der ganzen Insel und die Frauen, deren nonnenhaft vermummte Tracht oben (Cap. II.) abgebildet ist, werden gewiß, bei der in ganz Sardinien beobachteten Stabilität in Sitte und Tracht, dieselbe aus den ältesten Zeiten überkommen haben. Ihre Eheherrn sind gleichfalls dem Nationalcostüm treu geblieben und nirgends wird die zottige Mastruca so viel getragen, wie hier. Die Weste, meist roth, ist sehr niedrig und die Brust bleibt fast nackt, da das Hemd immer offen steht. Die Beinkleider tragen die modernen Barbaricini nicht, wie die übrigen Sardinier, auf orientalische Weise unten zugebunden, statt dessen frei herabhängend, jedoch nicht lang, sondern ähnlich den Sarabellas der spanischen Bauern aus der Gegend von Valenzia. Auch in der Sprache haben sie gewisse, uralte, auf

römische Verbindungen hinweisende Eigenthümlichkeiten beibehalten. Nicht nur viele Worte, sondern oft selbst ganze Sätze bewähren sich als vollkommen lateinisch, noch mehr so, als in dem allgemeinen sardinischen Dialect, welchen ja schon Dante ein schlecht ausgesprochenes Latein nennt. Ich hörte hier zum Beispiel Sätze wie „Columba mea est in casa tua“, welche zugleich barbaricinisch und lateinisch sind. Aber auch an den afrikanischen Ursprung eines Theils dieser Bevölkerung erinnern zahlreiche Laute und Worte, deren Verwandtschaft mit dem Phönicischen unverkennbar scheint. Uebrigens sind die Bewohner der Barbagia arm, aber stolz und unbändig, treffliche Schützen, der Jagd leidenschaftlich ergeben, leben sie am Liebsten wie ihre Vorfahren zu Hospiton's Zeit in ihren Wäldern und sind jetzt noch der Civilisation abhold.

Sechstes Kapitel.

Iglesias.

Sardinien ist nicht eben das bequemste Land zum Reisen. Nur derjenige, welcher sich vollkommen, wie für eine Wüstenfahrt, ausrüstet, Pferde, Bettzeug, Cantine, Lebensmittel mitnimmt, und dem es nicht an Dienerschaft fehlt, kann sich ohne Beschwerde von den wenigen großen Hauptstraßen entfernen und in den seltner bereisten Theil des Innern vordringen. Wer jedoch diesen Hauptarterien des insularischen Verkehrs treu bleibt, der mag sich zwar den orientalischen Reiseapparat schenken, aber er glaube nicht, daß er auf den ebenen Geleisen des modernen Culturlebens wandele, denn er findet in den an diese Kunstwege gränzenden Städten, Dörfern und Stationen ungefähr einen ähnlichen Grad von Comfort, wie man ihn im übrigen Europa, in seinen weniger bereisten Gegenden, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts genossen haben dürfte. Diese Bemerkung wird sicherlich Jedermann unterschreiben, welcher die Reise von Cagliari nach Iglesias, Oristano, oder Sassari gemacht hat, denn diese bilden so ziemlich die einzigen Punkte der Insel, wohin man zu Wagen ge-

langen kann. Werden dem die Landstraße Verfolgenden auch mancherlei kleine Leiden und Geduldprüfungen bereitet, so findet er doch wenigstens, obgleich in dürftigster und rohester Form, die allernöthigsten Bequemlichkeiten, ohne welche der moderne Culturmensch kaum zu existiren vermag; wer aber ihren dünnen Faden überschreitet, verfällt unmittelbar in's Gebiet der urwüchsigen, nationalen Barbarei. Doch mit dieser will ich jetzt den Leser noch nicht bekannt machen. Einstweilen bitte ich ihn nur, mit mir in die sogenannte Diligence zu steigen, welche von der Hauptstadt nach dem im blühendsten Aufschwung begriffenen, wichtigsten Orte des Südwestens, Iglesias, führt. Ich sage nicht umsonst „sogenannt“, denn in dem kleinsten deutschen Landstädtchen würde man ein solches Fuhrwerk höchstens als einen sehr schlechten Omnibus, gewiß aber nicht als einen Eilwagen bezeichnet haben, da einmal die Stellung der Bänke, auf welchen man den Fenstern den Rücken kehrte und die Gegend nicht ohne eine Halsverrenkung besehen konnte, ihn in die Classe der Omnibusse verwies und da anderntheils der Mangel an Sprungfedern und der Ueberfluß an zerbrochenen Fenstern und an Löchern im Fußboden ihm einen Rang unter der vernachlässigsten Gattung der elendesten Vehikel sicherte.

In diesem Fuhrwerk hatte ich zwar durch Bezahlung Anspruch auf das sogenannte Coupé erlangt, da ich aber fand, daß letzteres nicht viel besser, als ein Kutschersitz sei, zudem mich in nächste Nachbarschaft mit einem ominös duftenden Käsetransport, mit welchem der Conducteur speculirte, zu bringen drohte, so zog ich mich in das Innere, die sogenannte Rotonda, zurück, in welcher ich freilich die Annehmlichkeit genoß, den Rädern den Rücken zu drehen, und gegenüber statt der Gegend das unbekannte Gesicht irgend eines wildfremden Nachbars zu erblicken. Eben war ich dort installirt, als der treffliche Canonicus Spano, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen, für einen Augenblick zu mir einstieg, und mir zugleich verschiedene, sehr nützliche Empfehlungsschreiben für Iglesias, eine ausgezeichnete Karte Sardiniens, sowie seine eigne, gründliche Bearbeitung von La Marmora's Reisewerk über dieses Land mit auf die Fahrt gab. Dieser ausgezeichnete Mann bewährte sich von Anfang bis zum Ende als eine Vorsehung für mich. Während meiner Anwesenheit in Cagliari hatte er überall, wo wir gehen oder sitzen mochten, sich Mühe gegeben, mir auf jede

Weise nützlich zu werden und auch jetzt wieder, in diesem schrecklichen Omnibus bestrebte er sich, mich für die Reise mit Rath und Kenntniß auszurüsten, indem er aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung den Inhalt seines Buches mündlich ergänzte, und, damit mir ja nichts entgehen möge, sich auch noch befleißigte, mir unter den Mitreisenden Bekanntschaften zu verschaffen, welche meinen Spüreifer nach den etwaigen Merkwürdigkeiten des Weges durch ihre Localkenntniß auf die richtige Bahn lenken sollten. Sofern solches möglich war, gelang es ihm auch. Außer mir saßen bereits im Omnibus ein sehr starkleibiger Dorfpfarrer, mit einem langen engen Ueberrock, und, allem Anschein nach, ohne jegliche Spur von Unaussprechlichen; ferner neben ihm eine Art von Pächter, ein gutmüthiges, altes, verschrumpftes Männchen, von sehr einfacher geistiger Begabung; endlich noch zwei höchst flegelhafte, communistische Bergwerksarbeiter aus Genua, die nach Iglesias gingen, angezogen von dem vermeintlich ungeheuren Tagelohn, welchen die „verrückten Engländer", das heißt die englische Minengesellschaft, selbst den größten Tagedieben und Faulenzern auszuzahlen den Ruf genossen.

Mit diesen beiden letzteren besaß nun freilich der gute Canonicus keine Anknüpfungspunkte, auch hätten dieselben mir wohl nur dazu nützlich werden können, mir etwas die Last meines Tascheninhalts zu erleichtern; wenigstens genießen die genuesischen und piemontesischen Arbeiter in Iglesias den Ruf, daß sie in ihren Begriffen über Mein und Dein einer sehr vorgeschrittenen, socialistischen Schule angehören, während die eigentlichen Sardinier noch auf dem veraltet reactionären Standpunkt der Ehrlichkeit stehen. So versicherten mir die englischen Ingenieure in Iglesias, daß sie ihre Revolver nur der festländischen Italiener wegen bei sich trügen, von diesen allein seien bis jetzt Raubmorde theils verübt, theils versucht worden; dagegen greife der ächte Sardinier nur aus gekränktem Ehrgefühl, aus Eifersucht oder aus Rache zum Messer, dieses aber auch bei dem geringsten Anlaß, da sein heißes Blut sehr leicht zum Zorn aufwalle. Aber ein sardinischer Todtschläger verschmähe es, die Taschen seines Opfers auszuleeren, ja er treibe zuweilen die Ritterlichkeit so weit, daß er die Werthsachen, welcher der Gemordete an sich trug, der Familie desselben zustellen ließe. Aus den leeren oder vollen Taschen des Opfers ver-

möge man auch fast mit Sicherheit auf die Nationalität des Verbrechers zu schließen.

Da jedoch die übrigen Mitreisenden ehrliche Leute und Sardinier waren, so konnte es nicht fehlen, daß Spano, der Allerweltsmann, der fast jede Seele auf der Insel kennt, auch mit ihnen Berührungspunkte besaß. Er machte mich deshalb mit diesen Männern bekannt und schärfte ihnen ein, mir etwas die Gegend zu erklären, namentlich mir die Namen der Dörfer zu nennen, eine Empfehlung, welcher sich beide auch buchstäblich nachzukommen bestrebten, denn von nun an sollten sie, bei jedem Ort, durch welchen uns der holprige Räderkasten trug, im zweistimmigen, stentorischen Chorus den Namen, freilich nur den Namen, ausrufen, diesen aber gewiß mit gehöriger Deutlichkeit und großem Lungenaufwand. Mehr war allerdings nicht aus ihnen herauszubringen, aber für weitere Auskunft hatte auch der gute Canonicus schon im Voraus gesorgt. Ich hielt seine italienische Uebersetzung von La Marmora's Itinerar Sardiniens in der Hand, eine Uebersetzung, welche Spano, wäre er nicht zu bescheiden, füglich eine neue vielfach verbesserte Bearbeitung hätte betiteln können, denn die aus seiner Hand stammenden Zusätze geben dem Werk einen ungleich höheren Werth und bei Weitem mehr Actualität, als das bereits etwas veraltete französische Original besitzt.

In dieser Lectüre besaß ich des Guten eher zu viel, als zu wenig. Kein Theil Italiens ist nämlich jemals mit solcher Ausführlichkeit beschrieben worden, wie Sardinien von La Marmora, welcher die Hälfte seines Lebens und fast die ganze Thätigkeit desselben dieser Insel widmete. Wollte man das übrige Italien nach demselben Maßstab schriftstellerisch behandeln, dreißig Bücher würden nicht genügen, selbst wenn sie so dickleibig, eng gedruckt und in so großem Format erschienen, wie La Marmora's sechs Bände über Sardinien. So hatte ich denn vollauf zu thun, die ausführliche Beschreibung des nächst zu erreichenden Ortes auf der Fahrt von dem zuletzt berührten bis zu ihm zu lesen und diese Lectüre ließ mir gerade noch Zeit genug übrig, um die Gegend nicht unbeachtet zu lassen; zu einer Conversation mit meinen neuen Bekannten gab sie mir kaum Muße, übrigens merkte ich auch bald, daß eine solche sich doch nicht über die Nennung der Dorfnamen erheben würde.

Vom ersten dieser Dörfer, welches Elmas (auch mit spanischer Form el Mas geschrieben) hieß, sagt nun freilich La Marmora nur sehr wenig, aus dem einfachen Grunde, weil sich eigentlich gar nichts darüber bemerken läßt; sowohl vom gewöhnlichen touristischen als von dem gelehrten, historischen oder archäologischen Standpunkt findet sich über el Mas schlechterdings nichts zu berichten. Dennoch besaß dieser Ort gerade für mich, aber auch nur für mich, ein Interesse. Es war das erste sardinische Dorf, welches ich sah, und da es also auch das erste ist, welches ich meinem Leser vorführen kann, so will ich hier kurz den Eindruck schildern, welchen seine primitive Architektur und Bevölkerung auf mich hervorbrachte. Wäre ich in einem Nilschiffe oder hoch zu Kameel in el Mas angelangt, so würde mir der Ort etwa denselben Eindruck gemacht haben, wie jedes andere ägyptische Dorf, wenigstens auf den ersten Anblick und bis mir die unbedeutenden Unterscheidungspunkte auffallend geworden wären. Höchstens würde mich das Costüm der Eingeborenen, welches nicht aus dem langen, blauen Hemde der ägyptischen Fellahin besteht, sondern mehr der albanesisch-epirotischen Tracht ähnelt, auf die Vermuthung gebracht haben, daß etwa hier Mohamed Ali oder Ibrahim Pascha eine Colonie von Arnauten hinversetzt habe. So ganz trug nämlich el Mas den Stempel eines Nildorfes, oder auch einer Ortschaft der Saharaoasen. Es waren dieselben erbärmlichen Luftziegel, aus der Alluvionserde zusammenhäuft und mit unzähligen Stückchen kleingehackten Strohs vermischt, welche die Steine, dieselbe gelbe Erde, welche den Mörtel dieser Häuser vorstellte. Eine andere Aehnlichkeit, welche ich bis jetzt bei fast allen Luftziegelbauten bemerkte, obgleich sie nicht vom Material nothwendig bedingt erscheint, sondern lediglich der Fahrlässigkeit der Menschen ihre Entstehung verdankt, bildete der Umstand, daß diese Mauern sich oben nicht liniengerecht ausgeglichen zeigten, so daß eine und dieselbe Wand zuweilen sechserlei verschiedene Höhenmaße darbot, und die obere Linie sich in krummen, oft sehr kühnen Buckeln voll phantastischer, launenhafter Abwechslung hinzog. Diese krummen oberen Linien verliehen den Gebäuden jenes ruinenhafte Aussehen, welches sonst nur den orientalischen Luftziegeldörfern eigenthümlich scheint. Die spitzen Dächer wollten allein nicht recht in das orientalische Bild hinein passen. Aber diese sind so versteckt, daß sie der Ankömmling Anfangs kaum entdeckt.

Die Baulichkeiten eines sardinischen Bauernhofes bestehen nämlich nur zum kleineren Theil aus dem Wohnhause, welches allein einen in die Augen fallenden oberen Abschluß besitzt, während die Viehställe und andern Räume von außen dachlos erscheinen, und der bei Weitem größte Flächeninhalt des Grundstückes durch einfache Umfassungsmauern umgeben wird.

Die Eintheilung eines sardinischen Bauernhofes des Südens der Insel (ich spreche einstweilen nur von diesem) ist ungefähr folgende. Nach der Straße zu zeigt sich weder Fenster noch Thür, sondern nur eine breschenartige Oeffnung in der Umfassungsmauer, welche letztere stets einen fünf oder sechsmal größeren Flächeninhalt umschließt, als das Haus selbst bedeckt. Durch diese Oeffnung gelangt man in einen weiten Hof, dessen Längenseiten gewöhnlich Schweineställe einnehmen und an dessen innere Breitenseite das Haus selbst stößt, so daß dieser Hof immer die Wohnungen von der Straße trennt. Das Haus besitzt gewöhnlich nur ein Erdgeschoß, manchmal ruht auf diesem noch ein Stockwerk; die Vorderseite, nach dem Hofe zu, zeigt eine Art von Veranda, d. h. ein Ziegeldach, von Holzsäulen gestützt, eine rohere Form des antiken Chalcidicum. Durch diese Veranda gelangt man in die drei oder vier Stuben des Gebändes, welche alle nur mit ihr, nicht aber miteinander in Verbindung stehen. Eine eigentliche Küche giebt es nicht, das heißt kein Zimmer besitzt den hierzu nöthigen Rauchfang, aber die Bauern pflegen es nicht so genau mit der Reinlichkeit ihrer Stubenwände zu nehmen, wie die Städter, welche den Ruß hassen und das zum Kochen nöthige Feuer auf der Straße anzünden. Hier dagegen wird in den Stuben selbst das Feuer angezündet und der Rauch kann sehen, wo er einen Ausweg findet. Das Haus allein besitzt ein Dach, meist aus Ziegeln. Der Umstand aber, daß das Wohngebäude so weit von der Straße zurückliegt und daß die Umfassungsmauern und Ställe einen so großen Raum umschreiben, macht, daß der Ankömmling Anfangs nur letztere bemerkt und diese tragen eben mit afrikanischen Dorfbauten die auffallendste Aehnlichkeit. Die großen, massenhaften Hecken der Cactus Opuntia, welche die rückwärts an das Haus stoßenden Felder umzäunen, vermehren noch den afrikanischen Charakter des Bildes. Bei einer solchen Anlage eines einzelnen Bauernhofes versteht es sich von selbst, daß das Dorf für seine Bewohnerzahl einen unverhältnißmäßig großen Flächen=

raum einnimmt. So nahm sich zum Beispiel auch el Mas, von Weitem gesehen, so groß aus, daß ich ganz erstaunt war, zu hören, daß seine Seelenzahl nicht fünfhundert übersteige. In der Nähe aber bestimmte mich das ruinenhafte Aussehen so vieler Mauern zu der entgegengesetzten Annahme, nämlich, daß das Dorf halb verlassen sein müsse. Aber auch hierin täuschte ich mich, indem dieses ruinenartige Aussehen sich auf die Umfassungsmauern der Bauernhöfe und die Ställe beschränkte, welche allerdings fünfsechstel des Flächeninhalts des ganzen Dorfes einschließen, dagegen waren die Häuser selbst alle bewohnbar und, glaube ich, auch bewohnt.

Da meine Leser sich jetzt einen Begriff von einem sardinischen Dorf des Südens machen können, so werde ich mich in diesem Theil Sardiniens künftig darauf beschränken, die geringen Abweichungen von jenem allgemeinen Typus zu constatiren, als dessen Vertreter uns el Mas gelten kann. Was die Bewohner dieses Dorfes betraf, so glich ihre Tracht genau der bei Cagliari beschriebenen, nur daß dieselbe sich meist viel malerischer, naturwüchsiger darbot, als in der Hauptstadt, freilich auch oft zerlumpter; aber was giebt es Malerischeres, als Lumpen? Salomon in all' seiner Herrlichkeit war nicht so malerisch, wie ein Bettler in Lumpen. Namentlich wenn diese Lumpen einem orientalischen Costüm angehören, scheinen sie geeignet, einen höchst künstlerischen Effect hervorzubringen, und das sardinische dürfte ebensogut ein orientalisches genannt werden, wie das von Albanien oder Griechenland, welchem es vielfach gleicht, oder wie das höchst originelle der balearischen Inseln, mit dem es gleichfalls Berührungspunkte besitzt. El Mas selbst schien ganz ausgestorben, alle Welt war auf die Felder gezogen, um dort, Gott weiß was, zu machen, schwerlich aber, um dieselben zu bestellen. Auffallend zeigte sich nämlich der Mangel an bebauten Feldern, von denen ich nur äußerst wenige, und diese wenigen in unmittelbarer Nähe des Dorfes zu entdecken vermochte, während die entfernteren mit Gesträuchen oder Gräsern der Steppen, mit dem Lentiscus, Arbutus, Ginster, Euphorbiaceen, Scylla maritima und den überall vorherrschenden Asphodelen, sowie den verschiedenen distelartigen Pflanzen, an denen Sardinien so reich ist, wild überwuchert erschienen. Die Zweige und Stämme der Pistacia lentiscus wurden jetzt eben massenweise gebrochen und in die Ortschaften zur

Feuerung gebracht und diese Beschäftigung schien es, welche den rüstigen Theil der männlichen Bevölkerung hinaus gelockt hatte. So begegneten wir denn theils vor, theils nach dem Dorfe el Mas einer Menge von Ochsenwagen, dicht beladen mit hochaufragendem Strauchwerk, auf deren höchstem Gipfel malerische Kerle langwegs ausgestreckt lagen. Diese Bauernburschen sahen fast ganz weiß aus, das heißt nicht etwa ihre Gesichter, diese zeigten sich braun genug, aber ihr Costüm. Sie trugen die kleine, schwarze Fustanella nur sehr kurz, so daß von ihren weiten, weißen, türkischen Carzones fast Alles sichtbar hervortrat, dabei führten sie über dem Corpetto, d. h. der schließenden Weste, jenes kleine, weiße, offenstehende Westchen von Lammfell, mit den Haaren nach innen und dem weißen Fell nach außen gekehrt, welches die Sardinier Bestamenti nennen, zudem noch ihre weißen Hemdärmel und der weiße Kragen, so daß, bis auf die Gamaschen und die Fustanella und hie und da ein zottiges Schaaffell, das Einem oder dem Andern auf dem Rücken hing, sie ganz weiß erschienen. Diese Kerle boten alle so ziemlich dieselben Züge dar, einen sehr breiten und großen Mund, eine dicke, nicht sehr lange Nase, ein Gesicht, mehr breit als lang, ein Paar feurige schwarze Augen darin, und ein rabenschwarzes, langherabhängendes, zwar nicht gelocktes, aber doch auch nicht glattes Haar, welches auf beiden Seiten des Gesichts in dichten Borsten (denn solchen durfte man es seiner Steifheit und Härte wegen vergleichen) bis zu den Schultern herniederreichte.

Was die schönere Hälfte der Menschheit betraf, so hatte ein schnödes Schicksal beschlossen, daß uns auf diesem ersten Theile der Fahrt nur alte Vertreterinnen derselben zu Gesicht kommen sollten; aber wie durchwettert und durchfurcht erschienen diese Altweibergesichter. Diese Unzahl von Runzeln, wahre Hieroglyphen für den Physiognomiker, erinnerten mich auch wieder lebhaft an Afrika, an die megärenhaften Züge der alten Kabylinnen und Beduininnen. Dabei waren diese ehemaligen Schönen auf eine Weise decolletirt, welche auf einem Hofball nicht tiefer verlangt werden dürfte. Sehr viele dieser armen Alten kamen bettelnd an das Wagenfenster. Es ist überhaupt erstaunlich, von welcher Menge von Leuten die Bettelei dieses Jahr in Sardinien betrieben wird, und wie groß demzufolge die Armuth sein muß, das Ergebniß der vor-

jährigen Regenlosigkeit und des massenhaften Auftretens der Wanderheuschrecken, dieser beiden Landplagen Sardiniens, welche fast immer vereinigt vorkommen und Mißwachs und Hungersnoth unabwendbar zur Folge haben.

Etwa eine Stunde nach el Mas erreichten wir ein zweites Dorf, unweit von dem nördlichsten Ende des großen Salzwassersumpfes oder Seees von Cagliari, in völlig ebenem Alluvialterrain gelegen. Wieder erhob der zweitönige Chor meiner Reisebegleiter seine Stimme und verkündete mit lautem Rufe den Namen des Ortes: Assemini. Dieser Chor sollte jedoch nunmehr zu einem Solo herabsinken, indem das alte Männchen hier aus dem Wagen und auf ein sehr störriges, wildes Pferd stieg, welches den Alten gewiß in fünf Minuten sechsmal abgeworfen haben würde, wäre er nicht ein geborner Insulaner und folglich an die vielen Launen und Untugenden dieser übrigens sehr preiswürdigen, schönen, ausdauernden und kräftigen Thiere, der sardinischen Pferde, gewohnt gewesen. Er ritt über Land und bald schien er in einer Wolke von Staub verschwunden.

Assemini bewährte sich als eine vergrößerte Auflage von el Mas. Beider Dörfer gedenkt der erst in neuester Zeit wieder aus der Vergessenheit gezogene Chronist des 8. Jahrhunderts, der schon in einem früheren Kapitel erwähnte Antonius von Tharros[1], ein Umstand, welcher also das Bestehen dieser Ortschaften schon in das früheste Mittelalter hinaufrückt. Aber der Chronist weist ihnen einen noch ungleich älteren Ursprung an, indem er dorthin zwei Lustschlösser oder Landhäuser der ersten mythischen Fürsten der Insel, der Nachkommen des Jolaus, verlegt. Interessanter dürfte jedoch für den Alterthumsfreund die Nachricht sein, welche uns Antonius bei Gelegenheit dieser fabelhaften Erwähnung giebt, die nämlich, daß der König Jaletus oder Gialetus, derselbe welcher Sardinien im J. 687 von den Byzantinern befreite, hier bereits phöniciſche Inschriften, deren reichsten Fundort diese Dörfer abgaben, zu sammeln pflegte, ein Factum, welches in jener barbarischen Zeit einzig dasteht und sehr zu Gunsten dieses „guten Königs Gialetus“ wie ihn unser Tharrenser nennt, spricht. Ja, der Gründer des sardinischen Königreichs begnügte sich nicht, die Inschriften zu sammeln, er ließ dieselben auch entziffern und zwar durch zwei Juden, Namens Kanahin und Abrahim, welche so etwas wie

Hofschacherer des Königs Gialetus gewesen zu sein scheinen und als Israeliten natürlich mit dem Phönicischen, das sich fast als reines Hebräisch erweist, vertraut sein mochten. Wie schade, daß alle die kleinen und großen Tyrannen, welche dem Gialetus folgten, nicht darauf bedacht waren, die Sammlung desselben zu bewahren. Welche Schätze mußte man nicht zu jener Zeit noch finden können und wie reich mag wohl das epigraphische Museum dieses guten Königs gewesen sein?

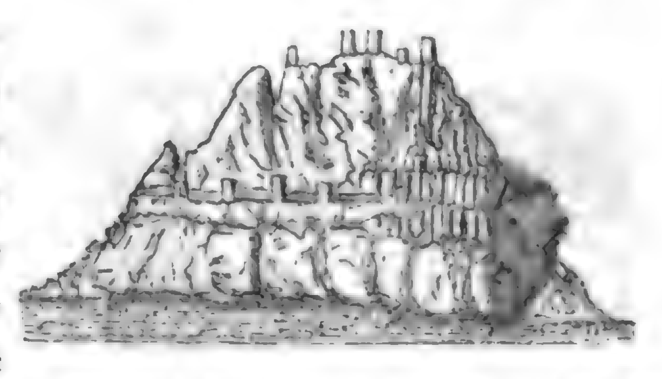
Sehr bald hinter Assemini kamen wir nach einem größeren Dorfe, Namens Decimo Mannu, dessen erstere Namenshälfte sowie der Umstand, daß die Entfernung von Cagliari grade zehn römische Milliarien beträgt, zur Genüge andeutet, daß hier der zehnte Meilenstein gestanden haben mag und daß die jetzige Benennung nur eine moderne Form der antiken bildet. In der That hat La Marmora in der Nähe Spuren einer Römerstraße entdeckt. Decimo Mannu nimmt zwar im Itinerar La Marmora's eine große enggedruckte Seite ein, ich will aber von all' seinen Merkwürdigkeiten nur die erwähnen, welche in einer seltsamen Inschrift am Glockenthurm besteht. Dieselbe lautet: „Beneficia in Commune collata omnes accipiunt et nemini gratificantur.“ (die Wohlthaten, welche man der Gesammtheit erweist, werden zwar von Allen angenommen, aber ihrem Stifter weiß man keinen Dank dafür.) Diese Inschrift hatte ein Mann setzen lassen, welcher die Baukosten des Thurmes aus eigenem Beutel bestritt, und das Ergebniß seiner Erfahrung über die Dankbarkeit seiner Mitbürger bildete die obige Sentenz. Es gab doch zu allen Zeiten Menschen, welche dem Sprichwort: „Undank ist der Welt Lohn“ nicht von vornherein Glauben schenken wollten und erst, wie der Gründer dieses Thurms, seine Wahrheit durch Erfahrung lernen mußten!

In Decimo stieg der starkleibige Dorfpfarrer aus, oder vielmehr eine Miglie weiter, mitten in freiem Feld, wo er zwischen dem Strauchwerk verschwand, um seine Schritte nach irgend einem Luftziegeldorf der Nachbarschaft zu wenden. Jetzt blieb ich mit den zwei Bergwerksarbeitern allein. Aber auch von diesen sollte ich bald den einen verlieren und zwar unter etwas verdächtigen Umständen. Dieser hatte nämlich schon öfters sich ängstlich umgeschaut, und seine Angst schien jedesmal sichtbar zu wachsen, so oft ein berittener Gens-

darm am Horizont auftauchte. Schon mehrere waren an uns vorbei geritten und einer hatte sogar auf unsern Reisegefährten einen verdächtigen Blick geworfen. Dies muß offenbar zu viel für seine furchtsame Seele gewesen sein, denn plötzlich, während das Dreigespann von Rosinanten den Omnibus mit all' seinem Kraftaufwand zog und dieser wirklich ein wenig schneller vorrückte, als vorher, sprang der von Gensdarmenfurcht bedrängte Arbeiter hinaus, fiel natürlich auf den Boden, raffte sich aber bald wieder empor und verschwand in den Gesträuchen der nahen Haiden. So war ich also ziemlich sicher, mit einem Delinquenten zusammen gereist zu sein. Mochte der noch übrige Gefährte meiner dreistündigen Fahrt sich auch als solcher entpuppen? Mit diesem war ich jetzt allein. Er sah zwar ziemlich friedlich aus, war nebenbei ein schwächlicher Jüngling, aber er besaß eine abscheuliche, in civilisirten Ländern glücklicherweise seltene Gewohnheit, die nämlich, ein großes Dolchmesser jeden Augenblick aus der Tasche zu ziehen und dessen Schärfe, sowie Spitze, an einem kleinen Stück Käse, das er an einem großen holländischen Product zuerst durchbohrte und dann abschnitt, jedoch nicht aß, sondern zum Fenster hinaus warf, zu probiren, und diese Schärfe ließ leider nicht das Geringste zu wünschen übrig. Ich hatte soeben in der Gazetta d'Iglesias über einen Raubmord, von einem dort arbeitenden Genuesen verübt, gelesen, und ich muß gestehen, daß die Ideenverbindung, welche das in meiner nächsten Nähe geschwungene Mordwerkzeug in mir wach rief, keineswegs meine Heiterkeit vermehrte, besonders wenn ich auch an jene Mordanfälle in Eisenbahncoupés dachte, welche im civilisirten Europa leider keine Seltenheit mehr sind. Ich befand mich völlig unbewaffnet, denn mein Revolver steckte oben auf der Diligence im Nachtsack. Dergleichen Lagen können einen blutigen Ernst besitzen, aber sie entbehren doch zugleich nicht einer lächerlichen Seite, welche gewiß das Publicum des Coupés und der Conducteur zu meinem Ungunsten ausgebeutet haben würde, hätte ich meinem Verdacht Worte geliehen und mich dadurch zur Zielscheibe des Spotts gemacht. Wie die Sache stand, so blieb mir nichts übrig, als mich mit Stoicismus in mein Schicksal zu ergeben. War das große Dolchmesser für mich bestimmt, so konnte ich auch gar nichts thun, um es abzuwenden, denn noch vor unsrer Ankunft sollte es dunkel werden und dann war es unmöglich, die Bewegungen,

welche mit dem Dolchmesser gemacht wurden, zu überwachen. Ich gab mir darum alle nur mögliche Mühe, an etwas Anderes zu denken, was mir nach einigen fruchtlosen Versuchen endlich auch gelang, und bald hatte ich Arbeiter und Dolchmesser, obgleich sie vor meiner Nase sich bewegten, vergessen.

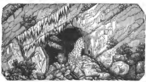
Ungefähr halbwegs zwischen Cagliari und Iglesias hielten wir gute zwanzig Minuten in einer Ortschaft Namens Siliqua, da in kürzerer Zeit in diesem Lande die Pferde nicht gewechselt werden können. Hier begann schon das eigenthümliche geologische Gebiet von Iglesias. Die große tertiär-pliocene Kalksteingruppe von Cagliari und das Alluvialterrain der Umgebungen des Sumpfes hatten wir hinter uns und befanden uns nun in dem Gebiet des Schiefers und des silurischen Gesteins, welche nebst Grauwacke und einem sehr dichten Kalkstein, theils der ältesten, theils jedoch der ersten tertiären, der sogenannten eocenen Periode angehörig, die vorherrschende Grundlage dieses Bergwerkdistrictes bilden. Aus diesen bestehen auch die Hügelketten, welche die Ebene von Siliqua parallel einfassen. Aber mitten in dieser Ebene befindet sich ein völlig einsam hervorragender Felsberg von etwa 850 Fuß Höhe, welcher eine einzige Masse von einem sonst hier heterogenen Gestein, nämlich von trachytischem Porphyr bildet.



Man erkennt aus den abrupten Formen dieses Einzelberges mitten in dem eocenen Kalksteingebiet deutlich die spätere plutonische Entstehungsart desselben. Der hiesige Trachyt zeigt sich nämlich nicht, wie der in den übrigen Theilen der Insel vorherrschende, älteren Ursprungs, als die tertiäre Periode, sondern gehört dem spätern amphibolischen an und muß erst kurz vor den basaltischen Ausbrüchen aufgetreten sein. Das diesen isolirten Felskegel beherrschende Schloß stand einst im Besitz des pisanischen Patriciers Ugolino Doneratico della Gherardesca, desselben, dessen Hungertod in Dante's Hölle und auch in einem der besten deutschen Trauerspiele des vorigen Jahrhunderts poetisch ausgebeutet erscheint. Der Sohn dieses Ugolino soll einen Helfershelfer des grausamen Erzbischofs Ruggiero Ubaldini, welcher seinen

Erzeuger zum Tode verurtheilte, Namens Banni Gubetta, von der steilen Höhe eben dieses Felsencastells haben hinabwerfen lassen. Das Festungsschloß und der Berg, auf dem es ruht, führt den Namen nach einer aus dem Trachyt hervorrieselnden frischen Quelle, Aquas freddas. Unweit vom Fuße dieses Berges der kalten Wasser befindet sich auch eine warme Quelle, in welcher die Sage den kriegerischen Ugolino seine Glieder erquicken läßt, die aber jetzt den friedlichen Bewohnern von Siliqua zur Labe dient. Den Beweis von dem friedfertigen Sinn dieser Dörfer lieferte mir der Umstand, daß sie ohne Streitigkeiten einen praktischen Communismus, wenigstens in einem Punkte, zu handhaben wissen. Ein großer Obstgarten gehört der ganzen Gemeinde und dies Eigenthum wird auf solche Weise verwaltet, daß jeder Familie bestimmte Bäume (mitunter schon seit Jahrhunderten) angewiesen sind. Jede Familie soll das Nießbrauchsrecht der anderen gewissenhaft heilig achten, ein wahrhaft paradiesischer Zustand, über den ich gleichwohl einige leise Zweifel hege.

Von Siliqua nach Domus nuovas hatten wir wenig mehr als eine Stunde zu fahren. Unweit dieses letzteren Ortes befindet sich die berühmte, von La Marmora in seiner Geologie Sardiniens (Bd. III. pag. 40 u. f.) ausführlich beschriebene Grotte von San Giovanni d'aqua rutta, von welcher er folgende Zeichnung aufnahm.



Dieselbe erstreckt sich durch den ganzen Berg Margannai, von dessen einem Ende zum andern, in einer directen Länge von etwa dreitausend Fuß. Ihr Boden besteht aus sehr schönem, feinkörnigem, dem Marmor gleichsehendem Quarz, ihre Wände aus einem sehr dichten Kalkstein; von der Decke hängen zahlreiche bald rundliche, bald längliche, bald feine, bald massenhafte Stalactiten, von jener

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit der Form, wie sie die Wirkung des tropfenden Wassers auf den Kalkstein hervorzubringen pflegt. Jene großen Schwierigkeiten, welche das Durchgehen dieser Grotte zu La Marmora's Zeit noch darbot, sind in neuester Zeit gehoben worden, indem der Eigenthümer eines großen Hüttenwerkes in Domus nuovas, Conte Beltrami, eine fahrbare Straße durch dieselbe hat anlegen lassen, so daß nun sogar Waaren von der andern Seite des Berges her durch diesen Tunnel transportirt werden können. In der Nähe der Grotte liegt die Ruine eines der größten Nurhagen der Insel, Namens Nuraghe Orcu oder Ortu, welche ganz aus demselben Quarz besteht, wie der Boden der Höhlung. Von diesem Nurhag zeigen sich zwar nur die Fundamente noch auf ihrer Stelle, aber die ungeheure Trümmermasse kann doch einen Begriff von seiner Bedeutung und die Fundamente selbst von seinem Plane geben. Wie alle größeren Nurhagen bestand er aus einem massenhaften, runden Mittelthurm mit mehreren, in diesem Falle vielleicht sechs oder acht Nebenthürmchen. Ich behalte mir jedoch vor, über diese seltsamen Denkmäler des Alterthums bei Beschreibung der besser erhaltenen Nurhagen Ausführlicheres zu sagen.

Außer dem vorhin erwähnten Hüttenwerke des Conte Beltrami befinden sich noch andere hierselbst, welche ihrer eigenthümlichen Bestimmung wegen keine geringere Curiosität von Domus nuovas bilden, als die Tropfsteingrotte und die Nurhagenruine. Diese Schmelzöfen, einem Herrn Serpieri gehörig, wurden nämlich, ebenso wie die von Villa Cidro und Flumini Maggiori (zwei Ortschaften etwa drei bis fünf Meilen nordöstlich und nordwestlich von hier entfernt) für die Gewinnung von Blei und Silber, jedoch nicht aus neuausgegrabenen Mineralien, sondern aus den Schlacken der alten römischen, theils auch der pisanischen Schmelzhütten errichtet. Die Römer und wahrscheinlich vor ihnen schon die Karthager trieben zwar in dem reichen Sardinien den Bergbau in großartigem Maßstab und besaßen an verschiedenen Punkten der Insel, namentlich aber in der Umgegend von Iglesias, in dessen Nähe sich die Insel Plumbea und die Stadt Metalla (ächte Bergbaunamen) befanden, Schmelzöfen, in welchen sie Blei und Silber, sowie in andern Theilen Sardiniens Eisen und Kupfer, gewannen, wie die massenhaften Anhäufungen von

Schlacken, welche sie zurückließen, beweisen. Aber aus diesen Schlacken hatten sie nicht alles kostbare Mineral entfernt, sondern vielmehr oft so viel darin gelassen, daß die Ausbeutung derselben in unsrer Zeit zu einer einträglichen Industrie werden konnte. Die größten Anhäufungen von solchen Schlacken, welche Blei und Silber enthalten, fanden sich in der Nähe von Domus nuovas, Villa Cidro und Flumini Maggiori und ihre Ausbeutung rief in jeder dieser drei Ortschaften Hüttenwerke in's Leben. Der Bleigehalt der Schlacken schwankt zwischen neun und vierzehn Procent, während der Silbergehalt im Blei nicht ein Zehntel vom Hundert übersteigt, indem auf tausend Pfund Blei in den besten Fällen nur ein Pfund des edleren Metalles kommt, ein Silbergehalt, welcher, so gering er auch scheinen mag, dennoch von keinem der gegenwärtigen Bleibergwerke Sardiniens übertroffen wird, so daß also, was das zur Münze brauchbare Material betrifft, diese Schlacken noch ebenso viel Werth enthalten, als das jetzt in Ausbeutung begriffene Mineral. Unter solchen Umständen lohnte es sich wohl der Mühe, aus diesen Ueberresten der römischen Hütten das kostbare Mineral auszuziehen, besonders da man das Material beinahe umsonst, d. h. ohne Bergbaukosten gewann.

Eigenthümlich, ja fast räthselhaft muß es jedenfalls erscheinen, daß die Schlacken aus der Römerzeit also einen eben so hohen Silbergehalt besitzen, wie das noch nicht geläuterte Blei der heutigen Bergwerke. Daß die Römer es nicht verstanden hätten, mehr Vortheil aus dem Mineral zu ziehen, kann man wohl schwerlich behaupten, obgleich man natürlich nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen und ihnen eine der heutigen Scheidungsmethode vergleichbare Vollkommenheit zuschreiben darf. Daß sie es jedoch verstanden, beinahe reines Blei herzustellen, beweist unter Anderm ein mit Hadrians Namen gestempelter Bleikuchen, welcher hier inmitten der silberreichsten Schlacken gefunden wurde und jetzt im Museum von Cagliari gezeigt wird, und dessen Silbergehalt nur eins vom Hunderttausend (1 Gramm auf 100 Kilogramm) beträgt, also geringer ist, als der irgend einer Bleimine Sardiniens. Wie kommt es nun, daß diese Schlacken so viel mehr enthielten? Ich bin geneigt, dieß theils der Schwierigkeit, welche die Römer darin finden mochten, sich Brennmaterial in gehöriger Menge zu verschaffen, zuzuschreiben, theils auch dem Umstand, daß

dieselben wohl nicht in allen Epochen ihres Culturlebens auf derselben Stufe der mechanischen und chemischen Vervollkommnung standen und daß die reichhaltigsten Schlacken wohl aus dem Kindheitsalter ihrer Industrie stammen dürften.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls hatten die Alten in diesen Auswürfen ihrer Hochöfen der Nachwelt eine Quelle des Reichthums aufgespart, welche übrigens ihrer Natur nach eine leicht versiegbare sein mußte. Auch befindet sich diese Industrie bereits, nachdem sie kaum zwanzig Jahre bestanden, auf dem Punkt der Erschöpfung, indem die beiden Schmelzöfen von Villa Cidro und Flumini Maggiori seit einigen Jahren schon eingingen, da die reichsten Schlacken verbraucht waren und die andern nicht die Kosten bezahlt machten. Das Hüttenwerk von Domus nuovas hält sich allein noch, jedoch hauptsächlich dadurch, daß es außer den Schlacken auch noch die geringeren Qualitäten neu ausgegrabenen Minerals umschmilzt.

Gegenwärtig ist die Schmelzhütte des Herrn Serpieri die einzige, welche sich in Domus nuovas hat halten können; die andere, die des Conte Beltrami, mußte eingehen, seit der Eigenthümer zu Anfang dieses Jahres (1868) bankrott machte, eine um so traurigere finanzielle Katastrophe, als sie einen trefflichen, uneigennützigen, auf die Hebung der nationalen Industrie bedachten Mann traf. Ihre Ursache schreibt man hauptsächlich den großen Unkosten zu, in welche ihn die Bahnung des Fahrweges durch die Grotte von San Giovanni brachte. So muß jeder Fortschritt in diesem Lande mit großen persönlichen Opfern bezahlt werden. Beltrami hatte seine Schmelzhütte im Local der ehemaligen Papierfabrik des Conte Boyl errichtet, eines seiner würdigen Vorgänger, d. h. eines der wenigen unternehmenden Sardinier, welche die Industrie ihres Vaterlandes zu heben versuchten. An Boyl war im J. 1834 von der Regierung das Monopol des Ankaufs der Lumpen in ganz Sardinien verliehen worden und dadurch, sowie in Folge des gleichzeitig erlangten Verbots der Lumpenausfuhr aus der Insel hatte sich bald diese Industrie gehoben. Allerdings war ein solches Monopol nicht dem Zeitgeist entsprechend und mußte bald vor den zur Geltung gelangenden neuen Grundsätzen fallen. Mit dem Monopol fiel auch die Papierfabrik, da dieselbe den genuesischen, welche das Brennmaterial für ihre Dampfmaschinen so viel billiger erwerben konnten, nicht Concurrenz

zu machen vermochte. Auf ähnliche Weise geht in diesem Lande fast jedes nützliche Unternehmen zu Grund, weniger aus Schuld der Regierung, als in Folge der eigenthümlichen natürlichen Mängel der Insel, unter welchen derjenige eines für Dampfmaschinen brauchbaren Brennmaterials die erste Stelle einnimmt.

Domus nuovas erfreute sich, Dank der noch immer fortblühenden Industrie des Herrn Serpieri, einer ungleich größeren Belebtheit, als die vorher durchreisten Dörfer. Ein Schauspiel, welches mich ganz an den Orient erinnerte, boten die Spiele der auf dem Kirchplatz sich tummelnden, lautschreienden Kindergruppen. Unter diesen Kindern befand sich auch nicht eines, welches ein Kleidungsstück von europäischer Form an sich trug; dazu die langen schlichten Haare, tief auf den Nacken, unter der griechischen Mütze herabfallend, man hätte sich in Albanien glauben können. Hier bekam ich endlich auch hie und da, außer den unzähligen alten, ein jüngeres Frauengesicht zu sehen und dieser Anblick allein entschädigte für die Unbequemlichkeit der Reise. Was mir besonders bei diesen Frauen auffiel, das war der weiße, reine Teint ihrer Gesichter. Nach dem sonngebräunten, oft tiefdunklen Aussehen der Männer fand man sich gar nicht darauf vorbereitet, anzunehmen, daß diese häßlichen, braunen Herren der Schöpfung solche schöne, weißhäutige Lebensgefährtinnen besitzen könnten. Aber auch in der Form der Züge erschien der Contrast auffallend und der Vergleich ebenfalls entschieden zu Gunsten des schönen Geschlechts. Bei letzterem war nichts von jener breiten Kopfform, kein großer, weiter, rachenartiger Mund zu erblicken, wie bei den Männern, auch die Nase nahm sich nicht kartoffelartig, die Augen nicht wie die der Spanferkel aus. Die jungen Frauen, welche ich hier sah, besaßen ausnahmslos so zarte, feine Züge, kleinen Mund, lebhafte aber nicht, wie manche Männer, wildfeurige Augen, ihr Kinn zeigte sich besonders fein geschnitten und schön gerundet, so daß man sie gar nicht für Schönheiten vom Lande, welchen doch meistentheils etwas Plumpes und Vierschrötiges anklebt, sondern für verfeinerte Städterinnen zu halten versucht war. Aber diese zarte Complexion ihrer Physiognomien bildete keineswegs das Resultat einer schwächlichen Gesundheit, wie derjenige, welcher das sardinische Fieberklima kennt, vielleicht voraussetzen könnte. Man sah es deutlich aus der Vollendung ihrer Körperformen und deren harmonischer Rundung, von Mager-

keit wie Feistigkeit gleichweit entfernt, daß man es hier nicht mit Opfern der Malaria zu thun hatte. Besonders erregte mein Staunen die wahrhaft beispiellose Fülle des Busens, wie ich dergleichen noch nie bei Südländerinnen gesehen hatte. Selbst ganz junge, noch schmächtige Frauchen, deren Taille so wenig Umfang darbot, daß sie den Neid mancher Modedame erregen konnte, zeichneten sich in dieser Beziehung durch einen Reichthum der Formen aus, daß er fast eine Curiosität genannt zu werden verdiente. Uebrigens nicht nur bei einzelnen, sondern durchweg bei allen jungen Frauen, deren Anblick mir vergönnt wurde, nicht nur von diesem einen Dorf, sondern von der ganzen Provinz Iglesias, bemerkte ich diesen Vorzug und alle Reisende, mit welchen ich über jene Gegend sprach, machten dieselbe Bemerkung. Seltsamerweise zeigten sich die jungen Schönen unsern Blicken lange nicht so kühn decolletirt, wie ihre älteren, megärenhaften Geschlechtsgenossinnen. Warum gerade die Alten sich eines solchen Cynismus befleißigen, weiß ich nur dadurch zu erklären, daß dieselben noch meistentheils dem etwas allzu luftigen weiblichen Nationalcostüm treu geblieben sind, während die jüngeren zum großen Theil schon die modernen, hoch hinaufreichenden Kleider angenommen haben. Uebrigens erblickte ich gleichfalls hier mehr von den das halbe Jahrhundert hinter sich habenden einstigen Schönen, als von Jüngeren, denn auch in Domus nuovas wurde der Omnibus von ganzen Schaaren hexenartiger Gestalten umringt, welche alle nach Soldi schrieen und wirklich mitunter so jämmerlich aussahen, daß sie selbst ein viel steinernes Herz, als das meinige, zum Oeffnen des Geldbeutels bewegen mußten.

Es war bereits stockfinstre Nacht, als der schwerfällige Omnibus, welcher bisher, auf der leidlich guten Landstraße, nicht übertrieben gewackelt hatte, plötzlich in ein so kühnes Schwanken und Schaukeln gerieth, daß wir daraus schließen konnten, das Fuhrwerk müsse den Boden der Chaussee mit dem an Abgründen und Klippen überreichen Pflaster eines sardinischen Städtchens vertauscht haben. So verhielt es sich auch, wir befanden uns auf dem Pflaster von Iglesias. Ich habe schon viel schlechtes Pflaster, schon viel schmutzige Straßen, von offenen Cloaken durchzogen, schon viel elende Landstädtchen gesehen, aber ich muß gestehen, daß nur wenige in abschreckenden Eigenschaften

mit dem heutigen Iglesias wetteifern können, und daß diesem unstreitig der Preis der Unbewohnbarkeit, Schmutzigkeit und Unbequemlichkeit zukommt. Man denke sich einige fünf oder sechs theils ruinenartige, theils im Umbau begriffene und folglich nur mit großer Vorsicht zu betretende Straßen, durch welche in der Mitte der schwarze Bach einer unverdeckten Cloake seinen verpestenden Lauf beschreibt. Das trümmerartige Aussehen dieses Landstädtchens wird nicht wenig durch den Umstand erhöht, daß auf den es umschließenden Hügeln eine massenhafte, zerstörte Festungsmauer aus dem Mittelalter, mit zinnengekrönten Thürmen, Castellen und einer Citadelle, welche in ihrer Ruinenhaftigkeit die Stadt zu bedrohen scheinen, eine schwarze, schwermüthige Umkreislinie bildet. Dabei erscheint der Ort schon von Anfang an höchst unpraktisch und unhygienisch angelegt. Statt ihn in das offene Thal oder die Ebene zu verlegen, welche gleich vor seinem Thor beginnt, hat man ihn ängstlich in zwei oder drei enge Thalschluchten, welche hier aneinander stoßen, hineingepferckt, so daß fast mit jeder Straße ein sie dominirender Hügel parallel läuft und zwar nicht nur mit denjenigen Gassen, welche die Stadt der Länge nach durchziehen, sondern eigenthümlicher Weise auch mit denen, welche ihren Breitenseiten entsprechen. Auf diese Weise von Licht und Luft ausgeschlossen und nur dem Schmutz und der Malaria preis gegeben, entspricht Iglesias vollkommen seinem ungastlichen Aussehen, und genießt nicht ohne triftigen Grund den Ruf eines der ungesundesten Städtchen in dem ohnehin schon so ungesunden Sardinien.

In einem so wenig einladenden Orte wäre es gewiß keinem civilisirten Menschen eingefallen, sich niederzulassen, ohne jenes stärkste aller Motive, den Erwerbstrieb, dessen Befriedigung allein die meisten Sterblichen Mühe und Qualen, ja die fast gewisse Todesgefahr vergessen zu machen pflegt. Iglesias bildet vielleicht den am Wenigsten wünschenswerthen Aufenthalt von ganz Sardinien, und doch ist es gegenwärtig die einzige Stadt dieser Insel, welche von Fremden und zwar von Schaaren von Fremden bewohnt wird. Die Bergwerke sind es, welche eine kosmopolitische Bevölkerung aus allen Theilen Europa's hiehergelockt haben. Unter dieser nehmen vielleicht die Engländer, was ihre Anzahl und ihre Geldmittel betrifft, die hervorragendste Stellung ein, so daß man schon scherzweise vorschlug, den Ort durch Einschiebung eines Buchstaben in

Inglesias umzutaufen; aber auch von allen andern Nationen findet man hier zahlreiche Vertreter: Deutsche, Franzosen, Holländer, Spanier und natürlich auch viele festländische Italiener. Diese buntscheckige Bevölkerung ist nicht etwa nur augenblicklich und für kurze Zeit hergekommen, nein, sie sitzt hier fest, das heißt sie wohnt acht Monate im Jahr regelmäßig in Iglesias und würde auch in der heißen Jahreszeit ohne Zweifel hier bleiben, wäre sie nicht gewiß, im Laufe der vier Sommermonate in Folge der ganz beispiellos energischen Fieber, welche den Ort charakterisiren, aus einem zahlreichen zu einem verschwindend kleinen Häuflein zusammenzuschmelzen. Alle hier Ansässigen stehen als Ingenieure, Chemiker, Geschäftsmänner und so weiter im Dienst der verschiedenen Bergwerksgesellschaften und da sie meist höchst anständige Gehalte genießen, so muß man sich wirklich wundern, daß sie es bis jetzt noch nicht vermochten, mehr Cultur, Reinlichkeit und Comfort in das hiesige Leben zu bringen.

Uebrigens ist der außerordentliche Aufschwung, welchen das industrielle Leben in Iglesias genommen, verhältnißmäßig noch neu, ja zum großen Theil datirt die Haupteinströmung fremder Nationalitäten erst vom vorigen Jahre (1867), das heißt von der Entdeckung der großen Zinkgruben her. Iglesias ging es wie einem Bettler, der im Schlaf eine Million erbte. Gestern noch ein unbedeutendes Landstädtchen, erscheint es heute als ein in allen industriellen Kreisen Europa's vielgenannter Ort. An diese seine neue Glorie hat es sich noch nicht gewöhnt, sie steht ihm einstweilen noch sehr schlecht, etwa wie einem kothigen Ferkel ein diamantnes Halsband. Aber mit der Zeit wird es sich wohl seiner neuen glänzenden Stellung anzupassen wissen. Schon jetzt sind deutliche Anzeichen vorhanden, daß etwas Besseres im Werke ist. Einzelne Straßen erscheinen gänzlich im Umbau begriffen und wenn sie vollendet sein werden, dann dürfte man wohl auch daran denken, die übrige Stadt bewohnbar zu machen. Eine, freilich noch sehr schwache Straßenbeleuchtung ist schon eingeführt, und eine Gasbeleuchtungsgesellschaft hat sich gebildet; auch spricht man von einer Wasserleitung und von einer Regulirung und Bedeckung der entsetzlichen Cloaken. Das zahlreiche Personal, welches der Ausbeutung der Bergwerke obliegt, hat auch eine Anzahl kleinerer Speculanten hierher verlockt, welche ihrerseits jenes Personal auszubeuten trachten. So entstanden bereits eine

Menge Kaufläden von jenem kühngemischten Charakter und jener Waarenbuntheit, wie man dergleichen in den Seehäfen des Orients oder in Colonialstädten so oft sieht. In diesen Läden kann man von einer Stiefelbürste bis zu einem Bogen Postpapier alles nur Wünschenswerthe bekommen, selbst Zeitungen werden neben dem Käse, welchen man nach der Lectüre in sie wickelt, hier verkauft; ja ich entdeckte sogar in einem Waarengewölbe unter andern Dingen eine eigne, neue Sonntagszeitung von Iglesias, ein fabelhaftes, literarisches Phänomen von erst dreiwöchentlicher Dauer, von einem Fieberdoctor in Mußestunden redigirt und bei einem so viel beschäftigten Verfasser begreiflicherweise nicht sehr oft erscheinend.

Der fühlbarste Mangel für den Ankömmling, den, welchen er zu Allererst empfindet, bildet derjenige eines guten Gasthofes. Im vorigen Jahre waren die hiesigen Wirthshäuser noch das, was sie in allen sardinischen Landstädtchen sind, d. h. ein kellerartiges Gewölbe im Erdgeschoß, nach der Straßenseite zu stets sperrweit offen, in welchem man speist und wo sich an Sonntagen und Jahrmärkten betrunkne Bauern Rendezvous geben, darüber im ersten Stockwerk ein großer Saal, in welchem eine Menge Matratzen auf dem Fußboden liegen, auf denen die sämmtliche Fremdenwelt in brüderlicher Eintracht und brüderlichem Schmutz bei verpesteter Atmosphäre die Nacht zubringt. Eine solche Anstalt heißt Osteria con Alloggio und entspricht ungefähr dem französischen „On loge à pied“ oder dem elsässischen „Man logirt zu Fuße“. Diese nationalen Gasthäuser bestehen natürlich auch in Iglesias nach wie vor fort. Aber neben ihnen sind denn doch noch ein Paar andere mehr auf den modernen Culturmenschen berechnete entstanden. Als ich um sieben Uhr Abends von dem Omnibus auf das Pflaster von Iglesias trat, wußte ich nur von der Existenz eines einzigen Gasthofes, und sagte dem Jüngling, welcher mein Gepäck schleppte, er solle mich nach diesem führen. Dieser Gasthof hieß Durando und ich wiederholte das Wort oft genug, um es meinem Führer einzuprägen. Dennoch wurde ich nach einem ganz andern Hôtel gebracht, von dessen Existenz ich keine Ahnung gehabt hatte und welches die Aufschrift Victoria führte. Da es sich aber herausstellte, daß dieses besser sei, als das mir ursprünglich empfohlene Gasthaus, so dankte ich meinem Schöpfer, dem Führer nicht etwa Victoria ge-

nannt zu haben, sonst wäre ich unfehlbar zu Durando gebracht worden. Die Frage war nur, ob hier ein Unterkommen zu finden sei? Der Zimmer schienen sehr wenige und von diesen wenigen nur eines mit zwei Betten frei. Natürlich zeigte ich mich gern bereit, auch für das zweite Bett zu zahlen, aber damit schien dem Wirth keineswegs gedient, ich hätte eben auch für zwei essen müssen. So wartete er denn eine Zeit lang, ob sich nicht irgend ein Zwiegespann von Engländern einfinden möchte, welches obendrein auch noch für zwei, ja vielleicht für vier trinken würde. Hier hätte die gewöhnliche Drohung, nach einem andern Gasthof zu gehen, gar nichts geholfen, denn außer Victoria gab es nur Durando und der Wirth des letzteren besaß die liebenswürdige Gewohnheit, Jedermann abzuweisen, welcher sein Glück zuerst im andern Hôtel versucht hatte. Zum Glück erfuhr ich diesen Zug handwerksmäßiger Eifersucht zur rechten Zeit von einem Bekannten, welchen ich zufällig im Speisesaal der Victoria traf. Dem Zureden dieses Bekannten gelang es denn auch, endlich den Wirth zu bestimmen, mich aufzunehmen. Letzterer machte zwar ein sehr saures Gesicht, als ich ihm sagte, er dürfe mir nicht etwa mitten in der Nacht irgend einen wildfremden neuangekommnen Passagier zum Stubengenossen octroyiren, wie das in sardinischen Gasthöfen sonst überall üblich ist; aber er war doch vernünftig genug, einzusehen, daß ich keine solche Mitternachtsüberraschungen liebe, und ich muß ihm das Lob ertheilen, daß er meinen Wunsch respectirte, und wenn er auch an den folgenden Tagen mich oft flehentlich bat, irgend einen Weinreisenden, Käsehändler oder Bergmann in mein Schlafgemach aufzunehmen, so trieb er es doch nie so weit, mir die Leute mit Gewalt aufzudrängen, was er wohl bei dem gänzlichen Concurrenzmangel, dessen er sich erfreute, hätte wagen können.

Beim Abendessen fand ich ein wahres kleines Babel versammelt, nämlich, außer den unvermeidlichen Engländern, noch Franzosen, Deutsche, Italiener, ja selbst Russen, Spanier, Belgier und andere verhältnißmäßige Raritäten. In Rom oder Neapel würde natürlich eine solche buntscheckige Gesellschaft mir nicht im Geringsten aufgefallen sein, aber hier, in dem fast gar nicht bereisten Sardinien, in welchem sogar die Hauptstadtbewohner jeden Ausländer als ein blaues Wunder anzustarren pflegen, hier mußte ich in einem elenden Landstädtchen mehr Fremde versammelt finden, als vielleicht diese Insel seit der Zeit der Phönicier

gesehen hatte, und diese Fremden waren keine blasirten Touristen oder faden Stutzer, wie die in Rom und Neapel, welche nur aus Mode reisen, sondern vielbeschäftigte, thätige Männer, die ihr Vaterland verlassen hatten, um den Schauplatz ihrer Thätigkeit hierher zu verlegen. Man hörte es auch beim ersten Worte ihrem Tischgespräch an, daß dieß nicht aus dem gewöhnlichen Touristengeschwätz bestand. Da war nicht die Rede davon, wie viel Kirchen, wie viel Museen, wie viel Denkmäler man mit dem rothen Buch in der Hand pflichtschuldigst im Sturmschrittt absolvirt, ob man den Papst gesehen, ob man die erste Sängerin oder den Castraten Mustapha gehört habe. Hier besaß jedes Gespräch eine praktische und doch zugleich eine wissenschaftliche Seite. Man erfuhr da in einer Viertelstunde mehr von der Geologie der Insel, als man aus La Marmora's bänderreichem Werk herauslesen konnte, ja man erfuhr Dinge, wovon jener vierzigjährige Erforscher dieser Gebirge nichts gewußt hatte. Ich führe nur ein, aber ein recht auffallendes Beispiel an. So ist Sardinien überreich an Zinkminen und diese liegen in den meisten Fällen beinahe offen zu Tage, ja an einzelnen Stellen stoßen sie so nahe an die schon längst in Ausbeutung begriffenen Bleigruben, daß die Bergleute täglich an ihnen vorbeigehen mußten und sie doch nicht sahen. Ebenso entgingen dieselben dem Forschungseifer La Marmora's und so vieler Geologen, welche dieses Land mit dem Hammer in der Hand durchreisten und selbst heut' zu Tage findet man sie noch in keinem die Insel beschreibenden geologischen Werk erwähnt, sogar in dem im J. 1867 erschienenen verdienstvollen Buch des Ingenieurs Gouin, des Directors der Eisenbergwerke von San Leone, liest man zwar über alle Mineralien Sardiniens, aber den Zink sucht man umsonst. In dem nahen Cagliari gelten diese Zinkgruben noch für eine Art von Mythus, von dem man wohl hört, woran man aber kaum glaubt. Hier aber war dieser Mythus Wahrheit geworden, und diese Wahrheit bezeugten mir eine Menge Fachmänner, welche die Ausbeutung dieses Metalls aus ihrer gesunden und bequemen Heimath, in das beinahe unbewohnbare Fieberklima von Iglesias geführt hatte. Diese Männer zeigten sich auch ungleich mittheilsamer, als derjenige Schlag von Reisenden, an welchen ich mehr gewöhnt war, und aus ihrem Gespräch habe ich über die Bergwerke von Iglesias mehr interessante Notizen gesammelt, als aus

irgend einem Werk, ja selbst mehr, als ich durch meinen eignen Besuch dieser Bergwerke zusammentragen konnte, denn natürlich ist es etwas Andres, ein Bergwerk täglich sehen und erforschen zu können, als durch dasselbe eine Stunde lang von eiligen Beamten geführt zu werden. So verdanke ich denn den Mittheilungen dieser competenten Fachmänner die meisten jener Notizen, welche ich im nächsten Abschnitt zu einem Kapitel über die Bergwerke von Iglesias zusammengestellt habe. In diesem Kapitel aber bleibt mir nur noch übrig, von dem Städtchen und seinen Bewohnern im Allgemeinen zu reden.

Von der Stadt läßt sich nur sagen, daß sie einstweilen noch nicht diesen Namen verdient, aus häßlichen Häusern, schmutzigen Straßen, und keineswegs sehenswerthen Gotteshäusern besteht. Eine einzige Kirche, die bischöfliche, scheint mir erwähnenswerth und zwar nur wegen einer merkwürdigen, in ihrem Innern befindlichen Inschrift, welche sich auf den bekannten Ugolino de Donaratico, Conte della Gherardesca, bezieht. Auf derselben wird diesem kleinen Tyrannen in mittelalterlichem Italienisch der hyperbolische Titel: „Re et Domino de la sexta parte del Regno di Cagliari“ (König und Herr des sechsten Theils des Reiches von Cagliari) beigelegt. Die alten Judices von Cagliari, welche dieses ganze sogenannte Königreich besessen hatten, führten niemals einen so lächerlichen Titel. Einige von ihnen hatten freilich die Herrschaft über die ganze Insel erlangt und diese allein erscheinen in der Geschichte als Könige, weil sie es wirklich waren, aber alle andern begnügten sich mit dem Richtertitel und wurden, wie mir scheinen will, fast zum Spott, zuweilen auch mit der Diminutivform des königlichen Namens, als Reguli, bezeichnet. Nach ihrem Fall wurde die Provinz in drei Theile getheilt, einen erhielt Arborea, den andern Gallura und von dem dritten bekam die eine größere und wichtigere Hälfte die Stadt Pisa, und die andre die Grafen della Gherardesca. Letztere erscheinen somit als Hexarchen der Provinz Cagliari, sie besaßen also den vierundzwanzigsten Theil des Königreichs Sardinien und trotz der Kleinheit ihres diminutiven Staates nannten sie sich Könige und Herren! Diese italienische Inschrift muß ich freilich auf Treu und Glauben nach Spano's Aufzeichnung mittheilen, da es in neuester Zeit dem Domkapitel gefiel, sie bei einem frischen Anstrich der Kirche mitübertünchen zu lassen, und sie einstweilen

11

nicht lesbar ist. Jedoch hat sich eine lateinische unvertüncht erhalten, welche etwa dasselbe aussagt, nur den lächerlichen Titel Rex wegläßt und sich mit Dominus begnügt.

Das Klima von Iglesias gilt mit Recht als im höchsten Grade ungesund, obgleich die Eingeborenen dieses natürlich ebensowenig zugestehen wollen, wie die Bewohner andrer Fiebergegenden Sardiniens die Malaria ihres Heimathsorts. Aber unter allen hier lebenden Fremden herrscht nur eine Meinung über diesen Punkt, alle sehen ihren hiesigen Aufenthalt als eine Verbannung an und nennen die sieben oder acht Monate, welche sie jährlich hier zubringen müssen, höchst bezeichnend die Campagne von Iglesias. Es ist in der That ein Feldzug, zu welchem mehr als blos militärischer, sondern moralischer Muth gehört; denn der Mensch steht da einem Feinde gegenüber, gegen den er gar keine, welcher aber gegen ihn alle Waffen besitzt, einem unsichtbaren Feind, der ihn überfällt im Augenblick, wo er's am Wenigsten erwartet. Im Sommer weilt natürlich kein Nichtsardinier hier; Hierbleiben wäre fast sicherer Tod, selbst die festländischen Arbeiter gehen fort und die Bergwerksgesellschaften sind so human, in dieser gefährlichsten Jahreszeit Niemanden zum Bleiben zu bewegen. Uebrigens selbst im Winter fehlen die Fieber keineswegs gänzlich und die Beamten der verschiedenen Minengesellschaften können überhaupt nur durch hohen Gehalt bewogen werden, die Gefahren und Strapazen der Campagne von Iglesias mitzumachen.

Wenn man die braunen, sonnverbrannten Gesichter der Eingebornen, ihre eingefallenen, aber kräftigen Züge, ihre mageren, sehnigen Gestalten, ihre unverweichlichten, muskelstarken Körper betrachtet, welche aussehen, als seien sie von der Gluthsonne dieses Klima's gebacken und wiedergebacken worden, so sollte man meinen, daß das Fieber solche akklimatisirt erscheinende Naturen kaum befallen könne. Trotzdem werden auch sie von Zeit zu Zeit von dem Dämon heimgesucht, aber sie unterliegen ihm selten, und haben nur die Annehmlichkeit, sich alljährlich einige Monate lang bald vor Frost zu schütteln, bald vor Gluth zu vergehen. Die Fieberluft bildet auch wahrscheinlich die Ursache, warum die Leute stets so warm als möglich gekleidet gehen und auch im Sommer den zottigen Schafpelz, die Mastruca, nicht ablegen; denn hier gilt fast der umgekehrte Grund-

satz, wie in gemäßigten Klimaten. „Kleide dich warm im Sommer und, wie du willst, im Winter“, das ist die Kleidungsregel in Fieberländern. Man versicherte mir, daß viele der hiesigen Bauern im Winter nicht der Mastruca treu blieben, aber im Sommer unfehlbar dieselbe anlegten, selbst um bei dreißig Grad Hitze im glühenden Sonnenschein auf dem Felde zu arbeiten, während im Norden der Insel, wo die Hitze mäßiger auftritt, fast durchweg die Ackerbauer viel leichter gekleidet erscheinen. In Iglesias wählen die Landleute auch nicht, wie ihre Nachbarn, die weiße Farbe für ihren Anzug, sondern die schwarze, vielleicht aus dem Grunde, weil sich letztere der Wärmeeinströmung günstiger zeigt. Hierin unterscheiden sie sich auffallend von der übrigen Bevölkerung der Insel, und auch sonst bietet ihr Costüm mancherlei Abweichungen von der allgemeineren, sardinischen Männertracht dar. Die Fustanella erscheint hier durch ein Paar kurze, schwarze Beinkleider ersetzt, welche frei herabhängen, wie dieß gleichfalls bei den weißen Carzones, die darunter sichtbar werden, der Fall ist. In diesem Costüm sehen wir alles Orientalische verschwunden und scheint es sich mehr dem spanischen, aus der Gegend von Valenzia, zu nähern. Dieß muß uns um so mehr auffallen, als grade die Bewohner dieser Gegend im Rufe stehen, von den Arabern oder den Mauren der nordafrikanischen Küste abzustammen, wie auch der eigenthümliche Name Maureddos, welchen die Bevölkerung von Iglesias und des daran stoßenden Küstenlandes von Sulcis führt, anzudeuten scheint. In der That hatte in keinem Theile der Insel die saracenische Herrschaft so festen Fuß gefaßt und so lange gedauert, wie in diesem Küstenstrich.

Freilich besitzen wir keine historischen Beweise einer solchen Abstammung, selbst die Traditionen im Volksmunde fehlen, aber ein solcher Mangel darf uns nicht in Erstaunen setzen, ja muß uns fast natürlich scheinen, da die christlichen heutigen Maureddos es für die größte Beleidigung ansehen, wenn man ihnen einen arabischen Ursprung zumuthet, und bei solcher Gesinnung jede Sage über eine ungläubige Abstammung längst unterdrückt worden sein muß. Aehnliches finden wir auch in andern, einst moslimischen Ländern, wie im Süden von Spanien, wo gewiß ein großer Theil der Bevölkerung von Arabern und Mauren abstammt, aber jede Erwähnung eines solchen Ursprungs

für eine Beleidigung gilt. Auch das Wort Maureddos sieht man in der Stadt Iglesias als einen Schimpfnamen an, als gleichbedeutend mit Ungläubiger oder Barbar. Dennoch bildet es die einzige Bezeichnung, welche alle Sardinier dieser Bevölkerung beilegen. Ich habe übrigens nur sehr schwache Spuren vom Araberthum in ihr entdecken können. Eine gewisse Aehnlichkeit in den Gesichtszügen, die dicken Lippen, die kurze Stirn bildeten fast die einzigen Indicien, welche mir auffielen. La Marmora behauptet und Spano leugnet, daß in der Sprache Aehnlichkeit bestehe; letzteren müssen wir jedoch in dieser Frage für ungleich competenter ansehen, als den verstorbenen General, welcher nicht ein Wort Arabisch kannte und dessen Muttersprache auch nicht das Sardinische bildete. Trotzdem glaube ich doch einzelne Worte vernommen zu haben, welche aus arabischen Wurzeln abgeleitet schienen. So nennen die Maureddos die kleinen Weiler ihres Districts, in welchem außer Iglesias und Sant' Antioco weder Stadt noch Dorf, sondern nur sehr schwache Häusergruppen liegen, Boddeus, ein Wort, welches an das arabische Bit d. h. Zelt, Haus, Wohnung, erinnert. Die Landhäuser der Städtebewohner heißen Furriadroxus, vielleicht eine Zusammensetzung vom sardinischen Fura (heraus) und dem arabischen Charadscha (hinausgehen). In der Stadt Iglesias selbst befindet sich ein seltsam verzierter, maurisch aussehender, uralter Brunnen, Corradino genannt, dessen Benennung Einige vom arabischen Eigennamen Cheir-ed-Din abzuleiten versuchten. Doch solche Worte bilden nur sehr unbestimmte Indicien und, ob die Maureddos ihren Namen verdienen oder nicht verdienen, kann dadurch keineswegs, und dürfte überhaupt auch wohl schwerlich jemals entschieden werden.

Siebentes Kapitel.

Bergwerke.

Der Bergbau in Sardinien erinnert an das Märchen vom Dornröschen, welches nach einem hundertjährigen Schlafe in derselben Jugend und Schönheit wiedererwachte, deren es sich ehedem erfreut hatte. Fast das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in die neueste Zeit lagen die natürlichen Schätze im sardinischen Boden vergessen da, die Werke ruhten, welche einst Tausende beschäftigt hatten, und es schien, als besäße Sardinien nichts von alle dem, was einst seinen Reichthum ausmachte, und was es jetzt wieder den staunenden Blicken zu enthüllen beginnt. Aber vor jener Periode der allgemeinen Erstarrung des Culturlebens, zur Zeit der Römer und wahrscheinlich auch schon zu derjenigen der Karthager, bildete dieser ganze Bergwerkdistrict den Schauplatz einer energischen Thätigkeit und einer ergiebigen Speculation, wie es uns, in Ermangelung geschriebener Documente, die Berge selbst bezeugen können. Steigen wir auf deren Abhänge, klimmen wir auf ihre Rücken oder versenken wir uns in ihr tiefes Innere, so treffen wir überall die Spuren des weltbeherrschenden Volkes. Namentlich finden wir in der Umgegend von Iglesias vielfach den Boden der Berge nicht nur tiefdurchwühlt, sondern an sehr vielen Stellen senkrechte Schachte angelegt, welche in einer Tiefe von 300—500 Fuß in das Innere des Gebirges dringen. Ja auf einigen Bergrücken entdecken wir ganze Reihen solcher Schachte parallel gegraben, welche oft zu einer und derselben künstlichen Höhlung führten, aus der die Alten das kostbare Mineral gewannen. Daß diese Arbeiten von den Römern und nicht etwa von Späteren herrühren, darüber lassen die hier gefundenen antiken Gegenstände, namentlich die Werkzeuge des Bergbaues und die zahlreichen Lampen, bald von der allereinfachsten, alterthümlichsten, bald von der auf eine vorgeschrittenere Kunstperiode deutenden Form keinen Zweifel. Unter letzteren befinden sich sogar solche, welche mit Figuren im alleredelsten Kunstgeschmacke der Römerzeit ge-

schmückt erscheinen. Auch einige Münzen findet man, jedoch keine aus späterer Zeit, als den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs.

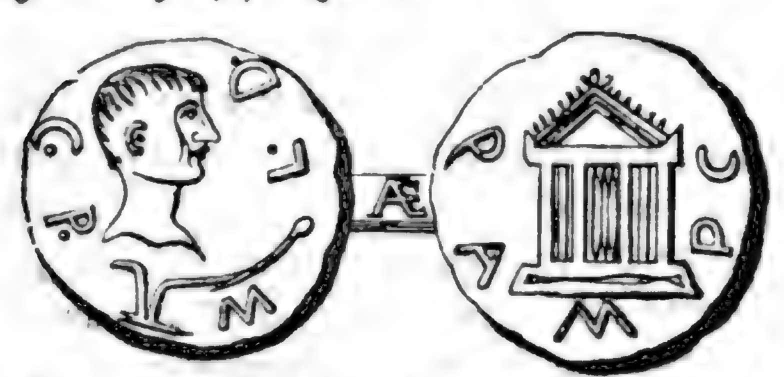
Fast alle diese Schachte und die Höhlungen, zu welchen sie führen, bewähren sich noch jetzt als zugänglich für einen an das Besuchen von Bergwerken Gewohnten, welcher weder Klettern, noch gelegentliches Kriechen scheut. Dieselben zeigen sich, dem Urtheil aller competenten Bergmänner zu Folge, nach einer durchaus richtigen mineralogischen Methode und mit einer für jenes Zeitalter so erstaunlichen Kenntniß des Bergbaues angelegt, daß sie mit Recht die Bewunderung aller modernen Ingenieure hervorruft. Einer der ausgezeichnetesten der zuletzt genannten, der Director des Eisenbergwerks von San Leone, Herr Léon Gouin, welcher diese antiken Werke besonders studiert hat, sagt über dieselben in seiner den Minen Sardiniens gewidmeten Schrift: „Man kann nicht umhin, sowohl in allen einfachen Nachgrabungen, wie in den complicirteren bergmännischen Werken der Römer einen außerordentlichen Bergmannsinstinkt (instinct de mineur) zu erkennen, und es wäre wünschenswerth, wenn wir in dieser Beziehung in unsrer Zeit auf derselben Stufe ständen." Letzterer Ausspruch bezieht sich natürlich nicht auf den mechanischen Theil der Minenarbeit, welcher freilich in neuester Zeit ungleich vollkommner dasteht, sondern darauf, daß der Verfasser bemerkt zu haben glaubt, wie die Römer eine sehr richtige Erkenntniß der mineralogischen Bedingungen des Bergbaues und gewissermaßen einen Instinkt besaßen, welcher sie ahnen ließ, wo die Nachgrabung zu dem gewünschten Resultate führen würde und wo nicht.

Die Unvollkommenheit ihrer mechanischen Mittel verhinderte die Römer, das festere Gestein des Uebergangsgebirges, den Thonschiefer, Kieselschiefer, Quarzfels und die Grauwacke anzugreifen, welches nebst dem Uebergangs- und Grauwackenkalkstein des sogenannten Silurischen Systems die Hauptmasse dieser Gebirge bildet. In letzterem allein finden wir die Spuren ihrer Bergmannsthätigkeit, aber in diesem beschränkten Gebiet scheint ihre Ausbeutung so energisch gewesen zu sein, daß sie den Bergen ihr sämmtliches, kostbarstes Metall entnahm und den Späteren nur das verhältnißmäßig geringer geschätzte Blei übrig ließ. Jenes Metall war ohne Zweifel das Silber. Jetzt giebt es freilich im ganzen District keine reinen Silberminen mehr und nicht einmal

solche silberhaltige Bleiminen, welche einen namhafteren Betrag des edleren Metalles enthalten. Der Verfasser der genannten Schrift will jedoch in den antiken Werken deutliche Anzeichen davon entdeckt haben, daß hier einst entweder Silberadern oder doch Bleiminen mit sehr reichem Silbergehalt vorhanden gewesen seien, und diese Ansicht gewinnt einerseits durch den reichen Silbergehalt der römischen Schlacken an Wahrscheinlichkeit, anderntheils durch die offenbare Geringschätzung, in welcher die Alten das einzige, jetzt hier vorkommende Metall, das Blei, gehalten haben müssen. Diese Geringschätzung finden wir an vielen Stellen der römischen Ausgrabungen recht handgreiflich bewiesen, denn dort entdeckte man an zahlreichen inneren Wänden der schwierigsten Aushöhlungen Spuren energischer Arbeit, nur das Blei, welches diese Arbeit offen zu Tage gelegt hatte, war unberührt geblieben, ja in einzelnen Fällen hatte man halbsäulenartig vereinzelte Bleipfeiler geschaffen, welche man unbeachtet stehen ließ und um sie herum allem Anschein zu Folge, nach anderm Metall suchte. Zuweilen hatten die Alten auch große Bleimassen, die ihnen im Wege standen, abgetrennt und unbenutzt liegen lassen, so daß in einigen Bergwerken die modernen Ausbeuter damit beginnen konnten, sich das von den Römern zurück gelassene Metall mühelos anzueignen. Wozu hätten die Alten aber jene für ihre Zeit außerordentlich schwierigen Werke ausgeführt, wenn nicht um ein kostbareres Metall, als das verschmähte Blei, zu gewinnen? Nach dem großen Silbergehalt der von ihnen hinterlassenen Schlacken zu schließen, scheint ihnen ein solcher, wie ihn die heutigen silberhaltigen Bleiminen Sardiniens aufweisen, fast verächtlich gewesen zu sein, da sie es verschmähten, ihn auszuziehen, obgleich ihnen zu solchem Verfahren nicht die Mittel fehlten, wie der im früheren Abschnitt besprochene römische Bleikuchen aus Hadrians Zeit beweist.

Nichts ist also wahrscheinlicher, als daß die Römer jenes kostbare Metall in beträchtlicher Menge aus Sardinien gewannen, welches zu ihrer Zeit einen noch viel höheren Werth besaß, als in unsrer. Sie scheinen eine ausgedehnte Bergmannscolonie in dieser Gegend besessen zu haben, deren Hauptstadt das ächt bergmännisch benannte, Metalla bildete, welches vom Itinerarium Antonini Augusti als zwischen Neapolis und Sulcis gelegen angegeben wird, und dessen Ruinen man in dem nördlich von Iglesias bei Flumini Maggiori gelegenen

Walde von Antas entdeckt haben will. Diese Identificirung scheint so ziemlich über jeden Zweifel erhaben, indem nämlich die Entfernungsangaben des Itinerars mit der wirklichen Entfernung dieses Punktes von Sant' Antioco (Sulcis) und den wohlbekannten Ruinen von Neapolis übereinstimmen, und man außerdem auch noch Spuren einer Römerstraße in dieser Nähe entdeckt hat. Wirklich befinden sich auch in dem Walde von Antas die deutlichen Reste eines Römerstädtchens und die noch ganz leidlich erhaltene Ruine eines antiken Tempels, welchen man auf folgender, in der Umgegend gefundenen, römischen Münze abgebildet zu sehen glaubt.



Der auf jeder Seite dieser Münze wiederholte Anfangsbuchstabe M scheint derjenige der Stadt, wo sie geprägt wurde, zu sein, und auf Metalla zu deuten, eine Conjectur, welche durch die Aehnlichkeit des Tempels mit der noch vorhandenen Ruine Bestärkung gewinnt. Der Umstand, daß die Münze aus Silber besteht, verdient gleichfalls Berücksichtigung, da wir dieses Metall nach dem Obengesagten für den Hauptgegenstand des sardinischen Bergbaus im Alterthum halten dürften.

Nach dem Fall des römischen Reiches scheinen die Bergwerke Sardiniens in Vergessenheit gerathen zu sein, bis sie im zwölften Jahrhundert von den Pisanern, und zwar auch wieder hauptsächlich des Silbers wegen, theilweise von Neuem bearbeitet erscheinen. Zur Zeit der Entdeckung von Amerika aber, als die reichen Schätze der neuen Welt dem Bergmann unendlich größeren Vortheil darzubieten begannen, gerieth der hiesige Bergbau in einen vollkommnen Verfall, aus welchem er sich erst in neuester Zeit zu erheben anfängt. Man kann sagen, daß erst seit dem Jahre 1840 der Bergbau um Iglesias seinen neuen Aufschwung genommen habe, und zwar war es Anfangs fast ausschließlich das Blei, dessen Ausbeutung die Speculation hierher lockte, bis in den letzten Jahren (1867 und 1868) auch noch das bisher unbeachtete Zink hinzukam, um jetzt einen fast noch reicheren Ertrag, als das bisher für den einzigen Schatz

dieser Gebirge gehaltene erstere Metall, zu liefern. Unter den Bleibergwerken, welche jetzt in der Provinz Iglesias ausgebeutet werden, zeichnen sich folgende sowohl durch Ausdehnung der Arbeiten, als durch Gehalt des Minerals hauptsächlich aus:

1) Monte Poni, eines der bedeutendsten Bergwerke Sardiniens, sowohl seines ehrwürdigen Alters wegen (denn in dieser Mine entdeckte man die weitverbreitetsten und tiefgehendsten Spuren antiker Ausbeutung) als durch die gehaltvolle Beschaffenheit und den reichen Ertrag des Minerals. Die Mine ist die am Nächsten bei der Stadt gelegene, kaum eine Gehstunde von ihr entfernt, und befindet sich in einem älteren Kalkstein der Uebergangsperiode des Silurischen Systems. Der größte Stollen erscheint in einem eisenhaltigen, gelblichen Kalkstein angelegt, welcher bald in einen halb krystallinischen weißlichen, bald in einen, Grauwacke einschließenden, bläulichen übergeht. Er führt zu einer ausgedehnten Grube, in welche man bis zu beträchtlicher Tiefe hinabgelangen kann. Außer ihm bestehen einige zwölf größere und eine Menge kleinerer Gänge, da die Zahl sämmtlicher hier in Ausbeutung begriffener Galenaschichten die namhafte Ziffer von 53 erreicht. Die überwiegende Anzahl dieser Schichten zeigt sich in mehr oder weniger säulenförmiger Gestalt, von einer Dicke, welche zwischen 5 und 9 Fuß wechselt, während ihre Ausbeutung in der Tiefe bei einzelnen Schachten an 900 Fuß beträgt. Uebrigens kommen nicht selten große Unterbrechungen in den Schichten vor. Höhlungen mitten in der Galena (Bleiglanz), welche man mit verwittertem Kalkstein, oft auch mit eisenhaltigem Argillochroit ausgefüllt findet. Das Mineral enthält zuweilen schöne Krystalle von Prismatischem Schwefel, Galmei, Anglesit und Cerussit (Bleiweißerz). Was den Metallgehalt des Bleiglanzes betrifft, so unterscheidet man bei dem in Monte Poni vorkommenden drei Classen, deren erste etwa 80, die zweite 60, die dritte bis zu 20 Procent Blei enthält. Letztere muß erst in den Hochöfen von Domus nuovas gereinigt und transportwürdig gemacht werden. Was jedoch die beiden anderen Qualitäten des Bleiglanzes anlangt, so macht deren Reinigung bei diesem Minenwerke ausnahmsweise geringe Mühe, da das an ihnen haftende fremde Mineral hier aus Kalkstein besteht, welcher sich in vielen Fällen mechanisch, mit einer einfachen Axt abtrennen läßt. Bei demjenigen Mineral, bei welchem dieses einfache Verfahren nicht genügt, nimmt

man seine Zuflucht zum Zerstampfen, Waschen und Durchsieben des Bleiglanzes, doch erscheint dieß in Monte Poni nur bei dem kleineren Theil, etwa einem Fünftel des gewonnenen Minerals nothwendig, ein Umstand, welcher den Hauptvorzug dieser Mine vor allen andern bildet, die gewöhnlich ihr meistes Mineral zerstampfen und durchsieben lassen müssen, um es für den Transport würdig zu machen.

Man bedient sich in Monte Poni, wie so ziemlich bei allen Bergwerken dieses Districts, dreierlei Arten solcher Vorrichtungen, in welchen das Mineral zerstampft, durchgesiebt und gewaschen wird, und welche die hiesigen Fachmänner schlechtweg Mineralwäschereien nennen, deren sie, wie gesagt, dreierlei Weisen, nämlich die sardinische, eine sogenannte deutsche und eine englische unterscheiden. Da letztere durch Dampfmaschinen getrieben wird, so steht sie natürlich als die vollkommenste da. Da sie aber zugleich auch die größten Kosten verursacht, so pflegt man sie nur bei geringhaltigem Mineral anzuwenden, welches unmöglich auf die einfachere und billigere Weise gereinigt werden kann. Die sardinische Methode zeigt sich als die primitivste von allen. Bei derselben wird das Mineral zuerst von Arbeitern mit dem Hammer klein gestampft, dann in's Sieb gelassen, mit Wasser begossen und wiederholt geschüttelt, bis die größere Menge des Metalls sich von den übrigen Bestandtheilen des Bleiglanzes abgesondert hat. Die sogenannte deutsche, in früheren Zeiten bei uns übliche, jetzt aber selbst in Deutschland meist durch Maschinen ersetzte Methode des Waschens der Mineralien bewährt sich ebenfalls als sehr einfach. Bei dieser Verfahrungsweise hängt das Sieb an einem Ziehapparat in einen großen hölzernen Kasten hinab, in welchen man das Wasser hineinleitet. Ist das schwerere Metall aus dem Sieb gesunken, so wird dieses durch den Ziehapparat in die Höhe gezogen, der Sand und Kies durch die Arbeiter, meist Frauen, entfernt und neuer zerstampfter Bleiglanz hineingelassen. Außer den Vorrichtungen dieser beiderlei Mineralwäschereien befindet sich in Monte Poni auch noch eine englische, durch Dampfkraft betriebene Waschmaschine, dieselbe ruht jedoch oft, da, wie erwähnt, die Menge des hier der Wäsche unterliegenden Bleiglanzes gering ist, und sich fast nur auf die Galena der zweiten Classe beschränkt, welche durch die deutsche Wäscherei in ihrem Bleigehalt bis auf 80 Procent erhöht werden kann, wäh-

rend diejenige dritter Classe in den Hochöfen und die erster vermittels des Hammers transportwürdig gemacht wird. Bei den verschiedenen Mineralwäschereien waren 1868 in Monte Poni 273 Personen angestellt, beim Bergwerk selbst 736, so daß das Gesammtpersonal über 1000 beschäftigte Leute betrug. In dieser Zahl habe ich den sogenannten Generalstab (stato maggiore) d. h. die Ingenieure und Oberaufseher noch nicht einmal mitgerechnet, deren Ziffer sich auf 50 belaufen mag. Der Ertrag von Monte Poni bestand im vorigen Jahre (1867) aus 40,000 Centner erster, 62000 zweiter und etwa 80,000 dritter Qualität des Minerals. Die Mine ist jetzt an eine italienische Gesellschaft verpachtet und hat seit dem Jahre 1853 namhaft an Ertrag zugenommen, während sie vor dieser Zeit, als die Regierung sie noch direct ausbeutete, stationär geblieben war und, weit entfernt etwas einzutragen, nur Kosten verursachte, da die faulenzenden Beamten, welche sie mit dem bei allen Regierungsarbeiten üblichen Schlendrian betrieben, mehr an Gehalt bezogen, als das Bergwerk eintrug.

2) Monte San Giovanni, in Händen einer englischen Gesellschaft, „the Gonessa mining Company", liegt eine Meile westlich von Iglesias unweit von dem jetzt sich zu einem Dorfe vergrößernden Weiler Gonessa. Das Blei findet sich auf der Berührungslinie des Grauwackenkalksteines, aus welchem der obere Theil des Berges besteht, und des quarzhaltigen Thonschiefers, welcher den Grund bildet. Im Kalkstein selbst stößt man auf die ausgedehntesten Arbeiten der Alten. Die Galena zeigt sich von vorzüglichem Gehalt, ihre erste Qualität schließt etwa 72, die zweite 62 Procent reinen Metalls ein. Von ersterer wurden im vorigen Jahre 42000, von letzterer 10,000 Centner gewonnen. Die Waschanstalten befinden sich im Weiler Gonessa und sind ganz nach englischer Methode eingerichtet. Sie behandeln nicht nur das Mineral dieser Mine, sondern das aller übrigen der Gonessa Company, welche außerdem noch die Bergwerke von Monte Cani, San Giovanni II., Monte Zippiri, Aquaresi, Gutturu und Palu besitzt. Das jährliche Product aller Bergwerke dieser Gesellschaft beläuft sich auf 150,000 Centner Minerals, worunter freilich ein großer Theil dritter Classe, nur 12 Procent Metall enthaltend. Dieses wird durch die Waschanstalten so weit gereinigt, daß es dem Mineral zweiter

Classe (62 Procent) gleichkommt. Die Gesellschaft hat in den letzten zwei Jahren ihre Thätigkeit bedeutend vermehrt und beschäftigt jetzt an 1300 Personen.

3) Monte vecchio liegt an der nördlichsten Gränze der Provinz Iglesias, etwa 5 Meilen von der Stadt entfernt in einer geologisch wesentlich von der früher besprochenen unterschiedenen Region. Hier fehlt der Kalkstein gänzlich, in dem bei Monte Poni, und an welchen stoßend bei Monte San Giovanni der Bleiglanz auftritt. Der ganze Berg von Monte vecchio dagegen besteht aus Thonschiefer mit Grauwacke, nur im Südwesten aus Granit und wird von mehreren, mächtigen Adern von Quarz durchzogen, von denen die zwei größten so verschiedenartig gerichtet erscheinen, daß sie sich fast im rechten Winkel kreuzen. Die bedeutendste Quarzschicht läuft von Ost nach West in einer Länge von über zwei geographischen Meilen und wechselt sehr in der Stärke, nämlich zwischen 10 und 90 Fuß. Sie ist es, welche außer verschiedenen andern Mineralien, wie Eisen, Baryt, kohlensaurem Kupfer, auch eine Galena von trefflichem, bald schwefelsaurem, bald kohlensaurem Blei enthält. In dieser einzigen Quarzschicht sieht man nicht weniger als drei verschiedene Bergwerke angelegt, nämlich das von Monte vecchio, Ingurtosu und Gennamari, während ein viertes, dasjenige von Crabulazzu, welches man seiner Nähe wegen zu den andern rechnen möchte, doch nicht in derselben Schicht, sondern in der sie durchkreuzenden, von Nord nach Süd laufenden Quarzader befindlich ist. In ihrer vollen Länge wird die größere Quarzader von der Bleiglanzschicht durchzogen, deren Dicke von einem bis zu 16 Fuß wechselt und welche ihre größte Breite bei dem Bergwerk von Monte vecchio selbst erreicht. Letzteres besteht eigentlich aus drei verschiedenen Werken, deren gesammte Längenausdehnung an anderthalb Meilen beträgt. Das Mineral erster Classe enthält 70 Procent Metalls und von diesem allein schon erhob sich der Ertrag in jedem der vier letzten Jahre auf über 90,000 Centner, also höher, als der irgend einer Bleimine Sardiniens. Wenn man hierzu noch die zweite Classe, welche etwa 50 Procent, oder gar die dritte, welche jedoch nur 9—10 Procent Blei in sich schließt, rechnet, so kann man die jährliche Gewinnung von Bleiglanz auf 300,000 Centner schätzen. Für einen so reichlichen Ertrag ist die Zahl der Arbeiter auffallend gering, nämlich kaum 800, die bei den Waschanstalten beschäftigten mitgerechnet, und doch zeigt sich

das hiesige Mineral schwerer zu bearbeiten, als das irgend eines andern Bergwerks von Sardinien, da dieser Quarz eine solche Härte besitzt, daß es große Mühe und viel Zeit kostet, um das in ihm enthaltene Mineral abzulösen. Dieß bildet, denke ich, auch den Grund, warum bei dieser Mine nur im Tagelohn und nicht wie bei allen andern auch auf Accord gearbeitet wird. Deshalb findet man auch hier nur Sardinier und keine Piemontesen, welche nur accordgemäße Arbeit zu übernehmen pflegen. Aber trotz dieser Schwierigkeiten, macht doch die treffliche Qualität des Bleiglanzes dieses Bergwerk zu einem der reichsten und seine Ausbeutung zu einem höchst einträglichen Geschäft, welches sich bald noch ungleich günstiger gestalten dürfte, wenn einmal bessere Wege oder gar eine Eisenbahn angelegt sein wird. Die Mine gehört einer italienischen Gesellschaft. Die Waschanstalten erscheinen zwar gemischten Charakters, doch herrscht die einfachere sardinische Reinigungsmethode, von welcher oben die Rede war, vor.

4) Ingurtosu, bildet in mineralogischer Beziehung nur einen Theil der Mine von Monte vecchio, ist aber ein eignes Bergwerk, den Besitzern der Eisenminen von San Leone gehörig. Es producirte im vorigen Jahr 40,000 Centner Bleiglanz erster Qualität, zu 76 Procent Metall, und 5000 zweiter zu 63 Procent und beschäftigte 360 Arbeiter.

5) Gennamari, gleichfalls derselben Quarzschicht angehörend, ist ein erst im Entstehen begriffenes Bergwerk, das bis jetzt jährlich noch nicht mehr als 6000 Centner Galena mittlerer Güte gewann.

6) Crabulazzu, auch Mitza Gennamari genannt, liegt in größter Nähe vom vorigen, gehört aber nicht derselben Quarzschicht, sondern der Kreuzungsader an. Die Arbeiten wurden erst im Jahre 1856 begonnen und haben bis jetzt erst 1000 Centner jährlich geliefert.

7) Masua, befindet sich auf der Linie von San Giovanni nach der Westküste. Die Galena liegt zwischen Thonschiefer und Kalkstein in einer einzigen, prismatischen Masse von etwa 75 Fuß Breite und 90 Fuß Länge; sie scheint ganz isolirt und kommt im daran stoßenden Gestein auf keiner Seite mehr vor. Ihre Qualitäten zeigen sich ungleich geringer, als in den oben besprochenen Minen, die erste besitzt nur 53 Procent, die zweite nur 35 reinen Metalls. Von letzterer gewinnt man jedoch ungleich mehr, als von ersterer;

im vorigen Jahre erzielte man 90,000 Centner zweiter, dagegen nur 18,000 erster Classe. Einen anderen ungünstigen Umstand bildet derjenige, daß bei dieser Mine das werthlose Mineral, mit welchem das Blei verbunden vorkommt, sich so hart und schwer zu zerstampfen zeigt, daß es der mechanischen Reinigungsmethode die größten Hindernisse in den Weg setzt. Unter solchen Bedingungen würden die Waschanstalten nicht das gewünschte Resultat geben, da selbst die erste Qualität sich so schlecht erweist, daß sie durch bloßes Waschen kaum transportwürdig gemacht werden kann. Man sah sich deshalb gezwungen, mit dieser Unternehmung eine Schmelzhütte zu verbinden, in welcher man sich, in Ermangelung von Steinkohlen, der Liguiten (Braunkohle oder bituminöses Holz) bedienen muß, deren unweit Gonessa befindliche Lager jedoch der schlechten Wege halber schwer zugänglich erscheinen. Letztere bilden leider nebst einigen unbedeutenden Schichten von Graphit und amorphem Anthracit das einzige fossile Brennmaterial der Insel. Unter solchen ungünstigen Umständen sieht sich die Gesellschaft von Masua genöthigt, auf Herstellung eines reinen Metalls zu verzichten, und die Schmelzhütte besitzt keinen andern Zweck, als das Mineral transportwürdig zu machen, d. h. es ungefähr bis auf 80 Procent reinen Bleigehalts zu bringen. Von der auf diese Weise gereinigten Galena soll die Hütte an 1000 Tonnen jährlich liefern. Das Blei bietet hier einen höheren Silbergehalt, als in den genannten Bergwerken, d. h. eins vom Tausend. Etwa 750 Arbeiter sind in Masua beschäftigt.

8) Nebida, etwa eine Meile von Masua entfernt, steht unter ganz ähnlichen Bedingungen, wie dieses. Auch hier fühlte man sich gezwungen, eine Schmelzhütte zu errichten. Es fand sich im letzten Jahre sogar soviel des Transports unwerthen Minerals angehäuft, daß man die Arbeiten im Bergwerk einstellen mußte, bis jenes gereinigt worden war. Jetzt sind sie jedoch wieder aufgenommen. Hier gewinnt man fast nur Mineral zweiter und dritter Classe, das erstere besitzt nur 30 Procent, das andere gar blos 12 Procent Metalls. Man erzielte im letzten Jahre etwa 30,000 Centner solch unreinen Bleiglanzes.

9) Canal Grande, nördlich von Masua, enthält gleichfalls nur geringe Galena, welche selbst nach der ersten Reinigung nicht über 45 Procent Blei aufweist. Das Bergwerk ist erst im Entstehen.

10) Malfidano, an der Westküste im Norden der Provinz Iglesias, gehört eigentlich schon mehr den Zinkminen, als den Bleibergwerken an, da die beste Galena hier nur 13—14 Procent Blei, dagegen an 40 Procent Zink enthält.

Hier habe ich nur der wichtigsten Bleiminen Erwähnung gethan, deren Zahl deshalb gering erscheint, weil unter einer Nummer oft fünf bis sechs verschiedene Bergwerke begriffen sind. Die Gesammtzahl aller Bleibergwerke bei Iglesias dürfte jedoch an fünfzig betragen.

So bedeutend auch die Anzahl dieser Bergwerke für einen einzigen, verhältnißmäßig kleinen District scheinen mag, so ist sie doch verschwindend gering im Vergleich mit derjenigen der Zinkgruben, deren Ausbeutung erst in allerneuester Zeit, das heißt Ende 1866 und Anfang 1867, begonnen hat. Da der Zink fast überall offen zu Tage liegt, weder Gänge noch Schachte, also gar keinen eigentlichen Bergbau nöthig macht, so muß es uns wahrhaft erstaunen, daß man ihn nicht früher entdeckte. Man ist fast versucht zu glauben, daß die Ingenieure der Bleiminen mit Blindheit geschlagen waren, um dieses Metall nicht zu sehen, da sie täglich an ungeheuren offenen Zinklagern vorbeigehen mußten, um zu ihren Bergwerken zu gelangen. Dafür hat aber auch jetzt, gleichsam als wollte man das Versäumte in aller Eile nachholen, das Suchen und Forschen nach diesem Metall und seine Ausbeutung so energische Verhältnisse angenommen, daß man von einem wahren Zinkschwindel oder Galmeirausche reden kann. In der Gegend um Iglesias kommt der Zink nämlich nur im Galmei vor, wogegen andere Theile Sardiniens auch ausgedehnte Lager von Zinkblende besitzen, aus welcher man in neuerer Zeit gleichfalls den reinen Zink herzustellen lernte, während man früher aus ihr bekanntlich nur Zinkvitriol gewann. Galmei, vom italienischen Gialla mina (gelbes Erz) abgeleitet, ein Name, welchen jedoch jetzt die Italiener durch die Zusammenziehung beider Wörter in Calamina umgewandelt haben, ist bekanntlich eine Vermischung von Zinkoxyd mit Kohlensäure (Kohlengalmei) oder von Zinkoxyd mit Silicia und Wasser (Kieselgalmei oder Hemimorphit). Ich hörte jedoch die Benennung hier nicht auf den eigentlichen Galmei beschränkt, sondern auf die ganze Steinzusammensetzung ausgedehnt, in welcher der Galmei oft nur durch 50 Procent vertreten erscheint. Beide Arten, sowohl der Kieselgalmei, als der Kohlengalmei,

finden sich in diesem Bergwerkdistrict, namentlich im Uebergangs- und Grauwacke-Kalkstein in solch' ungeheurer Menge, und versprechen eine solche Ergiebigkeit und einen solchen Reichthum, daß man ihre erst in allerneuester Zeit erfolgte Entdeckung fast mit dem Fund einer Goldgrube in Australien vergleichen kann. An letzteres Land erinnert auch der fast wahnsinnige Reichthumsrausch, welcher die Bewohner dieser Provinz seit anderthalb Jahren erfaßt zu haben scheint. Jeder Bauer in der Umgegend von Iglesias bildet sich jetzt ein, eine Galmeigrube auf seinem Acker zu besitzen und bald als kleiner Krösus dazustehen. Der geträumten Millionen mag nun freilich eine größere Anzahl sein, als die Wirklichkeit bestätigen dürfte, aber mit der Grube hat es in vielen Fällen seine vollkommene Richtigkeit, denn es ist nicht anders als fabelhaft zu nennen, welche Massen und an wie vielen Orten man in diesem District Galmei findet. Doch dafür mögen die Zahlen reden. Die Zeitung von Iglesias berichtet in ihrer Nummer vom 8. März, daß im Zeitraum von Januar 1867 bis März 1868, also in 13—14 Monaten nicht weniger als 750, sage siebenhundertfünfzig Erlaubnißgesuche für Ausbeutung von Galmeiminen bei der Behörde eingereicht wurden. Einem solchen Gesuch folgt fast immer die Genehmigung von Seiten der Regierung, wenn nur die Bescheinigung eines Ingenieurs dafür vorliegt, daß die Grube wirklich das fragliche Metall enthält. Von diesen 750 Gesuchen rührte freilich etwa ein Drittel von so unwissenden Bauern her, daß man bei der oberflächlichsten Beschauung der vermeintlichen Mine erkennen konnte, daß die Leute sich geirrt, und daß sie braunen Lehm oder weißen verwitterten Kalkstein für Galmei angesehen hatten. Diese beiden Farben sind nämlich hier die vorherrschendsten bei dem Mineral, welches den Zink enthält. Aber etwa 500 dieser Erlaubnißgesuche bewährten sich als vollkommen in der Ordnung und erhielten günstige Antwort.

Dieses der Speculation so plötzlich eröffnete Feld hat eben so plötzlich eine Anzahl Gesellschaften in's Leben gerufen, welche sich die Ausbeutung des Galmei zum Geschäft machen. Iglesias wimmelt jetzt von Franzosen, Engländern, Deutschen, kurz Leuten aus aller Herren Länder, welche ohne den Galmei nie daran gedacht haben würden, hierher zu kommen. Aber außer diesem Einflug von gänzlich neuen Speculanten, haben fast alle hier schon seit

längerer Zeit bestehenden Minengesellschaften sich neben der Ausbeutung ihrer Bleibergwerke, auch auf dieses Feld geworfen, wozu sie die beste Gelegenheit besaßen, da fast überall in unmittelbarer Nähe der Bleiminen sich auch die ergiebigsten Galmeilager finden. In Monte Poni ist dieß in solchem Grade der Fall, daß diese Gesellschaft bereits im ersten Jahre der Galmeiausbeutung, d. h. im vorigen Jahre (1867), über 30,000 Schiffstonnen ausführen konnte und für dieses Jahr (1868) gar Contracte mit mehreren englischen Hüttenbesitzern abschloß, durch welche sie sich verpflichtet, nicht weniger, als 80,000 Schiffstonnen Galmei im Laufe von zwölf Monaten zu liefern.

Eine so erstaunliche Ergiebigkeit von früher nicht einmal geahnten Zinkgruben in einem Lande, welches die Geologen und Bergbaukundigen schon seit 28 Jahren studierten, ohne etwas vom Vorhandensein des offen daliegenden Galmei's zu entdecken, erschien übrigens einem jener englischen Hüttenbesitzer, welche mit Monte Poni Contracte hatten, dergestalt fabelhaft, daß er selbst nach Iglesias kam, um sich von der Wahrheit des Wunders mit eigenen Augen zu überzeugen. Ich lernte ihn dort kennen und was noch mehr Interesse darbot, als die Person dieses zehnfachen Millionärs, auch seine Mineraliensammlung, in welcher er Specimina aller möglichen Galmeiarten aufgehäuft hatte. Wären es Diamanten gewesen, so hätte der Engländer nicht enthusiastischer von diesen Steinen entzückt sein können. Er zeigte mir sie mit einem gewissermaßen väterlichen Stolze, denn er schien diese Steine wie Schmerzenskinder zu lieben, da er sie mitunter auf höchst halsbrecherischen Ausflügen in der näheren und ferneren Umgebung von Iglesias, trotz Klimafieber und heftigem Gliederreißen, welche er sich beide schon dabei geholt, aufgelesen oder mit dem Hammer eigenhändig abgelöst hatte. Sie boten in der That auch eine recht hübsche Musterkarte aller möglichen Farben, Schichtungen und Formen dar. Krystalle bildeten bei diesen Specimina keine Seltenheit, sie kamen hauptsächlich in Verbindung mit kohlensaurem, viel seltner jedoch in solcher mit kieselsaurem Zink vor und zeigten sich meist von einer gedämpft weißlichen Farbe. Die geschätztesten Arten des hiesigen Galmei erscheinen, wie ich nicht nur von diesem, sondern von allen Kennern erfuhr, in einer weißlichen, silurischen Kalkstein und kohlensauren Zink enthaltenden Mineralverbindung, welche abfärbt, ziemlich

schwer wiegt, eine erdige, rauhe Fläche und keine Krystalle zeigt, ferner in einer gelblichen, jedoch sehr mattgefärbten, leicht zerblöckelnden Masse, aus ähnlichen Mineralien, wie die erstere, gebildet. Sehr häufig zeigten sich die Specimina gelblich-braunen Galmeis, welcher außer dem Zink aus eisenhaltigem Kalkstein bestand. Aber obgleich diese Form des Galmei's oft einen ebenso hohen Zinkgehalt besitzt, als die andern, so sehen sie doch die Hüttenbesitzer nicht gern, weil das Eisen bei der eigenthümlichen Methode, welche man zur Gewinnung des Zinks aus dem Galmei anwenden muß, die Maschinen leicht verderben soll. Aus solchem Grunde wollte auch dieser Engländer gar nichts von eisenhaltigem Galmei wissen und hielt eigens einen in seinem Dienst stehenden Chemiker in Iglesias, um die für seine Maschinen allein brauchbaren Galmeisorten auszuwählen. Was den kieselsauren Zink betrifft, so pflegt derselbe außer im Kalkstein auch noch in Verbindung mit Quarz vorzukommen. Der Engländer besaß nur zwei Stückchen desselben, an denen man Krystalle entdecken konnte, welche eine eigenthümliche, sehr länglich prismatische Form und einen matten Obsidianglanz zeigten; sie besaßen eine auffallende Aehnlichkeit mit der Glasscherbe eines dicken Flaschenbodens. Der Metallwerth aller dieser Verbindungen bietet weit geringere Abweichungen dar, als der des hiesigen bleihaltigen Minerals, welcher zwischen 10 und 80 Procent schwankt, während der Zinkgehalt sich meist in den Gränzen von 40—60 vom Hundert hält. Die letztere, höchste Angabe findet jedoch nur sehr selten ihre Verwirklichung, gewöhnlich bilden 55 Procent die höchste Stufe des Metallgehalts des Minerals.

Obgleich die Ausbeutung des Galmei noch zu neu ist, als daß eine genaue Statistik über die Menge der Gruben und ihre Ertragsfähigkeit vorläge, so will ich hier doch einige der hauptsächlichsten und zwar nach den mündlichen Mittheilungen, welche mir an Ort und Stelle darüber gemacht wurden, in aller Kürze erwähnen. Außer Monte Poni und der Mehrzahl der obengenannten Bleibergwerke, deren Besitzer fast alle jetzt auch die Ausbeutung des neben der Galena lagernden Galmei betreiben, von denen sich jedoch keines an Reichthum mit dem zuerst genannten messen kann, scheinen mir vor allen die Galmeigruben der zwei großen Hauptgesellschaften erwähnenswerth, welche sich erst in allerneuester Zeit, und zwar lediglich zur Ausbeutung dieses Minerals, in

Iglesias constituirt haben. Die eine, hauptsächlich aus Franzosen bestehende, führt die Firma: „Société civile des mines d'Iglesias“ und besitzt jetzt fünf größere Galmeigruben, eine Menge unbedeutender oder bis jetzt aus Arbeitermangel noch nicht gehörig ausgebeuteter gar nicht zu rechnen. Die ersteren sind Monte Cani di Gessa, Cugianus, Monte Agruxiau, Ghirisonis und Monte Caraxiau; sie lieferten schon im vorigen Jahre 12,000 Schiffstonnen und sollen in diesem einen Ertrag von 30,000 in Aussicht stellen. Eine andere Gesellschaft, ebenfalls aus gemischten Elementen bestehend, ist die von Malfidano; sie besitzt außer letzterem Bergwerk noch die von Planusartu, Buggeru, Planeddu und Monterexius, sämmtlich im Norden des Districts an der Küste gelegen. Von den übrigen, in den Händen der Gutsbesitzer oder Bauern befindlichen Zinkminen, von denen viele jedoch vorläufig wegen Arbeitermangels noch nicht ausgebeutet werden, wollte es mir nicht einmal gelingen, auch nur die Namen zu erfahren. Ich zweifle aber nicht, daß sie in einigen Jahren nicht nur mit dem Namen, sondern auch mit einer namhaften Arbeiterzahl und noch namhafterem Ertrag in einer Statistik figuriren dürften. Bei der geringen Verbreitung, welche bis jetzt die Kenntniß über die Existenz dieser Gruben auf dem Festland gefunden und bei dem Widerstreben der Eingebornen für Fremde zu arbeiten, darf es wahrlich nicht Wunder nehmen, daß Privatleute keine Arbeiter finden, da die reichsten Gesellschaften über Mangel an solchen klagen, obgleich übrigens jetzt schon der Galmei allein mehr Leute beschäftigt, als alle übrigen sardinischen Bergwerke zusammengenommen.

Achtes Kapitel.

Sulcis.

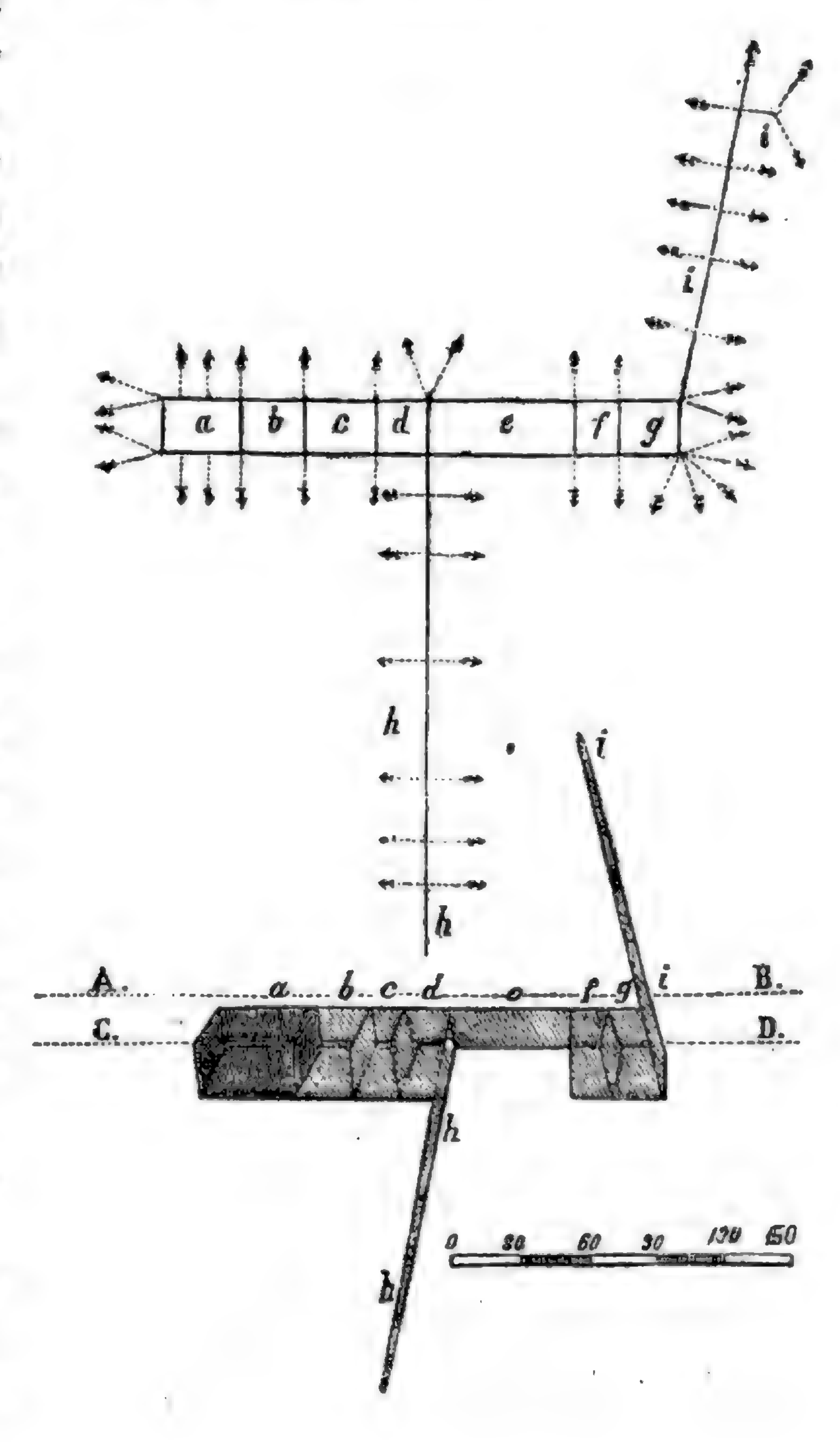
Das plötzliche Erwachen der Betriebsamkeit und mit ihr das zusehend schnelle Emporblühen des allgemeinen Wohlstandes in Folge des in Europa sonst beinahe beispiellos raschen Aufschwunges, welchen der Bergbau dieser

Provinz in allerneuester Zeit genommen, beschränkt sich nicht auf Iglesias und dessen Umgebung allein, sondern macht sich in der ganzen Umgegend wohlthätig fühlbar. Namentlich ist es die nahe Küste, welche dadurch einen unberechenbaren Vortheil errungen hat, indem ihre kleinen Häfen, noch vor wenigen Jahren nur von Fischern besucht, auf einmal eine europäische Wichtigkeit erlangt haben, da sie das einzige Mittel bilden, wodurch die mineralischen Schätze dieses reichen Bergwerkdistricts der industriellen Welt zugänglich g.macht werden können. Es ist wahr, Cagliari besitzt einen besseren und sichereren Hafen, als die Westküste, aber es liegt an zehn geographische Meilen entfernt, während der Weg nach Porto Scuso, dem nächsten kleinen Hafenort von Iglesias, wenig mehr als eine Meile beträgt. Trotzdem haben die Schiffe erst vor einigen Monaten angefangen, den gewohnten Weg nach Cagliari aufzugeben, und den ungewohnten nach der Westküste einzuschlagen, und auch jetzt noch halten manche Schiffscapitäne sich in Porto Scuso und Carloforte nicht gerne auf. Aber der Anstoß ist doch gegeben, welcher diesen Häfen in den nächsten Decennien und vielleicht auf Jahrhunderte eine glänzende Zukunft sichert und der Westküste ihre einstmalige Wichtigkeit, die sie zur Karthagerzeit besessen, wieder verleihen wird.

Der Weg von Iglesias nach Porto Scuso zeigt sich zwar für Menschen, welche ihn, wie ich, in einen Wägelchen zurücklegen, halsbrecherisch genug, aber für die Mineralien scheint er den Gesellschaften alles Wünschenswerthe zu vereinigen, da dieselben sich bis jetzt standhaft geweigert haben, Beiträge zu einem von den Gemeinden vorgeschlagenen, wirklichen Chausseebau zu liefern. Weniger solid constituirt, als der beneidenswerthe Galmei, langte ich auf diesem holprigen sogenannten Fahrwege in Porto Scuso ganz fürchterlich gerüttelt und geschüttelt und so lendenschwach an, daß ich froh war, dieses Beförderungsmittel mit der sanfteren, wenn auch manchmal etwas zu kühn schaukelnden Bewegung eines Kahns auf dem Meere zu vertauschen. Dieser Meerestheil zeigt sich übrigens, ausnahmsweise starke Stürme natürlich abgerechnet, ohne Schrecken, als ein sanftes, friedliches Gewässer, welches durch die beiden der Westküste gegenübergelegnen Inseln San Pietro und Sant' Antioco beinahe zu einem stillen Binnensee umgeschaffen wird. Porto Scuso selbst gehört freilich

noch nicht dieser befriedigten Region an, es dient auch nur zum Hafen für kleinere Transportschiffe, welche die Mineralien nach der im Schutze der Insel San Pietro gelegenen Rhede von Carloforte hinüberführen. Nach dieser Hauptstadt der kleinen Insel ging auch meine Fahrt, begünstigt von dem schönsten Wetter und einem die Segel sanft blähenden Nordwestwind.

Einen kurzen Anhaltspunkt auf dieser dreistündigen Schifffahrt gewährte mir die kleine, aus einer einzigen Trachytmasse gebildete Insel Piana, deren Uferwasser durch die blühendste und ergiebigste Thunfischerei von ganz Sardinien berühmt sind. Obgleich weiter unten, in dem dem Thierreich gewidmeten Abschnitt, bei Erwähnung der Fischgattungen dieser Meerestheile, auch der verschiedenen, jetzt bestehenden Thunfischereien gedacht wird, so will ich doch hier eine kurze Beschreibung derjenigen von Isola Piana geben, oder vielmehr dem Leser Gelegenheit bieten, sie sich selbst zu machen, indem ich ihm folgenden Plan dieser etwas complicirten und deshalb durch Anschauung besser, als durch Worte, erklärbaren Fischerei vorlege.



Die obere Figur zeigt den Plan, die untere eine perspectivische Ansicht der Netzwerke, welche

eine beträchtliche Ausdehnung besitzen und denjenigen Theil des Uferwassers, in welchem der Durchgang der Fische am Stärksten zu sein pflegt, absperren. Die Linie AB stellt den Meeresspiegel, die andere CD den Grund dar. Die Bedeutung der kleineren Buchstaben ist folgende: a, die sogenannte Todeskammer (camera della morte) die letzte Abtheilung, in welche die Fische gelangen, um am Schluß des Fanges in diesem Netz auf's Trockene gezogen zu werden; b, die sogenannte Westkammer (camera di ponente); c führt den Namen der falschen Kammer (camera bastarda); d den der Westbardonale (bardonale di ponente); e, die große Kammer; f, Ostbardonale; g, Ostkammer; h, der Schweif (coda); i, der zweite Schweif, der sogenannte Codardo. Da der Schweif (h) nach Süden gerichtet ist, von welcher Seite die Fische im Frühling zu kommen pflegen, und er stets offen steht, so dringen sie hier zuerst in das Netzwerk ein und gelangen durch ihn in die große Kammer (e). Hat sich diese gefüllt, so werden die andern nach und nach geöffnet und alle erst dann geschlossen, wenn sie eine genügende Anzahl von Fischen enthalten. Der Codardo besitzt keinen andern Zweck, als die Kammern. Erscheinen diese alle nach Wunsch gefüllt, so pflanzt der Obmann der Fischer, hier noch mit dem arabischen Worte Rais benannt, die weiße Signalfahne auf, welche seine Gehülfen in großen Booten um die Todeskammer herum versammelt. Der Rais commandirt das Heraufziehen der Netze bis zur Todeskammer und endlich auch dieser, in welcher zuletzt alle Fische eng aneinander gepreßt vereinigt sind. Nun beginnt die Schlächterei, oft ein höchst aufregendes Schauspiel, wenn die großen, schwarzen Fische, unter den lanzenartigen Harpunen der Fischer, sich im Todeskampfe winden und ihr hellrothes Blut in so reichlicher Masse verspritzen, daß nicht selten das Uferwasser ganz davon gefärbt erscheint. Gewöhnlich pflegt man jedoch die Netze nicht auf einmal völlig auszuleeren, sondern läßt eine Anzahl Thunfische darinnen, um späteren Nachkömmlingen als Lockvögel zu dienen.

Die kleine Insel Piana liegt kaum fünfhundert Schritte von der größeren San Pietro entfernt, deren Ostküste wir nun entlang fuhren. Durch dieselbe geschützt, bietet dieser Meerestheil fast die Sicherheit eines Hafens und erfüllt seit dem vorigen Jahre auch den Zweck eines solchen. Er erfreut sich sogar jetzt schon eines lebhafteren Verkehrs, als die beiden Haupthäfen Sardiniens,

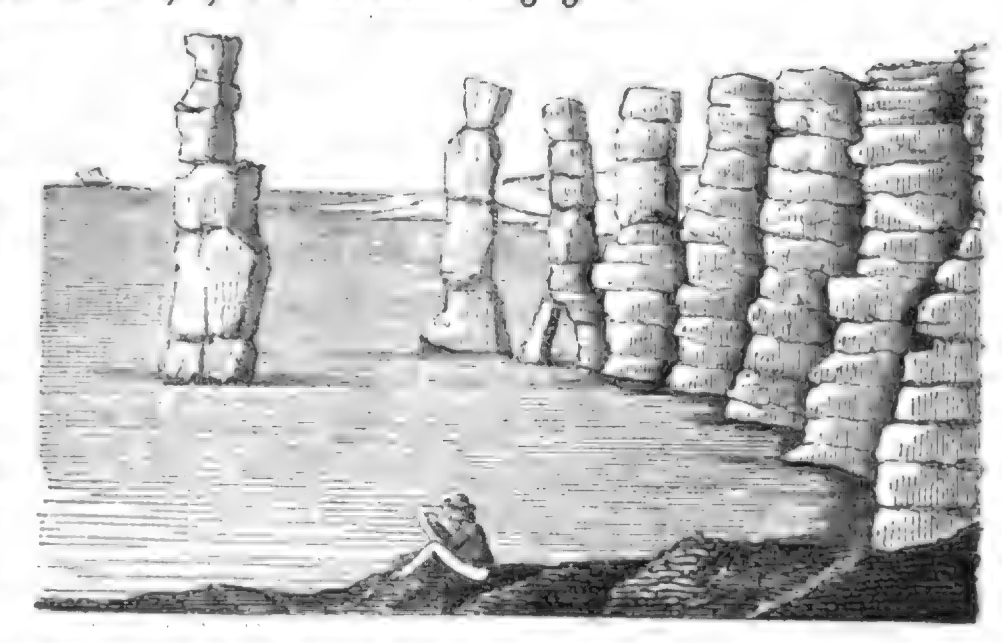
derjenige von Cagliari, und der von Porto Torres (Hafen von Sassari) zusammengenommen, und verdankt diesen Aufschwung lediglich der Entdeckung des Galmei, vor welcher in einem ganzen Jahre nicht so viel Schiffe hieher zu kommen pflegten, als nun in einer einzigen Woche. An diesem reißend schnellen Aufschwung mußte natürlich die kleine Hafenstadt Carloforte, der einzige bewohnte Ort der Insel San Pietro, auch Theil nehmen und mannichfachen Vortheil daraus ziehen. Dieses Städtchen, bei welchem ich um Mittag landete, bot nicht nur durch seinen verhältnißmäßig größeren Wohlstand, sondern auch durch seine Bauart, einen auffallenden Contrast gegen andere sardinische Orte. Hier fehlten die spitzen, langen Giebeldächer, die großen Ummauerungen von Luftziegeln, die krummen, winkligen Gäßchen und bei der Bevölkerung war auch keine Spur von sardinischem Costüm zu erblicken. Dagegen trug die kleine Stadt ganz das Aussehen eines jener zahlreichen Hafenorte der Riviera von Genua, die Häuser glichen den italienischen, die Bewohner kleideten sich wie europäische Fischer, und ihre Sprache bildete nicht die der übrigen Insulaner, sondern der genuesische Dialect. Der Ursprung dieser Bevölkerung erklärt jene Eigenthümlichkeiten, da dieselbe aus Genua stammt, aber nicht weniger staunenswerth muß es erscheinen, daß dieselbe der vaterländischen Sitte und Sprache so lange treu blieb, wenn man bedenkt, daß ihre Auswanderung schon vor sechs Jahrhunderten stattfand. In San Pietro freilich findet sie sich erst seit 130 Jahren angesiedelt, aber vorher bildete sie, seit dem frühen Mittelalter, die genuesische Colonie der an der Gränze von Algerien und Tunis gelegenen afrikanischen Insel Tabarca, das Tabraka der Alten, welche durch Ausbeutung der Korallenfischereien zu einer gewissen Blüthe gelangt war. Als im vorigen Jahrhundert, beim Sinken der Macht Genuas, dieses seine Colonieen nicht mehr zu schützen vermochte und die Tuniser Tabarca nur als ein großes Sklavendepot anzusehen schienen, aus dem sie raubten, was ihnen gefiel und auf dem Sklavenmarkt verkauften, da bot Sardiniens Regierung den Verfolgten auf dem damals unbewohnten nackten Felseneiland ein Asyl, welches diese bald zu einer blühenden kleinen Colonie umschufen. Aber auch hier sollten sie noch lange von den Barbaresken leiden, selbst noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde, bei einem Ueberfall der arabischen Corsaren, ein großer

Theil der Bevölkerung von tunisischen Seeräubern in Sklaverei abgeführt. Doch seit dem endlichen Aufhören des Piratenthums begann sich ihr Wohlstand merklich zu heben, und scheint nun durch den glücklichen Zufall, welcher Carloforte zu einem wichtigen Handelspunkt gemacht hat, einer noch glänzenderen Zukunft entgegen zu gehen.

Einstweilen ist das Städtchen freilich in jenem Uebergangszustand begriffen, welcher macht, daß es sich für Fremde nicht eben als der angenehmste Ort zum Bewohnen zeigt. Ich führe nur ein Beispiel an, den Gasthof, den einzigen, welchen Carloforte besitzt, und der noch vor einem Jahre immer leer zu stehen pflegte, jetzt aber von Schaaren von Engländern, Franzosen, Deutschen u. s. w. täglich besucht wird, welche entweder durchreisen, oder hier ansässig geworden sind und in der Eile noch nicht sich häuslich einrichten konnten. Da nun dieser Gasthof einstweilen Monopol macht, so kann er den Leuten getrost das Schlechteste bieten und das Höchste abfordern, sie müssen es sich doch gefallen lassen. Dieß bewährte sich auch in meinem Fall, hier durfte ich an ein abgesondertes Zimmer nicht denken, nur für schweres Geld gelang es mir, ein Bett für mich allein zu erhalten, und was das Essen betraf, so schien dieses lediglich für die Fastenzeit, zugleich aber auch trefflich für den Beutel des Wirths berechnet, welcher uns nichts als Fische vorsetzte, d. h. das wohlfeilste und gewöhnlichste Lebensmittel dieses Hafenstädtchens, dessen sämmtliche Einwohner den Fischfang betreiben und mehr auf dem Meer, als auf dem Lande leben.

Unter solchen Umständen erschien es natürlich wünschenswerth, so kurze Zeit, wie möglich, in dem Gasthof zuzubringen. Der Rest des Tages konnte zu Ausflügen auf der Insel benutzt, der Abend im Kaffeehaus verschlendert, die Nacht freilich mußte in der Zimmergenossenschaft mit drei wildfremden Engländern zugebracht werden, deren jeder mit dem Revolver unter dem Kopfkissen schlief und bereit schien, seine Stubengenossen bei der ersten ihm verdächtig dünkenden Bewegung todtzuschießen. Die Insel besaß übrigens nur eine einzige Merkwürdigkeit, welche eines Ausflugs werth schien, und diese verdankt sie lediglich der Natur. Dieselbe besteht in einer seltsamen Form, welche das das ganze Eiland bildende Trachytgestein an dessen südlichster Spitze annimmt, wo

das sogenannte Säulenvorgebirge (Capo delle colonne) die Blicke des Vorbeisegelnden fesselt. Zu Lande gelangte ich in einer Stunde von Carloforte nach diesem Vorgebirge, von dem ich hier eine Abbildung gebe.



Der Trachyt zeigt sich, wie man sieht, zu beträchtlich hohen Säulen aufgeschichtet, welche die Ruine eines von der Natur selbst gebauten Tempels zu bilden scheinen. Leider ist dieses interessante Naturgebilde einem allmähligen Untergange geweiht, da die Bewohner von Carloforte es bequem finden, die einzelnen Steine, aus denen die Säulen bestehen, welche oft so viel Regelmäßigkeit besitzen, daß man sie fast für wirkliche Werksteine halten könnte, abzulösen, um ihre Straßen und Stubenböden damit zu pflastern. Selbst nach Afrika werden diese Steine ausgeführt.

Noch malerischer bot sich mir dieser natürliche Säulenbau am folgenden Tage dar, als ich ihn vom Meer aus auf der Fahrt von Carloforte nach Sant' Antioco zum zweiten Mal sah. Letzterer Name bildet zugleich den der Stadt, welche im Alterthum Sulcis, und den der Insel, welche Plumbea hieß. Die Sardinier nennen freilich Sant' Antioco eine Halbinsel; da es aber nur durch eine Brücke mit dem Festland zusammen hängt, so scheint mir letztere Bezeichnung nicht gerechtfertigt, besonders da die Brücke nicht etwa aus einem Damm, sondern aus einem Bogenbau besteht, dessen weite Wölbungen sogar mäßig großen Schiffen die Durchfahrt und folglich die Umseglung der vermeintlichen Halbinsel gestatten.

Meine heutige Fahrt ging zur ersteren Hälfte durch den weiteren Meerbusen zwischen der Insel San Pietro und der sardinischen Küste, zur andern

durch den engen Canal, welcher den nördlichen Theil von San Antioco vom Lande trennt und der gegen die Mitte des Ostufers letzterer Insel sich so verengt, daß er durch die erwähnte Brücke überwölbt werden konnte. Etwas nördlich von dieser Brücke liegt die kleine Stadt Sant' Antioco, das antike Sulcis, welche Benennung in der Form Sulcitani auch auf die gesammte Bevölkerung nicht nur der Insel, sondern des äußersten Südwestens von ganz Sardinien übergegangen war und die auch jetzt noch dieselbe Gegend führt, obgleich die Insel selbst und die Stadt sie verloren und den Namen ihres Schutzpatrons, des Heiligen, angenommen haben, dessen Reliquien hier im Mittelalter bewahrt, später aber vor den Seeräubern nach Iglesias geflüchtet wurden, und in neuester Zeit zu einem Proceß Anlaß gegeben haben, welchen die frommen Bürger von Sant' Antioco erst im vorigen Jahre gewannen, und dadurch von denen von Iglesias die Herausgabe des Heiligen erlangten. Vor dieser dem Proceß gemäß entschiedenen Rückerstattung des Skeletts des Schutzpatrons, war letzterer zu ähnlichen alljährlichen Spazierfahrten, wie der h. Ephisius in Cagliari, verurtheilt gewesen, indem das Domcapitel von Iglesias die Reliquie am Tage des h. Antiocus nach Sulcis begleiten, einen Tag dort lassen und dann wieder zurückführen mußte. Uebrigens wollen einige Schlauköpfe behaupten, es fehle diesem durch die Proceßkosten theuer genug erkauften Heiligengerippe die Authenticität. In der That erinnere ich mich, gelesen zu haben, daß bei der Einnahme von Sulcis durch die Saracenen die Flucht der Bewohner so schnell stattfand, daß sie den Schutzpatron vergaßen und ruhig den Barbaren preisgaben. Erst später landeten einige Sulcitaner, um diesen Fehl gut zu machen, in der Absicht, die Reliquie zu retten, fanden sie aber nicht an der gewohnten Stelle, sondern in einem großen Haufen von Menschengerippen, aus welchem sie das erste beste herausnahmen, es mit dem ehrwürdigen Namen des heiligen Antiocus benannten und nach Iglesias brachten. Auch La Marmora ist so gottlos, an der Aechtheit der Reliquie zu zweifeln.

Uebrigens besitzt die Stadt wenig Bemerkenswerthes, sie ist fast ganz aus Trachyt und Basalt, aus welchem die Insel besteht, zum großen Theil auf den Trümmern und mit den Steinen des antiken Sulcis gebaut. Man hat ihr, ebenso wie der andern großen phönicischen Colonie, Tharros, einen ägyp-

tischen Ursprung zuschreiben und behaupten wollen, die Karthager wären hier erst in zweiter Linie, nach jenen ersten Ansiedlern, als Colonisatoren aufgetreten. Die Anwesenheit einer karthagischen Colonie an dieser Stelle steht außer Zweifel, die einer ägyptischen jedoch gründet sich nur auf einzelne, mit dem Isiscultus in Verbindung gebrachte, hier gefundene Denkmäler, welche mir übrigens aus viel späterer, aus derjenigen Zeit herzurühren scheinen, in welcher der Dienst jener ägyptischen Göttin im ganzen römischen Reich vielseitige Verbreitung gefunden hatte. Das Vorkommen phönicischer Inschriften auf diesen Isisdenkmälern deutet hinlänglich an, daß die Bevölkerung, welche sie errichtete, keinen ägyptischen, sondern wahrscheinlich einen phönicisch-karthagischen Ursprung besaß.

Auf der hier abgebildeten Aedicola erblicken wir die Göttin, welche wir wohl für eine Isis ansehen müssen, frei von jener Steifheit und Eckigkeit der Formen, die wir bei den eigentlich ägyptischen Darstellungen beobachten, und der Charakter der Buchstaben, welchen nicht die ältere phönicisch-karthagische, sondern welchen die neuere Form, das sogenannt Numidische, bildet, verweist das Denkmal in eine viel spätere Periode, als die des Glanzes des ägyptischen Reiches, in welcher es allenfalls in Europa Colonieen gründen konnte, von denen wir übrigens kein Beispiel kennen. Nichts scheint mir überhaupt weniger gerechtfertigt, als diese Annahme einer ägyptischen Colonie, welche sich nur auf das Vorhandensein einzelner ägyptischer Cultusformen gründet. Aber solche Cultusformen waren nicht nur zur Kaiserzeit in allen römischen Provinzen üblich, sondern noch viel früher nachweisbar von den Phöniciern in die entferntesten Gegenden eingeführt worden. So lehrt uns z. B. der lapis Carpentoractensis, die berühmte Inschrift von Carpentras, daß der Cultus des Gottes Osiris in den phönicischen Colonieen des heutigen Südfrankreichs bestand. Auf dieser

Inschrift heißt es unter Anderm: Coram Osiride benedicta esto, coram Osiride honorata esto (nach Gesenius' Uebersetzung). Nun ist aber das Vorhandensein des Osirisdienstes das unfehlbare Zeichen eines höheren Alterthums, da Osiris in späterer Zeit fast überall, wohin sein Cultus außerhalb des streng symbolischen Aegyptens gedrungen war, durch den Serapisdienst verdrängt erscheint. Isis dagegen blieb als Verehrungsgegenstand nicht nur viel länger, als ihr Gemahl, in Ansehn, sondern gelangte zuletzt sogar zu der höchsten symbolischen Stufe, indem sie in den römischen Colonieen vielfach als Universalgöttin angesehen wurde. Auch in Sulcis besaß sie einen Tempel, wie eine von La Marmora hier entdeckte lateinische Inschrift deutlich verkündet. Ob dieser Tempel älteren Datums, ob er möglicherweise ebenso ehrwürdigen Ursprungs gewesen sei, wie der lapis Carpentoractensis, wissen wir nicht, jedenfalls deutet die neuere Gestalt der numidischen Lettern auf obiger der Isis geweihten Aedicola darauf hin, daß der Dienst dieser ägyptischen Göttin in Sulcis lange den Osiriscultus in den Colonieen der Phönicier überlebt und daß er zu jener Zeit noch fortbestanden haben muß, als der Isisdienst in Rom und seinen Provinzen zur vollsten Blüthe gelangt war. Dieselbe neuere Form der Lettern finden wir auch bei den berühmten Inschriften von Sulcis, welche man im Anhang zu diesem Buche abgebildet antrifft, auch sie gehören der numidischen Schreibart an und lassen auf eine engere Verbindung von Sulcis mit den einst libysch-phönicischen Städten Afrika's schließen, welche selbst nach dem Fall Karthago's die phönicische Sprache beibehalten, für ihre Schrift aber jene Modification der eigentlich phönicischen, die sogenannte numidische angenommen hatten. Sulcis scheint somit länger seine Beziehungen zu dem phönicisch redenden Theile Afrika's bewahrt zu haben, als Caralis, Tharros oder irgend eine andere karthagische Colonie Sardiniens, da alle in den übrigen Städten dieser Insel gefundenen Inschriften streng den ursprünglichen phönicischen Typus aufweisen und außer in Sant' Antioco nirgends in Sardinien numidische Inschriften entdeckt worden sind. Aus diesem Vorhandensein neuerer Inschriften auch auf einen neueren Ursprung der Colonie Sulcis zu schließen, würde mir jedoch gewagt scheinen, da nicht daran zu denken ist, nach dem zweiten punischen Krieg die Gründung irgend einer auf phönicische Elemente basirten Nieder-

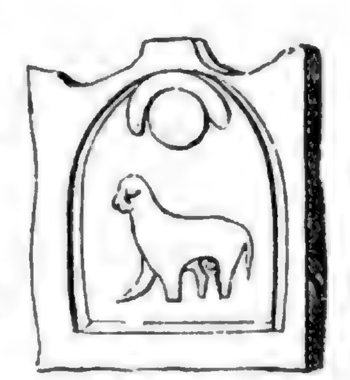
lassung anzunehmen, und um so mehr, da auch die älteren Denkmäler hier nicht ohne Beispiele sind. Sogar die eigentlich phönicische Buchstabenform sieht man an einigen, wenn auch wenigen Alterthümern hiesiger Ausgrabungen, z. B. auf folgendem kleinen Siegel in Form eines Löwen, welches in den Ruinen von Sulcis gefunden wurde.

F 490

Was das hiesige Vorkommen ägyptischer Verehrungsgegenstände betrifft, so wird nicht nur der Isiscultus, von welchem auch eine der beiden obengenannten Inschriften spricht, auf der ich deutlich die Worte: „Der Herrin von Sulcis, Isis, der Herrin von Aegypten der Mutter" zu lesen glaube, sondern selbst den Dienst des Gottes Apis durch mehrere hier entdeckte Alterthümer, als in Sulcis bestehend, bezeugt.

So sehen wir auf nebenstehender Aedicola die Göttin mit allen Attributen des Isiscultus ausgestattet, gleichwohl aber in der Ausführung der Figur nicht dem eigentlich ägyptischen Typus entsprechend. Dieselbe freiere Form, wiewohl im unkünstlerischen Gewand einer sehr rohen Ausführung bemerken wir bei folgender Darstellung des Gottes Apis.

Beide gehören offenbar einer und derselben Epoche an, welche gewiß nicht die des Glanzes von Karthago, sondern die der Römerherrschaft war. Der Apiscultus ist freilich in Rom selbst niemals eingebürgert worden, wie der der Mutter des Horus, aber eine aus Afrika stammende Colonie, wie das punische Sulcis, mochte wohl in ihrer Annahme ägyptischer Gottheiten noch einen Schritt weiter gegangen sein, als das dem Thierdienst so abgeneigte Rom, um so mehr, da ihm durch den ererbten Cultus des Baal, der ja auch von andern semitischen Völkern, zum Beispiel von den samaritanischen Juden in der Gestalt eines Kalbs verehrt wurde, die Anbetung dieser Thiergattung nahe gelegt



erscheinen mochte. Uebrigens stand der Apiscultus in sehr enger Verbindung mit dem der Göttin Isis, welche selbst oft unter dem Symbol einer Kuh dargestellt, während ihr Gemahl Osiris außer in menschlicher Gestalt auch unter der des Ibis, des Wolfes und des Stieres verehrt wurde, so daß selbst dann, als der Osirisdienst nicht mehr mit demjenigen der Isis gleichen Schritt hielt, sondern durch den des sinopischen Gottes Serapis verdrängt oder vielmehr in diesen übergegangen war, nachdem die ägyptischen Priester erklärt hatten, Osiris und Serapis sei derselbe Gott, und zu dem Zweck die spitzfindige Ableitung „Serapis von Heisiri Api" erfunden hatten, doch der Cultus des Apis den des Gottes unter jeder andern Gestalt überlebte, eben weil er, eben so gut wie der Mythus des Anubis und der Pecht oder Bubastis einen Theil des Isisdienstes bildete. Ovid, welcher in seinen Metamorphosen ein Fest letzterer Göttin schildert, vergißt dabei den Apis eben so wenig, wie die beiden andern Nebengottheiten.

. . . Cum qua latrator Anubis
Sanctaque Bubastis, variisque coloribus Apis.

Der Cultus dieses Gottes ist nicht einer der ältesten, sondern wurde nach dem Aegyptologen Jablonski erst im Jahre 1171 vor Christus, zu gleicher Zeit etwa wie der Isis- und Osirisdienst, eingeführt, er überdauerte aber alle andern Götter Aegyptens, den Serapis allein ausgenommen, denn sein Dienst wurde in Memphis erst im Jahre 380 nach Christi Geburt auf Befehl des Kaisers Theodosius des Großen abgeschafft, nachdem mit einer geringen Unterbrechung unter Kambyses die fortdauernde Götterreihe der sich auf einander folgenden Apisstiere anderthalb Jahrtausende gedauert hatte.

Die Mehrzahl dieser Aedicolae wurde über Gräbern von roher Form oder vielmehr einfachen Löchern im Boden gefunden, in welche man die Leichname ohne viel Ceremonie in etwas fahrlässiger Weise gelegt, ich möchte fast sagen geworfen zu haben scheint. Die Aegypter begruben nie einen Leichnam, ohne ihn vorher zur Mumie einbalsamirt zu haben und deshalb kann ich Spano's Ansicht nicht beipflichten, welcher diese Gräber einer Colonie jenes Volkes zuschreibt, und, was die Nationalität ihrer Insassen betrifft, von einer andern Classe von Grabstätten unterscheidet, welche den karthagischen von Cag-

liari gleichen, und für die er allein einen phönicischen Ursprung in Anspruch nimmt. Meiner Ansicht nach sind beide Arten karthagisch, die größeren regelmäßigeren Gräber gehören der Glanzzeit der punischen Herrschaft, die andern unregelmäßigeren der Römerzeit, aber gewiß der von den phönicischen Ansiedlern abstammenden Bevölkerung an, wie ersteres die neuere Form der Aediculae, welche sich beinahe römisch erweist, letzteres die numidischen Inschriften zu bezeugen scheinen, während ich mir die rohere Gräberform nur dadurch zu erklären vermag, daß diese punische Bevölkerung sich zur Römerzeit nicht mehr ihrer nationalen Kunstfertigkeit und auch wohl nicht mehr des Wohlstands erfreute, den sie unter der Herrschaft ihrer Stammesgenossen besessen hatte.

Eine dritte Classe von Gräbern zeigt sich auffallend von den zwei genannten unterschieden und giebt sich auf den ersten Blick als römisch zu erkennen. Es sind große, regelmäßige Grotten in der aus trachytischem Tuffstein gebildeten Felswand, welche hinter der Antiocuskirche liegt, ausgehauen. Wären jedoch nicht die zu verschiedenen Zeiten hier entdeckten, durchaus römischen Alterthümer, so würde uns die jetzige Gestalt dieser Gräber fast irre führen, da sie vielfache Modification dadurch erleidet, daß jetzt in diesen einstigen Mausoleen die ärmere Bevölkerung der Stadt wohnt. Ich habe sehr viel zu modernen Zwecken dienende antike Gräber gesehen, selbst einmal in Aegypten im Mausoleum eines Pharao's gewohnt, aber eine ganze Straße von bewohnten und zwar dicht bewohnten, allen modernen Häuslichkeitszwecken dienenden Gräbern, wie hier, war mir noch nicht vorgekommen.

Fast die einzige Erwähnung, welche wir aus der Zeit der Karthagerherrschaft von Sulcis entdecken, bildet die Erzählung einer jener ungerechten Grausamkeiten, wie sie bei den Völkern des Alterthums nicht selten vorkamen. Hier wurde nämlich, nach dem Bericht des Livius, im ersten punischen Kriege der unglückliche Admiral Hannibal, welcher eine Seeschlacht gegen den Consul Cajus Sulpicius verloren hatte, an's Kreuz geschlagen. Daß sich Sulcis übrigens noch zur Römerzeit einer hohen Blüthe erfreut haben muß, können wir aus der ganz ungeheuren Summe schließen, mit welcher es von Cäsar zur Strafe dafür, daß es sich der pompejanischen Parthei ergeben zeigte, besteuert wurde (Hirtius, de bello africano 98). Den Blüthezustand des römischen

Sulcis verkünden auch viele der hier entdeckten Kunstgegenstände im Geschmack der Kaiserzeit, welche durch ihr aus hiesiger Gegend stammendes Material Zeugniß davon ablegen, daß die Sulcitaner nicht nur reichliche Mittel, sondern auch Künstler besaßen, die wohl mit den italienischen und griechischen wetteifern konnten. Der schöne, traubige, weiße Plasma-Chalcedon der Cameen, der meist grüne Jaspis der Scarabäen, der prachtvolle blutrothe Carneol der Siegel, alle diese Varietäten kommen häufig in den hiesigen Quarzlagern vor und aus ihnen sehen wir vorzugsweise die gefundenen Kunstgegenstände gearbeitet und zwar in der Weise, daß meistentheils dieselbe Steinart nur zu einerlei Gattung von Zierrathen verwendet erscheint. Unter den aus Carneol bestehenden Gemmen unterschied ich mehrere, welche auf eine sehr vorgeschrittene Kunstepoche deuten und mir der bessern Zeit des römischen Kaiserreichs anzugehören scheinen. Ich kann nicht umhin, die Abbildung wenigstens eines dieser Carneole mitzutheilen, desjenigen, welchen Spano den König aller geschnittenen Steine nennt.

Dieser schöne Minervakopf trägt oben auf dem Helm das Gesicht des Sokrates, auf dem Hinterhaupt das des Philosophen von Cyrene und Gründers der dritten Akademie, Carneades, und am Halse noch zwei kleinere Gesichter, wie es scheint, weibliche, vielleicht zwei Musen darstellend, so daß auf diesem kleinen Kunstwerk fünf Gesichter an einem und demselben Haupte vereinigt erscheinen, eine Spielerei, wie sie die Griechen und Römer der späteren Zeit liebten.

Der Glanz der Colonie Sulcis überlebte den Fall des römischen Reiches nicht lange. Den letzten Todesstoß scheinen ihr jedoch die Saracenen gegeben zu haben, welche schon im 8. Jahrhundert sich dieses Küstentheils bemächtigten und denselben, nach der Ansicht des sardinischen Geschichtschreibers Martini viele Generationen hindurch behielten, eine Ansicht, welche durch den nachgewiesenen arabischen Ursprung eines großen mittelalterlichen Kastells im Süden der Stadt sehr an Plausibilität gewinnt. Auf dieses übrigens sehr geräumige

Kastell dürfte sich indeß die hiesige Niederlassung der Moslims beschränkt haben. Die Stadt Sulcis selbst blieb in Trümmern liegen und ihre Nachfolgerin, das heutige Sant' Antioco, wurde erst in viel späterer Zeit gegründet, nachdem hier Jahrhunderte lang kein bewohnter Ort gewesen war. Da dasselbe jedoch geringes Interesse bietet, so will ich mich nicht bei seiner Schilderung aufhalten, eben so wenig bei der meiner Rückreise nach Iglesias und Cagliari, welche mit geringer Abweichung nur einen Abklatsch von meiner Hinreise bildete, sondern gleich den Leser einladen, mich nach Oristano, der Hauptstadt der hochgefeierten Nationalheldin und Fürstin, der Richterin Eleonora von Arborea, zu begleiten, deren Andenken in diesem Jahre von dem glühenden, sardinischen Patriotismus wieder aufgefrischt worden ist, und zahlreiche Versammlungen, Reden, Gedichte, sowie den Plan zu einem dieser Heldin zu errichtenden Monument in's Dasein gerufen hat.

Neuntes Kapitel.

Oristano.

Die große Hauptlandstraße der Insel, welche ihre beiden wichtigsten Städte, Cagliari und Sassari, verbindet, auf der ich heute zu einem ihrer Berührungspunkte, Oristano, gelangen sollte, besteht erst seit etwa vierzig Jahren und hat in dieser kurzen Zeit zur Civilisirung des sardinischen Volkes vielleicht mehr beigetragen, als irgend ein andres Culturmittel. Der Wohlthäter Sardiniens, Carl Felix, welcher nebst andern trefflichen, öffentlichen Werken auch dieses in's Leben rief, war dabei Anfangs einer fanatisch kleinstädtischen, kaum glaublich scheinenden Opposition begegnet. Während andere Völker ein solches, den Handel und Wohlstand hebendes Verkehrsmittel mit lautem Jubel zu begrüßen pflegen, fand in Sardinien seltsamer Weise gerade das Gegentheil statt. Die Insel befand sich damals noch theils im Besitz übermüthiger, tyrannischer Feudalherren, theils in dem fanatischer, unwissender Bauern, die eine Art von

Communismus eingeführt hatten, keine Feldgränzen litten, nur dem Faustrecht wichen, unter denen die Vendetta und das Banditenthum blühten und welche jeden Fortschritt mißtrauischen Blickes ansahen. Die einen, wie die andern, erblickten in der zu bauenden Landstraße nur ein Mittel, um das Militär und die Polizei zu befördern, der Willkür ein Ziel zu setzen und geregelte Zustände einzuführen, alles Dinge, welche ihnen in den Tod verhaßt waren. Selbst die Hauptstädte sahen das neue Geschenk nicht als eine Wohlthat an. Der Geist des Particularismus, welcher die Bewohner des Südens und die des Nordens zu fanatischen Gegnern machte, von den Spaniern im Mittelalter nach dem Grundsatz „divide et impera“ eifrigst genährt, stand damals noch auf seiner höchsten Blüthe, so daß die Cagliaritaner sich keineswegs freuten, nun ein bequemeres Verkehrsmittel zu erhalten, um leichter nach dem verhaßten Sassari zu gelangen und umgekehrt, deshalb ging durch ganz Sardinien bei der Nachricht von dem Bau dieser Landstraße ein Schrei des Entsetzens. In manchen Dörfern rotteten sich die Bauern, aufgemuntert von den Gutsherrn, zu fanatischen Schaaren zusammen, welche schworen, sich einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht gefallen zu lassen. An einzelnen Stellen bethätigten sie ihren faustrechtlichen Unwillen sogar auf blutige Weise, schlugen die Ingenieure todt, welche die Chaussee ausmessen sollten, vertrieben die Arbeiter und die Landstraße wäre als Embryo verschieden, hätte nicht die Regierung Stand gehalten. Aber sie hielt Stand, sie schickte Militär zum Schutz des Baues des Kunstweges und so kam dieser trotz der fast allgemeinen Opposition dennoch zur Ausführung, worüber sich jetzt die Sardinier nicht weniger freuen, als der Verfasser dieser Schrift, welcher ohne diese fahrbare Straße sich dem Rücken eines jener widerspenstigen sardinischen Pferde hätte anvertrauen müssen, die ihren fremdländischen und an ihre Launen ungewohnten Reiter oft in einer Stunde viermal abzuwerfen pflegen, eine Thatsache, welche einer meiner Bekannten, ein englischer Sportsman und übrigens trefflicher Reiter, den die Jagdlust hiehergeführt, in seiner Person und zum Schaden seiner Knochen wiederholt erprobte.

Meine Reisegesellschaft bestand diesesmal vorzugsweise aus einem sehr dickleibigen, stummen Passagier, welcher Raum für zwei einnahm, nämlich einem

großen Sack, welcher irgend etwas, das durch Nässe leiden konnte, enthielt, und den man, des Regens wegen, im Innern des Omnibus reisen ließ. Außerdem war noch der nie fehlende Landpfarrer vorhanden, diesesmal ein gutmüthiges Männchen, welches trotz seiner vorgerückten Jahre, doch eben erst vom Examen kam. Er hatte nämlich durch den neuen Umschwung der Dinge seine Pfründe verloren und als ein Existenzmittel ein Gemeindeämtchen in seinem Heimathsort verlangt und erhalten, wozu ihm einige juristische Brocken unumgänglich nöthig waren, welche er sich soeben in aller Eile auf der Universität von Cagliari angeeignet hatte. Neben ihm saß ein ihm zärtlich zugethaner Mitstudent, etwa dreißig Jahre jünger, welcher mit dem Pfarrer zwar im Streiten über Politik und Religion nicht selten in die Haare gerieth, ihn einmal sogar durchprügelte, aber dann gleich wieder herzlich umarmte und sein treuester Freund von der Welt war. Außerdem begleitete mich Herr Busachi, ein Antiquar und Besitzer zahlreicher Scarabäen aus Oristano, der eigens meinetwegen heute die Reise machte und mir in seiner Vaterstadt die größten Dienste leisten sollte, Alles wirklich uneigennützig, denn ich hatte ihm zu verstehen gegeben, daß ich ihm auch keinen einzigen seiner etwas theuren Scarabäen abkaufen würde. Das Lob muß man den Sardiniern lassen, sie üben die Gastfreundschaft in der edelsten, uneigennützigsten Weise, mit einer liebenswürdigen Zuvorkommenheit, welche den Fremden wirklich oft gradezu in Verlegenheit setzt und Anfangs interessirte Motive vermuthen lassen könnte, aber keineswegs eine solche Vermuthung rechtfertigt, denn wenn diejenigen, welche hiesige Antiquitäten zum Verkauf haben, und solcher Leute ist oft eine große Zahl, auch manchmal zum besten Geschäft Gelegenheit besitzen, so enthalten sie sich doch, dem ihrer Gastfreundschaft Empfohlenen gegenüber, als wahre Gentlemen jeder Anspielung darauf und der Fremde geht schließlich aus ihrem Hause eher noch durch Geschenke bereichert, als ärmer, hervor.

Das Coupé des Omnibus war, als ein vermeintlich besserer, in Wirklichkeit aber nur etwas mehr kostender, und beim Regenwetter sogar schlechterer Platz schon acht Tage im Voraus von zwei Damen gemiethet worden, welche gewiß in demselben eine angenehme Fahrt zurückgelegt haben würden, hätte es nicht geregnet und wäre das Coupé nicht offen gewesen. Die Nässe

und Kälte, welche sie so ausstanden, bildete die Ursache, daß sie uns alle, sogar den großen Sack, um die geschützteren Plätze beneideten und dem Conducteur vorschlugen, sie wenigstens mit dem stummen Passagier tauschen zu lassen. Aber das ging nicht an, der große Sack durfte nicht naß werden und mußte, wenigstens so lange der Regen andauerte, im Besitz seines Platzes bleiben. Erst als dieser aufgehört hatte, fand der Wechsel statt und nun bekamen wir, statt der von Außen eindringenden Nässe, eine innere Ueberschwemmung in den Omnibus, welche von den durch und durch durchnäßten Crinolinen auf unsre Füße triefte. Möge dieß Jedem, der Sardinien im Winter bereist, zur Warnung vor dem Miethen eines Omnibuscoupé's dienen. Die Genugthuung, für vornehmer zu gelten, weil man einige Franken mehr für seinen Platz bezahlt hat, wird durch die Rheumatismen und Klimakrankheiten, welche man sich in dem ungesunden Sardinien mehr als anderswo durch tagelanges Naßwerden unfehlbar zuzieht, doch ein wenig zu theuer erkauft.

Bis zum Dorfe Monastir blieben wir auf demselben Wege, welchen ich schon auf der Reise nach Laconi zurückgelegt hatte. Eine Stunde später trafen wir in Nuraminis auf die ersten Ausläufer des älteren trachytischen Felsengebirges, welches die größere Hälfte des westlichen Theils der Insel bildet. Villa Greca, etwas weiter gelegen, soll, dem Namen entsprechend, griechischen Ursprungs und wirklich der Fundort einiger antiken Münzen gewesen sein, ist aber jetzt eines der ärmlichsten Luftziegeldörfer Sardiniens. Bald nachdem wir das große Luftziegeldorf Serrenti hinter uns gelassen, sahen wir mitten aus der Ebene vier säulenartig sich erhebende Steinmassen aufragen, welche von Weitem eine gewisse Aehnlichkeit mit den sogenannten celtischen Denkmälern, den Menhir, Dolmen und Kromlech, zeigten und auch wirklich schon von unwissenden Reisenden dafür gehalten wurden. Der einzige Baumeister ist jedoch hier die plutonische Kraft der Natur gewesen, welche diese aus jüngerem, viel Amphibol enthaltendem Trachyt bestehenden erruptiven Steingebilde an dieser Stelle hervorbrechen ließ, wo sie in früheren Epochen in compacterer Masse zu Tage lagen, später aber durch neptunische Einflüsse zu der dünnen Säulenform umgewandelt wurden, in welcher sie heute schlechte Archäologen irreführen. Diese Naturpfeiler heißen auf Sardinisch Perda lunga d. h. „die hohen Steine“

(lungu bedeutet in diesem Dialect viel öfter „hoch“ als „lang“) und besitzen viel Analogie mit der bei Sulcis erwähnten Trachytformation des Capo delle colonne, jedoch mit der Abweichung, daß hier, statt einer ganzen Reihe nur vier solcher Säulen, zwei kleinere und zwei größere, stehen. Namentlich eine der beiden kleineren zeigte eine täuschende Aehnlichkeit mit einem architektonischen Pfeiler. Diese Ebene bestand zwar zum größten Theil aus alluvialem Erdreich, während in dem angränzenden Gebirge Trachyt mit Jurakalk abwechselte, aber schon hie und da trafen wir hier auf schauerlich schwarze Felder, von basaltischer Lava überflossen, und fast mit keinem Humus bedeckt, auf welchen eigentlich nur zwei Pflanzen zu wachsen schienen, denn alle andern zeigten sich neben ihnen in so verschwindender Minderheit, daß man sie kaum bemerkte. Diese Gewächse waren der Pistacia lentiscus und der Asphodelus rhamnosus. Ersterer erschien hier als ein dickstämmiger Strauch, letzterer stand eben in der Blüthe und bildete mit seiner lilienartigen Blätterform und den zarten weißen Blumen keinen üblen Schmuck der Gegend. Man trifft diese beide Pflanzen längs der ganzen Straße von Cagliari bis nach Sassari, und überhaupt im Westen der Insel, so vorherrschend an, daß man sie wohl als die typischen Gewächse dieses Theils von Sardinien bezeichnen kann.

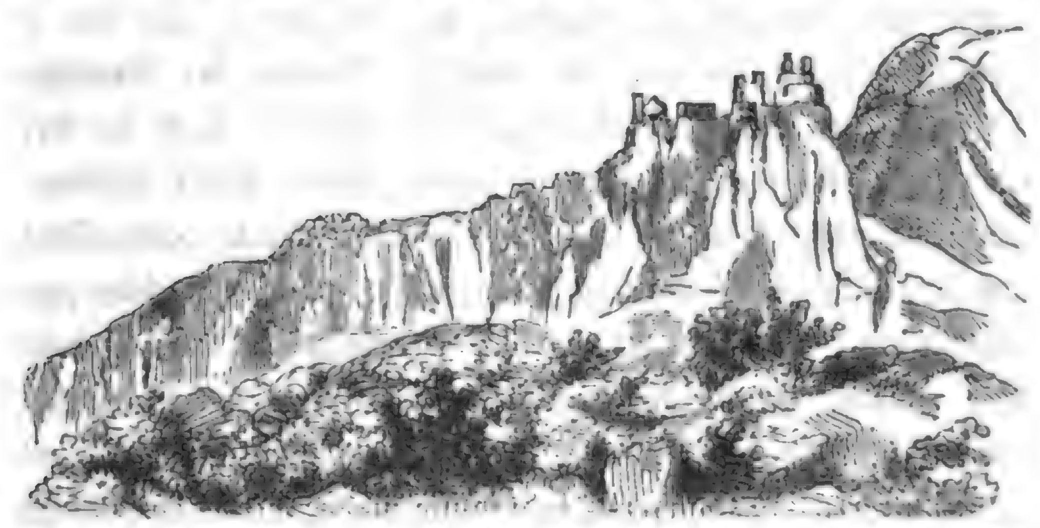
Mittag wurde in dem großen, theils noch aus Luftziegeln, theils jedoch schon aus schwarzem Basalt gebauten Dorf San Luri gemacht, in welchem ein schwerfälliges dreithürmiges Kastell, einst dem durch Dante berühmt gewordenen Ugolino gehörig, und eine alterthümliche kuppelgewölbte Kirche nebst einem sonderbarer Weise gleichfalls eine Kuppel tragenden Glockenthurm die einzigen hervorragenden Gebäude bildeten. San Luri ist in den Annalen des sardinischen Patriotismus durch eine seltsame Heldin berühmt, welche hier im Mittelalter die Rolle einer Judith, jedoch mit einer kleinen Abweichung vom Original, übernommen hatte. Der Holofernes der „Bella di San Luri“ d. h. der Schönen von San Luri, wie sie die patriotischen Sardinier galanter Weise stets nennen, war jener junge König Martin II. von Sicilien aus dem Hause Aragonien, welcher der nationalen Unabhängigkeit Sardiniens den letzten Schlag versetzte, indem er die bisher noch freigebliebenen Theile dieses Landes seiner Dynastie unterwarf. Er hatte im Jahre 1409 eben einen glänzenden

Sieg über Brancaleone Doria und den Vicomte von Narbonne, den Gemahl und den Neffen der berühmten Eleonora und ihre Erben als Beherrscher des Judicats Arborea, errungen, als er selbst von einem gefährlicheren Feind unterjocht werden sollte, nämlich von den Reizen der Bella di San Luri. Diese Schöne faßte, wie angedeutet, die Rolle einer Judith etwas anders auf, als ihr Vorbild. Sie hatte zwar den Tod des Feindes geschworen, aber dieser sollte nicht durch's Schwert, sondern unter den Pfeilen des Liebesgottes erliegen. Dieser verschmitzte kleine Gott scheint auch mit ihr im Bunde gestanden zu haben, denn es gelang der Schönen, den König zu einer solchen Höhe der Verliebtheit zu reizen, daß dieser, der menschlichen Schwäche uneingedenk, mit den Göttern an Liebesgluth zu wetteifern strebte. Die Folge davon war, daß er sehr bald gänzlich geschwächt an allgemeiner Entkräftung und Erschöpfung in den Armen der Schönen von San Luri verschied, welche für ihre heroische Aufopferung als neue Judith von nun an einen Verehrungsgegenstand ihrer Landsleute bildete und, trotz des etwas seltsamen Mittels, dessen sie sich zu Erreichung ihres patriotischen Zwecks bedient hatte, noch jetzt die Lobsprüche höchst ehrwürdiger, sardinischer Schriftsteller einerndtet. So sagt unter Andern der Domherr Spano über sie: „Diese Schöne von San Luri verdient einen Platz in der Geschichte, ebensogut wie unsre Nationalhelden, weil sie, wenn auch nicht mit dem Schwert, doch auf wirksame Weise, die Schmach ihres Vaterlandes rächte."

Nördlich von San Luri beginnt eine ausgedehnte, zum großen Theil aus basaltischem Erdreich bestehende Ebene, auf beiden Seiten von parallelen Hügelreihen eingerahmt. Auf einem der höchsten Punkte der südlichen beherrscht die Ruine des mittelalterlichen Schlosses Monreale die Gegend, welches im funfzehnten Jahrhundert den steten Zankapfel zwischen der Regierung und den Erben der alten Judices von Arborea, den Marchesen von Oristano, bildete, bald von einer, bald von der andern Parthei eingenommen und ebenso schnell wieder verloren wurde, bis es zuletzt durch den Fall der Herren von Oristano dauernd in die Gewalt der Aragonier kam. Dessen Abbildung folgt auf der nächsten Seite.

Am Fuße des Berges, auf welchem dies Kastell liegt, befindet sich eine Kirche, Santa Maria de Aquas, und in der Nähe eine heiße Mineralquelle,

in einem ziemlich wohlerhaltenen, römischen Thermensaal eingeschlossen. Die Thermen waren die von Ptolemäus erwähnten Aquae Neapolitanae, nach dem unweit davon, an der Mündung des „heiligen Flusses“ in's Meer, gelegenen Municipium Neapolis genannt (Siehe zu Ende Karte des antiken Sardinien).



Das kleine Dorf Sardara, der Verbindungspunkt dieser noch jetzt benutzten Bäder mit der Landstraße, soll seinen Namen von einer Nachkommin des fabelhaften Jolaus führen, welche nebst ihrem Gemahl Lesites in dem dem guten Könige Gialetus gewidmeten Rhythmus als Wohlthäterin dieser Gegend und Beförderin der Landwirthschaft gepriesen wird.

Vos Lesites et Sardara, conjuges piissimi
Fundatores jam massarum.

Das Wort massarum scheint mir der „spuria et prava Latinitas“ anzugehören und soll dasselbe wie das italienische masseria ausdrücken, welches feste Hüttenwohnung im Gegensatz zum Nomadenzelt bedeutet. Diese mythische Dame scheint also die Landleute der hiesigen Gegend von der Culturstufe der Viehzucht auf die des Ackerbaues gehoben zu haben, womit das Aufgeben des Nomadenlebens zusammenhängt, also wird dieser Tochter des Jolaus eine ähnliche Thätigkeit, wie dem fabelhaften Sardus pater zugeschrieben. Dieser Umstand, sowie auch der Name Sardara, der aus Sardus entstanden zu sein scheint und uns hier als der einer Tochter des Jolaus angegeben wird, bestärkt mich noch mehr in der schon oben besprochenen Vermuthung, daß Jolaus und Sardus pater nur einen und denselben Typus ausdrücken dürften.

Nach dem Dorfe Uras, wo uns der juristische Pfarrer verließ, um hier das eben erlangte Gemeindeämtchen anzutreten, kamen wir in die eigentlichste Fieberregion von Sardinien, die an Sümpfen, Teichen und Salzwasserseeen überreiche Gegend von Oristano. Zuerst stießen wir auf einen ausgedehnten sehr fischreichen See, welcher sich, parallel mit der Küste, von den Ruinen des antiken Neapolis beinahe bis an die westliche Grenze der Landstraße hinzog. Aber auch gegen Osten erblickten wir sumpfige Wasser, bald in kleineren bald in größeren Lachen stagnirend. Jedoch nicht allein dieser Süden der alten Hauptstadt von Arborea, sondern auch der nördliche flache Küstenstrich zeigt sich reich an solchen ominösen Gewässern. Denn sie sind es, welche jene tödtlichen Miasmen aushauchen, die das Klima von Oristano zu dem Fieberklima Katexochen machen. Ueber die Gefährlichkeit dieses Klima's herrscht nicht nur unter allen Ausländern, welche die Insel bereisten, sondern selbst unter allen Sardiniern, welche nicht eben aus dieser Stadt abstammen, blos eine einzige Stimme. Ich habe jedoch schon in früheren Capiteln so viel von der sardinischen Malaria gesprochen und werde auch in späteren leider noch oft auf dieses unerschöpfliche Thema zurückkommen müssen, daß ich den Leser nicht durch Ausführlichkeiten über die hiesige Mordgrube langweilen und mich darauf beschränken will, in wenig Worten das Klima Sardiniens im Allgemeinen und Oristano's im Besondern zu brandmarken. Sardinien ist überall ungesund, selbst seine sogenannt gesundesten Gegenden zeigen sich reich an speciellen klimatischen Krankheiten, Oristano aber kann man ebensogut und vielleicht noch mehr als Terranuova, Portotorres, Iglesias, Nora und andere ominöse Namen, als das Gräuel aller Gräuel bezeichnen. Man kennt kein Beispiel eines Nichtsardiniers, welcher hier dem Fieber entgangen wäre, und nur wenige Fälle, in welchen dieses Fieber nicht tödtlich auftrat, namentlich die Kinder sind eines baldigen Todes hier beinahe gewiß. Aber auch die Sardinier widerstehen selten der hiesigen Malaria und selbst die Eingeborenen von Oristano müssen ihrem gefährlichen Einfluß Tribut zahlen.

In dieser Sumpfebene schweifte der Blick weit hinaus über Land und Meerbusen bis an das den Golf von Oristano südwestlich umschließende Vorgebirge della Frasca, welchem man in neuester Zeit den Ruhm vindicirt hat, den

Leuchtthurm des Sardus pater, das von Ptolemäus erwähnte Fanum Sardipatoris getragen zu haben. In dem kleinen, durch eine sehr alte Kirche merkwürdigen Dorfe Santa Giusta überraschte uns die Nacht, aber wir befanden uns schon nahe beim Ziel unsrer Reise, welches wir nach 13stündiger Fahrt von Cagliari aus endlich um 7 Uhr Abends erreichten.

Von was für Menschen doch das Wohl und Wehe des Reisenden, namentlich in selten besuchten Ländern, oft abhängt, und was für unbedeutende Persönlichkeiten unter Umständen für ihn die größte Wichtigkeit erlangen können, davon sollte ich hier in Oristano wieder an einem recht schlagenden Beispiel die Erfahrung machen. In dieser Stadt war ich nun zwar angekommen und auf ihrem Pflaster abgesetzt worden, aber das schien auch Alles zu sein, was sich mir für heute erreichbar zeigte, auf ein Unterkommen durfte ich seiner Ueberfülltheit wegen in dem einzigen kleinen Gasthof nicht rechnen und die mir freundlichst angebotenen Zimmer des Antiquars, meines Reisegefährten, stellten sich bei genauer Besichtigung als unbewohnbar heraus, da sie nichts als Rumpelkammern von altem, römischen Töpfergeschirr bildeten, unter welchem zwischen den Chaos von Amphoren, Grabeslampen, Urnen, Dolien, Pateren, das in dreifacher Schicht den Boden bedeckte, kaum Platz für die Kiste mit den Scarabäen, auf der ihr Eigenthümer zu schlafen pflegte, übrig blieb. Es ist wahr, der Besitzer der Kiste erbot sich, mir dieses kostbare Lager abzutreten, aber ich konnte mich nicht zur Verantwortlichkeit des Schätzehütens entschließen, wer weiß ob mich das Bewußtsein, auf so vielen werthvollen Antiquitäten zu ruhen, welche gewiß einen Anziehungspunkt für Diebe bilden mußten, hätte schlafen lassen. Zudem war dieses Lager auch kaum bequemer, als der blose Fußboden, und nur ein Antiquar konnte so ein Ding ein Bett nennen. Mir schien es jedoch heute besonders wünschenswerth, nicht nur letzteres, sondern auch ein eignes Zimmer zu finden, da der sämmtliche Inhalt meiner Koffer, welche oben auf dem Omnibus ein zehnstündiges Regenbad genommen hatten, ausgepackt und getrocknet werden mußte. Wo aber dieses Zimmer bekommen? Das vermochte weder ich, noch der Antiquar zu ahnen. Aber ein Anderer vermochte es und, was noch besser war, er wußte es mir sehr bald zu verschaffen und zwar in demselben überfüllten Gasthof, in welchem man mich schnöde ab-

gewiesen hatte. Dieser Tausendkünstler bildete eine Specialität von Oristano, sein Handwerk bestand zwar ursprünglich nur im Koffertragen, welches er übrigens in der That zu einem Monopol in Oristano erhoben hatte, denn kein Dienstmann oder Packträger konnte neben ihm in der kleinen Stadt noch aufkommen. Aber er war in Wirklichkeit auch noch ein zu Allem brauchbares Factotum der Reisenden, durch welchen man Zimmer, Essen, Wagen, Reitpferde, ja sogar antike Kunstgegenstände bekommen konnte, alles freilich für schrecklich viel Geld, denn er führte nicht umsonst den Beinamen „Margiani", d. h. der Fuchs, unter welchem er allein bekannt zu sein schien. „Man nennt ihn den Fuchs, so sagte mir die naive Wirthin, weil er seine Hühner, das heißt die Reisenden, ausgezeichnet zu rupfen versteht." In die Hände dieses Menschen war nun mein Wohl und Wehe gelegt und ich muß gestehen, daß ich dabei, die kleine Unannehmlichkeit des Zankens um die Bezahlung abgerechnet, nicht schlecht fuhr. Den ersten Beweis von seiner Tausendkünstlerei lieferte mir das treffliche, bequeme Zimmer, in das ich nun zu meinem Erstaunen in eben demselben Gasthof geführt wurde, in welchem die Wirthin versichert hatte, daß auch für keine Katze mehr Unterkommen zu finden sei. Für dieses Zimmer mußte ich freilich Margiani mehr bezahlen, als der Wirthin, sonst hätte er sich nie die Mühe gegeben, es mir durch List und Gewalt zu verschaffen. Die Wirthin schien nicht zu tadeln, sie hatte wirklich kein freies Zimmer und nicht die Kühnheit Margiani's besessen, einen Reisenden hinaus zu werfen, um mir dessen Wohnung einzuräumen. Denn nun erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß ich einem solchen Gewaltschritt Margiani's mein Zimmer verdanke. Ich sah mich schon allen möglichen Unannehmlichkeiten von Seiten des hinausgeworfnen Passagiers ausgesetzt, aber ich hatte nicht an Margiani gedacht. Diesem Tausendkünstler gelang es, den durch ihn obdachlos gewordenen Reisenden, dessen Factotum er natürlich auch vorstellte, zu überreden, noch an demselben Abend mit dem Eilwagen abzureisen. Dieser Reisende war nämlich wie fast alle, welche man in Sardinien trifft, ein Commis voyageur und handelte mit Porcellan, von dem er eine ganze Kiste mitschleppte. Letztere sollte ihm Margiani erst am folgenden Tage wieder packen, zunageln und an den Eilwagen bringen, der schlaue Fuchs gab aber nun vor, den Befehl als auf heute lautend ver-

standen zu haben, und so vernahm der Handlungsreisende bei seinem Nachhausekommen zu seinem Erstaunen, daß sein Zimmer bereits vermiethet und sein Gepäck schon auf die Diligence geladen sei und Margiani in seiner Eigenschaft als Factotum auch bereits den Platz für ihn genommen habe. Wieder Auspacken, ein endloser Streit mit Margiani, eine Nacht ohne Schlafzimmer, das Alles schienen dem Porcellanhändler so große Unannehmlichkeiten, daß er es vorzog, zwar herzlich über Margiani's vermeintliche Dummheit (er entdeckte die List des Fuchses nie) zu schimpfen, schließlich aber doch dessen Rath zu befolgen und abzureisen. Im Gasthofe herrschte Margiani geradezu als Despot und die Wirthin traute sich nicht den Mund ihm gegenüber aufzuthun, da er im Stande gewesen wäre, ihr sämmtliche Reisende abspenstig zu machen, obgleich kein andrer Gasthof existirte. Aber Margiani galt für fähig, im Nothfall einen solchen zu improvisiren, ja ihn, wenn es sein mußte, auf eigne Kosten aufzuthun, da ihm die öffentliche Meinung den Besitz einiger verscharrter Geldsäcke zuschrieb.

Oristano zeigte sich als eine sehr weitläufig gebaute Stadt, welche gewiß dreißigtausend Einwohner aufnehmen könnte, aber in Wirklichkeit nicht den dritten Theil davon besitzt, mit langgedehnten Vorstädten von endlosen Reihen niedriger Luftziegelhäuser, in denen hauptsächlich die zahlreichen Töpfer wohnen, welche von hier aus ganz Sardinien mit ordinären irdenen Geschirren versehen. Größere Häuser zählt es kaum hundert, an Kirchen besitzt es aber Ueberfluß, unter welchen die auf folgender Seite abgebildete, erzbischöfliche den ersten Rang einnimmt.

Dieses Erzbisthum hat vielleicht von allen in Italien in pecuniärer Beziehung den tiefsten Fall gethan; früher das reichste sämmtlicher piemontesischen Staaten, erfreute es sich eines Einkommens von anderthalb hunderttausend Franken, nun ist es, wie alle andern, auf die bescheidene Summe von 6000 reducirt, welche übrigens der Fiscus jetzt auch erspart, da Oristano's Bischofssitz ebensogut leer steht, wie fast alle in Sardinien. Mit einem so bedeutenden Einkommen, wie dem, welches dieser Sprengel ehedem besaß, soll gleichwohl ein Erzbischof zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht zufrieden gewesen sein. Es heißt, er träumte nur von unterirdischen Schätzen, welche in der Erde, in alten

Schlössern, Gräbern, ja selbst in Kirchen vergraben sein sollten. Auf letztere namentlich hielt er sein Augenmerk gerichtet. Die schöne, im gothischen Styl gebaute, uralte Kirche der Benedictiner war ihm namentlich ein Dorn im Auge.

Was für Schätze würde man durch ihr Niederreißen nicht entdecken können? Aber die Benedictiner wollten lange nichts davon wissen und hätten auch gewiß ihre Kirche nicht niederreißen lassen, wäre nicht plötzlich in Sardinien ein seltsamer Architekt in die Mode gekommen, welcher das Demoliren alter und Erbauen neuer Kirchen an deren Stelle an die Tagesordnung brachte. Dieser Architekt war ein Franciscanermönch, Namens Fra Antonio Cano, welcher in Rom die Architektur studiert zu haben glaubte und sich dort von einem ungeheuren Enthusiasmus für die Formen des Pantheon erfüllt hatte. Alte Kirchen Niederreißen und kleine Pantheons an ihrer Stelle Errichten, das wurde der leitende Gedanke seines Lebens und in dessen Ausführung fand er auch seinen Tod, denn er wurde unter den Trümmern eines von ihm in Nuoro erbauten

Pantheons, welches einstürzte, als es noch im Bau begriffen war, begraben. Dasselbe Schicksal theilten fast alle andern Kirchen Fra Antonio's, die meisten überlebten den Tod ihres Erbauers nicht. Diejenige, welche er in Oristano auf den Trümmern der Benedictinerkirche, in welchen man natürlich die gesuchten Schätze nicht fand, erbaute, stürzte einige Tage, ehe sie eingeweiht werden sollte, total zusammen. Jetzt hat man eine andere hier errichtet, welche die Stelle des Chors der gothischen, von Fra Antonio zerstörten Benedictinerkirche einnimmt. Aber die Mauern der Längenschiffe des mittelalterlichen Baues stehen noch da und verkünden durch ihre Solidität, daß dieser wohl fähig gewesen wäre, noch manchem Jahrhundert zu trotzen. Sie bilden eine herrliche gothische Ruine, die mit ihren edlen Formen des in ihr errichteten modernen Machwerks zu spotten scheint.

Eine andere, jetzt modernisirte Kirche besitzt insofern historisches Interesse, als sie auf Anregung des Papstes Bonifacius VIII. im Jahre 1295 zu dem Zwecke erbaut wurde, um den durch die ägyptischen Moslems aus dem Orient vertriebenen und hierher geflüchteten christlichen Bewohnern von Tyrus in Palästina zum Gotteshause zu dienen. Diese Einwanderung orientalischer Christen, lange bezweifelt, ist von Martini in neuester Zeit siegreich bewiesen worden, sie allein kann auch den Umstand erklären, warum der genannte Papst den Bischofstitel von Tyrus mit dem von Oristano vereinigte. Sie giebt uns gleichfalls den Schlüssel dazu, warum das bei Oristano gelegene Dorf Cabros so auffallend an den griechisch-orientalischen Typus erinnert.

Oristano liegt zwar beinahe an der Stelle des antiken Othoca, welches im Itinerarium Antonini Augusti vorkommt, die Stadt ist aber gleichwohl eine mittelalterliche Schöpfung und zwar führt sie, wie derselbe Martini in den hier gefundenen, berühmten Pergamenen von Arborea entdeckte, ihren Namen nach einer Fürstin Arista oder Aristana, Tochter des Regulus oder Judex von Arborea, Opertus und Mitregentin ihres Bruders, des schwachsinnigen Judex Gunalis. Diese Fürstin lebte um das Jahr 950 und mag wohl an dieser Stelle, welche vorher Vinea regia (königlicher Weinberg) hieß, ein nach ihr benanntes Dorf gegründet haben. Aber zur Stadt wurde Oristano erst ein Jahrhundert später, als im J. 1070 die sämmtliche Bevölkerung von Tharros,

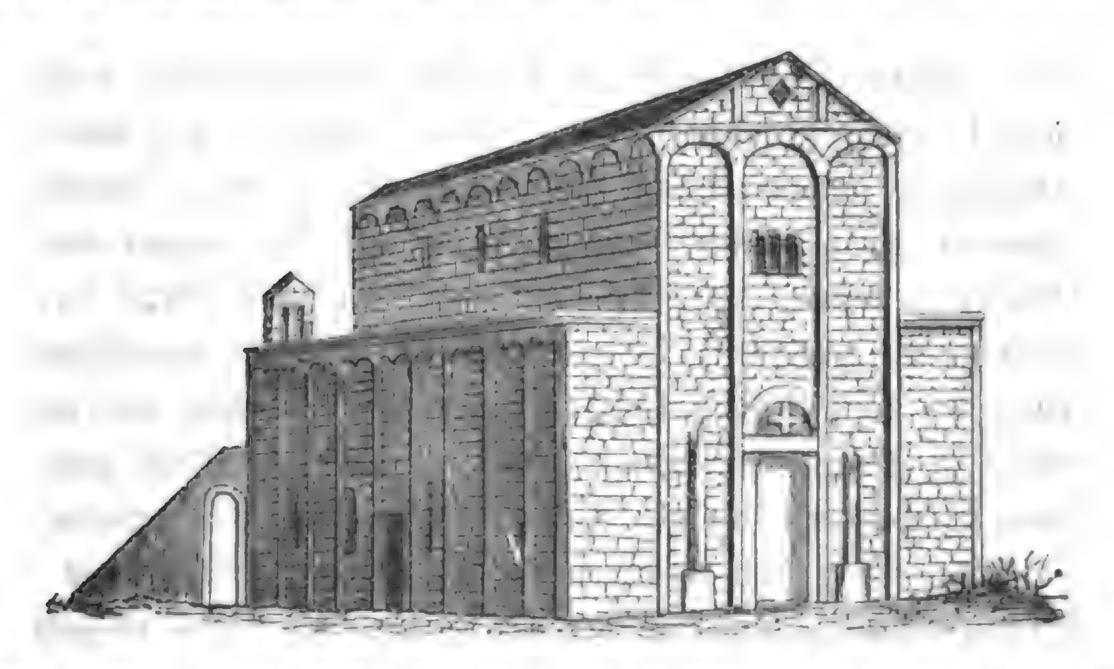
wegen der Räubereien der Saracenen, denen ihre Heimath allzusehr ausgesetzt war, diese verließ und mit dem Judex Onrocus, dem Erzbischof und der Geistlichkeit an der Spitze hierher auswanderte. Sie führten sogar den Mörtel, die Balken und die Steine ihrer Häuser mit herüber, wovon noch jetzt ein sardinisches Sprichwort Zeugniß giebt.

De sa citadi de Tarrus
Portan sa perda a carrus.

„Aus der Stadt Tharros führen sie die Steine auf Karren". Oristano wurde nun, was bisher Tharros gewesen war, die Hauptstadt der Reguli oder Judices von Arborea und als solche spielt es in der sardinischen Nationalgeschichte eine wichtige Rolle, namentlich da es das letzte Asyl der nationalen Unabhängigkeit bildete, welches der aragonischen Herrschaft trotzte und die Knechtung der übrigen Insel um mehr als ein Jahrhundert als freie Stadt überlebte. Ueber seine Geschichte und die seiner Beherrscher wird man in dem historischen Capitel dieses Buches Ausführliches finden. Das, was mir von der Stadt noch zu schildern übrig bleibt, ihre Sammlungen von Antiquitäten und Kunstsachen, hängt so genau und ausschließlich mit den Ruinen von Tharros zusammen, daß ich ihre Erwähnung wohl auf das nächste Capitel verschieben kann, welches jener uralten karthagischen Colonie gewidmet ist.

Ein für Sardinien höchst ungewohntes Vergnügen wurde mir in Oristano zu Theil, nämlich eine Eisenbahnfahrt, zwar nicht vermittels Dampfkraft, sondern mit einer bescheidnen Draisine. Dennoch zeigte sich die Bahn vollkommen im Stande, und ist es bereits seit 5 Jahren, zu welcher Zeit man beinahe schon den Schienenweg bis nach Cagliari vollendet hatte, als plötzlich wegen Geldmangels die Stockung in den Arbeiten eintrat, welche noch heute fortdauert. In Folge derselben ist fast aller Nutzen der ausgeführten Arbeiten zu Nichte geworden, die Bahn liegt vernachlässigt, wie eine moderne Ruine da, nur das kleine Stück zwischen Oristano und dem Dorfe Sta Giusta, hat sich in leidlich brauchbarem Zustande erhalten. Um die interessante alte Kirche letzteren Dorfes zu sehen, unternahm ich diese Rutschpartie. Das Gotteshaus, einst eine bischöfliche Cathedrale, wie so viele Landkirchen Sardiniens, ehe man im 15. Jahrhundert die Ueberzahl der Bisthümer auf der Insel reducirt hatte,

ist eines der ältesten Sardiniens, wie auch sein Aeußeres hinlänglich andeutet. Der Leser thut übrigens wohl, sich bei diesem allein aufzuhalten, da das Innere leider in einem barbarischen Zopfstyl restaurirt und entstellt erscheint. Unterhalb der Kirche befindet sich ein großes Souterrain, in welchem, seiner



frommen Legende gemäß, die Heilige den Märtyrertod erlitten haben soll. Es scheint, daß diese fromme Märtyrerin in irgend einer geheimnißvollen Beziehung zum Gott Mammon gestanden haben muß, denn das Volk schreibt ihr ganz fabelhafte Schätze zu, welche sämmtlich mit ihr begraben worden sein und sich in diesem Gewölbe befinden sollen.

Zehntes Kapitel.

Tharros.

Ungefähr dieselbe Rolle eines kleinen Californiens, welche in allerneuster Zeit, seit Entdeckung der Zinkgruben, der Umgegend von Iglesias zugefallen ist, hatte in dem zuletzt verflossenen Jahrzehnt unsres Jahrhunderts die Nekropolis von Tharros gespielt. Trotz kleinerer Ausgrabungen, welche in früherer

Zeit hier vom König Carl Albert und von Spano veranstaltet worden, so kann man doch behaupten, daß bis zum Jahre 1851 die Ruinen von Tharros dem größeren Publikum beinahe unbekannt geblieben waren. Den Anstoß zu einer fieberhaften Thätigkeit auf diesem Trümmerfelde sollte in dem genannten Jahre ein reicher Engländer, Lord Vernon, geben, welcher, nach Alterthümern suchend, unter andern Orten auch in Tharros Nachgrabungen anstellen ließ, die von einem so überraschenden Erfolge gekrönt wurden, wie man ihn nach den verhältnißmäßig unbedeutenden Resultaten der früheren Nachforschungen gar nicht erwartet hätte. Letztere waren meist auf die weniger interessanten, römischen Gräber gestoßen, Lord Vernon aber hatte das Glück, eine ganze Reihe karthagischer zu enthüllen, in welchen nicht nur viel interessantere, sondern auch durch ihr kostbares Material an und für sich schon viel werthvollere Kunstgegenstände in erstaunlicher Menge gefunden wurden. Diese letztere Eigenschaft, der baare Geldeswerth der hier entdeckten Alterthümer, der vielen Schmucksachen vom reinsten Gold und kostbaren Steinen, brachte, sowie das Ergebniß von Lord Vernon's Ausgrabung sich verbreitete, bald die ganze Gegend in eine fieberhafte Aufregung. Die Bewohner der benachbarten Dörfer strömten schaarenweise nach dem seit 800 Jahren einsamen Tharros; aus dem zunächst gelegenen Dorfe Cabros brachten Alle, welche nur eine Schaufel handhaben konnten, auf diesem Trümmerfelde den ganzen Tag zu, große Gesellschaften bildeten sich zur Ausbeutung der antiken Schätze, und während der ersten Monate wurde das früher stille Ruinengefilde der Schauplatz der geldgierigen, aber höchst ungeregelten Thätigkeit von einigen fünfhundert Schatzgräbern, denn sie verdienten wirklich keinen besseren Namen, da sie meist so unwissend waren, daß sie den Kunstwerth der gefundenen Gegenstände nicht im Entferntesten zu ahnen vermochten, und mit einem wahren Vandalismus zu Werke gingen, nur nach Gold suchend und, wenn sie dieses fanden, den Metallwerth allein berücksichtigend, indem sie oft die schönsten Kunstsachen zu einem Klümpchen Gold umschmolzen, oder gar barbarisch zerstückelten und untereinander vertheilten. Auf diese Weise fügten sie in ihrer Unwissenheit ihrem eignen Beutel den größten Schaden zu, indem sie den Kunstwerth der gefundenen Gegenstände zu Nichte machten, und entzogen nebenbei den Museen

und Alterthumsfreunden die interessantesten Denkmäler einer so wenig bekannten Culturperiode. Es fanden unglaubliche Dinge statt, welche sich nur durch die Unwissenheit eines rohen Bauernvolks erklären lassen. So entdeckte man in einigen dieser Gräber eine Anzahl jener schönen, mit ägyptisch-phönicischen Götterbildern geschmückten, goldnen priesterlichen Stirnbänder, deren das Museum von Cagliari einige, leider jedoch nur wenige erwerben konnte, obgleich ihrer viele gefunden wurden. Hätten die Bauern diese Kunstgegenstände unversehrt gelassen, so würden sie gewiß mit deren Verkauf ein zehnmal vortheilhafteres Geschäft gemacht haben, statt dessen aber zerschnitten sie diese Goldplättchen oft in ein Dutzend kleine Stücke und gaben dieselben, als deren Antheil am Ergebniß des Fundes, ihren Mitarbeitern, welche sie den Juwelieren um den Metallwerth zu verkaufen pflegten. Auf diese Weise ging der bei Weitem größte Theil derjenigen Kunstsachen zu Grunde, welche aus dem werthvollen Metall bestanden. Deßhalb sind auch die goldenen Ohrgehänge, Fingerringe, Amulette, Broschen, Nadeln, Armspangen namentlich die Stirnbänder aus den Ruinen von Tharros verhältnißmäßig viel seltner, als die aus weniger kostbarem Material verfertigten Kunstsachen. Unter letzteren waren die Scarabäen am Zahlreichsten vertreten; da diese nur sehr selten aus Gold, sondern meistentheils aus Steinen oder glasirtem Thon bestanden, so hielten sie die dummen Bauern für völlig werthlos und verkauften dieselben oft für wahre Spottpreise an Kunstfreunde oder Speculanten aus Oristano und Cagliari, von denen die letztere Classe brillante Geschäfte damit machte und in kurzer Zeit, begünstigt durch die Nachfragen und hohen Angebote einiger verrückten Engländer, den Preis auf eine so unglaubliche Höhe schraubten, daß die Scarabäen heutzutage in Sardinien beinahe unerschwinglich geworden sind und man im Stande ist, für einen einzigen tausend Franken zu verlangen. Zum Glück hatten jedoch einige intelligente und zugleich uneigennützige Männer, wie Spano und sein Namensvetter, der Gerichtspräsident Spano in Oristano, der Museumsdirector Cara und Andre sich jene erste Zeit der Wohlfeilheit zu Nutze gemacht und jene schönen Sammlungen angelegt, deren größter Theil jetzt die Zierde des Museums von Cagliari bildet. Die reichhaltigste Sammlung wurde von Spano dieser Anstalt geschenkt. Eine andere befindet sich noch zur größeren Hälfte im

Besitz ihres Sammlers, des Giudice Spano in Oristano, wo ich ihre reichen und interessanten Schätze zu meiner nicht geringen Befriedigung in Augenschein nahm. Aber eine beträchtliche Menge der hier gefundenen Scarabäen, deren Gesammtzahl La Marmora auf zweitausend, Spano aber auf das doppelte schätzt, sowie viele andere Kunstgegenstände wurden leider durch die Speculanten in's Ausland, meist nach England, verschleppt, so daß Sardinien jetzt kaum die Hälfte der in seinem Boden gefundenen Alterthümer besitzt.

Ehe man zu den Ruinen von Tharros gelangt, welche von Oristano in drei Stunden zu Wagen erreichbar sind, kommt man nach dem großen Dorfe Cabros, dessen Bewohner sich durch ihren orientalischen Typus von den übrigen Sardiniern auffallend unterscheiden, ein Umstand, den ich mir nur durch ihre Abstammung von den im 13. Jahrhundert hieher eingewanderten Bewohnern von Tyrus im alten Phönicien zu erklären weiß. Diese Bauern nahmen unter allen Schatzgräbern von Tharros die hervorragendste Stelle ein, und ihre Häuser sollen eine Zeitlang wahre kleine Museen gebildet haben, zu denen die Archäologen und Speculanten aus Sardinien und dem Ausland in Schaaren strömten. Es konnte nicht fehlen, daß die Leute von Cabros durch solche Berührungen eine Dosis von schlechtverdautem archäologischem Wissen in sich aufnahmen, welches sie selbst jetzt noch, nachdem doch der Alterthumsschwindel hier längst verraucht ist, mitunter auf die lächerlichsten Gedanken und Pläne bringt. Einen Beleg hiezu lieferte mir ein seltsamer Kauz von einem verdrehten, antiquarischen Dorfbewohner. Dieser Mann gehörte früher zu den reichsten Bauern von Cabros, hatte sich jedoch in neuester Zeit durch viele, planlos und sinnlos angestellte Nachgrabungen ruinirt, so daß er sich jetzt ein freilich höchst prekäres Existenzmittel dadurch zu sichern suchte, daß er sich den seltnen Fremden, welche die Ruinen von Tharros besichtigen wollten, unter Andern auch mir, zum Führer anbot. Er verrieth in seinem Gespräch eine lächerliche Exaltation und fast abergläubische Ueberschätzung des werthvollen Inhalts, welchen der Boden der phönicischen Colonie noch jetzt, nachdem bereits fast jeder Winkel durchstöbert worden, zu enthüllen im Stande sein soll. Er behauptete, der wahre Fundort der reichsten Schätze bilde bis jetzt noch für Jedermann ein Räthsel, nur er habe ihn entdeckt, aber da große Geldmittel

dazu nöthig seien, um ihn zugänglich zu machen, so werde er das Geheimniß so lange in seine Brust verschließen, bis er einen reichen Capitalisten gefunden habe, welcher sich mit ihm zur Ausbeutung des allerneuesten Californiens associiren würde. Soviel wollte er jedoch meinem Begleiter, dem Antiquar, gnädigst von seinem Geheimniß verrathen, daß jener Fundort nirgendwo anders, als im Meere, liege. Allerdings ist, wie wir Aehnliches schon bei Nora sahen, ein Theil der Stadt und auch vielleicht der Nekropole von Tharros durch irgend ein elementares Ereigniß in's Meer versenkt worden, und es wäre deßhalb wohl möglich, daß gleichfalls jene, jetzt vom Uferwasser bedeckten Grabstätten ähnliche Kunstsachen enthielten, wie die auf dem Lande gelegenen, aber unser antiquarischer Phantast ging doch in seinen Vorstellungen von deren muthmaßlichem Inhalt ein wenig gar zu weit. Da er in uns gläubige Zuhörer zu erblicken vermeinte, so ließ er dem vollen Schwung seiner aufgeregten Phantasie freien Lauf und tischte uns eine fabelhafte Geschichte von einem karthagischen General auf, dessen vom Uferwasser bedeckte Leiche, mit einer Million an Goldeswerth, an riesengroßen Diamanten und kostbaren Kunstsachen geschmückt, er entdeckt, ja deutlich vor sich liegen gesehen habe, ohne jedoch im Stande gewesen zu sein, sich die erblickte Million anzueignen. Aber, wenn der ersehnte Capitalist käme, dann werde er das Uferwasser an jener Stelle abdämmen lassen, den Karthaginienser von seinem ihm so unnützen Ballast befreien, die Million mit dem Collegen redlich theilen und mit einem Schlage vom Stande eines armen Bauers zu dem eines Crösus übergehen. In mir schien er einen Augenblick die ersehnte Milchkuh erblicken zu wollen, aber meine keineswegs enthusiastischen Antworten belehrten ihn bald eines Besseren.

Ich führe die Excentricitäten dieses antiquarischen Bauers nur deßhalb an, weil er keineswegs allein steht, sondern der Repräsentant einer ganzen Classe von Menschen in Cabros, Oristano, ja selbst in Cagliari ist, welche alle ähnlichen Schwindel glauben, wenn auch dieser ihn vielleicht auf die hyperbolischste Spitze trieb. Schätzegraben im Allgemeinen scheint überhaupt das Steckenpferd der unwissenden Classe der Sardinier zu bilden und, welchem thörichten Wahn sie sich in dieser Beziehung oft hinzugeben pflegen, davon wurde mir in Oristano durch den Bruder der Wirthin ein weiteres komisches Beispiel geliefert. Dieser

gute Mann behauptete allen Ernstes, er kenne zwei in alten Schloßruinen vergrabene, unermeßliche Schätze, und wenn man ihn nach dem Grund fragte, warum er dieselben nicht zu heben versuche, so kam eine ähnliche Erzählung wie diejenige von dem zu erwartenden Capitalisten des Bauers von Cabros zum Vorschein.

Von letzterem Dorfe nach den Ruinen von Tharros mußten wir einen zweistündigen Umweg um den großen Salzwassersee zurücklegen, welcher das Vorgebirge von San Marco, auf dem die Nekropole liegt, von Cabros trennt. Außer dieser Todtenstadt ist eigentlich von dem alten Tharros fast nichts und dieselbe auch wohl nur deßhalb übriggeblieben, weil sie im Felsen selbst angelegt war, und nicht mit den nach Oristano gefahrenen Steinen der Häuser und öffentlichen Bauten verschleppt werden konnte. Die mittelalterlichen Städteverschlepper verschonten jedoch nicht nur diese Felsengrotten, sondern, ohne Zweifel aus religiöser Ehrfurcht, auch die Hauptkirche der vor ihrer Zerstörung schon viele Jahrhunderte hindurch christlichen Stadt. Diese heutigen Tags noch wohlerhaltene, selbst jetzt zuweilen benutzte Kirche, San Giovanni di Sinis genannt, sowie ein unweit davon befindlicher alter Küstenthurm bilden nunmehr die einzigen den Boden überragenden Baugegenstände der Halbinsel. Die Kirche ist ohne Zweifel die vom Bischof Fara von Bosa in seiner Chronographia localis erwähnte einstige Cathedrale der Bischöfe von Arborea, da letztere ausdrücklich von ihm, als dem h. Johannes (Giovanni) gewidmet, genannt wird, und die noch vorhandene unter der Anrufung desselben Heiligen steht, auch durchaus einem Dome entspricht. Sie ist ein schwerfälliges Gebäude im Styl des neunten Jahrhunderts, wahrscheinlich nach byzantinischen Vorbildern errichtet, besitzt drei Längenschiffe, von massiven Pfeilern getrennt, sowie eine Kuppel und besteht aus einem Material, welches offenbar aus den Ruinen des heidnischen Tharros geraubt wurde; wie zahlreiche baumännische Zeichen und regelmäßig angebrachte Vertiefungen auf und in den Werksteinen, welche nur deren ursprünglicher architektonischer Bestimmung entsprechen können und bei der gegenwärtigen ganz sinnlos erscheinen, vermuthen lassen. Der unweit von dieser Kirche gelegene und nach ihr benannte, alte Wachtthurm bezeichnet meiner Ansicht gemäß den nördlichsten Punkt der alten karthagischen und römischen

Stadt. Südlich von ihm erstreckt sich der zu der Halbinsel der Nekropole führende schmale Isthmus, auf welchem die Stadt Tharros, wie das bimare Corinthum, gleichsam rittlings saß, während ihre Vorstädte, ihre Hafenbauten und ihre Nekropolis die Halbinsel von San Marco, zu welcher die Landzunge führt, füllten. Die große Menge von Seepflanzen, welche der die Landzunge und Halbinsel östlich begränzende Golf von Oristano auf der einen Seite hieherschwemmte, und die noch größere Masse des Sandes, welche das Meer und der Westwind auf der anderen Seite anhäuften, haben die zahlreichen Häuserfundamente, die in früheren Jahren noch hier sichtbar waren, fast gänzlich bedeckt, so daß nun von der Stadt der Lebenden beinahe nichts mehr zu Tage liegt. Das Einzige, was an sie erinnert, ist ein antiker Brunnen, welcher trotz der Nähe des Meeres und der Leichtigkeit, womit dessen salziges Naß durch das hiesige Terrain filtrirt, dennoch jetzt noch ein ebenso gutes Trinkwasser darbietet wie in den Tagen des Fara, welcher Chronist seine Vortrefflichkeit preist. Die Vorzüglichkeit dieses Wassers in der sonst brunnenlosen Meeresnähe und der Umstand, daß man in Tharros weder Aquäduct noch Cisternen findet, haben Einige auf die Vermuthung gebracht, der Brunnen müsse durch eine unterirdische, natürlich von den Alten herrührende Wasserleitung gespeist werden. Der Anfangspunkt eines solchen Cryptoaquäducts müßte freilich in bedeutender Entfernung gesucht werden. Uebrigens hat noch Niemand eine Untersuchung durch Nachgrabungen in dieser Beziehung angestellt.

Beinahe die ganze Halbinsel besteht aus Basalt und basaltischer Lava, auf deren Masse sich in der Diluvialperiode eine ziemlich hohe Schicht quaternären Sandsteins angesetzt hat, welche den Hügel bildet, in dem sich die Todtenstadt angelegt zeigt.

Diese Nekropole ist es, welche seit dem Jahre 1851 jene zahllosen, antiken Schätze enthüllt hat, welche nun die Museen füllen, und deren Formen zu so manchen eigenthümlichen Conjecturen Anlaß gegeben haben. Diese Formen erinnern, natürlich mit Ausnahme der römischen, welche sich übrigens gleich auf den ersten Blick als solche erkennen lassen, fast ausnahmslos an den ägyptischen oder wenigstens einen diesem außerordentlich ähnlichen Typus, so daß man sich fragt, ob wohl nicht am Ende doch Diejenigen Recht haben,

welche das Bestehen einer ägyptischen Colonie an dieser Stelle annehmen? Wir kennen zwar keine Beispiele von ägyptischen Colonieen in Europa, aber in Sardinien scheint merkwürdiger Weise die Tradition von einer solchen bestanden und sich lange erhalten zu haben, wie wir sowohl aus dem Chronisten Antonius von Tharros, als auch aus folgenden Versen des dem König Gialetus gewidmeten Rhythmus des siebenten Jahrhunderts ersehen:

Et vos primum o Phoenices, qui invenistis insulam,
Atque postea conduxistis gentes et populos,
Et Thyrios et Sidones et multos Aegyptios,
Qui ad morem Aegyptiorum adorabant numina,
Sacerdotes jam habebant, aras et caeremonias,
Religionem atque curam maxime dormientium;
Nam Aegyptiorum morum extant testimonia
Ante corpora deposita, in quae splendit pietas,
Anaglypha sunt reperta laborata rustice,
Quantum in illis sunt signata corpora animalium,
Prope illa arma plura, annulos et stegmata,
Ecce quantum sunt inventa in antiquis mollibus. . . . .

Was übrigens bei dieser Tradition auf den ersten Blick, als im Widerspruch mit der Theorie einer ägyptischen Colonie stehend, auffällt, ist der Umstand, daß dieselbe das Hieherkommen der Aegypter erst nach dem Erscheinen der Phönicier annimmt und davon abhängig macht. Eine ägyptische Colonisation dürfte aber, wenn sie überhaupt annehmbar erschiene, allenfalls nur vor der phönicischen, also in vorhistorischer Zeit denkbar sein, da einmal ersteres Volk eine ältere Culturstufe vertritt, da die Glanzzeit des ägyptischen Reiches, in welcher man demselben eine Machtausdehnung über die Küsten des Mittelmeers zuschreiben könnte, in die graue Vorzeit gerückt werden muß, und da die sonst beispiellose Gründung einer solchen Niederlassung in Europa, hätte sie in historischer Zeit stattgefunden, gewiß nicht der Aufmerksamkeit aller Geschichtschreiber entgangen wäre. Noch weniger wahrscheinlich will mir eine solche Association der Phönicier mit den Aegyptern vorkommen, wie sie der Rhythmus anzunehmen scheint. Erstere bildeten eine republikanische, in ihren Auswanderungen freie und ungestörte, letztere eine von Despoten beherrschte, geknechtete und an jeder selbstständigen

Bewegung behinderte Nation, jene waren ausschließlich Handelsleute, diese Ackerbauer; beide hatten nichts gemein, weder Sprache, Sitte, Ursprung noch Lebensart, mit einziger Ausnahme einer gewissen Aehnlichkeit im Cultus, welche gestattete, daß phönicische Götter unter ägyptischen Symbolen verehrt werden konnten. Auf letzteren Umstand werden wir noch zurückkommen und er allein scheint mir fähig, das Vorkommen ägyptischer Cultusdenkmäler in einer phönicischen Colonie zu erklären. Denn daß Tharros nur letzteres und nicht vorher schon eine ägyptische Colonie gewesen sei, dafür scheint mir, neben andern später zu erwähnenden Gründen, auch die neuere Form der hier gefundenen ägyptischen Cultusgegenstände und die Namen der Götter selbst, welche fast alle solche sind, deren Verehrung erst in späterer Zeit große Ausdehnung erlangte, deutlich zu sprechen, indem dieselbe die Annahme einer ägyptischen Colonie in vorhistorischer Zeit ausschließt und uns in historischer, wie schon erwähnt, keine einzige Nachricht von einer solchen Niederlassung überliefert worden ist.

In einer viel späteren Zeit, als derjenigen, in welcher wir das Eindringen ägyptischer Kunst in Sardinien voraussetzen dürfen, finden wir allerdings bei Tacitus eine isolirte Nachricht über Aegypter, welche, zusammen mit den von Tiberius verbannten Juden, nach diesem Lande in's Exil geschickt wurden. Josephus (Antiq. Jud. 18, 3) und Sueton (Tiberius, 36), welche beide dieses Verbannungsdecret des Tiberius erwähnen, wissen zwar gar nichts von Aegyptern, sondern sprechen nur von den verbannten, sogenannten abergläubischen Juden, aber da eine so gewichtige Autorität, wie Tacitus, sagt, daß auch Aegypter darunter waren, so will ich annehmen, daß er wohlunterrichtet war, und daß wirklich unter Tiberius einige Angehörige dieser Nation nach Sardinien kamen. Die Gesammtzahl aller Verbannten betrug viertausend. Wieviel Aegypter aber auch immer unter dieser verhältnißmäßig kleinen Zahl gewesen sein mögen, und wahrscheinlich bildeten sie eine verschwindende Minderheit, da die andern Historiker sie ganz übersehen, ist es, frage ich, nur denkbar, daß alle die zahllosen Kunstgegenstände mit ägyptischem Typus, welche man in Sardinien fand, von diesem kleinen Häuflein herstammen können? La Marmora hegte zwar diese Ansicht und sie wurde auch von Andern getheilt, mir scheint sie jedoch so paradox, daß ich ihre Widerlegung für überflüssig

halte. Uebrigens hat Spano schon hinlänglich die geringe Berechtigung dieser Meinung dargethan.

Wenn aber diese Kunstgegenstände nicht von einer ägyptischen Colonie herstammen, welchen Ursprung kann man ihnen dann zuschreiben, da es doch unzweifelhaft feststeht, daß sie eine Beziehung zum ägyptischen Cultus besitzen? Als erster Schritt zur Antwort auf diese Frage kann obige Andeutung dienen, daß der phönicische Cultus gestattete, die Götter seines Pantheons unter ägyptischen Formen, ja selbst unter ägyptischen Namen zu verehren. Dieß wird uns nicht nur durch den in einem früheren Capitel citirten lapis Carpentoractensis, auf welchem wir dreimal den Namen des Gottes Osiris antreffen, sondern auch noch durch andere, ebenso alte phönicische Inschriften bezeugt. So kommt nach der Deutung unsres berühmten Gesenius auf der Melitensis IV die Benennung Melechosiris (der König Osiris), auf der Citiensis II. die Bezeichnung Abdosiris (Diener des Osiris), und gleich daneben der Name des Horus, des Sohnes der Isis, vor, und wird nach der Erklärung des verdienstvollen Dr. Judas auf der Citiensis XXIII. gleichfalls der Gott Osiris genannt. Nach meiner eignen Auslegung befindet sich der Name Isis auf der Sulcensis II. Vermuthlich waren es jedoch in älterer Zeit nicht die ägyptischen Gottheiten selbst, welche die phönicischen Colonisten anbeteten, sondern die Verehrung ihrer eignen Götter unter ägyptischen Formen scheint ein vielfach unter ihnen verbreiteter Brauch gewesen zu sein. Auch unter griechischen Formen war dieser Cultus gestattet, wie uns die Geschichte Karthago's und seine Denkmäler beweisen. Namentlich die späteren Karthager bedienten sich vielfach der griechischen Typen, sie verehrten ihren Gott Baal Esmun unter der Form des Aesculap, ihre Göttin Astoreth unter der der Ceres, ihren Baal Melkarth unter der des Hercules. Auf denjenigen in Afrika entdeckten Denkmälern, deren karthagischer Ursprung über jedem Zweifel steht, erblicken wir nur rohe, unförmige Sculpturen, während die vollendeteren unzweifelhaft den griechischen Typus aufweisen. Es scheint also, daß die Karthager sich in der Anfangszeit ihres Reiches mit ihren eignen plumpen Schöpfungen begnügten, daß sich aber in der Periode ihres Glanzes und unermeßlichen Reichthums das Bedürfniß nach edleren Kunstgebilden bei ihnen aussprach. Da sie nun keine höhere na-

tionale Kunst, und auch selbst, als ausschließliches Handelsvolk, zur Entwicklung einer solchen wohl nicht Muße besaßen, so waren sie auf die andrer Völker angewiesen, natürlich solcher, mit denen sie durch Handelsverbindungen Berührungen und welche selbst eine ausgebildete Kunst hatten. Beide Bedingungen erfüllten sowohl die Griechen, wie die Aegypter, welche außer den Etruskern die einzigen Kunstvölker der Uferländer des Mittelmeers im Alterthum waren. Karthago selbst freilich gab der griechischen Kunst den Vorzug, wahrscheinlich in Folge seiner vielfachen Berührungen mit den Colonieen Siciliens, welche eine hohe Culturstufe erreicht hatten. Zwar sind auch in Karthago ägyptische Denkmäler nicht ohne Beispiele; aber das griechische Element zeigt sich, neben dem freilich niemals ganz verdrängten national-phönicischen, welches durch Sitte und Tradition geheiligt, sich einer höheren symbolischen Wichtigkeit und Verehrung erfreute, doch verbreiteter, als irgend ein andres fremdländisches. Anders scheint es mit den punischen Colonieen in Sardinien im Allgemeinen, ganz besonders aber mit der von Tharros der Fall gewesen zu sein. Ob diese Pflanzstädte dem griechischen Element abgeneigt waren oder ob nur ihre Handelsverbindungen eine andere Richtung genommen hatten, kann uns gleichgültig sein. Jedenfalls scheinen sie mit den Ländern des fernen Orients einen lebhaften Verkehr unterhalten zu haben. Phönicien und Karthago hatten ihnen zwar ihre Götter gegeben, aber diese Länder konnten ihnen keine Statuen für ihre Tempel, keine Hausgötzen für ihre Lararien, keine Amulette gegen Hexerei, Krankheit und den bösen Blick liefern, da diejenigen Cultusdenkmäler, welche jene Völker nach den alten nationalen Traditionen und Formen schufen, ihren eigenen Bedürfnissen nicht genügten und sie selbst zu fremdländischer Kunst ihre Zuflucht nehmen mußten. Was war also natürlicher, als daß die sardinischen Colonisten, wenn sie auf ihren Handelsreisen in Aegypten ein ganzes System fertiger Cultusformen vorfanden, davon Vortheil zogen und so viel, als thunlich, von den geheiligten Gegenständen einkauften? Statuen der Götter oder größere Cultusgegenstände an die profanen Fremden zu verkaufen, mochte dem streng-orthodoxen Sinn der Aegypter widerstreben, auch war es wohl nicht möglich, solche ohne priesterlichen Einfluß zu erlangen und dieser mußte es als Profanation ansehen, Götterbilder zu verkaufen. Deßhalb finden wir auch keine ein-

zige größere Götterstatue mit ägyptischem Typus in den Ruinen von Tharros und selbst von Statuetten entdeckte man nur eine sehr geringe Zahl. Mir ist nur eine einzige bekannt, welche sich in der reichen Sammlung des Giudice Spano in Oristano befindet. Diese besteht in einer kleinen, zierlich gearbeiteten, etwa dreiviertel Fuß hohen Marmorfigur der Göttin Bubastis oder Pecht, welche zwar, als Tochter des Phta, der 2. Ordnung angehört, aber später auch in die 3. Ordnung, den Osiriscyclus, hineingezogen und der Isis beigesellt erscheint. Ihr Thiersymbol bildete die Katze, und dadurch, daß sie den Kopf einer solchen statt des menschlichen trägt, giebt sich die Statuette als die ihrige zu erkennen. Der Kopf und selbst die ganze Figur dieses Thieres, welche ja auch in das Sistrum, das Symbol der Isis, aufgenommen wurde, kommt überhaupt unter den Alterthümern von Tharros häufig vor, und scheint mir immer auf die „Sancta Bubastis“ wie Ovid sie nennt, zu deuten. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß Isis selbst unter der Figur der uralten Pecht, ebenso wie auch unter der der löwenköpfigen Göttin, Tefnu, verehrt wurde. Daß das Katzensymbol gleichfalls in andern phönicischen Colonieen Eingang gefunden hatte, beweist unter Andern auch folgende berühmte Gemme, welche in Malta entdeckt wurde.

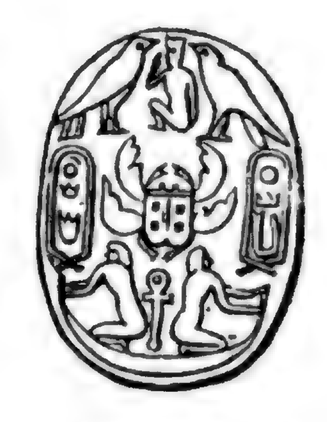
Die kleineren, nur halbreligiösen Gegenstände, wie Amulette, Isisaugen, Scarabäen, scheinen in den Händen des ganzen ägyptischen Publikums, und folglich als Handelsartikel zugänglich gewesen zu sein. Diese wurden ohne Zweifel von den sardinischen Kaufleuten, wahrscheinlich in großer Menge, erstanden und nach ihrer Heimath ausgeführt, wo deren Formen bald allgemeinen Beifall, Verehrung und Nachahmer gefunden haben dürften.

Zur Zeit des römischen Kaiserreichs sehen wir nicht nur ägyptische Cultusformen, sondern einzelne Culten selbst, wie den Isis- und der Sarapisdienst, fast in allen römischen Provinzen verbreitet und dieser Umstand konnte hinreichen, um in denjenigen alten sardinischen Städten, in welchen die ägyptischen Symbole in verhältnißmäßiger Minderheit auftreten, wie in Sulcis, Nora, Karalis, deren Vorhandensein zu erklären. Wo sie aber eine so ausge-

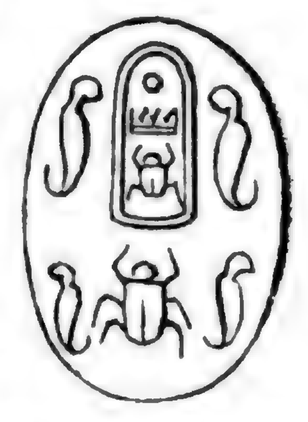
sprochene Mehrheit, wie in Tharros, bilden, da genügt solches nicht mehr, und deßhalb scheint diese mir nur auf obige Weise erklärbar, wenn anders wir nicht am Ende doch noch an die geheimnißvolle Existenz einer ägyptischen Colonie glauben wollen. Aber eine solche ohne Götterstatuen, ohne Tempel, ohne öffentliche Bauten, ohne mit Hieroglyphen übermalte oder sculptirte Wände, ohne Mumien, ohne Inschriften (denn alle gefundenen erwiesen sich als phönicisch), ohne irgend welchen ägyptischen Gegenstand, der nur so groß wäre, daß man ihn nicht in die Tasche stecken könnte, eine solche Colonie, welche mit ihrem Mutterlande nichts als Duodezgegenstände gemein hat, scheint mir ein Unding. Sehr einladend kommt mir die Ansicht vor, daß jener ganze Einflug ägyptischer Cultusgegenstände in keiner älteren Zeit, als dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, begonnen habe. Zu Anfang letzteren Jahrhunderts war nämlich das Mutterland, Phönicien, selbst in die Gewalt des Königs Ptolemäus I. Soter von Aegypten gerathen und unter diesem ersten der Lagiden fing auch die Religionsmengerei an, welche ägyptische und fremdländische Cultusformen mit einander vermischte. In Phönicien mag dieß wohl eben so gut der Fall gewesen sein, wie in den andern Gebieten dieses Königs. Das ägyptische Element verlor damals seine Ausschließlichkeit, und wurde auch in den nicht ägyptischen Provinzen des ersten Ptolemäus eingeführt. Da es nun sehr wahrscheinlich ist, daß Tharros, als phönicische Colonie, mit dem Mutterlande Handelsverbindungen unterhielt, so können wir annehmen, daß ihm auch von dorther eine Menge jener ägyptischen Cultusgegenstände gekommen sei, deren Einführung ganz Palästina und ein Theil von Syrien dem ersten Lagiden verdankte.

Die bei Weitem am Zahlreichsten vertretene Classe von ägyptischen Kunstwerken, welche man in der Nekropolis von Tharros fand, bilden die Scarabäen. Von ihnen scheint mir ein großer Theil aus Aegypten selbst eingeführt worden zu sein, denn einzelne tragen die Namen uralter, ägyptischer Könige, deren Verherrlichung über ein Jahrtausend nach ihrem Tode gewiß keinem sardinischen Künstler einfallen konnte. So zeigt zum Beispiel folgender Scarabäus das königliche Oval eines Herrschers der vierten Dynastie von Memphis, Menkare, des Mencheres des Manethon, welcher nach Bunsen (Aegyptens

Stelle in der Weltgeschichte) in's dritte Jahrtausend vor Christus versetzt werden muß.

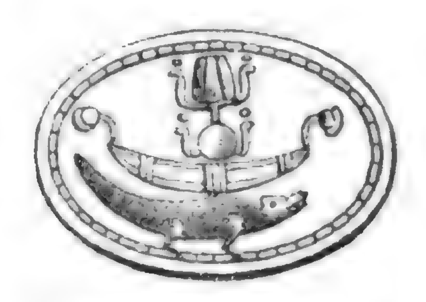


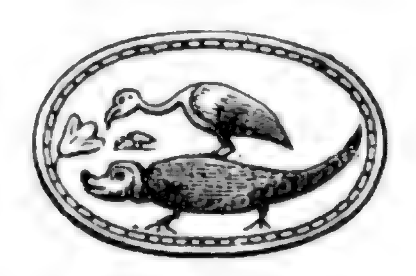
Nach der Erklärung, welche der berühmte Aegyptologe, Professor Orcurti in Turin, von diesem Scarabäus gegeben, ist es nur das rechte Oval, welches den Namen jenes uralten Königs trägt, während das linke unleserlich zu sein scheint. Die anderen Zeichen fand Orcurti hier nicht phonetisch, d. h. nicht als Buchstaben, sondern symbolisch gebraucht. Oben sehen wir den Gott der aufgehenden Sonne, Harpokrates, zwischen zwei Sperbern, in der Mitte den Keper (Scarabaeus oder Ateuchus sacer) Symbol der Schöpfung, und unten das Sinnbild des Lebens abgebildet. Das Ganze scheint also auf die schaffende und belebende Kraft der aufgehenden Sonne zu deuten. Ein andrer in Tharros gefundener Ateuchus giebt den Namen des uralten Königs Totmes III., aus der achtzehnten Dynastie, dessen Herrschaft sich bis nach Assyrien erstreckte, und dessen königliche Ovale man auch in den Ruinen von Ninive findet.



Er führt auf diesem Oval nicht seinen eigentlichen Namen, wie Mencheres, zu dessen Zeit die Könige nur eine einzige Benennung besaßen, sondern seinen Beinamen, Remen-keper, d. h. Sonne, Gründer der Schöpfung. Den Keper, als geheiligtes Symbol der Schöpfung, sehen wir unten noch einmal wiederholt und zwischen zwei Uraei-Schlangen, die als Embleme der monarchischen Macht angesehen wurden, gesetzt, was gleichfalls mit dem königlichen Oval der Fall ist. Beide Scarabäen bestehen aus glasirtem, gebranntem Thon (Terracotta), dem gewöhnlichsten ägyptischen Material dieser Käferbildwerke, und beide zeichnen sich auch durch ihren streng hieratischen, ich möchte sagen orthodoxen Typus aus, während diejenigen, welche man, ihres in den hiesigen Quarzlagern häufig vorkommenden Gesteins wegen, als in Sardinien verfertigt annehmen darf, meistentheils ein wesentlich verschiedenes Gepräge tragen. Dieß

führt mich auf eine Bemerkung, welche mir schon Herr Crespi, der Assistent des Museums in Cagliari, machte, daß die in Tharros gefundenen Scarabäen, sich sowohl durch ihr Material, als ihre künstlerische Ausführung und durch ihre symbolische Bedeutsamkeit als zwei wesentlich verschiedenen Classen angehörig kund geben, und auf einen doppelten Ursprung hindeuten. Diejenigen, welche aus glasirtem Thon verfertigt sind, geben sich fast alle auf den ersten Blick als ägyptisch zu erkennen, während die andern, deren Material Jaspis, Carneol, Achat, Chalcedon, Bergkrystall, lauter in Sardinien und zwar in der Umgegend von Tharros noch jetzt vorkommende Steine, bilden, nur Nachahmungen und zwar manchmal willkürliche, zuweilen selbst unkünstlerische Nachahmungen sind. Durch folgende zwei Beispiele, in welchen Käfersiegel der beiden Classen einen ähnlichen Gegenstand behandeln, wird uns dieses besonders nahe gelegt.





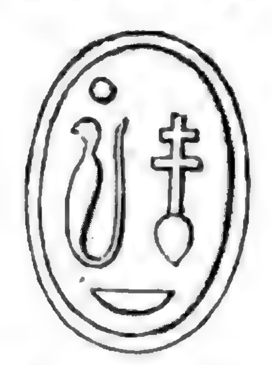
Der Ateuchus mit dem Kahn besteht aus glasirtem Thon, der andere mit dem Ibis aus Jaspis, auf den Siegeln beider sehen wir ein Krokodil abgebildet, auf dem ersteren so, wie es wirklich aussieht, auf dem letzteren jedoch als ein Zerrbild, wie es nur ein solcher Künstler darstellen konnte, welcher nie in seinem Leben ein Krokodil gesehen hatte. Dasselbe müssen wir von der Darstellung des geheiligten Vogels bemerken. Sowohl das Material dieses Scarabäus, der in Sardinien besonders häufige Jaspis, als auch die Unkenntniß der Formen der ägyptischen Thiere von Seiten des Künstlers deuten auf diese Insel, als den Verfertigungsort des kleinen Bildwerks. Dagegen bietet der andere den reinen ägyptischen Typus dar. Auch in der symbolischen Bedeutsamkeit unterscheiden sich beide auffallend. Die Darstellung des auf dem Krokodil sitzenden Ibis, welcher den Schnabel nach einer Lotosblume ausstreckt, ermangelt eines tieferen, emblematischen Sinnes, und scheint lediglich eine

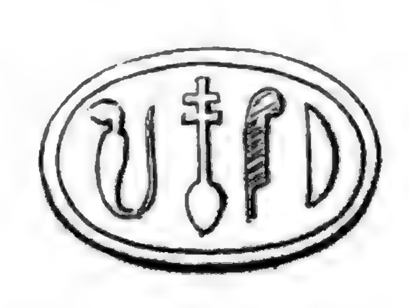
mythologische Spielerei, auf die Fabel bezüglich, daß das Krokodil, von dem Flügel des Ibis berührt, unbeweglich bleibe. Die Zusammenstellung der Zeichen auf dem andern Siegel enthält jedoch eine tiefe symbolische Bedeutung; der Kahn, welcher die Sonne, umgeben von den Uraei (Symbolen der Herrschaft), und bedeckt von der Mitra mit den Straußfedern (Symbolen der Gerechtigkeit), d. h. von der Otf oder Atf genannten Krone (Symbol der Autorität) trägt, drückt die siegreiche Laufbahn des Sonnengottes, sowie seine Herrschaft und Autorität über Aegypten aus, welches im Nil, durch dessen Emblem das Krokodil, versinnbildlicht erscheint. Hier sehen wir also die beiden schaffenden Naturprincipien symbolisirt, das feuchte und das erwärmende, deren Wirksamkeit die Aegypter durch die Nilüberschwemmung und die belebende Kraft ihrer glühenden Sonne besonders wohlthätig empfanden. Aus dem Vergleich beider Scarabäen scheint mir demnach hervorzugehen, daß der thönerne in Aegypten, der steinerne in Sardinien verfertigt wurde, und da jede der zwei durch ihr Material unterschiedenen Classen auch in allen andern Beziehungen demjenigen dieser beiden Bildwerke entspricht, welches aus gleichem Stoffe besteht, so können wir getrost diesen einen Fall zu der allgemeinen Regel ausdehnen, daß die Thongegenstände ächt ägyptisch, die andern aber sardinische Nachahmungen sind. Die aus glasirter Terracotta verfertigten Scarabäen wurden als Waare in Sardinien abgesetzt und riefen dort die einheimische Kunst in's Leben, welche sich zwar meistentheils auf Nachahmung, mitunter übrigens in sehr freier Weise, beschränkte, manchmal jedoch auch sich sehr weit von den ursprünglichen Vorbildern entfernte.

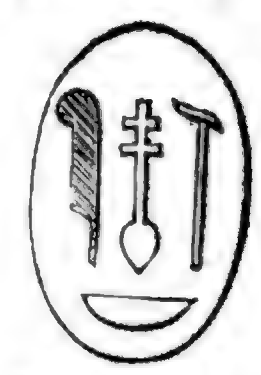
Die eigentliche hieroglyphische Schrift scheint den sardinischen Künstlern unbekannt geblieben zu sein. So finden wir dieselbe auch fast ausschließlich auf den von glasirtem Thon verfertigten, also aus Aegypten selbst eingeführten Scarabäen, von welchen ich hier drei Beispiele mittheilen will, deren Inschriften auf eine einander ähnliche Bedeutung hinweisen.

Alle drei besitzen zwei Zeichen gemeinschaftlich, die Nabla, ein orientalisches Saiteninstrument, in hieroglyphischer Sprache „Herr" bedeutend, und das Gefäß oder den Korb in Form eines Kugelabschnitts, dessen Sinn durch „Güte" übersetzt wird. Diese Worte zusammengesetzt bilden den Begriff „Herr

der Güte". Vervollständigt wird dieser auf zweien durch die Schlange, d. h. das Wort „König". Das erste Siegel, welches nur drei Zeichen enthält, giebt uns also den Sinn „König, Herr der Güte". Die beiden andern zeigen noch eine Straußenfeder, Symbol der Gerechtigkeit, also bedeutet diejenige Inschrift, welche drei Hieroglyphen mit der ersten gemein hat, „König, Herr der







Gerechtigkeit und Güte". Auf der dritten fehlt das Wort „König", dagegen kommt hier zu den Worten „Herr der Gerechtigkeit und Güte" noch das Prädicat „der Mächtige", durch den Scepter mit dem Schlangenkopf (Sessor) ausgedrückt, hinzu. Solche geschnittene Steine, deren Hieroglyphen nichts als Schmeichelworte auf ägyptische Herrscher enthielten, können nur bei den sklavischen Unterthanen der Pharaonen einen Grund des Daseins besessen haben, in Sardinien jedoch scheint ihr Vorkommen lediglich als eingeführter Handelsartikel erklärbar, welchen man entweder blos als Schmuckwerk ansah oder dessen unverstandenen Zeichen man eine magische Bedeutung beilegte, ähnlich wie noch jetzt die Orientalen oft alte, kufische, unlesbare Münzen als Talisman gegen den bösen Blick an sich zu tragen pflegen.

Derselben Classe von thönernen Käferbildern mit hieroglyphischer Inschrift gehören auch die drei folgenden an.

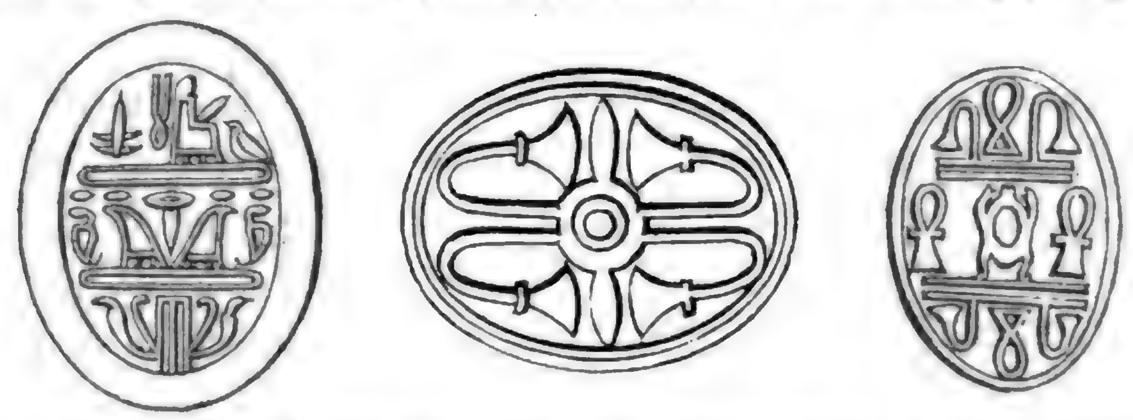
Auf dem ersten sehen wir die Göttin der Gerechtigkeit, Tme (die Themis der Griechen) mit ihrem Attribut, dem Henkelkreuz und ihrem Symbol, der Straußenfeder, welche hier die kopflose Figur an Stelle des Hauptes trägt, abgebildet, darunter zwei flache Körbe, Embleme der Güte. Es ergäbe sich also der Sinn „Güte und Gerechtigkeit". Zu diesen Worten ergänzt Professor Orcurti nach Analogie anderer, ähnlicher Scarabäen noch den Titel „Herr" und dann soll die Inschrift den Beinamen des Königs Rementer der 18. Dy-

naſtie bedeuten. Der mittlere Ateuchus ſcheint in ſeiner untern Linie den Namen einer Privatperſon zu tragen, während die obere in dem liegenden Schakal, zuweilen als Symbol des Prieſterſtandes gebraucht, der Nabla, welche den Begriff „Herr“ ausdrückt, der umgekehrten Amphore, die ebenfalls auf den prieſterlichen Titel anſpielt, und dem durch den Sperber verſinnbildlichten Gott Horus, den Titel dieſer Perſon als „oberſter Prieſter des Horus“ enthalten

dürfte. Intereſſant zeigt ſich der dritte Scarabäus, deſſen Inſchrift den Namen des älteſten Gottes von Aegypten, des Amn oder Amun-Ra, der erſten Perſon der Trias von Theben, des Jupiter Ammon der Griechen, leſen läßt, in welchem die karthagiſchen Coloniſten von Tharros, wenn ſie überhaupt dieſe uralte Gottheit kannten, ihren Baal Chamon erblicken konnten. Da die Hieroglyphen jedoch wahrſcheinlich ſtets Räthſel für ſie geblieben ſein dürften, ſo entging ihnen gewiß die geheiligte Bedeutung auch dieſer Schriftzeichen. Der Umſtand, daß ein mit ſo heilig gehaltenem Namen beſchriebenes Siegel überhaupt aus Aegypten ausgeführt wurde, ſcheint mir hinlänglich anzudeuten, daß eine ſolche Verſchleppung in ſpäterer Zeit, etwa unter den letzten Ptolemäern oder den Kaiſern ſtattgefunden habe. Denn damals war der Gott Amun Ra, deſſen Orakel ſeit dem berüchtigten Ausſpruch, daß Alexander der Sohn des Zeus ſei, verachtet wurde, ſchon ſehr in Mißcredit gerathen; Strabo erwähnt ihn kaum und Plutarch kennt ihn nicht mehr. Die Scarabäen mit dem Namen dieſes Gottes ſcheinen damals bloßes Spielzeug geworden zu ſein.

Andere altägyptiſche Gottheiten finden wir auf dem erſten der folgenden drei Käferbilder, welche alle ebenfalls von glaſirtem Thon und alſo wahrſcheinlich aus Aegypten ſelbſt eingeführt ſind.

Die hier auf der oberen Abtheilung abgebildete Gottheit erweist sich als kaum erkennbar, die auf der mittleren angebrachten Symbole dürften den durch die Sperber mit der Sonnenscheibe versinnbildlichten Gott Har-uer, die auf der letzten die durch das Sistrum mit den Schlangen angedeutete uralte Göttin der zweiten Ordnung, Hathor oder Hether (später mit Isis verwechselt) darstellen, eine Gottheit, welche im späteren phönicischen Pantheon keine Stelle gehabt zu haben

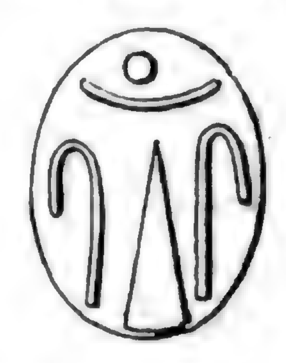


scheint, und deren Embleme von den Tharrensern gewiß nicht verstanden oder mit denjenigen der Isis verwechselt wurden. Aecht ägyptische Symbole enthalten auch die zwei anderen Scarabäen; auf beiden sehen wir eine Figur aus vier Lotospflanzen gebildet, auf dem einen unterbrochen durch den Keper (Emblem der Schöpfung) und zwei Henkelkreuze (Sinnbilder des Lebens). Die Lotosblume, die heilige Pflanze des Nils, bildete die Repräsentantin des wohlthätig feuchten Princips; allein vorkommend bedeutet sie Leben und Fruchtbarkeit, durch ihre Vereinigung mit obigen hieroglyphischen Zeichen ergänzt sie den Sinn des Spruches: „Die Feuchtigkeit erschafft das Leben".

Der Sperber, das geheiligte Symbol der zwei Sonnengottheiten Har oder Horus und Har-uer, findet sich außerordentlich häufig auf den in Aegypten selbst entdeckten Thonsiegeln und auch in Tharros bildet er keine Seltenheit, wie zwei auf der folgenden Seite mitgetheilte Abbildungen beweisen.

Die erste stellt den Gott Horus unter der Gestalt jenes Vogels mit dem Hirtenstab und der Geißel, Zeichen der Herrschaft, und mit der Krone Pschent auf dem Haupte dar. Die Bedeutung des Sperbers dürfte hier lediglich symbolisch sein. Dagegen scheint auf dem andern Ateuchus das Bild des ältern Sonnengottes, Har-uer oder Har-phre, auch Phre genannt, gleichfalls

unter der Sperbergestalt, ausschließlich in phonetischer Eigenschaft, d. h. es steht für das Wort Uer oder Phre, welches in Verbindung mit der Uebertragung des oberen Zeichens, Pet, den Namen Petphre giebt. Die ägyptische Sylbe „Pet“ entspricht durchaus dem phönicischem Abd d. h. Knecht, die, wenn sie dem Prädicat oder der Benennung einer Gottheit als Vorsylbe angefügt wurde, die gewöhnlichsten Eigennamen bildete, wie Abd-Melkarth (Knecht



des Melkarth) Abd-Esmun (Knecht des Esmun) und ähnlich im Aegyptischen Pet Osiris (Knecht des Osiris) Pet Amun (Knecht des Ammon). Der Name Petphre (Knecht des Phre) ist einer der gewöhnlichsten und kommt auch in der Genesis unter der Form Potiphar vor. Diese Inschrift erweist sich also rein hieroglyphisch, was gleichfalls mit der dritten der obenmitgetheilten der Fall ist. Die hier befindliche Pyramide drückt das Zeitwort ti (geben) und die beiden umgebogenen Stäbe, Senb genannt, die Kraft aus; darüber sehen wir den Mond abgebildet, und so scheint der Sinn dieser Zeichen den Satz: „der Mond verleihet die Stärke“ zu bilden.

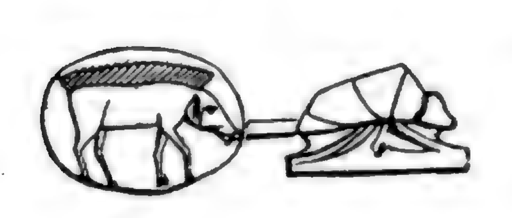
Da alle diese Scarabäen in Gräbern gefunden wurden und sie doch in ihren Symbolen gar keine Beziehung auf den Tod, die Seelenwanderung und den Cultus der Unterweltsgötter aufweisen, so leuchtet ein, daß die Sitte bestanden haben muß, den Todten diejenigen Kostbarkeiten, welche sie im Leben an sich trugen, mit in's Grab zu geben. Aehnliches fand zwar auch in Aegypten Statt, aber in jenem Lande des strenggeregelten Ritus gab es auch noch eine besondere Classe von Kunstgegenständen, welche eigens und ausschließlich zu dem Zweck, die Todten damit zu schmücken, verfertigt und mit den dem Unterweltsmythus entsprechenden Emblemen versehen wurden. Thonsiegel dieser Classe bilden in den Gräbern von Tharros eine große Seltenheit, und das

erklärt sich wohl aus dem Umstand, daß man dieselben in Aegypten gewiß nur mit Schwierigkeit kaufen konnte, einmal weil sie für viel heiliger, als die gewöhnlichen, galten, dann auch, weil man sie nicht im Voraus, sondern für jeden einzelnen Todten, in besonderer Beziehung zu seinem Lieblingscultus, eigens zu machen pflegte. Dennoch sind durch räthselhafte Zufälle einzelne dieser für Leichen bestimmten Käferbilder nach Tharros verschlagen worden. Ich kenne freilich nur folgende zwei, und von diesen erscheint das eine sogar sehr zweifelhaft.

Auf dem ersten Ateuchus folgt der Sylbe Pet statt der gewohnten Götternamen das Wort Amenthes, d. h. die Bezeichnung des Reichs der Verborgenen, die Unterwelt. Der Todte wird also als „Diener der Unterwelt", welcher er in Zukunft geweiht war, genannt. Die Zeichen des zweiten Scarabäus erscheinen sehr undeutlich, doch könnte der Fisch in der Mitte eine Anspielung auf die Unsterblichkeit der Seele enthalten, da man sich die Geister der Abgeschiedenen, als zum Jenseits schwimmend, vorstellte. So finden wir zum Beispiel auf einem gleichfalls aus Tharros stammenden Stirnband, von welchem weiter unten die Rede sein wird, die Seelen als große Fische abgebildet, wie sie durch das Meer der Vergessenheit zur Unterwelt hinüberschwimmen.

Wenn ich auch nicht gradezu behaupten will, daß die in Tharros gefundenen glasirten Thonwerke ohne Ausnahme alle aus Aegypten selbst stammen, und daß folglich die sardinischen Künstler es nicht verstanden hätten, dieses Material herzustellen, so bin ich doch überzeugt, daß die bei Weitem überwiegende Mehrzahl nicht in diesem Lande, sondern an den Ufern des Nils verfertigt wurde. Andrerseits bleibt mir ebensowenig Zweifel über den Ursprung der steinernen Scarabäen, deren Material vorzugsweise der Jaspis und andere in Sardinien häufige Quarzarten ausmacht. Jedoch bildet das häufige Vorkommen

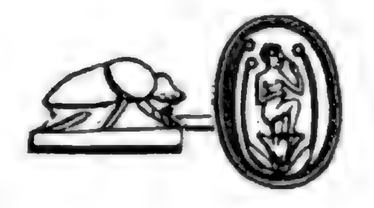
dieser Mineralien auf Sardinien nicht den einzigen Grund, welcher mich bestimmt, den aus ihnen verfertigten, hier gefundenen Kunstgegenständen einen einheimischen Ursprung zuzuschreiben, sondern außerdem noch die auf den Steinsiegeln beobachteten vielfachen Modificationen des reinen ägyptischen Typus, ja die oft sehr auffallenden Abweichungen von demselben, dann die Abwesenheit phonetischer Hieroglyphen und königlicher Namenszüge oder Ovale, ferner das Vorkommen phönicischer Buchstaben, zuweilen selbst förmlicher kleiner Inschriften, sei es auf dem Rücken des Käfers oder auf dem Siegel selbst, endlich noch der Umstand, daß der überwiegenden Mehrzahl dieser Käferbildwerke eine tiefere symbolische Bedeutsamkeit gänzlich abgeht. Sehr viele gehören derjenigen Classe an, von welcher uns der oben abgebildete, der den Ibis mit dem Krokodil darstellt, ein Beispiel geliefert hat, das heißt sie enthalten einfache Bildnisse oder Gruppen von Thieren, seien es nun wirkliche oder mythologische, welche für heilig galten. Von diesen mögen uns folgende Beispiele einen Begriff geben.



Auf dem ersten kleinen Scarabäus sehen wir ein Schwein abgebildet, ein Thier, welches den Aegyptern sowohl als Symbol des Gottes Typhon, als auch deßhalb, weil ihm der Aberglaube die Zerstörung der Froscheier zuschrieb, für heilig galt; auf dem andern erblicken wir eine geflügelte Schlange, den Schutzgeist des Nils, von den alexandrinischen Griechen Agathodämon genannt. Dieses uralte ägyptische Symbol bedeutete ursprünglich den Gott Phta, den Weltschöpfer, Emanation des Gottes Kneph, des Urgeistes. Später aber wurde dasselbe auch auf den Serapis ausgedehnt, und unter dieser Bedeutung mögen es wohl die Tharrenser gekannt haben, da Phta, der ältere Schutzgeist des Nils schon in sehr früher Zeit in Vergessenheit gerathen war, während Serapis, der neuere Nilgott, ähnlich wie und zugleich mit Isis in den römischen Colonieen sich allgemeiner Verehrung erfreute. Außerdem galt der Agathodämon unter dem Namen

Surmubel (Schlange des Baal) auch den Phöniciern für heilig. Uebrigens deutet die verzerrte Gestalt der ägyptischen Symbole auf diesem Siegel auf einen sardinischen Künstler, der sich nicht einmal Mühe gab, seine Vorbilder gewissenhaft nachzuahmen. An den Darstellungsgegenstand des ersteren dieser beiden geschnittenen Steine reiht sich eine Anzahl verwandter kleiner Bildwerke an, welche wir jedoch nicht mehr Scarabäen nennen dürfen, da auf ihnen das dort nur im Siegel enthaltene Schwein die Stelle des Käfers selbst eingenommen hat.

Andere in Sardinien verfertigte Scarabäen enthalten einfache Götterfiguren, wie diese beiden.

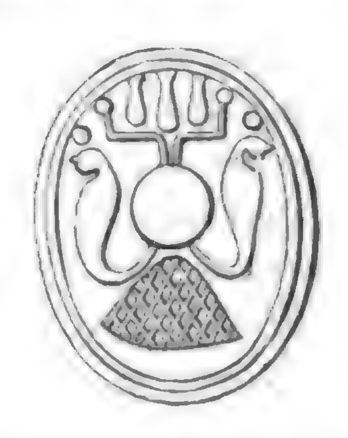


Auf dem ersten sehen wir den jugendlichen Horus, Har-pe-chruti (d. h. Horus das Kind), oder Harpokrates, Gott der aufgehenden Sonne, (aus dem die Griechen den Gott des Schweigens gemacht haben) auf der Lotosblume sitzend, auf dem andern den Osiris, als Erfinder und Verfertiger des Pfluges, wie er eben an dieses Instrument die letzte Hand anlegt. Dieser Gott erscheint nicht nur bei den Aegyptern fast immer mit einem Ackerwerkzeug, als Attribut, abgebildet, sondern wird auch bei den lateinischen Autoren Erfinder des Pfluges genannt. Z. B. von Tibullus I. El. VII. 29:

Primus aratra manu solerti fecit Osiris,
Et teneram ferro sollicitavit humum,
Primus inexpertae commisit semina terrae.

Tibullus schreibt ihm also mit deutlichen Worten die Einführung des Ackerbaues zu; dieselbe legten die alten Griechen dem Bacchus bei, und Herodot (II, 42. 144.) bemerkt sogar ausdrücklich, daß Osiris und Dionysos eine und dieselbe Gottheit bildeten. Da die Sardinier aber einen ganz speciellen Schutzpatron des Ackerbaues, ihren Sarduspater, besaßen, so möchte ich die Vermuthung wagen, daß sie sich diesen unter dem Symbol jenes ägyptischen Gottes

dachten, und daß Osiris für sie keine andre Bedeutung besaß, als die einer Nebenform ihres Nationalheros, denn die eigentliche Verehrung des Osiris, in demselben Sinn, wie Isis angebetet wurde, vermissen wir in diesem Lande. Uebrigens sehen wir auch den Sarduspater auf der von Gigli überlieferten Abbildung (S. Cap. II.) mit der Sphynx, einem ausschließlich ägyptischen Emblem, welches gleichfalls dem Gemahl der Isis eigen war, und auf der im Museum von Cagliari befindlichen Statuette zeigt er anderntheils Aehnlichkeit mit einem bärtigen Bacchus, d. h. mit dem Osiris wie sich ihn die Griechen dachten. Vielleicht können wir auch auf dem ersten der drei folgenden Scarabäen denselben Sarduspater unter der Gestalt des ägyptischen Gottes erkennen.



Wir sehen hier eine einfache Tempelscene, ohne hieroglyphische Bedeutung, welche überhaupt den ächt sardinischen Scarabäen abgeht, sie stellt einen Gott, auf der Sphynx im Tempel sitzend, und zwei anbetende oder opfernde Priester daneben dar. Das mittlere Siegel enthält eine ähnliche gottesdienstliche Darstellung, nur daß es hier der Altar mit dem Sonnenkahn ist, um welchen die Priester stehen. Das dritte zeigt ebenfalls einen höchst einfachen Gegenstand, die Sonne mit den Uraei, bedeckt von der Mitra Otf oder Atf, welche Göttern und Königen beigelegt wurde.

Man wird aus den abgebildeten Scarabäen sardinischen Ursprungs gewiß hinlänglich den Unterschied entnommen haben, welcher zwischen ihnen und den ächt ägyptischen besteht. Aber dieser Unterschied geht zuweilen noch viel weiter; manche Darstellungen entfernen sich durchaus von den ursprünglichen, ägyptischen Vorbildern, nähern sich dem griechischen, etruskischen, ja was noch

viel auffallender ist, dem asiatischen Typus der assyrisch-babylonischen Kunst. Unter dem von Layard in seinem Werke über die Alterthümer von Niniveh mitgetheilten Käfersiegeln befinden sich viele, welche große Aehnlichkeit mit den tharrensischen aufweisen; manche freilich haben nur einzelne Attribute mit letzteren gemein, andere dagegen gleichen ihnen so vollkommen, daß man sie für

Duplicate derselben halten könnte. Als Beleg zu dem Gesagten will ich hier eine gemischte Gruppe der in Assyrien gefundenen, geschnittenen Steine mittheilen, an welchen die verschiedenen, bald größeren, bald geringeren Aehnlichkeiten mit den sardinischen besonders deutlich hervortreten.

Die drei größeren stellen Tempelscenen, auf den Feuerdienst der Perser bezüglich, dar, wie der Altar mit der Flamme, vor welchem der Priester opfert, bezeugt. Der Feuercultus scheint den Phöniciern immer fremd geblieben zu sein; deßhalb mußte es auch den Tharrensern fern liegen, darauf bezügliche Scenen in ihre Bilderwerke aufzunehmen. Aber, wenn wir auch die Gesammtheit einer solchen religiösen Handlung auf keinem der sardinischen Scarabäen abgebildet finden, so bieten doch die Einzelheiten dieser assyrischen Darstellungen mannichfache Vergleichungspunkte mit den tharrensischen dar. Namentlich die Attribute sind oft geradezu dieselben, die Schlange, die Lotosblume, der Mond, die geflügelte Sonne, der dreifache Auffatz von Kugelscheiben am Altar, die Sphynx, alle diese Symbole erblicken wir auf den Steinkäfern von Tharros, nur den Stern in dieser eigenthümlichen Form erinnere ich mich nicht auf einem derselben bemerkt zu haben. Viel auffallender erweist sich jedoch die Aehnlichkeit der drei kleineren unter den oben abgebildeten assyrischen Scarabäen, deren Darstellungen sich durchaus vom ägyptischen Typus entfernen, mit zahlreichen ächt sardinischen. Das geflügelte Schwein, der Löwe, der Kämpfer oder Jäger sind beliebte Darstellungsgegenstände der sardinischen Kunst, welche man auf sehr vielen tharrensischen Siegeln findet, deren Aehnlichkeit mit den assyrischen sich oft so sprechend zeigt, daß man, wie gesagt, sie für Duplicata halten möchte. Was sollen wir hieraus schließen? Etwa auf einen directen Einfluß der Assyrier auf diese phönicische Colonie? Gewiß nicht, sondern nur auf eine durch das phönicische Mutterland vermittelte Handelsverbindung, welche assyrische Kunstgegenstände auf den Markt von Sidon und Tyrus und von da nach Sardinien brachte, wo dieselben, ähnlich wie die ägyptischen, an den einheimischen Künstlern eifrige und geschickte Nachahmer fanden. Denn letztere Eigenschaft, die Geschicklichkeit, ist den sardinischen Künstlern durchaus nicht abzusprechen. Wenn auch ihre Werke an symbolischer Bedeutsamkeit den ägyptischen nachstehen, so erscheinen sie doch an künstlerischer Ausführung und Geschmack ihnen ebenbürtig, an Rundung der Formen und anatomischer Genauigkeit sogar oft, namentlich in den Darstellungen menschlicher Gestalten, überlegen.

Auch die andern Ornamente, mit welchen man die Leichen in der Ne-

kropole von Tharros geschmückt hatte, bieten, was sowohl ihr Material, als ihren Kunsttypus betrifft, ähnliche Mannichfaltigkeiten dar, wie die verschiedenen Classen von Scarabäen. Um dies zu erläutern, habe ich in folgender Gruppe einige Beispiele von Amuletten, Ringen und kleineren Ornamenten zusammengestellt.

Fünf von diesen Kunstgegenständen erweisen sich als ägyptisch, nämlich die Isisbüste in der Mitte, die drei kleinen, hieroglyphischen Amulette rechts, und der Uräus, Symbol des Gottes Kneph, oben links. Unter dem letzteren sehen wir einen goldenen Ring von sehr feiner Filigranarbeit abgebildet, welcher an die etruskischen Kunstwerke erinnert. Ueber der Isis befinden sich zwei kleine phönicische Inschriftstäfelchen, deren eines nur einen einzigen Buchstaben, das andere den Namen Achor (עחר) enthält. Derselbe phönicische Eigenname findet sich auch auf einem Scarabäus in der Sammlung des Giudice Spano zu Oristano, wie denn solche Vermengungen des phönicischen mit dem ägyptischen Element überhaupt keine Seltenheit bilden. In dieser Vermischung der beiden nationalen Elemente können wir jedoch, was das Vorherrschen des einen oder des andern betrifft, deutlich Stufen erblicken, eine gewisse Rangordnung, wenn man hier diesen Ausdruck gebrauchen darf, der zu Folge die erste Abtheilung beinahe durchaus, eine weitere nur vorherrschend ägyptisch, eine

dritte schon halb, eine vierte bereits ganz phönicisch erscheint, und höchst seltsamer Weise zeigt sich beinahe durchschnittlich die Kleinheit oder Größe der Gegenstände als ein äußerliches Unterscheidungszeichen des Grades der Kunstvermischung. Die kleinsten Kunstsachen erweisen sich immer als ägyptisch, je größere man aber antrifft, um so mehr findet man den phönicischen Typus und bei den größten Alterthümern, welche die Museen aus dieser Zeit besitzen, sehen wir ausschließlich das punische Element vertreten. In der Mitte zwischen diesen beiden Extremen mögen jene länglichen, feinen, priesterlichen Stirnbänder stehen, welche vielleicht die gleichmäßigste Vermischung der zwei Elemente darbieten und von denen eine am Schluß (s. Tafel mit Sardinia antiqua) befindliche Abbildung einen Begriff geben mag.

Hier erscheint die Uebersiedlung der Verstorbnen nach dem Jenseits durch Seelen dargestellt, welche in Gestalt von großen Fischen durch den Strom der Vergessenheit schwimmen. Links von den zwei Fischen sehen wir die beigesetzte Leiche des Begrabenen, einer Mumie ähnlich, jedoch von einer ächtägyptischen unterscheidbar; sie bietet ganz das Aussehen dar, als ob sie sich auf dem Punkte der Metamorphose in eine den zwei Fischen ähnliche Gestalt befände, und hat mit diesen jetzt schon Einiges gemein. Die fünf übrigen Gestalten sind Götter, welche dem geheimnißvollen Reich des Jenseits und der Seelenwanderung vorzustehen scheinen. Obgleich sie ägyptische Attribute führen, so halte ich sie doch für phönicische Kabiren, welche von den Tharrensern unter den Formen von ägyptischen Gottheiten verehrt wurden. Der sitzende Gott zur Rechten scheint mir der Hauptkabir, der Gott des Himmelskreises, Baal Esmun, unter dem Bild des Horus zu sein, dessen Attribut, die Geißel, er in der Rechten hält, während er auf dem Haupt die Hörner, die den phönicischen obersten Kabiren charakterisiren, trägt, so daß wir selbst in den Formen dieser Götterfigur beide Elemente, das Phönicische und Aegyptische vermischt finden. Der zweite Gott könnte den phönicischen Kabir Baal Chamon unter der Gestalt des Serapis vorstellen, dessen Attribut, die Schlange, neben dem rechten Bein zum Vorschein kommt. Die Schlange bildete zwar auch ein Symbol des Gottes Kneph, aber einmal wurde Kneph, der Weltgeist, einer der Hauptgötter der ersten Ordnung, so viel ich weiß, nie in menschlicher Gestalt abgebildet und dann scheint mir sein Cultus viel zu ehrwürdigen Alters, um ihn, als in Tharros verbreitet,

anzunehmen. Es mag vielleicht gewagt erscheinen, daß ich den Baal Chamon hier als Kabiren aufführe, während wir in Wirklichkeit doch nur den Baal Esmun, den achten und obersten Kabiren, und allenfalls auch die Astarte mit Namen kennen, aber die Analogie der phönicischen Götter mit den ägyptischen beruht ja überhaupt auf Hypothese (Movers, die Phönicier. Bonn 1840.) und da die Namen der übrigen sieben Kabiren, mit Ausnahme vielleicht desjenigen der Astarte, für uns ein Räthsel bilden, so glaube ich es wagen zu können, dieselben in denjenigen zu suchen, welche den ihnen ähnlichen ägyptischen Gottheiten entsprechen.

Das Thier, welches der Gott auf unserm Stirnband am Zügel führt, stellt einen großen Schakal vor, der als eines der Symbole des Priesterthums galt und dessen Verbindung mit der Gottheit hier vielleicht die Eigenschaft des Verstorbenen als Priester des Baal Chamon oder Serapis (auch Jupiter Serapis genannt) andeutet. In der That ist gerade über diesem Thier der Name und priesterliche Rang des Begrabenen zu lesen, so daß ich anzunehmen versucht bin, daß Madambaal (so hieß der Besitzer dieses Stirnbands), wie er zur Rechten todt in der Mumie, so zur Linken lebend in dem Symbol des Schakals dargestellt sei, welcher von dem Gotte, dessen Priester er war, geführt wird. Die dritte Gottheit mit dem Känzchen auf dem Stab und mit einer schwer zu erkennenden Krone, die mit dem Otf einige Aehnlichkeit besitzt, scheint mit einem Sperberkopf abgebildet, also einen der Sonnengötter der dritten Ordnung, den Har-uer (Har-phre) oder den Horus darzustellen, wahrscheinlich den ersteren, da wir letzteren schon einmal auf diesem Stirnband haben. Da er das Symbol der Macht in der Hand hält, so konnte er den Phöniciern als eine Personification ihres Gottes Baal Melech (d. h. König) gelten. Die vierte Gottheit zeigt einen Ibiskopf, die Mondskrone und das Sistrum, Attribute der so allgemein verehrten Isis, in welcher die Phönicier der lunarischen Embleme wegen vielleicht ihre Monsgöttin Astoreth (Astarte) den einzigen Kabiren, den wir außer Esmun noch kennen, erblicken konnten. Der Ibis bildet zwar ein Symbol des Gottes Osiris, kann aber gleichwohl bei Isis, seiner Gemahlin, nicht auffallen. Den Osiris selbst finden wir nicht unter diesen Göttern, da sein Cultus zu jener Zeit in Tharros wohl schon durch den Serapisdienst verdrängt war. Endlich scheint der fünfte Gott den Anubis vor-

zustellen, als welchen ihn der Hundskopf zu erkennen giebt, eine Darstellung, welche wir gleichfalls bei phönicischen Kabiren, z. B. auf der berühmten Gemme von Malaga, die man lange fälschlich für gnostisch gehalten hat, die aber phönicisch ist, finden. Die Phönicier konnten unter der Form dieses Gottes den Nebo, dessen Namen eben so sehr an Anubis erinnert, als seine Identification mit dem Hermes der Griechen, vielleicht jedoch zugleich ihren Baal Sebub (Beelzebub der Schrift) oder auch möglicherweise den Baal Pheor erkennen, dessen Dienst ein sehr unmoralischer und nach den Rabbinen auch unfläthiger war, welche ihn darin bestehen lassen, daß distendunt coram eo foramen podicis et stercus offerunt. Die Römer erblickten in dem Anubis zwar ihren Mercur, aber in Rom besaß der hundsköpfige Gott auch unter seinem ägyptischen Namen einen Tempel, welchen jedoch Tiberius wegen der Unzüchtigkeit, die darin getrieben wurde, niederreißen ließ. Dieß scheint etwas in Widerspruch mit den Versen des Ovid zu stehn, welcher große Verehrung für den Hundskopf an den Tag legt.

. . . . **Per tua sistra juro,**
Per Anubidis ora verenda.

Aber Anubis war und blieb dennoch, so lange das Heidenthum währte, eine der beliebtesten Gottheiten; Kaiser Commodus ließ sich zu seinem Priester weihen, nachdem er seinen von Tiber zerstörten Tempel wiederhergestellt hatte und begleitete mit kaiserlichem Pomp die Processionen der hundsköpfigen Gottheit. Sein Dienst scheint auch von dem der Isis gar nicht zu trennen gewesen zu sein, als deren Pflegsohn er angesehen wurde. Deshalb finden wir seine Figur gleichfalls auf allen andern priesterlichen Stirnbändern der Gräber von Tharros. Auf dem unsrigen hätten wir also fünf ägyptische Gottheiten, Horus, Serapis, Har-uer, Isis und Anubis, welche möglicherweise den phönicischen Kabiren Esmun, Chamon, Melech oder Melkarth, Astoreth (Astarte) und Nebo entsprechen. Jeder phönicische Kabir wurde als Repräsentant eines der sieben Planeten oder des mit ihnen eine Ogdoas bildenden Himmelskreises angesehen, und auf unserm Bilde möchte wohl der letztere durch Esmun, der Planet Jupiter oder auch die als Planet betrachtete Sonne durch Chamon, Mars durch Melech, Venus oder der Mond (denn auch dieser galt als Planet) durch Asto-

reth und Mercur durch Nebo vertreten sein. Der Planetendienst stand bei den Alten in inniger Verbindung mit dem Glauben an Unsterblichkeit und Seelenwanderung, und deshalb müssen die demselben vorstehenden Gottheiten auf einem Leichenornament nur höchst passend erscheinen. Sehen wir in der bildlichen Darstellung dieses Ornaments beide Elemente, Phönicisch und Aegyptisch innigst verbunden, so giebt jedoch die Inschrift über dem Schakalsleib den phönicischen Ursprung des Stirnbands zu erkennen. Ueber dieselbe kann derjenige, welcher sich für phönicische Inschriften interessirt, Ausführlicheres im Anhang zu diesem Buche lesen, hier will ich mich begnügen, meine Uebersetzung zu geben. Diese lautet „Stirnband des Madambaal, des Wahrsagers" (oder Priesters).

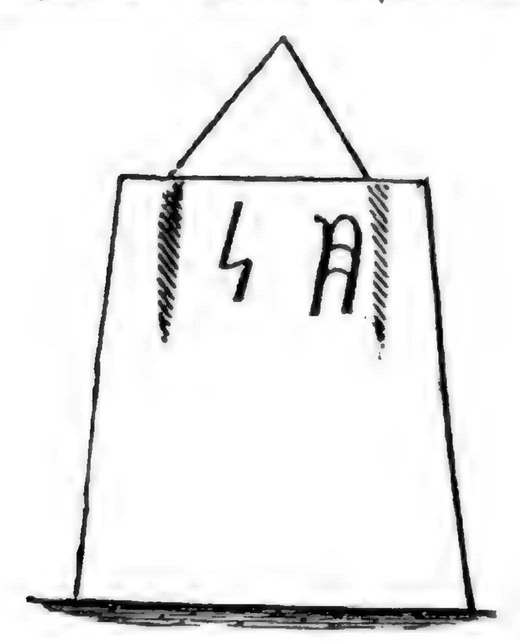
Es bliebe uns schließlich noch eine rein ägyptische Deutung der Götterfiguren dieses Stirnbands, welche einestheils einladend erscheint, weil sie die Zahl derselben erklären würde, andrerseits jedoch hinkt, weil ihr ein wichtiges Symbol fehlt. Die Aegypter besaßen nämlich vier eigne Todtengötter, zu denen Osiris, als Herr der Unterwelt, sich als fünfter gesellte. Dieß würde der Zahl entsprechen, da der Gestalten auf unserm Stirnband fünf sind, und eine derselben offenbar eine hervorragende Stellung einnimmt. Den Osiris könnten wir allenfalls in der sitzenden Figur erblicken. Auch die drei anderen Todtengötter, Amset mit dem Menschenkopf, Sin Mutef mit dem Schakalshaupt und Kebsenuf mit dem Sperberschnabel vermöchten wir in drei der hier abgebildeten Gottheiten zu erkennen. Aber statt dem vierten Todtengenius, dem Api (nicht zu verwechseln mit Hapi), welcher mit einem Affenkopf abgebildet wurde, sehen wir hier eine Göttin mit dem Ibisschnabel. Außerdem scheint mir diese sonst so einladende Auslegung deshalb nicht statthaft, weil sie uns auf den reinen Osirisdienst zurückführen würde, und dieser, wie schon vielfach bemerkt, in der späteren Zeit, aus welcher die meisten Alterthümer von Tharros, sowie auch unsre Lamina herstammen dürften, gewiß bereits durch den Serapiscultus verdrängt worden war.

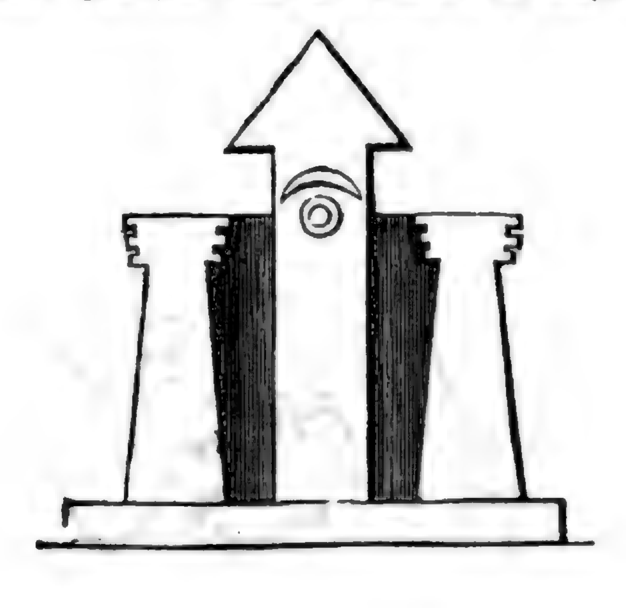
Außer den kleinen Kunstwerken, Zierrathen, Schmucksachen und religiösen Emblemen, mit welchen man die Leichen in der Nekropolis von Tharros geschmückt fand, trugen dieselben nicht selten auch noch andere Gegenstände an

sich, welche auf das von dem Begrabenen einst ausgeübte Gewerbe anspielten. So besaßen also nicht allein die Wahrsager oder Priester, wie obiger Madambaal, das Vorrecht, mit den Attributen ihres Standes, unter welchen das priesterliche Stirnband (die Sis oder lamina splendens) den ersten Rang einnahm, bekleidet, in den Hades hinabzusteigen, sondern jeder Classe von Todten, selbst verstorbenen Handwerkern, wurden die Symbole ihres Berufs mitgegeben. Gewöhnlich bestanden diese bei letzteren in den Werkzeugen ihres Handwerkes selbst, jedoch in zierlicher diminutiver Form, zum Beispiel fand man im Grabe eines Goldarbeiters eine sinnige Zusammenstellung der Attribute seines Gewerbes, alle in Miniatur, eine Feile, einen Schmelztiegel, einen Probirstein, eine kleine Lampe, einige Zängchen, einen Schleifstein und daneben ein viereckiges Klümpchen vom reinsten Gold von der Größe eines viertel Louisd'or. Auch Münzen fehlen in diesen Gräbern nicht; besonders häufig sind jedoch die Isisaugen, kleine Talismane gegen den bösen Blick, genau von der Form, in welcher man das sogenannte Auge Gottes in alten Bibeln abgebildet sieht. Macht sich auch in diesen wieder das ägyptische Element, wie überhaupt in so vielen Ornamenten der hier gefundenen Leichen, geltend, so fehlt es dagegen in allen außerhalb der Gräber gefundenen Denkmälern, wie überhaupt in allen von größerem Umfang gänzlich. Hier herrscht durchaus der reine phönicische Typus vor und bestärkt uns in der Ansicht, daß, wie vielfach auch immer die Beziehungen der Tharrenser zu Aegypten gewesen sein mögen, doch kein Theil derselben seinen Ursprung wirklich aus dem Lande des Nils hergeleitet habe. Aegypter, welche mit ägyptischen Symbolen begraben wurden, hätten ohne Zweifel auch ägyptische Mausoleen erhalten; statt dessen erweisen sich aber alle nicht römischen Grabsteine von Tharros als entschieden phönicisch und erinnern durch ihre Form lebhaft an diejenigen von Karthago. Sie tragen fast alle ungefähr eine solche Form, wie die beiden Abbildungen auf der folgenden Seite.

Einige andere, welche größere Inschriften enthalten, werde ich im Anhang, der den phönicischen Schriftdenkmälern in Sardinien gewidmet ist, mittheilen, ebenso wie alle übrigen in Tharros gefundenen Inschriften. Keine phönicische Colonie in Sardinien hat nämlich deren so viele aufzuweisen, wie diese. Man fand dieselben meistentheils in den quaternären Sandstein selbst

eingemeißelt, in dem die Todtenstadt angelegt ist, und dieser Umstand scheint mir ein letzter, schlagender Beweis der phönicischen Nationalität der Colonisten von Tharros. Wären dieselben Aegypter gewesen, warum hätten sie nicht, wie





man dieß im Nillande tausendfach ausgeführt sieht, auch hier hieroglyphische Inschriften in den Fels gehauen? Aber von solchen erblicken wir keine Spur, kein Grabstein, keine Statue, kein Altar, keine Inschrift, nur Duodezgegenstände gehören jener Nation an; alles Andere ist phönicisch oder römisch.

Um jedoch auch des letzteren Elements, welches in späterer Zeit hier vielfach eingedrungen und zur Herrschaft gelangt war, nicht ganz zu vergessen, will ich, mit Uebergehung der Unmasse von gewöhnlicheren römischen Alterthümern, welche verhältnißmäßig geringes Interesse bieten, da man ihres gleichen fast überall in Italien entdeckte, hier nur die Ab-

bildungen einiger weniger kleiner Kunstwerke mittheilen, welche sich vor den andern durch die Reinheit ihres Styls auszeichnen.

Wir sehen das fürchterliche Haupt der Medusa zu Ende der vorigen Seite in wahrhaft schreckenerregender Weise abgebildet, während wir in den folgenden Kunstgegenständen, in dem schlummernden Genius und der mit einem schönen Kopf gezierten Grabesurne lieblichere Darstellungen erblicken.

Elftes Kapitel.

Paulilatino.

Mein Auszug aus der alten Hauptstadt Arborea's erfolgte abermals in dem in Sardinien beliebtesten Fuhrwerk, einem höchst engen, unbequemen Omnibus. Daß ich einen solchen überhaupt fand und nicht mit dem nur des Nachts diese Strecke zurücklegenden Eilwagen reisen, folglich auf die Besichtigung der Gegend verzichten mußte, war nur ein glücklicher Zufall, indem das Fuhrwerk eigens von Macomer, eine Tagereise von Oristano entfernt, hierher bestellt worden war, um drei gute, starkleibige, alte Männer, halb Bürger, halb Bauern, übrigens wohlhäbig, leidlich civilisirt und jedenfalls selbstbewußt würdevoll aussehend, nach jenem Ort und von da nach ihrer Heimath Bosa zu befördern. Dieses Kleeblatt gestattete mir gern, in ihrem Bunde der vierte zu sein, und die Lasten der Beförderung zur Hälfte allein zu tragen, was ich immer noch als eine Errungenschaft begrüßte, denn außer dem fraglichen Omnibus war in Oristano ein Fuhrwerk weder zu sehen, noch davon zu hören. Doch ich irre mich, es gab noch ein andres; dieß gehörte dem Crösus von Oristano, einem Jüngling von 19 Jahren, welcher ganz allein den größten und fischreichsten Salzwassersee oder Sumpf dieser Gegend besitzt und für einige 60,000 Francs verpachtet, und der ein prächtiges, englisches Pferd mit einem winzigen, kleinen Tilbury hielt, welche er sich gütigst erbot, mir zu leihen. Aber dieses elegante Spielwerk von einem Wägelchen schien keineswegs geeignet, außer mir noch meine zwei Koffer voll Mineralien und Alterthümern aufzunehmen, welche zwei Centner wogen und nicht zur See befördert werden konnten, da im Hafen von Oristano zur Zeit die Schiffe fehlten, so daß ich also auf den Omnibus und die Gesellschaft der drei Bosaner angewiesen war.

Mit diesen guten Leuten hatte ich bald Freundschaft geschlossen. Es ist auffallend, wie viel natürlicher Anstand, wie viel gesellige Würde in jedem ächten Sardinier steckt. Dieses Volk scheint noch fern von jenem modernen,

liberal sein sollenden Proletarierstolz, wie wir ihn bei den niedern Ständen des Festlands sehen, welcher sich etwas darauf zu Gute thut, sich flegelhaft, grob und herausfordernd gegen alle diejenigen zu gebärden, denen er eine höhere sociale Stellung zuschreibt. Aber eben so frei zeigt sich der Sardinier von jeder Kriecherei. Er verkehrt mit dem reichsten Gutsbesitzer, mit dem höchsten Beamten auf vertraulich ungezwungene Weise, ohne jedoch es dabei an einem gewissen Respect fehlen zu lassen. Es steckt noch etwas in ihm von dem alt-spanischen Caballero. Solche ritterliche Begriffe von gleicher gesellschaftlicher Würde, sehr verschieden von den alle geselligen Formen und alle Höflichkeit negirenden modernen socialistischen Grundsätzen, scheinen einem jeden waffen-tragenden Volke eigen, den Spaniern, den Arabern wie den Sardiniern. Wenn diese einmal aufhören werden, stets die Flinte auf der Schulter, Pistole und Dolch im Gürtel zu tragen, dann dürften sie, fürchte ich, auch unsre zwitter-haften europäischen Manieren, die servile Kriecherei der Einen neben der com-munistischen Ungebundenheit der Andern annehmen.

Uebrigens waren meine trefflichen Reisegefährten weit entfernt davon, Proletarier zu sein, obgleich man sie ihrer Kleidung nach allerdings in diese Classe hätte verweisen können. Sie hatten dem Nationalcostüm entsagt und zwar erst in vorgerückten Jahren, schienen jedoch in der europäischen Tracht, welche sie vom schlechtesten Schnitt und Stoff trugen, noch gar nicht recht hei-misch. Wenn aber ein Sardinier vom Lande seiner einheimischen Tracht un-treu wird, so bietet er gewöhnlich eine klägliche Erscheinung dar, wie ich der-gleichen auch bei andern Völkern, z. B. bei den Algierern und Tunisern beo-bachtet habe. In der malerischen Nationaltracht sieht der Sardinier stolz wie ein Edelmann des Mittelalters, in der europäischen, die er sich auf dem Lande selten gut verschaffen kann, wie ein Eisenbahnarbeiter aus. Nur in Bezug auf ein einziges Costümstück zeigte das Kleeblatt einen Rest von Anhänglichkeit an die Sitte seines Vaterlandes, nämlich in Betreff der langen, weiten, tief herabhängenden Wollenmütze, welche dem Sardinier eben so sehr auf dem Kopf festgewachsen scheint, wie dem Araber sein Schaschija oder Fes. Diese Mütze erscheint zwar bei jüngeren Leuten gewöhnlich auf höchst malerische Weise, nach Art der phrygischen getragen, aber bei meinen drei ältern Reisegefährten sah

sie ganz aus, wie eine bequeme, warme, aber höchst prosaische Nachtkappe. Dennoch versah sie nicht die Dienste einer solchen. Jeder der drei führte außerdem noch eine specielle Schlafmütze, ebenfalls ein ächt sardinisches Machwerk, in der Tasche, etwas kleiner, als die andere, sonst aber ihr sehr ähnlich. Diese Nachtmütze, dem römischen pileolus entsprechend, führt noch heut zu Tage hier ihren arabisch-afrikanischen Namen, sie heißt nämlich Cicia, ausgesprochen Tschitschija, was offenbar dasselbe Wort wie das algiersche und tunisische Schaschija ist.

In dieser Gesellschaft und in dem beschriebenen Fuhrwerk war ich bald an die Brücke des Flusses Tyrso gekommen, welcher seinen antiken Namen Tyrsus oder Thyrsos beinahe buchstäblich bewahrt hat. Die Brücke nimmt sich höchst stattlich aus, und ruht auf vier Bogen, wovon einer von doppelt so weiter Spannung, als die übrigen. Sie ist fast durchaus aus schwarzem Basalt gebaut. Da sie nach Art aller mittelalterlichen Brücken in der Mitte sehr hoch und somit für die Frachtwagen mühsam zu erklimmen ist, so hört man in Oristano häufig den Wunsch äußern, sie möge niedergerissen und eine moderne an ihrer Stelle erbaut werden. Die guten Bürger von Oristano mögen sich aber mit ihrer Neuerungswuth in Acht nehmen, denn wenn ihre neue Brücke nicht an Solidität der jetzt verschmähten, alten gleicht, so wird sie gewiß nicht den Ueberschwemmungen trotzen, welche der nicht regulirte Fluß alljährlich drei oder viermal zu erzeugen pflegt. Man nehme sich nur die jeden Augenblick zerstörten italienischen Eisenbahnbrücken zum warnenden Beispiel. Es mag gut sein, mit dem Zeitgeist selbst im Brückenbau vorzuschreiten, aber noch besser, eine vor Ueberschwemmung gesicherte Brücke zu besitzen. In Folge dieser so häufigen Ueberschwemmungen ist im Umkreis einer viertel Meile von dem Tyrsusufer kein Haus zu erblicken. Uebrigens erscheint dieser Fluß, trotz seiner stattlichen Brücke und seinen verheerenden Ueberschwemmungen, doch keineswegs als ein größerer, er kann nicht einmal von Kähnen befahren werden, und würde in Deutschland nur für einen vergrößerten Bach gelten. Aber in dem flußarmen Sardinien bildet er eines der namhaftesten fließenden Gewässer, welches schon bei Ptolemäus und im Itinerarium Antonini Augusti seine Erwähnung findet.

Nach dem kleinen Dorf Massama, welches wir rechts zur Seite liegen ließen, war in der Länge einer deutsch geographischen Meile kein Haus am Wege zu erblicken. Deutsch-geographische Meile sage ich, damit über deren Ausdehnung kein Zweifel übrig bleibe und Niemand vermeine, ich wolle dem Beispiel einiger neuester Reiseschriftsteller nachahmen, welche die geographische Meile der Engländer und Franzosen, die nur ein Viertel der unsrigen (1/60 Breitegrad) mißt, in unsre Literatur einzuführen versuchen. Das Sicherste schiene mir, überhaupt den Ausdruck „geopraphisch" in Bezug auf die Meilenangabe, da er nur Verwirrung erzeugt, ein für alle Male fallen zu lassen und sich nur des Beiworts „deutsch" zu bedienen. Eine deutsche Meile ist eine lange Strecke und der Umstand, daß man in einer solchen Ausdehnung weder Bodencultur noch menschliche Wohnungen entdeckt, recht bezeichnend für die Verödung des sardinischen Innern, aber diese Verödung erschien nur ein unbedeutender Vorschmack, mit derjenigen verglichen, welche ich später in andern Theilen der Insel antreffen sollte. Kein Wunder, daß das Banditenthum in einem so vereinsamten Lande blüht. Diese verlassene Gegend schien so recht geeignet für einen Raubanfall; dennoch brachten wir sie hinter uns ohne die Opfer eines solchen, nicht aber ohne die sehr nah an uns herantretende Gefahr, die eines andern Unfalls zu werden. Denselben hatten wir lediglich unsern kühnen Vertheidigern, den drei feisten Bosanern, zu verdanken. Diese Biedermänner fanden nämlich für gut, mit geladenen Flinten und Revolvers versehen zu reisen und diese angenehmen Reisebegleiter auch mit in den Omnibus zu nehmen. Ich remonstrirte zwar Anfangs dagegen, den Lauf einer geladenen und zwar, wie mir ausdrücklich gesagt wurde, mit einer Kugel und, wie der sardinische Ausdruck geht, „auf den Mann" geladenen Flinte gerade unter meiner Nase zu haben, schickte mich aber doch in diese etwas unbequeme Lage, als ich erfuhr, daß das Gewehr kein Zündhütchen trage. Wer beschreibt aber meine Ueberraschung, als das vermeintlich kapsellose Gewehr dennoch los ging und die Kugel den in ziemlich weiten Falten mich umgebenden Mantel an drei Stellen durchbohrte, aber dann ihren Weg durch's Fenster nahm. „Sind Sie gefährlich verwundet? Sind Sie todt?" Das waren die Fragen, welche die drei Bosaner nun an mich richteten. Da ich sie mit sichtbarer übler Laune beantwortete, so über-

boten sie sich nun in Entschuldigungen, um mich zu besänftigen. Der Verursacher des Unfalls gab ein großes Bedauern und zugleich heftigen Zorn kund, letzteren gegen eine abwesende Person, nämlich seine Ehegattin, welche vergessen hatte, auf seinen Befehl das Zündhütchen von der Flinte zu nehmen. Aber ich hatte genug von den vermeintlich kapsellosen Gewehren und bestand nun darauf, selbst die Zündhütchen von allen Mordinstrumenten abzunehmen, was mir auch zugestanden wurde und so erlitt der Friede keine weitere Störung.

Am Ende der Ebene gelangten wir bei dem kleinen Dorf Tramazza an den Seitenweg, welcher westwärts nach dem größten Orangengarten Sardiniens, Milis, führt. In mir war schon lange der Wunsch rege, dieses Seitenstück zu dem italienischen Sorrent, dem balearischen Soller und dem algierischen Blidah zu besuchen. Die Erfüllung dieses Wunsches war lediglich in die Hände meiner Mitreisenden gegeben. Kaum wagte ich es, ihnen den Vorschlag zu machen, in Tramazza einige Stunden zu warten, bis ich mich im Orangenduft von Milis gelabt haben würde und somit ihre Ankunft in Macomer bedeutend zu verzögern. Aber der Kutscher stand glücklicherweise in meinem Interesse und dessen Zureden, sowie dem Wunsch, mich für die Erschießungsgefahr zu entschädigen, wich auch das Kleeblatt, welches das englische Sprichwort „Zeit ist Geld“ weder verstand noch hoch anschlug. Ja derjenige von den Dreien, dessen schönere Hälfte ihm, oder vielmehr mir, den schlechten Streich gespielt hatte, das Zündhütchen auf dem Gewehr zu vergessen, und dessen Mordinstrument ich soeben nur wie durch ein Wunder entgangen war, zeigte sich nun besonders zärtlich für mich und ließ es sich nicht nehmen, mir auch noch einen aktiven Dienst zu erweisen, indem er mich selbst bis nach Milis begleitete und zwar, wie er behauptete, nur deshalb, um mein Leben, welches ihm nun auf einmal kostbar vorzukommen schien, mit seiner kugelgeladenen, jetzt wieder mit einer Kapsel versehenen Doppelflinte und seinen zwei Revolvers zu beschützen. Ueberall in Sardinien fand ich ähnliche Vorsichtsmaßregeln, alle Leute sprechen von der Möglichkeit eines Raubanfalls, aber fast nie hört man von einem wirklichen, aus Geldinteresse verübten Mord. Die sardinischen Banditen sind beinahe ausgestorben (ich konnte nur von einem einzigen noch lebenden zu hören bekommen) und selbst diese Banditen waren niemals Briganten, sondern nur durch die

Ausübung der Vendetta oder erblichen Blutrache dem Gesetz verfallen. Sie raubten nie und waren nach der Aussage aller Sardinier, welche ich über sie befragte, immer bravos huomines (ehrliche Leute) geblieben. Natürlich mochten Ausnahmen vorgekommen sein, aber das eigentliche Brigantenthum, wie es im Kirchenstaat und in den beiden Sicilien florirt, hat in Sardinien niemals bestanden. Von einem riscatto, d. h. einer Erpressung von Lösegeld, kennt man hier zu Lande kein Beispiel.

Von dem Wegweiser bei Tramazza, einer schönen Meilensäule, worauf die Namen Milis und Villa Boyl in großen Lettern zu lesen sind, zieht sich, $^2/_8$ Meilen lang in westlicher Richtung die schnurgerade Straße bis zu der üppigen Orangenoase hin. Diese Villa Boyl, einem der volksthümlichsten Edelleute, wie dergleichen nur in Sardinien vorkommen, dem Marchese Francesco di Boyl gehörig, der trotz seines Reichthums und seiner Gewohnheit der Höfe, dennoch mit jedem Bauer auf so freundschaftlichem Fuße lebt, wie dergleichen eben auch nur bei dieser natürlich würdevollen Bevölkerung möglich scheint, diese Villa ist gleichsam der Superlativ eines Gartens mitten im Garten von Milis. Was für die andern Orangenhaine die Natur im Ueberflusse gethan hat, das findet man in dieser Villa durch Kunst und Pflege veredelt. Wer nur die elenden Orangenbäume von Nizza oder Mentone mit ihren sauren Früchten gesehen, der kann sich keinen Begriff von der Ueppigkeit machen, mit welcher sich diese Pflanze hier entfaltet. Selbst Sorrent, Palermo, ja sogar das reizende Puerto de Soller auf Majorka dürften kaum einen Vergleich mit Milis aushalten. Beim Anblick dieser mächtigen, kraftvollen Stämme wagt gewiß kein Reisender zu behaupten, wie es der sauersehende Berliner, Nicolai, in Sorrent gethan hat, daß in Orangenhainen nur Hunde und Schweine zu lustwandeln vermögen. Hier hätte jener Reisende, wäre er auch sechs Fuß lang gewesen, selbst mit seinem geliebten Cylinder auf dem Kopf, ungestört unter den hohen Laubeskronen spazieren gehen dürfen. Sogar der prosaische Valery, Bibliothekar von Versailles, welcher Sardinien in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts bereiste und in einem umfangreichen Werke beschrieb, gerieth in Milis in solches Entzücken, daß er, seinem Charakter als Bücherwurm einen Augenblick entsagend, in enthusiastische Dithyramben über diesen schönsten

aller Gärten und die herrlichsten aller Bäume ausbrach. Er spricht von einem duftenden Blüthenschnee, von goldnen Hesperidenäpfeln, von tiefdunklen, marmorglänzenden, ewiggrünen Laubesguirlanden und das Alles sind keine Hyperbeln, sondern die reine Wahrheit.

Doch es ist in neuester Zeit Mode geworden, jedes Entzücken über die herrliche Südnatur als veraltete Sentimentalität lächerlich zu finden, namentlich scheint die bekanntere Pflanzenwelt, worunter die Orange den hervorragendsten Standpunkt einnimmt, so in Mißcredit gerathen zu sein, daß, fürchte ich, selbst Goethe's Mignon, würde sie erst heute gedichtet, kaum soviel Anklang finden dürfte, als ihr in der mehr poesiebedürftigen Zeit ihres Erscheinens zu Theil ward. Freilich haben auch die Romantiker im ersten Drittheil dieses Jahrhunderts mit diesen Südgewächsen unverzeihlichen Mißbrauch getrieben. So will ich denn jeden Gefühlserguß über den herrlichen Hesperidengarten unterdrücken, und dem Leser die Mühe ersparen: O wie fade! O wie abgedroschen! auszurufen, statt dessen mich darauf beschränken, die natürlichen Bedingungen zu untersuchen, welchen die üppige Vega von Milis ihre Vorzüge vor jeder andern Gegend Sardiniens und vor fast allen europäischen Orangenpflanzungen verdankt.

Weiter unten, bei dem dem Pflanzenreiche dieser Insel gewidmeten Kapitel wird man Ausführlicheres über die durch Erfahrung begründete Thatsache finden, daß in Europa fast durchgehends die besten und ergiebigsten Orangenpflanzungen an den Westküsten angetroffen werden. Nun bietet aber in Sardinien die Westküste eine höchst auffallende ausnahmsweise Erscheinung dar. Jedem, der von Cagliari nach Sassari, sei es auf dem Reitwege dem Meere entlang, sei es auf der Landstraße im Innern, gereist ist, mußte es gewiß in die Augen springen, wie verkrüppelt und niedrig die meisten Bäume auf dieser Strecke und wie alle Zweige streng nach einer Seite, der südöstlichen, gewendet sind, während auf der nordwestlichen weder Blätter noch Zweige aufkommen können und der Stamm nackt und laublos bleibt. Der verheerende Nordwestwind, der Mistral der Provençalen, der Maëstro der Italiener, bildet die Ursache dieser schiefen Richtung aller Bäume und ihres dürftigen Gedeihens. Diesem fürchterlichen, fast dem ganzen Winter und Frühling hindurch wehen-

den Winde, man könnte fast sagen, diesem beständigen Sturm ist die ganze Westküste Sardiniens sowohl, wie Corsika's, mehr ausgesetzt, als irgend ein Küstenland des Mittelmeers. Die beiden Inseln bilden die Schutzmauer des tyrrhenischen Meeres vor diesem Feind der Schiffer, dem gefürchteten Maëstro. So kommt es, daß die Westküste Sardiniens im Allgemeinen jener klimatischen Vorzüge entbehrt, welche andern südeuropäischen Westküsten, der von Italien, von Majorka und Portugal zu Theil werden, denn letztere stehen außerhalb des Bereichs des von den Pyrenäen kommenden, durch die Provence wüthend dahinsausenden und sich dann auf den Golf von Lyon stürzenden Mistrals. Nordwestwinde giebt es natürlich unter allen Himmelsstrichen, aber sie scheinen alle unschuldige Kinder im Vergleich mit dem provençalischen Ungethüm, selbst die italienische Tramontana (directer Nord) und der Greco oder Gregale (Nordost) können nicht mit diesem Verheerer verglichen werden, denn wenn sie demselben auch manchmal an Kraft gleichkommen, so pflegen sie doch selten mehr als einige Tage hintereinander zu wehen, während man Beispiele hat, daß der Mistral drei Monate ohne Aufhören herrschte. Bereits die Alten scheinen auf diese klimatische Eigenthümlichkeit Sardiniens ihr Augenmerk gerichtet zu haben. Der römische Dichter Claudius Claudianus hat das rauhere Klima des Nordens der Insel in folgenden Versen mit der milderen Zone derselben verglichen, und treffend mit all' seinen Nachtheilen gezeichnet.

. . . . . Quae pars vicinior Afris
Plana solo, ratibus clemens; quae respicit arctum
Immitis, scopulosa, procax, subitisque sonora
Fluctibus.

Unter solchen natürlichen Bedingungen kann begreiflicher Weise der Orangenbaum, welcher vor Allem einer milden, ruhigen Luft zu seinem Gedeihen bedarf, an allen den Stellen nicht fortkommen, wo nicht eine natürliche Schutzmauer seine Blüthen vor dem verheerenden Hauch bewahrt. Daß ein warmes Klima allein nicht zu seinem Gedeihen genüge, zeigt die Vega von Oristano, welche im Allgemeinen eher eine höhere, als eine niedrigere Temperatur, als diejenige von Milis, genießt und doch nur verkrüppelte Orangen und Citronen hervorbringt, weil sie eben dem Zerstörer offen ausgesetzt ist.

Diese Baumarten treiben nämlich grade in denjenigen Monaten Blüthen und Blättersprossen, in welchen der Nordwestwind am Heftigsten aufzutreten pflegt, und die zarten Keime müssen unfehlbar dem rauhen Windeshauch zum Opfer fallen, wenn nicht, wie bei der Vega von Milis, ein Berg zwischen ihnen und dem Ausgangspunkte des Mistrals steht. Der Berg, welchem diese Vega ihre Fruchtbarkeit verdankt, ist der zwar keineswegs hohe, aber grade in der nöthigen Richtung sich hinziehende, längliche Monte Ferru, dessen zwei Seitenarme ein halbes Kesselthal amphitheatralisch umschließen und vor den rauhen Lüften schützen. In Folge davon fallen bei Milis die ausnahmsweisen, nachtheiligen klimatischen Verhältnisse der Westküste Sardiniens weg und treten die allgemeinen, günstigen, welche wir bei allen südeuropäischen Westküsten beobachten, in ihr volles Recht ein. Ja, noch besondere, locale, vortheilhafte Bedingungen kommen hinzu, welche dieser Vega vor mancher ähnlichen unleugbare Vorzüge sichern. Hiezu gehören vor Allem der Reichthum an Wasser, welcher sich in zahlreichen, rieselnden Bächlein durch das glückliche Gefilde ergießt, und die fruchtbare Beschaffenheit des theils diluvialen, theils aluvialen, humusreichen Bodens.

Ueber die verschiedenen Gattungen und Abarten von Orangen, Citronen, Limonen und Pomeranzen, welche die Gärten von Milis hervorbringen, wird der Freund der Obstcultur in dem Abschnitt über das Pflanzenreich Sardiniens Ausführliches finden. Einzelne dieser Gewächse erreichen hier ganz ausnahmsweise riesige Verhältnisse. So sah ich in der Villa Boyl den nach dem König Carl Albert benannten Orangenbaum, einer mittleren Buche an Umfang, Höhe und Dicke des Stammes vergleichbar. Eine Inschrift im sardinischen Dialect verewigt das Andenken an den Besuch jenes unglücklichen Monarchen in Milis. La Marmora, welcher ihn begleitete, erzählt, Carl Albert hätte umsonst versucht, den Stamm des Königsbaums mit seinen keineswegs kurzen Armen zu umschlingen. Auch habe der Fürst trotz seiner hohen Statur und des militärischen Hutes, der ihn bedeckte und welcher nach der damaligen Ordonanz ein himmelhohes Ungethüm gewesen zu sein scheint, ohne sich zu bücken oder mit dem Kopf an die über ihn ragenden Zweige anzustoßen, durch den ganzen Orangenhain frei und ungehindert einherschreiten können. Wie

schade, daß Nicolai nicht dabei war, um sich zu überzeugen, daß in Orangenhainen nicht blos Hunde und Schweine, sondern auch Könige, Generäle und ihre Adjutanten spazieren zu gehen vermögen!

Derselbe La Marmora hat berechnet, daß die Vega von Milis im Ganzen in guten Jahren an sechzig Millionen Früchte zu geben im Stande sei. Dieß scheint nun freilich eine ganz ungeheure Zahl. Aber, wenn ich sie auch für übertrieben halten muß, so bin ich doch überzeugt, daß dieser Orangenwald an Zahl der Stämme von keinem andern übertroffen wird. Einzelne Bäume tragen fünfhundert, die schlechtesten nicht weniger als hundert Früchte, und die Qualität dieser Früchte bewährt sich als eine der vorzüglichsten in der „galanten Christenheit süßen Pomeranzenlanden“ (ein Heine'scher Ausdruck).

Ein solch' reicher Segen würde den Bewohnern von Milis zu großem pecuniärem Vortheil gereichen, wenn die Früchte einen Gegenstand der Ausfuhr nach dem Ausland bildeten, was jedoch leider nicht der Fall ist. Obgleich diese Orangen weder den sicilischen, noch portugiesischen an Güte nachstehen, so beschränkt sich doch bis jetzt ihr Absatz auf Sardinien selbst, nicht einmal nach dem italienischen Festland kommen sie; und ich fürchte, es dürfte auch noch lange dauern, ehe ein Schiff seine Rechnung dabei findet, sie auszuführen; denn bei dem großen Aufschwung des Bergbaues in neuester Zeit bietet der Export der Mineralien den Schiffseigenthümern einen so bedeutenden Vortheil, wie derjenige von Früchten ihn nie zu gewähren vermag. Früchte können im Großen nur von solchen Schiffen ausgeführt werden, welche sonst für ihre Rückreise ohne jegliche Fracht bleiben würden; und das wird, denke ich, in diesem Jahrhundert in Sardinien nie mehr vorkommen. Zu Anfang desselben waren es die Schweden, welche mit Schiffbauholz, Dielen und merkwürdiger Weise selbst mit Eisen beladen, nach Sardinien schifften und, um nicht leer zurückzukehren, Orangen mitnahmen. So gelangten damals die Früchte von Milis nach dem fernsten Norden. Aber jetzt nehmen auch die Schweden, obgleich sie ganz wie die alten Gothen auf Südfrüchte lecker sind, doch statt der duftenden Waare lieber den schmutzigen Galmei und das ungesäuberte Blei als Fracht mit. Die Menge der auszuführenden Mineralien zeigt sich sogar so außerordentlich groß, daß die Schiffe in neuester Zeit angefangen haben, ohne

jegliche Fracht nach Sardinien zu segeln, um die Producte der Bergwerke aufzuladen, und doch dabei ihre Rechnung finden, da der Mineraltransport sie für die frachtlose Hinreise entschädigt. Natürlich müssen unter solchen Verhältnissen die Orangen im Lande bleiben.

Die Einführung des Orangenbaums in Sardinien datirt aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, und da dieß die Periode war, in welcher die arabische Herrschaft auf dem südwestlichen Theil der Insel ihren festesten und dauerndsten Bestand erlangt hatte, so dürfte man, glaube ich, wohl schwerlich irren, von dieser die Einführung der duftenden und labenden Pflanze herzuleiten, wie ja auch Majorka, Sicilien und Nordafrika, so wie das Citronenland Portugal den Mauren dieselbe Cultur verdankten. Ja ich bin fast versucht, noch weiter zu gehen, und sogar selbst den Bewohnern von Milis einen wenigstens theilweise arabischen Ursprung zuzuschreiben, obgleich derselbe nicht, wie bei den Maureddos von Iglesias und Sulcis, durch die Tradition ihrer Nachbarn verbürgt erscheint. Aber sowohl der entschieden orientalische Schnitt der Gesichtszüge dieses Völkchens, dessen Seelenzahl, beiläufig gesagt, anderthalb tausend nicht übersteigt, als auch seine halbnomadischen Gewohnheiten und ganz nomadischen Instincte erinnerten mich zu lebhaft an die Bewohner der Regentschaften Tunis und Algier, um nicht den Gedanken an eine Stammverwandtschaft in mir aufkommen zu lassen. Besonders augenfällig entfaltet sich dieß nomadische Leben im Frühling nach der Orangenernte; dann pflegt der größte Theil der männlichen Bevölkerung von Milis auszuwandern; sie führen ihre duftende Waare auf plumpen, urväterlich aussehenden, von Ochsen gezogenen Leiterwagen, mit zwei enormen Rädern, welche aus undurchlöcherten, großen Holzscheiben bestehen, nach allen größeren Städten der Insel. Wohl in keinem Nützlichkeitsgegenstand hat sich das altrömische Vorbild so treu erhalten, wie in diesem ländlichen Fuhrwerk, in welchem wir das antike Plaustrum, so wie es leibte und lebte, erblicken; die Zweizahl der Räder (denn nur das Plaustrum majus besaß deren vier), die Abwesenheit der Radspeichen (radii) und daraus entstehende Trommelform der Radscheiben (tympanum), ferner der Umstand, daß dieser sardinische Karren bald ganz offen, ex omne parte palam (Varro de L. L. IV, 31), bald mit einem großen Korbe bedeckt (scirpea in plaustro bei

Ovid Fast. VI, 680), erscheint, daß er von Ochsen gezogen wird, dieß Alles und selbst der große Lärm, den sein Rädergerassel hervorbringt (Stridentia plaustra Virg. Georg. III, 536) giebt uns ein Bild von sprechender buchstäblicher Treue aus dem Alterthum. Von diesen primitiven Karren getragen, langen die Milisianer in den Städten an, wo sie jedoch nicht etwa sich temporär in Gebäuden niederlassen, sondern, als ächte Nomaden, auf den freien Plätzen ihre eignen zeltartigen, höchst malerischen Behausungen errichten. Deren Wände bestehen aus wasserdichten, ziemlich dicken und sehr starken, aber doch biegsamen Matten, aus Schilf geflochten. In diese Matten gepackt, bringen die Bauern von Milis ihre Citronen und Orangen nach dem Markt derjenigen Stadt, in welcher sie, bis zum völligen Absatz ihrer Waare, ein temporäres Lager aufzuschlagen gedenken. Auf dem Marktplatz angekommen, welcher in den meisten sardinischen Städten ein großes Sandfeld, eine kleine Wüste mitten in der Stadt bildet, packen sie die Früchte aus den Schilfmatten aus, und bauen sich aus letzteren zeltartige Hütten, welche nur nach vorn offen sind. Diese Hütten entsprechen genau den algierischen und tunisischen Gurbi's, den antiken Mapalia, welche schon Sueton beschreibt und mit umgekehrten Schiffsvordertheilen vergleicht. Da jedoch die Gurbi's aus Holz und Reisern bestehen, so bieten sich ihre Formen natürlich etwas eckiger dar, als die der Mapalia der Milisianer. Letztere erscheinen oben gewöhnlich abgerundet, rückwärts, rechts und links bilden Schilfmatten die Wände und eine gewölbförmige Bemattung die Decke. In der so geschaffenen, rundlichen, niedrigen Höhlung erblickt man vornen und in der Mitte die glänzenden Goldäpfel hochaufgeschichtet und tief in ihrem innersten Grund liegt auf einer Strohmatte der Eigenthümer, welcher bei Tage in diesem improvisirten Laden die Käufer empfängt und Nachts an derselben Stelle zu schlafen pflegt, die so eben sein Kaufmannsbureau gebildet hatte. Die einzige Veränderung, welche er des Abends mit seiner Hütte vornimmt, besteht darin, daß er eine große, besonders feste Schilfmatte als Thür vor die einzige Oeffnung stellt, welche bei Tag zugleich Eingang und Fenster bilden mußte. So ruht er die ganze Nacht hindurch mitten unter seinen duftenden Früchten, von der übrigen Welt abgeschlossen, nicht aber von der frischen Luft, welche recht gut durch die Oeffnungen des Flechtwerkes ihren Eingang findet.

Diese Mapalia der Milisianer verleihen den öffentlichen Plätzen der sardinischen Städte ein ganz eigenthümliches, afrikanisches Aussehen. Die Bewohner der Städte jedoch, statt an dieser Originalität, welche so malerische Bilder erzeugt, Geschmack zu finden, gehen gewöhnlich in ihrem modernen Civilisationseifer so weit, daß sie diese Hütten der Orangenverkäufer als einen höchst beklagenswerthen, kaum zu duldenden Rest von Barbarei ansehen. Ein so falschverstandner Neuerungseifer bringt manchmal die lächerlichsten Erscheinungen hervor, so bemerkte ich zum Beispiel in der Hauptstadt zu meiner Belustigung, daß die Cagliaritaner es fast übel zu nehmen pflegten, wenn ich ihnen von den Schilfzelten aus Milis, welche durch ihr malerisches und originelles Aussehen gewöhnlich vor allem Andern die Blicke des Ankömmlings fesseln, sprach und vermeinten, ich wolle durch solche Erwähnung mich über das Zurücksein ihres Vaterlandes in der Cultur lustig machen. Ebenso wird von den meisten Städtern Sardiniens das Nationalcostüm als Barbarei betrachtet. Doch in ähnliche Fehler verfallen die halbgebildeten Menschen aller Länder, die meisten glauben, die Civilisation bestehe in Aeußerlichkeiten, in der sklavischen Nachahmung der europäischen Großstädte und beschränke sich auf die Uniformirung nach dem Pariser Modejournal und, was das häusliche Unterkommen betrifft, auf das massenhafte Beisammenwohnen in kasernenartigen Miethkästen, den Häusern des neunzehnten Jahrhunderts. Der Geist ist nichts, die Form ist Alles, dieser Grundsatz liegt den Civilisationsbegriffen der modernen Sardinier sowohl, wie leider auch so vieler andern Europäer zu Grunde. Wenn einmal die Milisianer, statt in ihren malerischen Schilfzelten, in elenden Vorstadthäusern wohnen und an Stelle ihrer zierlichen und bequemen Nationaltracht abscheuliche moderne Paletots tragen werden, dann dürfte man sie für civilsirt erklären, wenn auch ihre Bildung ganz auf derselben Stufe stehen geblieben wäre.

Ich habe mir alle Mühe gegeben zu erfahren, ob diese Schilfhütten der Milisianer einen eignen charakteristischen Namen führen. Aber alle meine Nachfragen nach einem solchen blieben unbelohnt, selbst Spano, der größte Kenner der verschiedenen sardinischen Dialecte, wußte mir nichts Andres zu antworten, als daß man diese Hütten Stoje nenne. Stoja heißt aber weiter nichts als

Matte, bildet also die Bezeichnung des Materials, muß aber gleichwohl in Ermanglung einer andern als die der Hütte selbst, welche aus den Stoje erbaut wird, dienen. Dergleichen auffallende Sprachmängel sind im sardinischen Volksdialect nicht ohne weitere Beispiele, deren ich nur eines aufführen will; so fehlt ein Ausdruck für das charakteristischste Kleidungsstück dieses Inselvolkes, die Fustanella, welche mit den durchaus irreführenden Worten Carzones oder Ragas, das heißt Beinkleidern, bezeichnet wird, während sie doch mehr mit einem Weiberrock, als mit jenen, Aehnlichkeit besitzt. Beide Gegenstände, sowohl die Milisianer Schilfhütte, als Wohnung, wie die kleine, schwarze Fustanella, als Kleidungsstück, bilden aber gerade so originelle Specialitäten des sardinischen Volkslebens, daß uns hier ein eigner, jede Verwechslung vermeidender Name besonders willkommen wäre.

Die Fabrikation jener Stoje oder Schilfmatten bildet im Sommer eine der Hauptbeschäftigungen der Milisianer. Eine andere ist das Pflanzen türkischen Waizens (Zea Mais), welcher nirgends auf der Insel so gut gedeiht, wie hier. Aus den Orangenblüthen haben sie bis jetzt noch nicht verstanden, einen nützlichen Gebrauch zu machen und das aus solchen distillirte Wasser, welches in den Städten Sardiniens verkauft wird, muß aus dem Auslande bezogen werden, während doch Sardinien gerade diesen Industriezweig auf's Vortheilhafteste auszubeuten vermöchte.

Von unserm Ausflug zu dem Hesperidengarten Sardiniens nach Tramazza zurückgekehrt, nahm uns das enge Fuhrwerk wieder auf, um uns zuerst durch eine lange Ebene und dann durch ein Hohlthal zu führen, welche in ihrer trostlosen Oede einen auffallenden Contrast gegen die glückliche Vega von Milis boten. Diese Ebene und dieses Hohlthal waren ganz Stein und zwar Stein von der düstersten Farbe und der unharmonischsten Gestalt. Erstere bildete ein unermeßlich scheinendes Gefilde, von basaltischer, schwarzer oder schwarzbrauner Lava überzogen, welche in der Unregelmäßigkeit ihrer Lagerung einem vom Sturm gepeitschten, in kurzen, abgerissenen Wellen gehobenen sumpfigen Gewässer glich, das sich plötzlich versteinert hätte. Die scharfen Rauhigkeiten dieser Basaltebene, die schlackenartigen, starkporösen Lavakegel, womit sie übersät erschien, ließen darauf schließen, daß hier die feurige Masse den älteren Kratern

mit außerordentlicher Geschwindigkeit entströmt sein mußte. Wahrscheinlich war es der Monte Ferru (der Eisenberg), eine einzige große Basaltmasse, an dessen südlichem Abhang Milis liegt, und an dessen östlichem wir uns nun befanden, welcher in vordiluvianischer Zeit diese Lavamassen in's Thal spie. Ich sage vordiluvianisch, denn die Erhebung des Basalts scheint überall in Sardinien zwischen der Periode des tertiären Kalksteins und derjenigen des Diluviums stattgefunden zu haben.

Mitten in dieser Basaltebne sahen wir östlich vom Wege das kleine Dorf Bauladu (d. h. die große Furt), während westlich die Orte Seneghe und Bonarcadu sich auf den Abhängen des Eisenberges erhoben. Letzteres besitzt eine alte, historisch interessante Kirche, welche dem Judex Baruson von Arborea im Jahre 1147 ihre Gründung verdankte. Da dieselbe eine Rolle von einer gewissen Wichtigkeit in der Geschichte Sardiniens spielt, so möge ihre Abbildung hier ihren Platz finden.

Die wichtigste Erinnerung, welche sich an diese Kirche knüpft, ist die an das in ihren Mauern abgehaltne letzte sardinische Nationalconcil, vom Jahre 1253, bei welchem der Erzbischof von Porto Torres (heutige Diöcese von Sassari) den Vorsitz führte und alle sardinischen Bischöfe sich einfanden. Auch

empfing hier der apostolische Legat, im Namen des Papstes, als Oberlehnsherrn von Sardinien, die Huldigung des Judex von Arborea im J. 1237. Im Mittelalter gehörte die Kirche einem der reichsten Priorate von Sardinien, dessen Vorstand gleiche Stimme mit den Bischöfen bei den Stamenti (Landständen) besaß. Unweit von ihr liegt ein andres merkwürdiges, kleines Heiligthum, die Wallfahrtskirche von Bonacattu, nach einer dort zu lesenden Inschrift im J. 1008 gegründet. Die Wände dieses alten Kirchleins erscheinen dicht behängt mit Ex-voto's, unter denen sich namentlich eines durch seine kühne Originalität auszeichnet. Dieses besteht aus einem kleinen Bilde, welches einen Mann darstellt, der ein Pferd mit Gewalt fortzuziehen sucht, und darunter steht die naiv bezeichnende Inschrift: ladro che ruba un cavallo (Räuber, der ein Pferd stiehlt). Dieser fromme Dieb scheint also die Madonna von Bonacattu zu seiner Mitschuldigen erwählt und ihr, für das Gelingen seines Raubes, ein Bild gelobt zu haben. Wenigstens wird allgemein, unter Andern auch von Canonicus Spano in seinen Noten zu La Marmora, die Bedeutung dieses Bildes auf solche Weise erklärt, obgleich man, glaube ich, eine für die Madonna weniger beleidigende Auslegung hätte finden können. Konnte das Exvoto nicht möglicherweise von dem Bestohlenen herstammen, der in der Abbildung des Diebstahls ein Erinnerungsdenkmal seines Dankes für das durch sein Gelübde wiedererlangte Eigenthum stiften wollte?

Nicht weit von Bauladu ließen wir rechts zwei ziemlich wohl erhaltene Nurhagen liegen. Diese thurmartigen Denkmäler der vorhistorischen Zeit fingen nun an, immer häufiger zu werden. Die Gegend um Paulilatino und Macomer scheint überhaupt so recht das Centrum der Nurhagen. Von ersterer hat Spano eine eigne Nurhagographische Karte veröffentlicht, welche im Umkreis von zwei deutschgeographischen Meilen einige neunzig dieser Monumente des grauen Alterthums angiebt, von denen freilich die überwiegende Mehrzahl zerstört ist. Jetzt waren wir gerade in das Gebiet, welches diese Karte beschreibt, hineingefahren. Das erste bedeutendere Denkmal, welches uns in demselben begrüßte, bildete der schönerhaltene, aus schwarzem Basalt erbaute Nurhag von Crabia, einige hundert Schritt westlich von der Landstraße gelegen. Er mag etwa vierzig Fuß hoch sein und besteht aus großen, horizontal geschichteten,

unbehauenen Basaltblöcken. Die Thür, gegen Süden gewendet, läßt sich von der Landstraße aus deutlich unterscheiden. Sie besteht nur aus drei Steinen, zwei senkrechten und einem wagerechten und ist zur Hälfte unverschüttet. Höchst malerisch bietet sich dieser Nurhag von gigantischen Verhältnissen mitten in einem wilden Olivenhain dar, freilich nur von kleinen, verkrüppelten Bäumen gebildet, da die Lavadecke des Bodens fast keinen Humus trägt. Kurz vor unsrer Ankunft in Paulilatino sahen wir östlich einen andern sehr massenhaften, den Nurhag Oschinas, leider in seinem oberen Theil zerstört. Wohin aber sich nur unsre Blicke wenden mochten, konnten wir die Ruinen, allerdings oft auch nur die Fundamente andrer dieser Bauten unterscheiden. Diese Fundamente erschienen unverkennbar, da sie alle eine streng kreisförmige Gestalt darboten und konnten unmöglich mit irgend welchen Ruinen anderen Ursprungs verwechselt werden.

Als einen der seltsamsten Orte, welche ich je gesehen, offenbarte sich das große Dorf Paulilatino, in welchem wir heute unser Nachtquartier aufschlagen sollten. Es war ganz aus schwarzem Basalt, mitunter aus ebenso massenhaften Blöcken, wie die Nurhagen, erbaut. An vielen Häusern zeigte sich auch die Thür ganz der jener antiken Denkmäler ähnlich, das heißt aus zwei verticalen Basaltblöcken, auf welchen ein horizontaler ruhte, gebildet: eine wahre Cyclopenarchitektur. Auch die Kirche schien nicht dem Einfluß jener plumpen Bauweise und jenes schwermüthig dunklen Materials entgangen zu sein. Obgleich dieselbe in ihren Grundzügen den Styl des vorigen Jahrhunderts darbot, so konnte ich mich doch kaum des Eindrucks erwehren, als habe ich es hier mit einer modernen Auflage eines Nurhags zu thun, so kahl, schwarz und schmucklos bewährte sich sowohl ihr Aeußeres, wie Inneres. In letzterem befanden sich freilich einige ärmlich geschmückte Altäre und hie und da auch ein schlechtes Bild, aber sonst beherrschte der schwarze Basalt mit seiner düsteren Farbe und seiner rohen Massenhaftigkeit unübertüncht den inneren Raum des Gotteshauses. Ganz in Harmonie mit dieser finstern Umgebung zeigte sich die Staffage, das heißt die auf dem Boden liegenden, schwarzgekleideten Bäuerinnen, deren Gesichter unter dem dunklen Kopftuch und dem darüber geworfenen, umgekehrten, schwarzen Weiberrock, welcher die Stelle der Mantille vertreten muß, kaum sichtbar wurden.

Ich sage auf dem Boden liegend, da mir dieser Ausdruck der annäherndste scheint, obgleich er keineswegs erschöpfend ist; die Stellung bildete vielmehr ein Mittelding zwischen Knieen und Liegen, ungefähr eine solche, die ein Mensch annehmen würde, welcher vom Knieen müde, sich's bequem machen wollte, ohne jedoch vom Boden aufzustehen. In dieser Stellung pflegen die Landleute Sardiniens dem Gottesdienst beizuwohnen, da in keiner Dorfkirche Sitze und Stühle vorhanden sind und sie nicht gerne so lange aufrecht stehen.

Erschien das Aeußere der Häuser von Paulilatino seltsam und bot es in vielfacher Beziehung das Bild eines längst vergangnen Jahrhunderts dar, so war doch das Innere derselben nicht minder originell und nicht weniger primitiv. Dieses Innere sollte ich nun gründlich, ja über Genüge, kennen lernen, indem ich mich in Begleitung der drei Bosaner, des Kutschers und seines Knappen nach einer Ruhestätte für die Nacht umsah. Nachdem ich zuerst den sogenannten Gasthof gemustert, ihn aber so wenig einladend gefunden, daß ich es nicht für unmöglich hielt, der Ort könne einen bessern besitzen, nachdem ich hierauf in einige zwanzig Bauernhäuser die Nase hineingesteckt, sie aber immer höchst unbefriedigt wieder herausgezogen hatte, blieb mir schließlich nichts übrig, als doch wieder nach der zuerst erblickten und verschmähten Herberge zurückzukehren. Dieser Gasthof bot allerdings nicht jene stereotype Physiognomie dar, welche sonst allen modernen Wirthshäusern aufgestempelt zu sein pflegt. Er zeigte sich noch urwüchsig originell und unverfälscht national, freilich für einen verwöhnten Civilisationsmenschen auch urwüchsig unbequem. Er führte auch noch nicht den stolzen Titel Albergo, nicht einmal den einer Locanda, und, wenn man ihn in Ermanglung eines andern Worts Osteria nannte, so schien dieß lediglich ein Euphemismus, denn Eßbares war in diesem Speiselocal weder zu bekommen, noch zu erblicken. Das Innere dieses Fremdenhauses bestand aus einem einzigen, leidlich großen Zimmer, welches zugleich Küche, Stall, Mühle, Kinderstube, Speisesaal und Schlafgemach vorstellte. Zur Küche war es erwählt worden, nicht etwa weil es einen Herd und einen Rauchfang besessen hätte; diese Dinge fehlen in jedem sardinischen Dorfhause; sondern lediglich weil das Dach, welches die unmittelbare Zimmerdecke bildete, sehr große, weite Spalten besaß, durch die der Rauch des Feuers recht bequem hinaus ge-

langen konnte, ohne vorher Zeit zu haben, die Luft allzuerstickend zu machen. Die Folge einer so beständigen Räucherung war natürlich, daß die Decke an Schwärze das Basaltgestein der Zimmerwände noch übertraf. Das Feuer zum Kochen befand sich in einem Loch im Fußboden, das heißt im natürlichen Fels, auf dem das Haus erbaut war. Eigenthümlich cyklopenhaft zeigte sich auch das Brennmaterial, welches dieses Feuer speiste. Es bestand nämlich aus einem einzigen, großen, dicken Baumstamm, der vom Herd bis zum äußersten Ende des Zimmers reichte und dessen eines Ende beständig fortbrannte; jedoch ging man hierbei sehr ökonomisch zu Werke und ließ nur ein Stück von der Länge einiger Zoll über den Kohlen. War dieses abgebrannt, so wurde der Stamm um ebensoviel Zoll dem Herde näher geschoben und glimmte so langsam weiter. Man sagte mir, ein solcher Baum könne vierzehn Tage lang als einziges Brennmaterial ausreichen.

Dieß war die Küche. Was den Stall betraf, so wurde derselbe durch ein Mutterschwein und ein Heer allerliebster Spanferkelchen repräsentirt; und die Eigenschaft als Mühle erhielt das Zimmer durch die in ihm befindliche kleine, vom nimmer rastenden Eselchen, Molenti genannt, gedrehte Hausmühle. Besonders pomphaft nahm sich jedoch derjenige Theil der Stube aus, welcher das Schlafgemach vorstellte. Hier befanden sich zwei kolossale Ehebetten mit hochaufgethürmten Matratzen und wenigstens einem Dutzend Kopfkissen; kolossal freilich nur in der Breite, welche drei Männer aufzunehmen vermochte und auch diese Eigenschaft heute Nacht an den drei Bosanern bewähren sollte, und in der Höhe, welche durch ein schweres eisernes Gerüst, das ein Himmelbett trug, noch bedeutend vermehrt erschien, nicht aber in der Länge, denn diese war offenbar nur auf Leute mit ganz ausnahmsweise kurzen Beinen berechnet. Da ich bei den Bauern in Paulilatino keine so zwerghaft verkrümmten Beine entdecken konnte, so erkundigte ich mich nach der landesüblichen Art und Weise, in diesen Paradebetten zu liegen, und erfuhr, daß dieses mit eingezogenen Knieen zu geschehen pflege. Das eine Bett zeigte sich namentlich so kurz, daß man die Kniee sehr hoch hinauf ziehen mußte, um sich nicht die Füße zu erkälten. Wie freilich in dieser verkrümmten Stellung drei Männer neben einander zu liegen vermöchten, schien mir nicht ganz klar. Ich konnte es allerdings durch Erfah-

rung erproben, wenn ich das von den Bosanern leergelassene, zweite Bett zum Nachtlager erwählen wollte, denn in diesem Falle stand mir bevor, dasselbe mit zwei ehrwürdigen Dorfgeistlichen von sehr anständiger Leibesstärke zu theilen. Aber ich bin einmal ein Mensch von einsiedlerischen nächtlichen Gewohnheiten und schlafe lieber allein auf dem harten Boden, als im pomphaftesten Thalamos in Gesellschaft, sei dieselbe auch die ehrwürdigste von der Welt. Jene spartanische Art zu übernachten, sollte denn auch mein Loos für diese Nacht werden. Darin folgte ich übrigens ganz der hiesigen einheimischen Sitte, denn bei Weitem die Mehrzahl der sardinischen Dorfbewohner schläft auf diese unbequeme Weise; nur Eheleute scheinen das Recht zu besitzen, in Betten zu übernachten; darum findet man auch nur Ehebetten und keine einschläfrigen Lagerstätten. Alles übrige Volk, Kinder, Junggesellen, Jungfrauen, selbst Wittwer und Wittwen ruht auf Pferdedecken am Fußboden. Das Bett gilt deshalb auch dem gemeinen Sardinier als ein Symbol der Ehe, und wenn ein Jüngling den Wunsch ausspricht, er möchte gern bald in einem Bett schlafen, so heißt das so viel, als daß er auf Freiersfüßen steht.

Nachdem wir uns, so gut oder so schlecht es eben gehen wollte, ein Nachtlager gesichert, war natürlich unser nächster Gedanke, wo wir etwas zu essen bekommen könnten. Im Wirthshaus schien dieß am allerwenigsten möglich, denn auf meine Frage, was dort zu haben sei, wurde mir geantwortet, man pflege hier nicht für die Fremden zu kochen, gestatte aber denselben gern, ihr mitgebrachtes Fleisch am Küchenfeuer zu braten. Die Wirthin fragte uns, was wir wohl mitgebracht hätten? Als Antwort hierauf konnten die praktischen Bosaner ein fettes Zicklein produciren. Ich war jedoch nicht so glücklich, sondern hatte mir in Oristano, des gestrigen Fasttags wegen, schlechterdings nichts verschaffen können, als ein Dutzend harter Eier. Doch die großmüthigen Bosaner halfen mir aus der Noth und luden mich ein, ihren Ziegenbraten zu theilen, der so vortrefflich mundete, wie nur sardinische Ziegen schmecken können, denn dieses Fleisch hat hier nie jenen unangenehmen Beigeschmack, welchen es in andern Ländern besitzt. Die sardinische Ziege ist immer halbwild und ihr Fleisch gleicht dem Wildpret, namentlich dem der Gemse, welche ja auch zu dem Ziegengeschlecht gehört.

Indeß das Zicklein hatte nur zu gut geschmeckt, und zwar nicht uns Vieren allein, sondern außer uns auch noch dem Kutscher, seinem Stallknecht und schließlich der Wirthin, ihrem Gemahl, sowie einem halben Dutzend fleischfressender Kinder, so daß nicht das Geringste übrig blieb, wovon wir unsern Nachtschmaus hätten halten können. Wir waren nämlich so früh hier angekommen, daß wir nun noch wenigstens sechs Stunden bis zum Schlafengehen vor uns hatten. Aber auch aus dieser Noth sollte uns geholfen werden. Während wir eben um den letzten Rest des Böckleins saßen und Rath hielten, wie für den Abendimbiß zu sorgen sei, ertönte auf einmal auf der Straße ein Trommelschlag.

Die Wirthin belehrte uns, was dieser Alarm zu bedeuten habe. In Paulilatino pflegt nämlich nur einmal die Woche und zwar am Sonntag geschlachtet zu werden und dieses erfreuliche Ereigniß war es, welches der Trommelschlag den Dorfbewohnern eben ankündigte. Die Bosaner priesen den heiligen Nicolaus, ihren Stadtpatron, daß er sie gerade an einem Sonntag nach Paulilatino geführt hatte. Die vom ganzen Dorf sehnlichst erwartete Stunde der Schlachtung war also eben angebrochen. Ein so wünschenswerthes Ereigniß konnte natürlich nicht ohne Feierlichkeit vor sich gehen. Das fragliche Thier, im heutigen Falle waren es sogar zwei Thiere, wurde mit einem gewissen Pomp processionsmäßig durch das Dorf getragen. Der Trommelschlag hatte uns an die Hausthür gelockt und da wurden wir Zeugen dieser kleinen, seltsamen Procession. Voran schritt ein herkulischer Kerl im Nationalcostüm, mit Fustanella, weißen, türkischen Unaussprechlichen und dem haarigen Schafpelz auf dem Rücken. Eine große, lange Flinte verkündete ihn als den kühnen Jäger und Erleger des Wildes. Seine Beute wurde ihm von zwei ganz weißgekleideten Bürschchen nachgetragen und bestand in einem Paar eben geschossener Thiere, die ich Anfangs für Wildschweine zu halten versucht war, so sehr gleichen diejenigen sardinischen Schweine, welche man ungezähmte nennt und die den größten Theil des Jahres hindurch in den Wäldern halbwild herumirren, den wirklichen wilden, während es noch eine andere Art von Schweinen hier giebt, die ganz den gewöhnlichen Hausthieren entsprechen. Der Umstand, daß diese Thiere geschossen worden waren, hatte mich natürlich in der Meinung bestärkt, sie für

wirkliche Wildschweine zu halten. Es waren jedoch nur solche verwilderte, gewöhnliche Schweine, welche der kühne Jäger erlegt hatte, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß die Bauern Sardiniens nicht nur diese Thiere, sondern jedes im Freien lebende Hausthier, also auch Ochsen, Schafe und Ziegen mit Vorliebe schießen und nicht schlachten, da sie behaupten, daß so der Braten einen bessern Geschmack erlange. Wenn ich also oben von Schlachtung sprach, so hätte ich strenggenommen nur vom Ausweiden der bereits erlegten Thiere reden sollen, denn es war letzteres Ereigniß, welches das beliebteste Sonntagsschauspiel der festlichgestimmten Dorfbewohner bildete.

Dem kühnen Jäger und seiner seltsamen Jagdbeute folgte so ziemlich die ganze jüngere Generation des Dorfes, gewiß Alle, welche unter dreißig zählten. Das Costüm der Männer bildete das schon so oft beschriebene, mit der einzigen Abweichung, daß die zierliche, kleine, weiße, auswendig haarlose Weste (bestamenti) hier durch ein häßliches Ungethüm, Cimarra genannt, ersetzt erschien, welches aus schwarzem Ziegen- oder Hammelfell bestand, dessen Haare nach außen gekehrt und etwas gestutzt waren, so daß sie das Ansehen von recht häßlichen Schweineborsten bekamen. Das Costüm der Frauen aber unterschied sich in einzelnen Stücken auffallend von dem von Oristano, Milis und den andern von mir zuletzt besuchten Orten. Die Büste erschien bei dieser Tracht, außer von dem bauschigen, heute in seiner Sonntagsweiße strahlenden Hemd, beinahe nicht bekleidet, wenigstens nahm sich das sogenannte Kleidungsstück, welches außerdem dort noch zu erblicken war, eher wie ein tändelnder Zierrath aus, als wie ein nützlicher Theil des Anzuges. Dieses Kleidungsstück wird zwar Weste (bestamenti) genannt, es hat aber mit einer solchen nichts gemein, als den Rücken, und zwar nur die obere Hälfte des Rückentheils. Seinen einzigen, substantiellen Theil bildet eine Art von viereckigem Pflaster, nicht selten von Goldstoff, wenigstens aber von Sammet oder Seide verfertigt, ein Luxus, welcher übrigens keine Schöne ruiniren dürfte, da bei der außerordentlichen Kleinheit dieses Gegenstands schon sehr wenig Stoff dazu hinreicht. Dieses Pflaster bedeckt den oberen Theil des Rückens und wird vorn durch zwei Riemchen von demselben Stoffe, welche man an seinem unteren Ende befestigt, zusammengehalten. Die Riemchen werden knapp unter dem Busen

zugeknöpft, den sie so nach Art eines Corsets emporheben. Die untere Hälfte des Rückens, sowie die ganze Brust, mit Ausnahme der schmalen, von den Riemchen bedeckten Linie, erscheinen so uneingezwängt, und hier gewährt dann das bauschige, weiße Hemd einen malerischen Contrast gegen den goldstoffenen oder goldgestickten Zierrath. Dieses Kleidungsstück bewährt sich eigenthümlicher Weise als genau dasselbe, wie die von den maurischen Frauen in Algier getragenen Frimla, und dürfte uns wohl als ein weiteres Beweisstück dienen, wie mancherlei sich aus der Zeit der arabischen Herrschaft hier noch erhalten hat. Im Uebrigen bietet das Costüm wenig Auffallendes dar; der Rock wird ziemlich lang und von dickem Stoff getragen, um das Haupt ein Tuch geschlungen und über dieses, namentlich beim Kirchenbesuch, noch ein dicker, dunkler Wollenshawl, sehr oft auch ein schwarzer, gewöhnlicher Weiberrock gehängt. Doch letztere Sitte, einen Unterrock als Kopfbedeckung zu tragen, herrscht hier noch nicht so allgemein, wie in den nördlicheren Districten der Insel, bei deren Schilderung man Näheres über diese Seltsamkeit erfahren wird.

Dieser ganze, bunte Schwarm ergoß sich auf den Hauptplatz des Ortes, wo das Ausweiden der Schweine vor sich ging, ein vielleicht für die Dorfbewohner interessantes Schauspiel, für uns aber von keinem andern Werth, als daß es uns Gelegenheit gab, einen Theil des Fleisches für unsern Abendimbiß zu erstehen. Aber als Sehenswürdigkeit konnte dieser Act denn doch unmöglich gelten und so war ich auch keineswegs gesonnen, mit den drei Bosanern, welche an der Metzgerscene Gefallen zu finden schienen, den Rest des Nachmittages auf dem Hauptplatze zuzubringen, sondern benutzte ihn vielmehr zu einem Ausflug nach einigen Nurhagen der Umgegend. Da ich jedoch der Beschreibung dieser vorhistorischen Denkmäler ein eignes Kapitel zu widmen gedenke, so will ich mich hier nicht bei Einzelheiten über dieselben aufhalten, sondern nur bemerken, daß mein zu Pferd unternommener Ausflug dem Puttu di Sta Cristina (das sardinische Puttu steht für das italienische Pozzo, Brunnen) und dem in seiner Nähe gelegenen Nurhag, sowie einem dabei befindlichen Gigantengrabe galt. Die Gigantengräber, sehr verschieden von den Nurhagen, welche man fälschlich früher ebenfalls für Gräber hielt, sind einfache, aus Monolithen gebildete Denkmäler, von welchen gleichfalls später ausführlich die Rede

sein wird. Der Puttu di Sta Christina, eine sehr tiefe, weite Höhlung im Erdboden, zu der man durch einen engen, senkrechten Schacht gelangt, welchen noch La Marmora für ein Denkmal des höchsten Alterthums hielt, ist übrigens in neuester Zeit von Spano als ein Werk des Mittelalters erkannt worden.

Nach der Osteria zurückgekehrt, fand ich dort die beiden Dorfgeistlichen, in deren unmittelbarer Gesellschaft man mir zugemuthet hatte, die Nacht zuzubringen. Diese trefflichen Leute schienen es mir keineswegs übel zu nehmen, daß ich es verschmähte, ihr Lager zu theilen, sondern eher Dank zu wissen. Sie wurden bald so freundschaftlich, daß sie mich einluden, sie zu einem Familienfeste zu begleiten, dessen Feier sie nach Paulilatino geführt hatte. Man kann sich denken, daß ich gerne diese Gelegenheit, meine Kenntniß sardinischer Volkssitten durch neue Anschauungen zu vermehren, benutzte, und so gingen wir denn zu dreien nach einem der besseren Häuser des Dorfes, aus dessen Innerem uns das schrille Pfeifen der sardinischen Rohrflöten, Launeddu genannt, entgegentönte. Dieses Instrument besteht aus drei parallelen Schilfrohren von sehr verschiedener Länge und wird nach Art einer Panflöte geblasen, von welcher es sich jedoch in der Form wesentlich unterscheidet, da einmal letztere (der antike calamus, arundo oder fistula) fünf Rohre besaß und diese eng aneinader anlagen, während das Launeddu nur drei aufweist und zwar von viel größerer Längenverschiedenheit, als bei der Panflöte, und diese Rohre von einander abstehen. Das Instrument scheint mir vieleher den antiken Tibiae dispares (ungleichen Flöten), als dem Arundo zu entsprechen.

Das erfreuliche Ereigniß, zu dessen Feier dieses alterthümliche Instrument ertönte, war die Geburt des ersten Kindes eines neuvermählten Paares. Ich sage nicht umsonst neuvermählt, denn die eigentliche gesetzliche Trauung dieser Leutchen hatte vor sehr kurzer Zeit stattgefunden. Gleichwohl, so erzählte mir der mich begleitende Pfarrer, sei gegen die Moralität kein Verstoß begangen worden. Derselbe enthüllte mir bei dieser Gelegenheit eine eigenthümliche Rechtsanschauung vieler sardinischer Bauern. Die Civilehe scheint nämlich diesen Leuten noch nicht so recht in den Kopf zu wollen, weßhalb sie sich nach Art ihrer Väter bei Schließung der Ehe einstweilen mit der religiösen Ceremonie zu begnügen pflegen. Da sie aber wissen, daß diese allein nach dem

heutigen Gesetz ihre Kinder nicht legitimiren würde, so bequemen sie sich schließlich auch dazu, sich noch einmal vom Bürgermeister trauen zu lassen, aber in vielen Fällen erst dann, wenn über den nahe bevorstehenden Kindersegen auch nicht der geringste Zweifel mehr übrig bleibt. So geschieht es, daß die gesetzliche Trauung der kirchlichen oft sehr spät, manchmal erst kurz vor der Entbindung, nachfolgt, ja es wurde mir von einem Falle erzählt, in welchem der gefällige Bürgermeister sich dazu hergab, zu einer plötzlich von Kindeswehen befallenen jungen Frau in's Haus zu kommen und dort die bürgerliche Trauung in aller Eile vorzunehmen. Wäre er eine Viertelstunde zu spät gekommen, so hätte dem neugeborenen kleinen Staatsbürger die Legitimität gefehlt oder derselbe hätte durch matrimonium subsequens legitimirt werden müssen, was hier zu Lande so umständlich zu sein pflegt, daß wohl kein sardinischer Bauer dazu seine Zuflucht nehmen dürfte. Auf diese Weise erscheint die Civilehe aller ihrer moralischen Würde entkleidet; die religiöse Trauung gilt den Bauern nach wie vor für die einzig wahre und bindende, und die bürgerliche nur für ein civilrechtliches Geschäft, welches sie abmachen müssen, um ihre Kinder zu legitimiren, das aber in ihren Augen durchaus keinen moralischen Werth besitzt.

Auch dieses junge Ehepaar, welches heute die Geburt seines Erstlings feierte, war civilrechtlich erst seit zwei Monaten, kirchlich jedoch schon ein Jahr getraut. Das erfreuliche Ereigniß hatte erst gestern stattgefunden, was jedoch gar nicht hinderte, daß der Festschmaus in dem Schlafzimmer der Wöchnerin selbst gehalten wurde, welche, krank und todtenblaß aussehend, neben dem Speisetische im Bette lag. Die Gegenwart eines so wildfremden Menschen, wie ich, im Entbindungszimmer einer Unbekannten, weit entfernt davon, als eine Zudringlichkeit betrachtet zu werden, wurde vielmehr mit lebhafter Freude begrüßt und als eine hohe Ehre angesehen, da einem Sardinier nicht mehr geschmeichelt werden kann, als wenn sich bei diesem Feste so viel Menschen, wie nur möglich, einfinden, je unbekannter und von je größerer Ferne sie herkommen, wenn es anderwärts nicht geradezu Vagabunden sind, desto höher die Ehre. Hätten meine beiden Begleiter mich nicht im Voraus über diesen Sittenzug aufgeklärt, so würde ich mich natürlich trotz meiner Neugier, dennoch nicht ver-

messen haben, das Entbindungszimmer zu betreten. Diese Stube hätte man übrigens, wären nicht der Säugling und seine Mutter anwesend gewesen, jetzt eher für den Speisesaal eines geräuschvollen Wirthshauses halten können, so ganz schien hier Essen, Trinken, Liedersingen, Flötenblasen, Händeklatschen und Lärmmachen die Hauptsache.

Ein solches Tohu wa Bohu im Zimmer einer Kranken pflegt nach sardinischer Sitte, je nach den Mitteln des Ehemannes, kürzer oder länger zu dauern, selten jedoch unter zwei oder über acht Tage. Während dieser Zeit wird Tag und Nacht geschmaust, gesungen und musicirt; ist die eine Gesellschaft übersatt und müde, so macht sie einer andern Platz und der Ehemann kann zusehen, wo er Zeit zum Schlafen hernimmt. Er muß natürlich den gefälligen Wirth spielen, stets dabei sitzen, um seine Gäste zu unterhalten, ihre Complimente anhören und läßt bei dieser Gelegenheit Alles auftragen, was ihm nur an Lebensmitteln und Getränken erschwinglich ist. Da unser heutiger Wirth sich eines nach dortigen Begriffen höchst anständigen Wohlstandes erfreute, so fehlte es an nichts; er hatte schon einige Tage vorher eine großartige Schlachtung veranstaltet, unendlich viel Gebäck verfertigen und ganze Ströme Weins vorführen lassen und bis dieß alles verzehrt worden, durfte die arme Wöchnerin nicht an den ruhigen Besitz ihres Krankenzimmers denken. Für letztere bietet freilich dieser Sittenzug gewiß seine peinvolle Seite. Er scheint mir aus einer Zeit herzustammen, in welcher die Menschen noch so urwüchsig kräftig waren, daß auch dem Weibe die Lasten, welche ihm die Natur auferlegt, weniger körperliche Leiden verursachten, ähnlich wie es noch heute bei einzelnen wilden Völkerschaften der Fall sein soll. Natürlich ist auch auf Sardinien die Landbevölkerung kräftiger, als die städtische, aber doch nicht in dem Grade, daß die Wöchnerinnen gleich den Schwarzen Australiens jeglichem Krankenlager entgehen. Die ebengeschilderte Sitte besteht jedoch nicht blos bei den Bauern, sondern auch bei den Städtern, z. B. in Cagliari selbst im höheren Bürgerstande.

Leider war ich zu spät am Tage gekommen, um Zeuge jenes in einem früheren Kapitel erwähnten, originellen Sittenzuges zu werden, welcher darin besteht, daß sich der Ehemann in Gegenwart Aller zu der Wöchnerin in's Bett

legt, und mit ihr von einem und demselben Teller, aus einem und demselben Löffel ißt. Man versicherte mir jedoch, daß diese eheliche Ceremonie in der Mittagsstunde stattgefunden habe. Jetzt war das Mittagsmahl, welches mit all' seinen Verlängerungen an sechs Stunden gedauert hatte, zwar eben beendet und das Nachtessen sollte erst um Mitternacht beginnen. Dieß hinderte jedoch gar nicht, daß der Tisch voll dampfender Speisen stand, und daß uns zu Ehren neue aufgetragen wurden, denn bei einem sardinischen Geburtsfeste wird zur Zeit, wie zur Unzeit gegessen und getrunken, letzteres in ganz bedeutender Menge, wie man es sonst bei südlichen Völkern nur sehr selten sieht. Dennoch konnte ich bei Keinem ein Anzeichen von Trunkenheit erblicken.

Ueber diesem reichlichen Abendschmaus war natürlich jeder Appetit für den Schweinebraten vergangen, mit dem wir bei unsrer Rückkehr in die Osteria die drei Bosaner ernstlich beschäftigt fanden. Ich begnügte mich deßhalb, mir einen Winkel des Zimmers auszusuchen, in welchem weder Spanferkel noch das Eselchen mich stören konnten, legte eine Reisedecke auf den Boden, rollte mich in eine andere, stützte das Haupt auf den Nachtsack und bald war ich in den Armen des Schlummergottes, ebensogut, wie wenn ich in dem pomphaftesten Thalamos geschlafen hätte, eingelullt. Ich habe schon manche schlechtere Nacht zugebracht.

Der andere Morgen fand mich freilich ein wenig steif und fröstelnd, als ich, um nach Macomer weiter zu reisen, wieder in den bekannten Omnibus stieg, dessen enger Raum die drei Bosaner bereits aufgenommen hatte, welche so aufrichtig waren, einzugestehen, daß sie in dem kurzen, wenn auch breiten Ehebett, zu dreien mit hochaufgezogenen Knieen eng an einander gequetscht, und beinahe mit ihren ehrwürdigen Körpern ineinander geschlungen, eine keineswegs ruhige, sondern eine häufig durch unbeabsichtigte Fußtritte und andern Schabernak, welchen der Traumgott ihnen spielte, gestörte Nacht zugebracht hatten, so daß ich meinem Schöpfer dankte, das bessere Theil, das heißt das harte Lager auf dem Stubenboden, erwählt zu haben.

Zwölftes Kapitel.

Macomer.

Auf der nördlichen Seite von Paulilatino erweist sich das Gebiet der Nurhagen noch ausgedehnter, als auf der früher beschriebenen, südlichen. Hier kamen wir im Zeitraum einer Stunde an fünf theils wohlerhaltenen dieser Denkmäler vorbei; zuerst ließen wir westlich den sehr großen Nurhag von Mura di Nussin, nach Spano in Form eines arabischen Castells gebaut, dann in derselben Richtung den beinahe noch vollständigen Nurhag Losa, einen dritten östlich, weniger erhalten, beim kleinen Dorf Abbasanta westlich einen vierten wohlconservirten, endlich östlich einen beinahe zerstörten Nurhag. Der Weg strebte nun immer steiler in die Höhe, da Macomer bedeutend über der Ebene von Paulilatino liegt. Letztere war früher durch einen großen Sumpf berüchtigt, von dem Einige den Namen Paulilatino, als aus einer Zusammenziehung und Verhunzung der Worte Palus a latere (der zur Seite liegende Sumpf) entstanden, ableiten wollen. Dieser Sumpf machte das Klima zu einem der ungesundesten von Sardinien, was gewiß viel heißen will, denn selbst die vermeintlich gesundesten Theile dieser Insel kann man ohne Verläumdung als ungesund bezeichnen. Seit das ominöse Gewässer auf Kosten der Gemeinde unter Leitung eines aufgeklärten Dorfpfarrers trocken gelegt worden ist, soll sich das Klima etwas gebessert haben, zeigt sich aber immer noch für Nichtsardinier höchst gefährlich. Eine junge Frau aus der Lombardei, welche in Paulilatino ein kleines Kaffeehaus hielt, erzählte mir, sie habe im Laufe eines Jahres hier ihre sämmtlichen Kinder, fünf an der Zahl, am Fieber verloren. Vor wenigen Monaten hatte sie ein sechstes geboren und dieses hoffte die Arme zu erhalten, da es in Sardinien zur Welt gekommen sei, eine Hoffnung, welche mir gleichwohl sehr chimärisch erschien, denn noch nie war mir ein elender aussehendes Kind vorgekommen.

Wir waren nun aus dem fast ausschließlichen Gebiet des Basalts in

das des sogenannten ältern Trachyts hineingekommen, in welchem jedoch auch noch an vielen Stellen kleinere Basaltlager und namentlich ganze Strecken von basaltischer Lavadecke zu Tage traten. Dieser Trachyt zeigt sich hier meistens als ein viel Feldspath enthaltender, manchmal tuffartiger, manchmal leichthin crystallisirter Stein, mehr dicht, als körnig, selten porös und blasig, meist matt gefärbt, weißlich oder hellgrau, und unterscheidet sich wesentlich von dem auf Sardinien auch vorkommenden, jüngeren Trachyt, in welchem der Sanidin vorherrscht und nadel- sowie säulenförmige, amphibolische Crystalle häufig sind, und der hier nicht selten mit Quarz und älterem Kalkstein zu Conglomeraten verschmolzen auftritt. Während letzterer meistens kegelförmige Berge bildet, erscheint das ältere Gestein vorzugsweise in großen, terrassenförmigen Ablagerungen, an welchen Formen man die in Sardinien aus den verschiedenen Trachytarten bestehenden Gebirge auf den ersten Blick unterscheiden kann. Die obere Bodenschicht von Macomer selbst bildet zwar eine basaltische Lavadecke, aber unter derselben besteht der ganze Berg aus älterem Trachyt und dieser, welcher sich hier ausnahmsweise als ein röthliches, porphyrisches Gestein mit sehr rauher Oberfläche zeigt, tritt in einzelnen großen Schluchten sogar offen zu Tage.

Auf unserm steil in die Höhe strebenden Wege ließen wir östlich das ansehnliche Dorf Borore liegen, dessen Bewohner zur Zeit der Erbauung der Landstraße sich als deren erbittertste Gegner und Feinde allen Fortschritts gezeigt hatten, und westlich das ehemals berühmte, große Gestüt der Tanca Regia. Dasselbe liegt auf einem ausgedehnten Domanialgut und bildete früher die wichtigste Anstalt für Pferdezucht auf der Insel, man soll jedoch jetzt beabsichtigen, es ganz aufzugeben und ein ähnliches Institut in der Nähe von Sassari bei La Crucca zu errichten, wo das Klima sich weniger mörderisch erweist, als das der überaus ungesunden Tanca Regia. Im Augenblick werden in diesem Gestüt nur einige neuestens angekaufte Vollbluthengste gehalten und zwar, wie mir ein sachkundiger Cavallerieoffizier versicherte, von arabischer Race. Trotz der unleugbaren Vorzüge dieser Race, muß ich es doch für einen Fehler halten, daß man gerade diese, welche mit der sardinischen am Wenigsten Berührungspunkte zeigt, zur Veredlung der hiesigen Pferdegattung erwählte. Dieser An-

sicht sind auch alle Sardinier, sie wurde selbst von La Marmora getheilt, welcher, während seines Obercommando's auf der Insel, in der Tanca Regia andalusische Vollbluthengste eingeführt hatte, mit denen das sardinische Pferd, welches ursprünglich aus Spanien stammt, am meisten Analogie besitzt. Wen dieser Gegenstand interessirt, der wird weiter unten, in dem dem Thierreich Sardiniens gewidmeten Kapitel, Ausführlicheres darüber finden. Hier sei mir nur gestattet, zu erwähnen, welch' ein großer Unterschied zwischen den Mischlingen von sardinischer mit spanischer und von sardinischer mit arabischer Race besteht. Der Vergleich fällt hierbei immer zu Gunsten der ersteren aus. Letztere bieten den Anblick von häßlichen, zwitterhaften Bastarden, welche von jeder der in ihrem Blut gemischten Race das Unvortheilhafteste angenommen zu haben scheinen, erstere dagegen den von veredelten sardinischen Pferden, welche die kräftigeren Eigenschaften ihrer einheimischen Mütter mit den edleren, größeren, schön gerundeten Formen ihrer andalusischen Väter vereinigen. Man sieht eben gleich, daß die einen mit einer fremden, die andern mit einer verwandten Race gekreuzt wurden.

Der steile Weg, welchen wir während der letzten Stunde vor Macomer zu erklimmen hatten, erschien ganz in die basaltische Lava gesprengt, deren Dicke hier an einzelnen Stellen zehn Fuß erreichte. Kurz vor dem genannten Dorfe bot diese Lava höchst seltsame, ich möchte fast sagen grauenhafte Bilder dar. Bald trafen wir eine Strecke, wo sie wie zackige Schlacken, mit großen Poren, tiefschwarz gefärbt emporstarrte, bald wieder eine flachere Ablagerung, einem versteinerten, schwarzbraunen Sumpfe ähnlich, dazwischen zahlreiche kühn abgerissene Schluchten, in denen der röthliche Trachyt und zuweilen selbst ein anderes Gestein, das mir wie sehr weicher, tertiärer Kalkstein aussah, zu Tage trat. Von einer Pflanzendecke war auf diesem plutonischen Gestein fast nichts zu erblicken. Erst wieder in nächster Nähe von Macomer bemerkte ich ein Aufleben der Pflanzenwelt, einige Agaven, hier und da etwas Wein, wenige Kornfelder, namentlich jedoch zahlreiche Opuntiahecken, übrigens niedrig und verkrüppelt im Vergleich mit denen des Südens der Insel. Dazwischen wucherte hie und da der überall auf Sardinien häufige Asphodelus rhamnosus mit seinen lilienartigen Blättern und seinen schlanken Blüthenstielen, um welche die

matt weißgefärbten, fast durchsichtigen, sternartigen Blumen sich gruppirten. Auch von einer Euphorbiacee mit sehr dickem Stiel erblickte ich häufige Exemplare. Von belaubten Gesträuchen keine Spur; den recht eigentlich die sardinischen Ebenen charakterisirenden Pistacia lentiscus hatten wir im Thal zurückgelassen, um ihn erst wieder auf dem andern Abhang des Berges anzutreffen.

Macomer erwies sich als ein großes Dorf mit einigen fünf oder sechs ziemlich stattlichen, theils sogar großartigen Gebäuden, worunter das neue, palastartige Rathhaus die erste Stelle einnahm, und einigen hundert hüttenartigen, niederen, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Häusern, theils aus Trachyt, theils aus basaltischer Lava gebaut. Es liegt einige 1700 Fuß über der Meeresfläche, auf einer von allen Seiten freien Höhe, und ist folglich allen herrschenden Winden, besonders aber dem fürchterlichen Nordwest oder Mistral ausgesetzt, dessen zerstörender Hauch hier keinen Baum und kaum ein höheres Gesträuch aufkommen läßt. Der Ort ist in der ganzen Gegend wegen seiner selbst durch die geringste Erkältung hervorgerufenen, heftigen Rheumatismen verrufen. Die Sardinier nennen die hier vorherrschende Krankheit Colpo laterale (acutes Seitenstechen) und diese soll sich in vielen Fällen tödtlich erweisen. Die Bewohner von Macomer behaupten freilich, Jeder, der sich dieses gefährliche, rheumatische Fieber zuziehe, habe das lediglich seiner eignen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben, man müsse nur vermeiden, beim Gehen oder Reiten in Transpiration zu gerathen, da letztere unfehlbar in Folge des stets heftigen Windes sehr bald zurückzutreten pflegt und dann die tödtliche Krankheit nach sich ziehen kann. Eine solche Vorschrift scheint freilich leichter gegeben, als ausgeführt, da man bei jedem Spaziergang zu einzelnen vom Winde geschützten Stellen gelangt, an welchen, beim Sonnenschein, eine fürchterliche Hitze herrscht. Aber die Bewohner von Macomer halten ihr Klima für eines der besten von Sardinien, sie können nicht genug die buon' aria (gute Luft) rühmen, welche in allen Jahreszeiten hier herrscht, und in der That soll der Ort auch weniger den perniciösen, wechselnden und tertiären Fiebern ausgesetzt sein, als andere Theile dieses ungesunden Landes. Aber auch letztere Krankheiten fehlen, trotz der Trockenheit des Bodens und des beständigen Windes, dennoch nicht gänzlich. Mein Wirth versicherte mir, man dürfe selbst in der heißesten Jahreszeit

nicht beim offenen Fenster schlafen und müsse sich überhaupt sehr vor jeder Erhitzung in freier Luft in Acht nehmen.

Ueberall in Sardinien stellen zwar die Einheimischen die Ungesundheit ihres heimathlichen Ortes in Abrede, sie geben aber dem sie besuchenden Fremden so viele verwickelte, oft in ihrer Umständlichkeit gar nicht ausführbare hygienische Vorschriften als unumgängliche Bedingungen für die Erhaltung seines Lebens, daß er sich vorkommt, wie in einer Stadt, wo die fürchterlichste Epidemie herrscht, welcher man bei dem geringsten Diätfehler oder der leichtesten Erkältung zum Opfer fällt. Das Wort Cicero's an seinen in Sardinien lebenden Bruder: Cura mi frater, ut valeas et quamvis sit hiems Sardiniam istam esse cogites (Suche gesund zu bleiben, mein Bruder, und bedenke, daß obgleich es Winter ist, Du doch in Sardinien lebst) schwebte mir hier immer lebhaft im Gedächtniß. Obgleich der Winter hier die gesundeste Jahreszeit bildet, so hatte Cicero doch ganz Recht, seinen Bruder auch vor diesem zu warnen, denn wenn auch die Fieber minder heftig auftreten, so fordern doch die entzündlichen Krankheiten nicht weniger Opfer. Den Alten galt dieß Land für gleichbedeutend mit einem tödtlichen Klima. Martial nennt einen berüchtigten Fieberort bei Rom „ein kleines Sardinien“. Tacitus sagt von den hierher verbannten Juden: Et si ob severitatem coeli interiissent, vile damnum (Ein schwacher Verlust, wenn sie dem grausamen Klima zum Opfer fallen); auch Silius Italicus rühmt zwar die Abwesenheit der bösartigsten Raubthiere und der giftigen Schlangen, aber er sagt gleich darauf:

Sed tristis coelo ac multa vitiata palude.

Auf vielen Grabsteinen von Römern, welche nach Sardinien verbannt worden waren, liest man, daß diese die Epoche ihrer Ankunft auf der Insel nur um sehr kurze Zeit überlebt hatten. Auch heut zu Tage ist der Ruf des hiesigen Klima's nicht besser geworden, obgleich man weniger darüber redet, da fast Niemand, welcher nicht muß, Sardinien bereist und folglich die Insel in Italien jetzt fast weniger bekannt ist, als zur Römerzeit, in welcher sie ein höchst vortheilhaftes Feld für Speculanten und zugleich einen berüchtigten Verbannungsort bildete. In dieser letzteren Eigenschaft scheint sie die Regierung in neuester Zeit wieder ansehen zu wollen, indem sie diejenigen Beamten, mit

denen sie unzufrieden ist, die entweder allzu tolle Garibaldinische Schreier oder geheime Anhänger der reactionären Parthei, oder allzu eifrige Freunde des sogenannten Pfaffenthums sein mögen, hierher versetzt, eine Versetzung, welche freilich nicht den Namen einer Verbannung führt, aber doch von Allen, welche ihr unterliegen, als solche betrachtet wird, selbst dann, wenn die Verbannung nicht in der Absicht der Regierung lag. Keiner von den festländischen Italienern, welche ich in Sardinien traf, machte von seinem hiesigen Aufenthalt eine andre, als traurige und von dem Klima dieses Landes eine andere, als schauerliche Schilderung. Diese Zeugnisse der Neueren, bestärkt durch jene Aussprüche der Alten, endlich meine eignen Erfahrungen, denn ich kann sagen, daß ich, obgleich in der gesundesten Jahreszeit reisend, dennoch während meines Aufenthalts in Sardinien keinen Tag wohl gewesen bin, bestimmen mich zur Annahme, daß es keineswegs Uebertreibung ist, wenn man diese Insel für eines der ungesundesten Länder der Welt erklärt.

Vor der Kirche von Macomer stehen drei römische Meilensteine, große Trachytblöcke, in der Umgegend gefunden, deren Inschriften noch zum Theil lesbar sind. Die Entfernungsangabe des einen von Turris, nämlich 55 römische Milliarien, entspricht so ziemlich der wirklichen Entfernung von Macomer nach dem heutigen Porto Torres, welche in directer Linie ungefähr zehn deutschgeographische Meilen beträgt. Ein anderer Meilenstein giebt 56 Milliarien als seine Entfernung von Turris an, stand also auf dem Wege von hier nach Karales. Aus dem Vorhandensein dieser Meilensteine und ihren zutreffenden Entfernungsangaben kann man schließen, daß die Römerstraße in der Nähe von Macomer vorbeiführte; da aber hier im Itinerarium Antonini Augusti durchaus keine Station genannt wird und die auf dieser Straße angegebenen Orte, Molaria und ad Medias, der eine zu weit nördlich, der andere zu südlich erscheinen, so sind wir völlig im Unklaren, ob Macomer im Alterthume existirte. La Marmora, durch die Namensähnlichkeit bewogen, glaubt in ihm das Macopsissa des Ptolemäos erkennen zu können, aber diese Namensähnlichkeit ist so gering und die Grade des Alexandriners fast durchgehends so falsch, daß mir eine solche Annahme sehr gewagt erscheint. Der Peutinger'schen Karte ist in Sardinien noch weniger zu trauen; diese giebt, höchst naiv, die

beiden in diametral entgegengesetzter Richtung an den äußersten Enden der Insel gelegenen größten Städte, Turris und Karales dicht neben einander an einem und demselben Meerbusen an.

Außer diesen Meilensteinen befand sich in Macomer nicht das geringste Merkwürdige, denn eine moderne Wasserleitung verdient wohl kaum dieses Prädicat. Diese Wasserleitung verdankt der Ort demselben Conte Beltrami, welcher den Fahrweg durch die große Grotte von Domus Nuovas machen ließ und dessen Loos es sein sollte, sich in solchen Nützlichkeitswerken zum Besten Andrer zu ruiniren. Hier besaß dieser uneigennützige Unternehmer eine großartige Musterökonomie, welche nun, wie sein ganzes übriges Besitzthum, unter den Hammer kommen wird.

Macomer besaß übrigens einen nicht geringen Vorzug vor anderen sardinischen Orten, es hatte nämlich ein recht leidliches Gasthaus, besser gehalten, als die von Oristano, Iglesias, ja selbst Cagliari. Ueberhaupt fällt es in die Augen, daß je mehr man sich dem Norden der Insel nähert, man in den Bereich einer weiter vorgeschrittenen Civilisation kommt. Der Norden Sardiniens scheint schon im Mittelalter, in welchem er eine lebhafte Handelsverbindung mit Genua unterhielt, mehr der allgemein europäischen Cultur zugänglich gewesen zu sein, während im Süden, mit Ausnahme der einzigen Stadt Cagliari, noch die ganze urwüchsige, nationale Originalität in den Sitten vorherrschte. Diese höhere Cultur hat jedoch auch ihre Schattenseiten, wenigstens geht viel von dem Malerischen verloren, wie es die Bevölkerung des Südens in ihrem so effectvollen Nationalcostüm darbietet. Im Norden ist in den letzten Decennien das Nationalcostüm fast allgemein durch das gewöhnliche europäische verdrängt worden, welches natürlich von den Dorfbevölkerungen auf die ärmlichste und unschönste Weise getragen wird. Schon hier in Macomer, wie überhaupt in fast allen zwischen diesem Dorf und Sassari an der Hauptstraße gelegenen Orten, sehen die Bauern nicht anders aus, als wie zerlumpte, italienische Proletarier von Genua oder Neapel. Nur einige wenige, oasenhaft vereinzelte und von der Landstraße abgelegene Orte des nördlichen Sardiniens, wie Osilo, Ploaghe, Itiri, haben ihre malerische Nationaltracht selbst jetzt noch beibehalten; namentlich in den beiden ersteren zeichnet sich das weib-

liche Costüm durch seine effectvolle Buntheit und den Reichthum seiner Ornamente aus.

So hatte ich also ein bequemes Nachtlager in Macomer gefunden, welches mich freilich von den drei Bosanern, meinen bisherigen Reisegefährten trennen sollte, denn diese ökonomischen Leute zogen es vor, auch hier eine Osteria, der von Paulilatino ähnlich, zu bewohnen, wo sie ihr mitgebrachtes Essen selbst zubereiten und in der gewohnten Häringsverpackung beisammen schlummern konnten. Da ich jedoch beabsichtigte, von hier aus einen Ausflug nach der Heimath des Kleeblatts zu machen, so wurde verabredet, am übermorgigen Tage diese Reise gemeinschaftlich zu unternehmen. Einstweilen blieb mir ein Tag, um die Umgegend von Macomer, welche durch ihre wohl erhaltenen Nurhagen und die hier häufigen Riesengräber berühmt ist, gehörig kennen zu lernen. Ein Führer zu diesen Denkmälern der Vorzeit war freilich nur mit Mühe zu erlangen, dennoch gelang es dem Conte Pinna, dem reichsten Gutsbesitzer Macomer's, einem sogenannten Olivengrafen, welcher seine neunperlige Krone dem Edict Carl Alberts verdankte, wonach jeder, der 20,000 Oelbäume gepflanzt hatte, Graf werden konnte, und an welchen ich empfohlen war, einen der Gegend kundigen Mann als meinen Cicerone aufzutreiben. Als dieser Biedermann zu mir in's Gasthaus trat, glaubte ich Anfangs, es mit einem Räuberhauptmann zu thun zu haben, so banditenhaft verwildert und bis an die Zähne bewaffnet erschien dieser friedliche Cicerone. Aber ohne Waffen thut es einmal der Sardinier nicht und so mußte ich denn mit dieser martialischen Begleitung meinen archäologischen Ausflug antreten.

Dreizehntes Kapitel.

Nurhagen und Riesengräber.

In früherer Zeit, noch vor etwa zwanzig Jahren, hätte diese Aufschrift „Nurhagen und Riesengräber“ für eine jener im alten Griechischen häufigen

Redeformeln, für eine Hendiadyoin (ἐν διὰ δυοῖν) gegolten, das heißt für eine Ausdrucksweise, welche einen und denselben Begriff durch zwei synonyme Hauptwörter bezeichnet, denn, ehe in neuester Zeit Spano die wahre Bedeutung der Nurhagen bewieß, hielten die Gelehrten letztere Denkmäler ebenfalls für sogenannte Riesengräber, obgleich sie im Volksmunde niemals diesen Namen geführt haben, während die Benennung Tumbas de sos Gigantes (Riesengräber) für eine ganz andere Classe von Monumenten von jeher in Sardinien volksthümlich war.

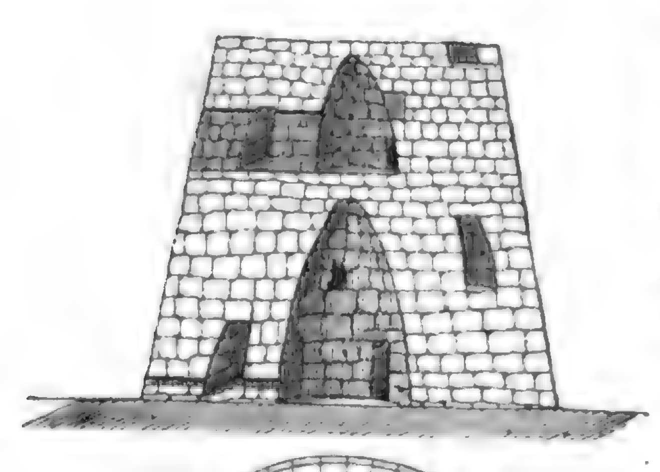
Letztere, die sogenannten Gigantengräber bilden keine Gebäude, nicht einmal architektonisch verbundene Aufhäufungen von Steinen, sondern meist nur kunstlose, überaus einfache Denkmäler. Oft sind es nur kegelförmige Monolithen, nach Art eines modernen Grabsteines aufgestellt. Manchmal, jedoch selten findet sich ein niedriger Rundbogen aus einem einzigen Steine ausgemeißelt und über dem Grabe errichtet. Am Häufigsten erscheint jedoch die konische Form. Jede Inschrift, jede bedeutungsvollere Sculptur fehlt auf diesen Steinkegeln, nur einzelne derselben zeigen Spuren einer rohen Bildhauerarbeit, Narben oder rundliche Vertiefungen darstellend, welche von einigen Gelehrten mit den geschlechtlichen Indicationen der Hermen verglichen worden sind. Ja, La Marmora will sogar an einem Stein das weibliche, an einem andern das männliche Geschlecht angedeutet gefunden haben. In den Doppelnarben erblickt er einen weiblichen Busen, in der runden Vertiefung einen Nabel und in andern Anzeichen sogar eine hermaphroditische Bedeutung. Aber diese Anzeichen erscheinen so undeutlich, mitunter selbst zufällig, als ob von Späteren aus Muthwillen oder Spielerei angebracht, so daß mir jede Deutung derselben wie eine Phantasterei vorkommt. An diese einfachere Gräberform, welche aus der Aufstellung eines einzigen kegelförmigen Monolithen besteht, reiht sich eine andere, offenbar derselben Periode angehörend, welche schon eine gewisse architektonische Absicht zu erkennen giebt. Dieselbe zeigt uns mehrere, oft fünf, sieben oder neun solche Steine in einem Halbkreis aufgestellt, in dessen Mitte sich ein sehr großer Kegel, oft die andern um das Vierfache überragend, befindet. Ein Gigantengrab dieser vollendeteren Form sah ich am Orte Perdu Pes, ein andres bei Goronna, beide unweit Paulilatino. Die einfacheren sind sehr häufig

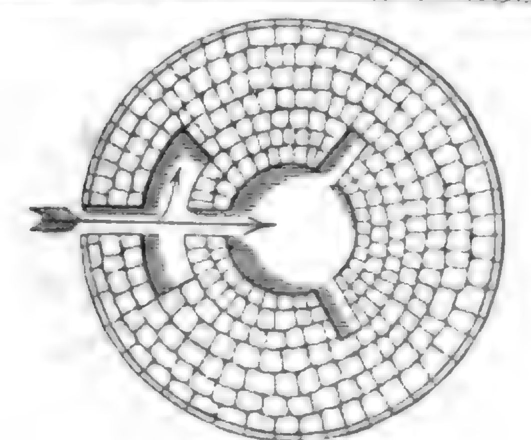
und wird ihre Zahl über tausend angeschlagen. Ueber ihre Bedeutung, als wirkliche Gräber, hat niemals ein gegründeter Zweifel geherrscht, und die sowohl vom Volksmunde wie von den Gelehrten ihnen beigelegte Bezeichnung als Begräbnißstätten ist durch die zahlreich unter oder neben den Denkmälern ausgegrabenen Menschengebeine genügend gerechtfertigt worden. Das Riesenhafte am Namen muß natürlich als eine sagenhafte Zuthat betrachtet werden, wie wir Aehnliches ja auch bei unsern mit Riesen in Verbindung gebrachten Hünengräbern finden. Die bis jetzt ausgegrabenen Skelette rechtfertigen wenigstens das Prädicat „gigantisch" keineswegs, da sie sich meistentheils von ganz gewöhnlichen Proportionen erwiesen.

Ganz anders verhält es sich mit den Nurhagen, welche nicht aus einzelnen, ohne baulichen Zusammenhang nebeneinander aufgereihten Monolithen gebildet werden, sondern wirkliche Gebäude sind und im Allgemeinen fast immer dieser Form entsprechen.

Sie bestanden im Hauptplan aus einem meist rundem Thurm, bald höher, bald niedriger, mit einem oder mehreren Stockwerken. An diesen schlossen sich nicht selten festungsartige Vorwerke, oft mit kleineren Seitennurhagen in Verbindung stehend, an. Kein einziges Dach ist erhalten geblieben, so daß man also über die Form des Gipfels dieser Bauten keine ganz bestimmten Anschauungen haben kann. Dennoch glaubt man mit Recht, aus der innern Anlage der Gebäude auch auf ihren oberen Abschluß folgern zu können. Dieselbe macht es wahrscheinlich, daß das Dach der Nurhagen, außer seiner schützenden, auch noch eine andere Bestimmung, nämlich als nützlich verwendbarer,

bewohnbarer Theil des Hauses besaß, und die Abwesenheit bedeutender Mauertrümmer auf dem Gipfel der Thürme läßt schließen, daß ihre Bedeckung nicht einen spitzen, einen kegelförmigen oder einen gewölbten Aufsatz bildete, sondern höchst wahrscheinlich eine einfache, flache Terrasse war. Wozu auch sonst die Wendeltreppe, welche zum Dach führte, wenn dieses nicht nutzbar gemacht werden konnte, denn von einem Dachspeicher dürfte doch wohl kaum die Rede sein, da ein solcher ein ziemlich hohes Dach voraussetzt, von welchem die Trümmer doch, wenigstens zum Theil, noch auf den Gipfel der Nurhagen vorhanden sein müßten? Die innere Anlage der Nurhagen zeigt mehrere, übereinander gelegene, gewölbte Gemächer, in jedem Stockwerke eins, durch die Wendeltreppe miteinander verbunden. Selten sind der Stockwerke außer dem Erdgeschoß zwei, öfter jedoch eines. Gewöhnlich besteht das Innere aus einem großen gewölbten Raum im Erdgeschoß, welcher sich zu einem Keller vertieft, und einem kleineren, aber hohen, gleichfalls gewölbten Gemach im ersten Stock, um welches auf der Südseite, das heißt auf der Seite des Eingangs, ein halbrunder Corridor herumläuft, der mit der Wendeltreppe in Verbindung steht, welche auf seinem einen Ende vom Erdgeschoß herauf, auf dem andern zum Dache hinanführt, wie nebenstehende Abbildung des Inneren des Nurhags Santinu veranschaulichen mag.





Außer dem Eingang durch das Erdgeschoß, vermittels der Wendeltreppe, besitzt das erste Stockwerk fast immer noch einen andern, unmittelbar von Außen, grade über dem unteren angebracht, zu dem man auf einer in der äußern Mauer angelegten Treppe gelangt. Der obere Eingang zeigt sich

hoch und bequem, der untere dagegen so niedrig, daß man nur auf allen Vieren hineingelangen kann.

Fast alle Alterthumsforscher und Reisende, welche vor Spano über die Nurhagen schrieben, folgten einer und derselben Ansicht, die gleichsam zum Schiboleth geworden war und von der Niemand abweichen durfte, ohne sich den Vorwurf archäologischer Ketzerei und den Zorn dieser Herren zuzuziehen, der Ansicht nämlich, daß wir in diesen räthselhaften Denkmälern, nach Analogie der ägyptischen Pyramiden, Gräber von Königen, Helden oder sonstigen wichtigen Persönlichkeiten zu erblicken hätten. Einige Abweichungen von dieser orthodoxen Ansicht fanden freilich statt, zeigten sich jedoch meist so unglücklich, daß sie die Gräbertheorie nur bestärkten. Einer zum Beispiel, der Pater Stephanini (de vet. Sard. laudibus, 1773) wagte es eine originellere, leider etwas ungeschickte Meinung über die Nurhagen zum Besten zu geben; er erklärt sie nämlich für nichts Geringeres, als für Heldentrophäen! Man denke sich, welchen Ueberfluß an berühmten Helden das alte Sardinien gehabt haben muß, wenn es drei- oder viertausend Siegesmonumente seiner großen Männer hinterlassen konnte. Nicht viel glücklicher war die abweichende Ansicht eines andern Feindes der Gräbertheorie, des Sardiniers Giampaolo Nurra. Dieser hält die Nurhagen für Signalthürme, zu dem Zwecke errichtet, um auf ihnen die Annäherung der Seeräuber anzukündigen, eine Theorie, welche deßhalb sehr unsinnig erscheint, weil die meisten dieser räthselhaften Bauten im Innern der Insel und am Meere fast gar keine gefunden werden.

Sonst zeigen uns, wie gesagt, die Aussprüche aller andern Nurhagologen nur Variationen eines und desselben Grundthemas, d. h. der Gräbertheorie. Diese Theorie, welche wir bereits in einem alten Manuscript des Francesco Decastro aus dem sechzehnten Jahrhundert finden, und die sich hauptsächlich auf einige falschverstandene Stellen der antiken Historiker stützt, wurde zuerst im siebzehnten von dem Jesuiten P. Giacomo Pintus (Christus Crucifixus, Lugd. 1644) durch den Druck bekannt gemacht und bald darauf von dem P. Vidale (Annales p. 31) wiederholt. Der letztere Pater stützt seine Ansicht unter Anderm darauf, daß man hier „praegrandia ossa humana“ gefunden habe, obgleich er eingesteht, diese Riesenskelette nicht gesehen zu haben. Der

berühmte Jesuit P. Madao, welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts über Sardinien schrieb, hält die Nurhagen für vorsündfluthliche Bauten, welchen später der fabelhafte Norax, der Gründer von Nora, seinen eignen Namen und die Bestimmung, als Gräber zu dienen, gegeben hätte (Madao, Dissert. delle Sarde Antichità, Cagliari 1792). In unserm Jahrhundert finden wir die Gräbertheorie zuerst bei Mimaut (La Sardaigne ancienne et mod. Paris 1823), dann bei Manno (Storia, Turin 1823), deren ersterer die Nurhagen von den griechischen Colonisten unter dem sagenhaften Jolaus, der andere theils von den autochthonen Sardiniern, theils auch von verschiedenen späteren Einwanderern erbaut sein läßt. Der Abbé Peyron (Turin 1825) hält sie für Gräber der ersten Hirtenkönige, der französische Akademiker Petit Radel (Notice sur les Nurhaghes, Paris 1826) zum Theil für Monumente aus der Zeit der cyklopischen Architektur, zum Theil für tyrrhenisch. Letzterer unterscheidet nämlich zwei Arten von Nurhagen, die regelmäßiger und die unförmiger gebauten, und schreibt die ersteren den Tyrrhenern, die andern dem Jolaus und den Thermiern zu. Doch schon La Marmora hat zur Genüge dargethan, wie willkürlich und aus der Luft gegriffen diese Unterscheidungen des französischen Akademikers seien. Micali (Storia delli antichi pop. d'Italia, Florenz 1832) hält diese Bauten für karthagische, Inghirami (Annal. Institut. Archeol. Rom 1832) für etruskische Gräber, der Abbé Arri für ägyptische Heiligthümer (Lett. al. C. La Marmora, Turin 1835), der Franzose Valery (Voyage en Sardaigne, Paris 1833) ebenfalls für Hirtengräber, die später zu Festungen umgewandelt worden wären, der Ab. Angius (Bibl. Sarda, Cagl. 1839) für öffentliche Heiligthümer. In neuester Zeit haben auch Martini (Nuove pergam. d'Arborea, Cagl. 1850) und Bresciani (Costumi di Sard. Napoli 1850) sich dafür erklärt, daß diese Denkmäler als Grabmausoleen anzusehen seien, ersterer hält die Aegypter, letzterer gar die von Josua vertriebenen Völker Kanaans für ihre Erbauer. Derjenige Schriftsteller, dessen Werk über Sardinien, vor der Veröffentlichung von Spano's vielseitigen, reichhaltigen und gediegenen Arbeiten das gründlichste und ausführlichste von allen war, nämlich Albert della Marmora, neigt sich, nachdem er die Ansichten aller seiner Vorgänger und mitunter auch Nachfolger (denn manche dieser Nurha-

gologen schrieben erst nach dem Erscheinen der ersten Auflage seines Werkes) geprüft, ebenfalls zu der Ansicht der Mehrzahl, nämlich zur Gräbertheorie.

Nach Erwähnung aller dieser, mehr oder weniger verwerflichen, mitunter geradezu absurden Ansichten, möchte ich wie Boileau, welcher in seiner Art poétique, nach Aufführung aller Poetaster des Mittelalters sich freut, endlich einmal einen Dichter zu finden, ausrufen:

Enfin Malesherbes vint.

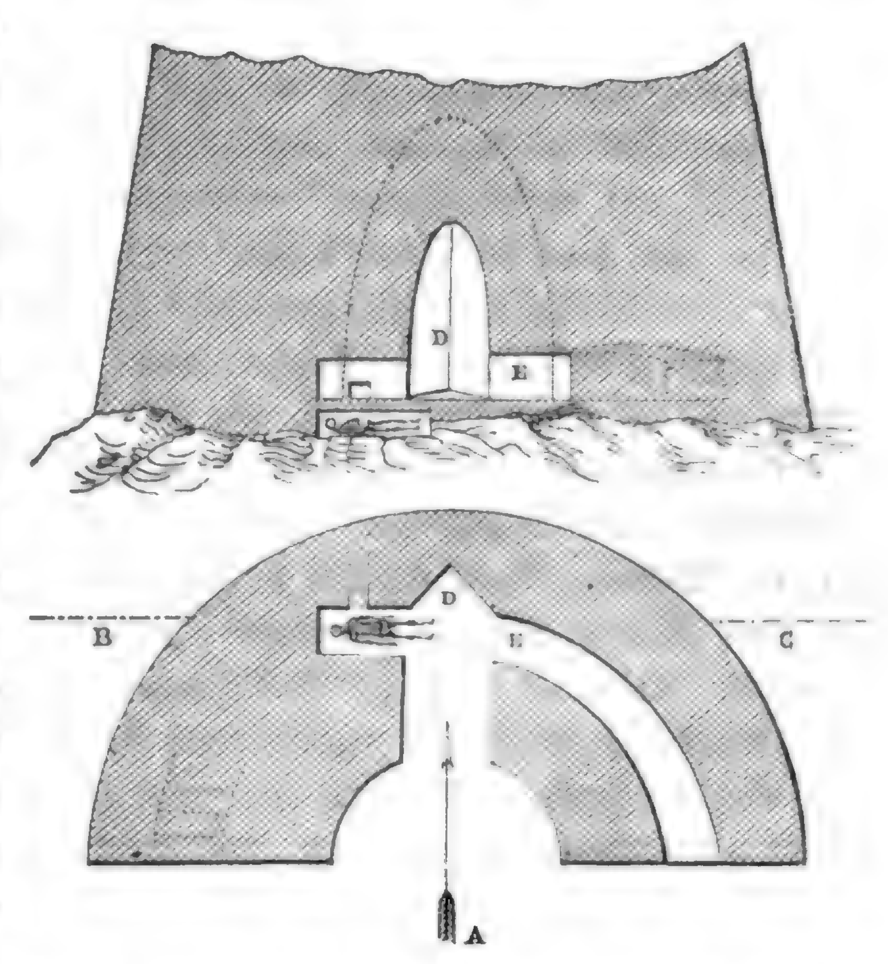
„Endlich kam Spano“, würden wir in unserm Falle zu übersetzen haben, und ging mit ritterlicher Feder der zopfigen Gräbertheorie, welche mich immer an Hünenberge und Schwedenschanzen erinnerte, zu Leibe. Das zopfige Ungethüm hielt keinen Augenblick Stand, sondern fiel gleich ohnmächtig zu Boden, um sich nicht wieder zu erheben, denn seit Spano im Jahre 1854 die erste Auflage seiner Schrift über die Nurhagen veröffentlichte, ist auch nicht ein Schriftsteller aufgetreten, welcher die Gräbertheorie aus ihrem Moder hervorzuholen versucht hätte, vielmehr sind mehrere Werkchen erschienen, welche, ohne ihren Vorgänger zu citiren, doch ganz die von Spano zuerst ausgesprochene Ansicht wiederholten. Ja ein Autor und zwar Niemand geringeres, als der Erzbischof von Cagliari, hat sogar einen Aufsatz veröffentlicht, den er schon im Jahre 1840 verfaßt zu haben behauptet, und worin er ganz dasselbe sagt, was vierzehn Jahre später ein Canonicus seines Sprengels zuerst durch den Druck bekannt machen sollte.

Die Erklärung Spano's scheint so einfach, wie das Ei des Columbus, und das ist vielleicht der Grund, warum die Gelehrten sie früher nicht finden konnten, und jetzt Einige sie längst schon gegeben zu haben behaupten. Allen diesen Herren war es nicht eingefallen, den Nurhagen diejenige Bestimmung zuzuerkennen, welche die ursprüngliche eines jeden Gebäudes bildet, d. h. die eines Wohnorts, und doch ist sie die einfachste, natürlichste und einleuchtendste, welche sich jedem vorurtheilsfreien Menschen, der sich nicht in irgend eine archäologische Theorie verrannt hat, von selbst aufdrängen muß. Wir finden in diesem Lande einige viertausend Gebäude, alle von gleichartigem Aussehen, alle von gleichehrwürdigem Alter, alle jener Form entsprechend, welche die Alten, wie Vitruvius (Buch I. Kap. 1) Diodor von Sicilien (Buch V) und Strabo

(Buch IV) als die der ersten aus Stein gebauten menschlichen Wohnungen bezeichnen, nämlich der runden thurmförmigen Gestalt, wir sehen, daß diese Bauten bewohnbar waren, und wir lesen in den Chroniken des Mittelalters, daß sie auch später noch den Hirten zur Behausung dienten, ein Umstand, welchen uns Fara ausdrücklich verbürgt, wir erblicken einen auffallenden Unterschied zwischen diesen und den riesigen Mausoleen Aegyptens und Nordafrika's, einen Unterschied, welcher unter Anderm sich durch den Mangel an bewohnbaren Räumen in den letzteren, und das Vorhandensein derselben in den ersteren bemerkbar macht, wir entdecken zugleich in demselben Lande unzweifelhafte, ebenso zahlreiche Grabdenkmäler, und trotz alledem scheinen wir dennoch umständlicher Beweise zu bedürfen, daß diese Bauten dem einfachsten und natürlichsten Zweck entsprachen und daß sie nicht Gräber waren. Wären sie letzteres, Gräber gewesen, so müßte man doch Leichen in ihnen finden oder gefunden haben, aber die oben mitgetheilte Erwähnung des P. Vidale von dem „ossa praegrandia“ steht ganz vereinzelt da und ihr gegenüber jene eines Zeitgenossen des Pater, des obenerwähnten Nurra, welcher die Insel bewohnte und nicht wie der Pater sie nur vom Hörensagen kannte und der ausdrücklich sagt: Nulla sepulcrorum signa, nulli ibi inventi cineres aut cadaverum ossa Nichts ist aber unwahrscheinlicher, als daß man die Leichen aus einigen viertausend Nurhagen gestohlen, und so die Gräber der Einen in eben demselben Lande entweiht hätte, in welchen man die der Andern gewissenhaft ehrte, in welchem man noch heute unzählige andere Leichenstätten, aus der phönicischen und karthagischen Zeit, unberührt findet, um von den verhältnißmäßig neueren römischen gar nicht zu reden. Es giebt kein Land der Welt, von Aegypten bis nach Mexico, in welchem man so etwas antrifft, daß nämlich alle Gräber ihrer Leichen beraubt wären. La Marmora, welcher doch die Gräbertheorie theilt, gesteht offen, daß er sich alle Mühe gegeben, etwas Bestimmtes über das Vorkommen von Leichen oder Aschenkrügen in diesen Denkmälern zu erfahren, aber alle seine Nachforschungen blieben umsonst, bis auf eine einzige Ausnahme. Der einzige Fund dieser Art, welchen man nach Durchforschung vieler hundert Nurhagen gemacht, war der einer Leiche im Nurhag von Iselle bei Buddusò, unweit Bono. Folgende Abbildung auf der nächsten Seite möge

zugleich die Auffindungsstelle der Leiche, wie überhaupt die innere Einrichtung dieses Nurhags erläutern.

Der beim Buchstaben A befindliche Pfeil bezeichnet die Himmelsrichtung von Norden nach Süden, B die östliche, C die westliche Richtung, D das kuppelgewölbte innere Gemach, E den westlichen Corridor mit der zur Terrasse führenden Wendeltreppe. Wie die Abbildung zeigt, so wurde die Leiche der Treppe gegenüber, unter dem aus Steinplatten gebildeten Boden des östlichen, kleinen Corridors gefunden, und zwar im Verein mit einigen Kunstgegenständen, worunter ein Eber von Bronze,



eine Brosche und mehrere Ringe, deren Verfertigungsweise deutlich auf eine spätere Epoche, als die der Nurhagenzeit hinweist, so daß nichts wahrscheinlicher sein dürfte, als daß dieser Nurhag in jüngerer, der karthagischen oder römischen Zeit, von einem Häuptling der Landbewohner oder einem Bürger des nahen Städtchens zum Mausoleum benutzt worden sei, denn einmal gehören die Kunstgegenstände nicht der Epoche der uralten Denkmäler an, und dann erhellt aus der Stellung, welche der Fundort der Leiche im Gebäude einnimmt, daß letzteres ursprünglich nicht für diese Leiche bestimmt sein mochte; sonst würde man sie am Ehrenplatz, in dem mittleren Kuppelgemach, und nicht in einem verlorenen Treppenwinkel begraben haben. Wozu, ruft Spano aus, die Wendeltreppe, die Terrasse, das Kuppelgemach, wenn Alles nur darauf hinaus lief, eine Leiche an einer so

unansehnlichen Stelle einzuscharren und alle andern inneren Räume leer zu lassen?

Eine andere Ansicht, die nämlich, daß die Nurhagen außer Grabmausoleen zugleich auch noch Tempel des Sonnengottes, zu dessen Ehre man auf ihrer Terrasse das heilige Feuer anzündete, gewesen seien, ist vom Abbate Arri hauptsächlich auf die Etymologie des Namens gestützt worden, welchen dieser Hebräologe von dem Phönicischen Nur (נור), d. h. Feuer oder Licht, und von Hag (חג), d. h. Opfer, Heiligthum, Fest, ableitet. Demnach würde Nurhag „das heilige Feuer" geheißen haben. Aber Spano macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Wort „Feuer" in vielen Sprachen, besonders aber gerade im sardinischen Dialect, selbst noch heutigen Tages, mit „Feuerherd", d. h. „Wohnung" identisch ist. In Sardinien nennt man noch in gegenwärtiger Zeit eine Wohnung Su Fogu (d. h. das Feuer) und spricht von der Häuserzahl eines Dorfes mit dem Ausdruck „tiene tantos Fogos" d. h. es besitzt so und so viel Feuer. Dieser Erklärungsart glaubten die Gegner ein siegreiches Argument entgegen zu setzen, indem sie darauf hinwiesen, daß ein Feuer einen Rauchfang voraussetze und man nirgends eine Spur von einem solchen entdecke. Aber selbst die modernen Sardinier haben es ja noch nicht bis zum Rauchfang gebracht, sondern lassen den Rauch ihres Herdes aus der Thür, den Fenstern oder den Dachritzen seinen Weg nehmen. Es ist also höchst unwahrscheinlich, daß der Rauch die ältesten Bewohner der Insel gehindert haben würde, ihr Feuer im Hause anzuzünden, da sich selbst die modernen durch dessen Anwesenheit im Zimmer noch nicht belästigt fühlen.

So weit Spano, welcher sein etymologisches Studium nur dem einen Theil dieses Wortes, der ersten Sylbe von Nurhag, zuwandte. Was nun die Ableitung des Wortes Hag betrifft, so bietet sich uns eine noch viel einfachere, als die vom Hauptwort Hag oder Chag (חג), wenn wir auf die Bedeutung von dessen Wurzel zurückgehen. Diese Wurzel bildet das Zeitwort Chagag oder Chug (חגג oder חוג) und beides heißt „einen Kreis beschreiben" oder „im Kreise herumgehen", wovon der Sinn „ein Fest begehen" nur eine figürliche Ableitung darbietet. Von der figürlichen Bedeutung können wir aber ganz absehen, da die ursprüngliche unserm Zweck viel besser entspricht. Letztere in

die Form eines Beiwortes gebracht, giebt die Uebersetzung „kreisförmig“ oder „rund“; und da wir gesehen haben, daß das Wort Nur durch „Feuerherd“ oder „Wohnung“ wiedergegeben werden kann, so finden wir für die Zusammensetzung „Nur=Hag“ oder „Nur=Chag“ die höchst passende, einfache und der wirklichen Form der Bauten entsprechende Bedeutung einer „kreisförmigen Wohnung“ oder eines „runden Hauses“.

Ich kann mich, des Raummangels wegen, hier nicht in eine noch weitläufigere Polemik über die verschiedenen nurhagologischen Theorieen einlassen und begnüge mich deßhalb, diejenigen, welchen das Gesagte nicht hinreichend scheint, auf Spano's Werk aufmerksam zu machen (Spano, Memoria sopra i Nuraghi di Sardegna. 3. Auflage, Cagliari, Erzbischöfl. Druckerei 1867). Die Nurhagen waren also, aller Wahrscheinlichkeit nach, Wohnungen, und zwar scheinen sie in Sardinien die nächste Culturstufe nach dem Aufgeben des Troglotydenlebens, d. h. des Wohnens in ausgehauenen Felsengrotten, bezeichnet zu haben. Solcher künstlicher Grotten findet man in allen Theilen der Insel, größere in dem leichter zu bearbeitenden, tertiären Kalkstein, kleinere in andern, härteren Gebirgsarten; selbst im härtesten Granit entdeckt man, wenn auch von viel kleineren Verhältnissen, solche ausgehauene Wohnungen. Aber diese Art zu wohnen war nicht gut mit der Bildung von Dörfern und Städten vereinbar und die alten Sardinier scheinen schon in sehr früher Zeit das Bedürfniß des gemeindlichen Beisammenlebens empfunden zu haben. Die Nurhagen stehen nämlich fast überall, wo sie vorkommen, in größeren oder kleineren Gruppen beisammen, nur sehr selten erscheinen sie vereinzelt und da, wo dieses der Fall ist, läßt die geringe Dauerhaftigkeit des Gesteins, aus dem sie erbaut sind, darauf schließen, daß auch hier sich einst andere ihnen zur Seite befunden haben mögen, deren Spur nun verschwunden ist. In allen denjenigen Gegenden aber, wo die Gebirge ein dauerhaftes Material zum Bau boten, haben sich die oft sehr compacten und ausgedehnten Gruppen erhalten.

Diese Gruppen finden sich fast ausnahmslos in den fruchtbarsten, zum Ackerbau geeignetsten Gegenden. Eine derselben erscheint von der andern oft durch einen großen, unbewohnten Landstrich getrennt, in dem man auch nicht einen Nurhag antrifft und dieser Landstrich erweist sich gewöhnlich als ein bei=

nahe völlig unfruchtbarer, welchen auch die Gegenwart nicht der Cultur zugänglich zu machen vermochte. Solcher Gruppen hat Spano einige hundert nachgewiesen, deren hervorragendste die von Iglesias, Paulilatino, Macomer, Nurra, Bonorva, Torralba und andere sind, alle mit Ausnahme der von Nurra, in den noch heutigen Tags am Besten cultivirten, noch jetzt dicht bewohnten Gegenden gelegen. Auch dieser Umstand scheint mir ein schlagender Gegenbeweis gegen die Gräbertheorie, denn die Alten pflegten ihre Leichenstätten nicht in dem fruchtbaren, für die Lebenden so nothwendigen Boden, sondern meist in sterilen Felsengegenden oder Wüsten anzulegen, wovon wir in Aegypten vielleicht die auffallendsten Beispiele sehen, denn dort findet sich kein Grab auf dem der Nilüberschwemmung zugänglichen Boden, d. h. dem einzig fruchtbaren, sondern alle zeigen sich in der sogenannten libyschen oder arabischen Wüste und ihren beiden Hügelketten angelegt. Wie Unrecht haben deshalb diejenigen, welche die Nurhagen, was ihre Bestimmung betrifft, nach Analogie der Pyramiden beurtheilen wollen, welche, als Grabstätten, auf einem diesem Zweck entsprechenden, das heißt sonst unbrauchbaren weil unfruchtbaren Terrain, errichtet erscheinen, während die Nurhagen, die den Lebenden dienten, auch auf einem den Lebenden nützlichen Boden erbaut sind.

Die Verschiedenheit in der Größe der Nurhagen, der Zahl ihrer Kammern und Gänge, ihrer mehr oder weniger festungsartigen Anlage, entspricht den Standesunterschieden, welche ja im Alterthum eben so gut, wie heute, und oft noch viel ausgesprochener, existirten. Um die Wohnung des Stammeshäuptlings, einen stattlichen, oft zweistöckigen Nurhag, wie der von Santinus bei Torralba, schaarten sich die niederen, nur aus einem einfachen Erdgeschoß gebildeten Hütten der ärmeren Dorfbewohner, seiner Unterthanen oder Schützlinge. Ohne Zweifel besaßen die Wohnthürme der Stammeshäuptlinge zugleich einen festungsartigen Zweck; in sie konnten sich, wenn der Feind das Dorf bedrohte, die Bewohner der nächstgelegenen, weniger massenhaften Gebäude zurückziehen; und die zwei oder drei gewölbten Säle, welche in jedem großen Nurhag vorhanden waren, sowie die in einem südlichen Klima sehr gut als temporärer Wohnort benutzbare Dachterrasse, boten Raum genug, um einige hundert genügsame Menschen aufzunehmen. Der von mir besuchte Nurhag von Sta Barbara

bei Macomer besaß einen Saal im Erdgeschoß von so großartigen Verhältnissen, daß er gewiß hundert Menschen zu beherbergen vermochte, darüber bot das kuppelgewölbte Gemach des ersten Stockwerks Raum für gewiß vierzig Personen und der angränzende Corridor, einer der längsten und weitesten, welche ich gesehen habe, für vielleicht eben so viele, während auf der Terrasse wohl an hundertundzwanzig menschliche Geschöpfe nebeneinander sitzen konnten. In diesem Falle mußten die Leute freilich so eng als möglich beisammen hocken, aber, wer die Geschichte der Belagerungen im Alterthume kennt, weiß, wie genügsam die Menschen in solcher Bedrängniß zu sein pflegten.

Eine solche Festung mochte selbst noch in den mittleren Perioden der historischen Zeit beinahe uneinnehmbar, in dem grauen Alterthum, der Epoche der autochthonen Herrschaft, als die Menschen nur bronzene oder steinerne Waffen besaßen, muß sie ein unüberwindliches Felsenschloß gewesen sein, denn ein solcher Nurhag konnte nahezu hermetisch gegen die Außenwelt abgeschlossen werden. Da die meisten nur einen Eingang besaßen, so genügte es, diesen zu verrammeln, was sehr leicht war, da die Thür ohnehin, selbst wenn sie offen stand, dem Eintretenden nur sehr wenig Raum darbot, und auch in denjenigen, in welchen sich noch ein oberer Eingang befand, war dieser jedoch leicht zu entbehren, da alle Theile des Gebäudes durch die Wendeltreppe mit einander in unmittelbarer Verbindung standen. So in seinen Nurhag verschlossen, von seinen bewaffneten Vasallen umgeben, mit Mundvorrath gehörig versehen, konnte ein sardinischer Stammeshäuptling jeder Gefahr trotzen und ruhig die Zeit abwarten, bis der Belagerer durch die Bedürfnisse seines eignen Volkes in die Heimath zurück gerufen wurde. Mochte dieser sich auch durch die Zerstörung der zum feindlichen Dorf gehörenden kleineren Nurhagen rächen, an letzteren war wenig verloren und sie konnten nach dem Kriege schnell wieder erbaut werden.

Daß die Nurhagen nach modernen Begriffen nicht bequem zu bewohnen sein mochten, beweist die Abwesenheit der Fenster und der Rauchfänge. Auch auf erstere hat man ein Argument stützen wollen, um die Unbrauchbarkeit dieser Bauten zu Wohnungen darzuthun. Aber kein Archäolog kann so etwas im Ernst sagen, denn er weiß, daß noch viel civilisirtere Völker, wie zum Beispiel

die Römer, in manchen Räumlichkeiten ihrer Häuser, wie den Treppen und Schlafzimmern, der Fenster entbehrten.

Eine andere Frage, die nämlich, wo nahmen die Leute das Wasser her? ist lange unbeantwortet geblieben. Aber in neuester Zeit hat die Entdeckung einer Cisterne, ganz von der ovoidalen Form, wie die Gemächer der Nurhagen selbst, unmittelbar am Nurhag Piscu di Suelli, auch hierauf einiges Licht geworfen. Aehnlich wie man fast in allen römischen Cisternen Bruchstücke von Amphoren, Dolia und andern Wassergefäßen antrifft, so fand man auch hier zahlreiche Fragmente thönerner Geschirre, deren primitive Form und schlecht zusammengesetztes Material vermuthen läßt, daß sie den ursprünglichen Bewohnern der Nurhagen angehören. In vielen erschien der Thon gar nicht von dem Sande gereinigt, sondern mit diesem zu einer Masse gebacken.

Welches Volk hat die Nurhagen erbaut? Das ist schließlich die wichtige, meiner Ansicht nach jedoch wenigstens historisch, unbeantwortbare Frage, über welcher sich so viele Gelehrte die Köpfe zerbrachen und einander in die Haare geriethen. Ich will hier dem Leser die Aufzählung aller der mehr oder weniger verrückten Theorieen ersparen, welche über die Entstehungsweise dieser Denkmäler ausgesprochen worden sind. Das Einfachste, daß sie ihren Ursprung der unbekannten, ältesten, autochthonen Bevölkerung Sardiniens verdanken, hat fast Niemand sehen wollen, statt dessen mußten die Aegypter, die Phönicier, Karthager, Tyrrhener, Pelasger, Corsen, Balearen, Etrusker, Numidier, ja selbst die ältesten Libyer herhalten. Keiner von all' diesen Forschern hat sich gefragt, wie es komme, daß nicht ein einziges der besagten Völker in seiner Heimath ähnliche Denkmäler errichtet habe, und daß sie alle erst in Sardinien auf diese originelle Architektur verfallen mußten. In der That findet man in keinem andern Lande der Welt ähnliche Gebäude, wie die sardinischen Rundthürme, mit einer einzigen Ausnahme, nämlich derjenigen der Insel Minorka, wo die uralten sogenannten Talayot allerdings eine gewisse Verwandtschaft mit der Architektur der Nurhagen darbieten. Freilich zeigen die Talayot mancherlei Abweichungen, zum Beispiel besitzen sie niemals mehrere Stockwerke, auch befindet sich mit ihnen regelmäßig ein Opferaltar in Verbindung, so daß sie wahrscheinlich Tempel, oder vielleicht Tempel und Häuser zugleich bildeten. Dennoch er=

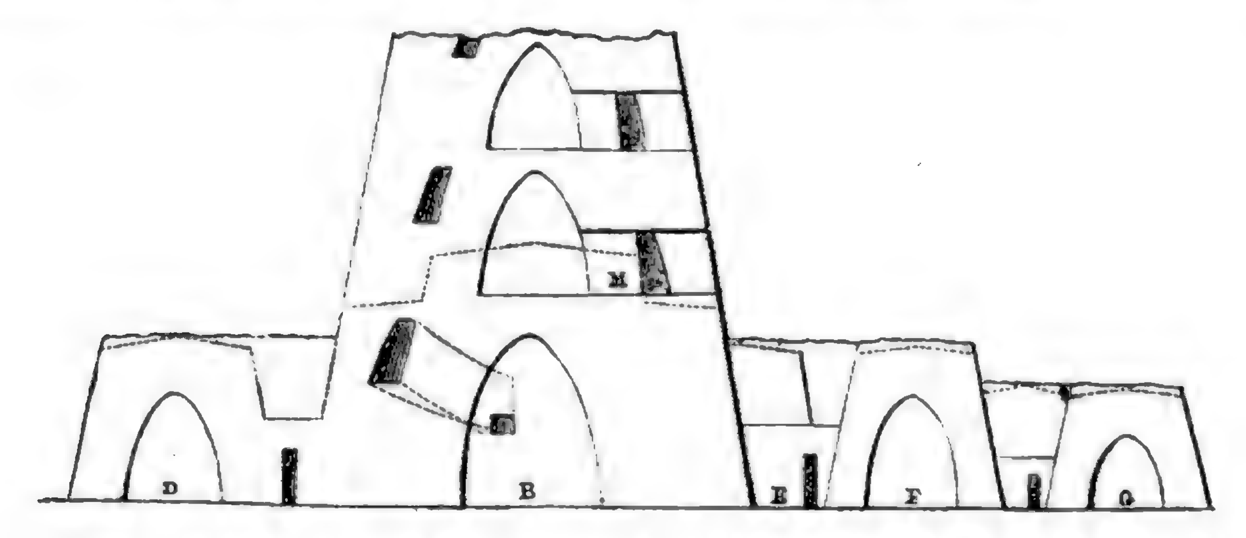
scheint die Aehnlichkeit in der allgemeinen Bauart mit den Nurhagen unverkennbar. Aber der einzige Schluß, welchen man aus derselben ziehen kann, ist der, daß die autochthonen Bevölkerungen der beiden Inseln etwa einen verwandten Ursprung, oder doch vielfache Berührungspunkte mit einander besaßen, ein Umstand, welchen übrigens die nachbarliche geographische Lage beider Länder hinreichend erklärt. Sonst haben alle weiteren Vergleiche mit vorhistorischen Bauten anderer Länder nur die große Verschiedenheit dargethan, welche zwischen diesen und den sardinischen Nurhagen besteht. Als eine veraltete Lächerlichkeit muß uns jene von früheren Gelehrten vielfach gehegte und auch jetzt leider noch nicht ganz überwundne Ansicht erscheinen, daß die Nurhagen derselben Classe von Bauten angehören, wie die sogenannten Stonehenge von England, wie die Dolmen, Menhir und Cromlech der Bretagne und wie die Antas von Portugal, jene vermeintlich celtischen Denkmäler, welche man auch in Ländern findet, wohin niemals Celten gedrungen sind, wie z. B. in Nordafrika, wo ich sie selbst bei Geryville in Algerien sah. Jene pseudoceltischen Bauten erweisen sich aber zum bei Weitem größten Theile nur als plumpe Aufstellungen von Monolithen; blos in einzelnen Fällen, wie auf den Inseln des Morbihan und bei Lokmariaker in der Bretagne, zeigen sie gemauerte, meist unterirdische Gänge, aber Alles dieß bezeichnet eine viel tiefere Culturstufe, als die der Nurhagenvölker. Letztere standen auch offenbar, was ihre Architektur betrifft, über den Gründern der sogenannten cyclopischen, pelasgischen und tyrrhenischen Bauten. Von diesen unterscheiden sich die Nurhagen nicht nur durch ihre viel regelmäßigere, auf eine vollendetere Kunstepoche deutende Form der Werksteine, sondern auch durch die stets horizontale Lage der letzteren, durch die allgemeine Anwendung des Gewölbebaues, und endlich durch die abgezirkelte, vollkommene Harmonie des Ganzen, welche nicht, wie bei jenem rohen Styl, durch monströse Baufiguren, sondern durch ebenmäßige, abgerundete, in sich abgeschlossene wahre Kunstwerke repräsentirt erscheint.

Die Nurhagen sind also nicht Bauten fremder Ansiedler, sondern der einheimischen, aus dem Lande selbst stammenden Bevölkerung.

Was war aber der Ursprung dieser Bevölkerung? Das ist eine weitere Frage, welche ihrem Schicksal nicht entgehen konnte, auch wieder von allen

Nurhagologen besprochen zu werden. Die meisten derselben, und unter ihnen, wenn auch nur in sehr allgemeiner Form, selbst Spano, scheinen, was diesen Punkt anbetrifft, in mißverstandenen, auf das alte Testament gegründeten Theorieen befangen. Viele wollen in den ältesten Sardiniern die von Josua vertriebenen Kananiter sehen, welche Procopius nach Afrika auswandern läßt. Spano freilich hält diesen Ursprung für zu neu und möchte ihn vielmehr auf einen der Söhne oder Enkel Noah's zurückführen, was allerdings beinahe dasselbe ist, wie wenn er Adam selbst als den einzig gewissen Ahnherrn bezeichnete. Ein weiteres Eingehen auf diese Frage würde uns zu einer Untersuchung über den Ursprung des Menschengeschlechts führen. Darum begnüge ich mich mit der Constatirung der Thatsache, daß der Ursprung der alten Sardinier ein vorhistorischer, wie die Nurhagen, ihre Wohnungen, vorhistorische Denkmäler sind. Ueber alles Vorhistorische, denke ich, läßt sich aber nicht discutiren.

Einer der größten Nurhagen von ganz Sardinien, von welchem bereits oben beim Dorfe Domus nuovas Erwähnung geschah, war der von Orcu, oder Su domu de s'Orcu genannt, welcher leider in neuester Zeit beinahe gänzlich zerstört worden ist. Da er geeignet scheint, ein Bild von einem jener vollständigeren, mit Nebenbauten verbundenen Nurhagen zu geben, so möge seine Abbildung nach La Marmora, welcher ihn in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts noch leidlich erhalten sah, hier ihren Platz finden.

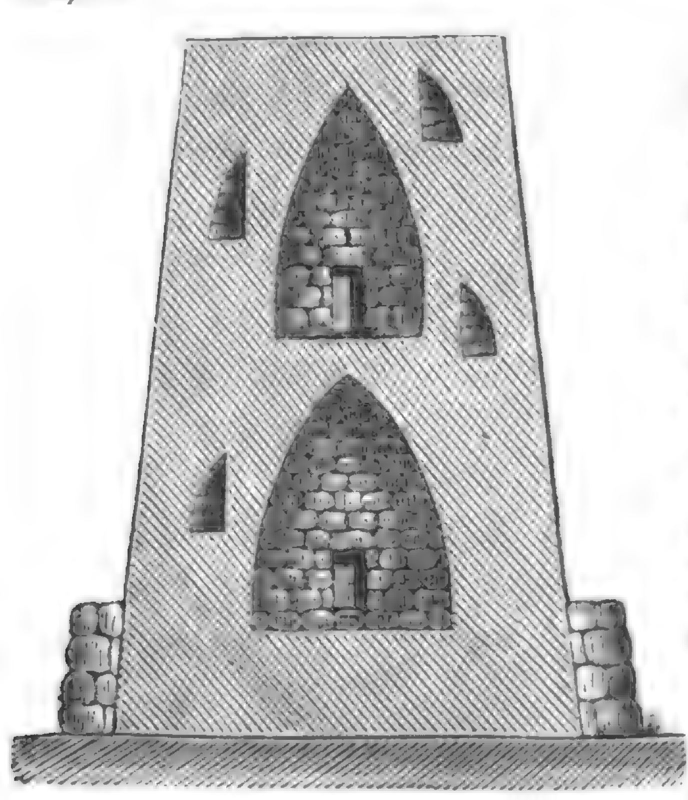


Der Holzschnitt giebt die innere Durchschnittsansicht des Hauptgebäudes wie der Nebenbauten, welche hier der Uebersicht wegen in eine gerade Linie ver=

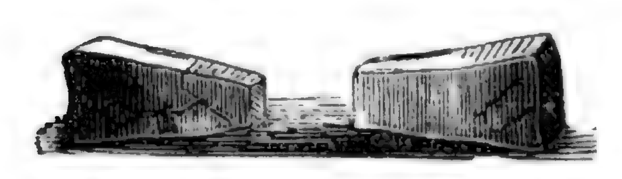
setzt erscheinen. Der Buchstabe B bezeichnet das Hauptgemach im Erdgeschoß des großen Nurhags, von welchem die Wendeltreppe nach dem Corridor M im ersten, und von da in den zweiten Stock führt. Die Buchstaben D, F, G bezeichnen die Gemächer der Seitennurhagen, während E die Verbindungsmauer zwischen dem Haupt- und einem der Seitengebäude, wie sie nach La Marmora's Restaurirungsplan existirt haben soll, angiebt. Bis auf diesen einzigen Punkt der Verbindungsmauern, von denen man keine vollständig erhalten gefunden hat, scheint an diesem Bilde nichts Unbegründetes. Das Gesammtgebäude besaß somit sechs größere oder kleinere Gemächer. Eine zugängliche Terrasse scheint nur auf dem Hauptgebäude gewesen zu sein, da nur dieses eine Wendeltreppe besitzt, welche überhaupt in allen bloßen Erdgeschoßbauten fehlt. Man kann behaupten, daß in dieser Aneinanderreihung von Rundthürmen, wie wir sie auf obigen Bilde sehen, die Nurhagenarchitektur uns ihr complicirtestes Denkmal hinterlassen hat, denn was man auch immer von noch bedeutenderen Aneinanderreihungen von größeren und kleineren Nurhagen gesagt haben mag, muß als unbegründet und mehr oder weniger phantastisch zurückgewiesen werden. Die Phantasie der Restauratoren ist in dieser Beziehung auf seltsame Abwege gerathen. So hat ein französischer Schriftsteller sogar die Uebertreibung so weit getrieben, von einer engverbundenen Gruppe von einigen sechzig Nurhagen zu reden. Wahrscheinlich verleitete ihn hiezu der Umstand, daß dieser Gebäude oft viele nahe beisammen liegen. Aber die gewöhnlichen Gruppen, die oben Erwähnung fanden, das heißt die ältesten Städte und Dörfer der autochthonen Bevölkerung, zeigen keineswegs Spuren von Verbindungsmauern. Auch bilden die complicirteren Nurhage eine verhältnißmäßig große Seltenheit und das scheint mir sehr erklärlich, indem einer der Hauptzwecke dieser Häuser der von Festungen war und die kleinen Nebenthürme nur die Vertheidigungskraft des Ganzen abschwächen mochten, da ihre Terrassen nicht bestiegen werden, folglich keine Vertheidiger aufnehmen konnten, welche von dort aus den Angreifern die Erstürmung streitig machten.

So ist es denn keineswegs eine Regel, bei den vollendetern Nurhagen den Gruppenbau anzunehmen. Im Gegentheil finden wir einige der größten, schönsten und vollkommensten ohne jegliche Spur eines Seitengebäudes. Von

den stattlichen Formen eines dieser Denkmäler zugleich auch von der Art der Schichtung der Steine an der ovoidalen Kuppel der Gemächer möge folgende Durchschnittsansicht des Nurhag Madrone bei Silanus eine Anschauung gewähren.



Man sieht, dieser uralte Gewölbebau entsprach nicht dem bei den Alten sonst üblichen, weder der Camara (Zimmergewölbe) noch dem Fornix (Bogengewölbe) noch auch dem Tholus, der eigentlichen Kuppel. Hier liegen die Steine alle wagrecht aufeinander und bilden oben einen eiförmigen Abschluß. Das Eigewölbe wäre somit die älteste Form des Gewölbebaues überhaupt, wenigstens ist mir nicht bekannt, daß man in irgend einem Lande der Welt ältere Beispiele des Gewölbe- und Kuppelbaues gefunden hat, als die Nurhagen von Sardinien. Bewundernswerth zeigt sich auch die Art und Weise, wie die Breite der Werksteine auf ihrer innern und äußeren Seite genau bemessen, und wie sie alle nach der ihnen im Gebäude zugedachten Stelle, sei es nun an einer Zimmerkuppel oder in der Thurmmauer, verschiedentlich bearbeitet erscheinen. Folgende Abbildung der allein übriggebliebenen Werksteine eines zerstörten Nurhags in der Gegend von Iglesias kann uns eine Anschauung von der Bearbeitungsweise des Baumaterials gewähren.



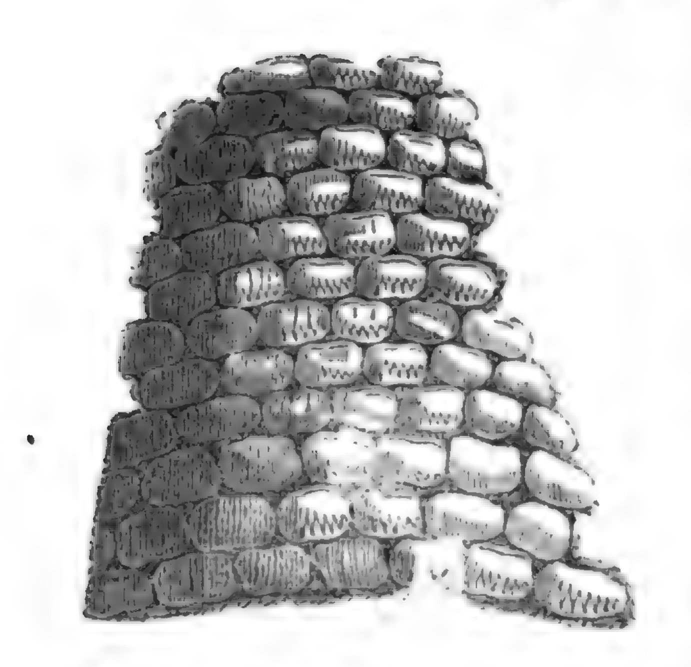
Ihre dem Innern des Gebäudes zugekehrte Seite zeigt sich manchmal um ein Drittel, oft um die Hälfte schmäler, als die für die Außenseite berechnete, wie solches natürlich eine Bedingung der eigenthümlichen Bauform des Nurhagen bilden mußte. Die rohe Bearbeitung dieser Bausteine, welche wir ihrer unebnen

Oberfläche wegen kaum Werksteine nennen können, beweist, daß die Erbauer der Nurhagen nur höchst unvollkommene, möglicherweise nur steinerne Werkzeuge besaßen, welche nicht vermochten, diesen Steinblöcken eine regelmäßige viereckige Gestalt, sondern nur die eines abgerundeten Körpers zu geben, der sich aber der Form regelmäßiger Werksteine in den allgemeinen Umrissen näherte. Diese Steinform und der Mangel an verbindendem Mörtel macht, daß die Bausteine der Nurhagen oft nur ganz lose aufeinander zu liegen scheinen, wie wir dieß z. B. bei folgender Abbildung des Nurhag Hirru bei Nulvi besonders deutlich sehen.

Die Figur des Schäfers mit dem Hunde möge zugleich als Maaßstab für die kolossalen Verhältnisse dieser Bausteine dienen. Trotzdem, daß dieselben so locker auf einander zu ruhen scheinen, so daß man jeden Augenblick den Einsturz dieser Nurhagenruine voraussetzen sollte, so hat dieselbe doch schon mehrere Generationen hindurch ihre gegenwärtige Form bewahrt, ohne daß auch nur ein Stein herabgefallen wäre. Noch auffallender zeigt sich die Ruinenhaftigkeit bei dem auf der folgenden Seite abgebildeten Nurhag Su Paladinu, ebenfalls bei Nulvi gelegen.

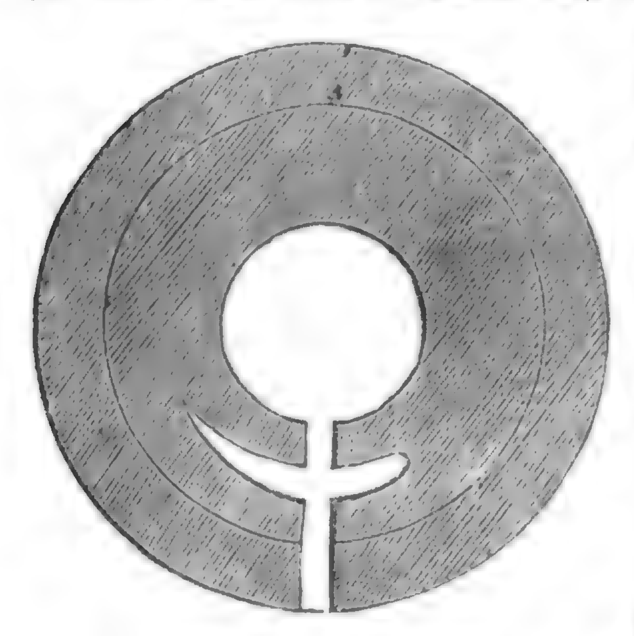
Hier hat sich offenbar der Boden, auf dem das Gebäude steht, gesenkt und die ganze eine Seite scheint zu wanken, dennoch aber trotzt die Ruine schon seit Menschengedenken jeder weiteren Zerstörung. Aus dieser weisen Berechnung des Gleichgewichts und der Tragkraft der Bausteine können wir darauf schließen, daß jene alten Architekten keineswegs so unwissend waren, wie man es von ihrem vorhistorischen Barbarenzeitalter anzunehmen beliebt.

Einer der schönsten, vollständigsten und am Besten erhaltenen ist ohne



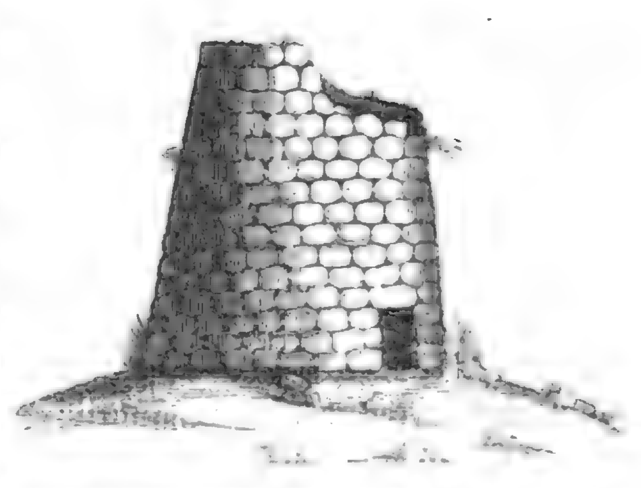
Zweifel der schon obenerwähnte Nurhag Madrone, welcher uns so ziemlich als ein Musterdenkmal dieser Architektur gelten kann, nur daß er nicht, wie der von Orcu, Seitengebäude besitzt. Sein unteres Gemach mißt 36 Fuß in der Peripherie und 17′ in der Höhe, sein oberes 24′ im Umkreis bei 16′ Höhe. Eigenthümlich ist die Form des im ersten Stockwerk befindlichen Corridors, wie folgender Plan zeigt.

Von seiner Außenseite wurde schon oben die Ansicht gegeben. Auf dieser wird man bemerkt haben, daß die beiden Thüren streng übereinander liegen, daß zur oberen keine Treppe von Außen führt, daß sie also lediglich als Fenster dienen mußte, und daß sie bedeutend höher, als die untere, ist. Aehnliches findet man fast bei allen größeren Nurhagen. Oft erscheint die untere Thür so niedrig, daß man auf allen Vieren hinein kriechen muß, wie es mein Loos beim Nurhag von Sta Barbara war. Bei den kleineren Rundthürmen bemerken wir dieß jedoch nicht, wie folgende Abbildung auf der nächsten Seite des Nurhag Truvine zeigt.

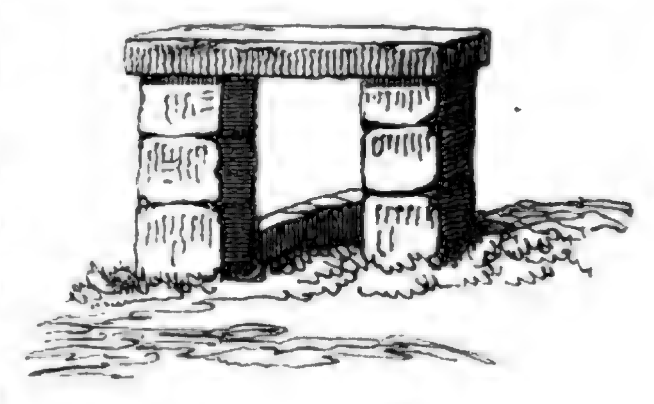


Man sieht, daß hier die Thür die Höhe von drei auf einandergelegten kolossalen Bausteinen besaß; ein mittelgroßer Mensch konnte also, ohne sich zu bücken, hineingelangen. Eigenthümlicher Weise bilden gerade diese Thüren, wie kindlich einfach und primitiv auch ihre Bauart und vielleicht gerade deßwegen, denjenigen Theil der Gebäude, welcher am Längsten der Zerstörung zu trotzen pflegt. Von einigen Nurhagen ist sogar nichts, als die Thür stehen geblieben. So sah ich bei

Arbus ein solches vereinzeltes Denkmal, welches offenbar einst die Eingangspforte eines Nurhags bildete, dessen Abbildung unten folgt.



Die verhältnißmäßige Höhe der Eingänge in die kleineren, und Niedrigkeit derjenigen der größeren Nurhagen scheint gleichfalls die von mir oben geäußerte Ansicht zu unterstützen, daß die kleineren ausschließlich zu Wohnungen, die größeren aber nebenbei auch als Festungen dienten, denn bei letzteren mußte es wünschenswerth erscheinen, eine möglichst kleine Thür zu haben, weil sie sich leichter verrammeln ließ. So vermochten diese Rundthürme zur Zeit ihrer Bewohner den Feinden und seitdem durch viele Jahrhunderte dem Zahn der Zeit zu trotzen, ein Umstand, welcher noch heut zu Tage die Bewunderung der Reisenden und sogar den Enthusiasmus der Dichter hervorruft. Denn die Nurhagen sind keineswegs nur prosaisch beschrieben, sondern auch besungen worden, ebensogut in unsern Tagen, zum Beispiel von dem jungen sardinischen Dichter Bernardo Bellini, welcher den Nurhag Madrone in einem langen Poem verherrlicht, wie schon vor 1000 Jahren, als der Rhythmus des Jaletus ihnen folgende Verse widmete:



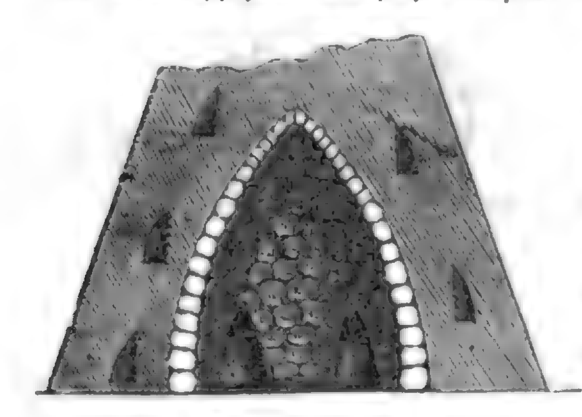
Istae moles non timebunt — Consumantia tempora
Altae latae mire structae — fabricatae firmitus
Erunt istae quamvis rudes, — inter cetera mirifica.
Nicht der Zeit Verheerung fürchten diese Bauten voller Kraft
Hoch und weit, und wohlgeschichtet, fest gegründet wie ein Fels,
Bleiben, wenn aus roher Zeit auch, doch ein herrlich Denkmal sie.

Diese vor elfhundert Jahren gedichteten Verse des unbekannten Hofpoeten des guten Königs Gialeto könnten wir noch heute unterschreiben. Anders

verhält es sich jedoch mit einer weiteren Angabe desselben in Betreff der Nurhagen, nämlich in Bezug auf die Alterthümer, welche man in diesen finden soll.

Anaglypha sunt reperta, arma, signa stegmata
Ecce quantum sunt inventa — in antiquis molibus
Ab Aegyptis fabricatis — ex saxis ingentibus.

Von diesen entdeckt man jetzt keine Spur mehr, alle Nurhagen scheinen vielmehr rein ausgekehrt und selbst in der inneren Architektur derselben bemerkt man nur sehr selten sprechende Anzeichen davon, in welcher Weise die in ihnen wohnenden Menschen sich häuslich eingerichtet hatten, dennoch fehlt es hierüber nicht ganz an Fingerzeigen. So sehen wir zum Beispiel in dem Nurhag Conca Ozastru bei Ploaghe, dem Geburtsort Spano's, zwei ovoidale Nischen, in der Wand des oberen Kuppelgemachs angebracht, welche nach dem großen Nurhagologen dazu gedient haben, um das Nachtlager darin zu bereiten. Folgendes ist die Durchschnittsansicht dieses Nurhags.



Man sieht aus der Gestalt dieser Nischen, welche allerdings für eine Schlafstätte etwas unbequem scheint, daß die ovoidale Form nicht nur bei ganzen, sondern auch bei halben Gewölben beliebt war. Eins scheint jedoch auffallend, daß die alten Sardinier bei ihrer verhältnißmäßigen Kenntniß des Gewölbebaues nie dazu gekommen sind, gewölbte Thürbogen zu errichten. Alle ihre Thüren sind geradlinig. Auch dieser Umstand scheint mir auf das Bedürfniß hinzudeuten, daß die Eingänge so wenig Raum, wie möglich, einnehmen sollten.

Von diesen interessanten Denkmälern einer vorhistorischen Zeit ließe sich eine ganze, ellenlange Liste aufführen, indem diejenigen, welche namentlich bekannt sind, allein schon mehrere hundert ausmachen. Da der Leser jedoch aus dieser Liste wenig lernen und die vielen oft sehr barocken Namen, welche man ihnen gegeben, ihn nur verwirren dürften, so will ich mich darauf beschränken, nur die interessantesten von denjenigen kurz zu nennen, welche ich selbst besucht habe. Im Ganzen sah ich der Nurhagen während meiner drei- bis vier-

monatlichen Anwesenheit auf der Insel höchstens einige zwanzig in der Nähe, machte mir jedoch nur sehr selten das Vergnügen auf dem Bauch hineinzukriechen. Dieses sparte ich mir nur für die interessantesten auf, das heißt für solche, von denen mir Spano im Voraus versichert hatte, daß sich bei ihnen eine solche Kriecherei lohnen würde. Die von mir in der Nähe von Macomer besuchten Nurhage waren die von Sta Barbara, Madrone bei Silanus und Santinus bei Torralba. Der erstere war ganz von Trachyt erbaut und zeichnete sich durch seine massenhaften Vorwerke aus, welche beinahe bis zum ersten Stockwerk hinaufreichten. Seine beiden Kammern und einen Theil der Wendeltreppe fand ich sehr gut erhalten. Der Nurhag Madrone ist der oben schon öfters erwähnte und von welchem Abbildungen seines Aeußern, Durchschnitts und Planes gegeben wurden. Einer der höchsten Nurhage war der von Santinus bei Torralba, aus neuerer, nicht basaltischer Lava erbaut. Bis noch vor wenigen Jahren zeigte sich sein zweites Stockwerk noch wohl erhalten, leider hat jedoch in neuester Zeit ein hochwohlweiser Magistrat des Dörfchens Torralba dieses Stockwerk abtragen und die Bausteine, welche Jahrtausenden an dieser Stelle getrotzt hatten, wegschleppen lassen, um damit einen Brunnen zur Schweinetränke zu errichten. So sah ich also nur noch das Erdgeschoß und erste Stockwerk, aber selbst aus diesen Resten konnte ich auf die Großartigkeit des Denkmals schließen, welche diesem Rundthurme den Namen des „Königs aller Nurhagen" vindicirt. Nachdem jedoch der Magistrat von Torralba ihn seines oberen Stockwerks beraubte, ist er nicht mehr der höchste von Sardinien, sondern muß in dieser Beziehung dem Nurhag Longu, d. h. dem hohen nachstehen, welchen ich auch besuchte; er liegt in der Nähe von Busachi und beherrscht wie ein Kirchthurm die ganze Umgegend. In einem andern von mir besuchten Rundthurm, dem Nurhag Goni, bemerkte ich die Eigenthümlichkeit, daß die Treppe nicht um das Gemach herum, sondern gerade von demselben hinauf zum Dache führte. Aber so verschieden auch mitunter die Einzelheiten, so erscheinen doch im Ganzen alle Nurhage nach demselben Styl erbaut und repräsentiren eine und dieselbe in sich abgeschlossene, uns noch so räthselhafte Culturwelt.

Vierzehntes Kapitel.

Bosa und Ruinen von Cornus.

Während ich einen Tag dem Herumstreifen in der Gegend von Macomer und dem Besuch der ehrwürdigen Denkmäler eines räthselhaften Alterthums gewidmet hatte, waren die drei Bosaner, meine bisherigen Reisegefährten, mit Ausflügen ganz anderer Natur beschäftigt gewesen. Sie hatten nämlich in einem benachbarten Dorfe eine ganze Viehheerde angekauft, welche bestimmt war, eine noch weitere Reise, als ihre Eigenthümer, nämlich bis nach Marseille zu machen, wohin sie die drei Bosaner, welche ein Compagniegeschäft zu betreiben schienen, von ihrer Vaterstadt aus zu spediren hofften. Mit diesen drei Biedermännern, welche ihr blökendes und grunzendes Gefolge begleitete, kam ich nun wieder zusammen, um mit ihnen gemeinschaftlich ihre hochgepriesene Heimath zu besuchen. Wenn man sie hörte, so war Bosa eine Stadt, einzig in ihrer Art, von keiner Sardiniens übertroffen und von nicht vielen in der Welt erreicht. Solchen verzeihlichen Heimathsstolz findet man fast bei allen Sardiniern, natürlich mehr bei solchen, welche nie ihre Insel verlassen haben, aber auch bei gereisten Leuten trifft man ihn nicht selten. Ehe ich jedoch die mehr oder weniger geringe Berechtigung des Kleeblattes zu einem solchen Heimathsstolz untersuche, ehe ich also dem Leser meine Bewunderung über Bosa kund gebe, bleiben mir noch einige Worte über die Reise dorthin zu sagen.

Dieselbe ging abermals in dem engen, unbequemen Omnibus von Statten, dessen Eigenthümer und zugleich Conducteur auch der Wirth der von den Bosanern bewohnten Osteria in Macomer war. Dieser ganz praktische Mann, der für mich geradezu eine Errungenschaft wurde, hatte mir schon am vorigen Tage als Führer zu den Nurhagen gedient und sollte mich nun mit seinem Fuhrwerk vor meiner Ankunft in Sassari nicht mehr verlassen. Wenn letzteres nur ein bischen bequemer gewesen wäre!

Der Weg führte von dem 1700′ über der Meeresfläche gelegenen Ma-

comer immer bergab und erwieß sich in geologischer Beziehung höchst interessant. Die verschiedenen Steinarten, aus denen das Gebirge besteht, erscheinen hier zur Seite der oft tief ausgegrabenen Landstraße dem Blick und Studium des Geologen offen gelegt, so daß er alle ihre verschiedenen übereinander gelagerten Schichten, ohne sie erst mühsam zu untersuchen, auf den ersten Blick aus dem Wagenfenster beurtheilen kann. Die Grundlage dieses Terrains bildet auch hier, wie in Macomer, der ältere Trachyt. Aber auf ihm lagert nicht, wie dort, die basaltische Lava, obgleich wir sie in dem nahen Monte Nieddu (dem schwarzen Berge) wieder antreffen, sondern statt ihrer eine trachytische Tuffmasse von eigenthümlicher Farbe und Bildung. Sie erscheint in sehr verwittertem Zustand, außerordentlich weich und leicht zu zerbröckeln und von einer beinahe weißen Farbe, welche wie die des tertiären Kalksteins durch Abfärben die Finger beschmutzt. In ihr findet man häufig Adern von Silurischem Gestein und von Quarz, worunter nicht selten Carneole und Chalcedone. Ueber diesem Tuffstein ruht eine Ablagerung älteren Sandsteins, von Eisenadern durchzogen, fast immer von grünlicher Farbe, in's Gelbliche übergehend. Die obere Schicht des Bodens bildet dann der tertiäre Kalkstein der Plyocenen Epoche, ganz dem von Cagliari und Sassari ähnlich und auch mit denselben Fossilien. In dem Monte Nieddu, welcher das westliche Ende dieses Hochlandes bildet und den wir nach zweistündiger Fahrt beim Dorfe Suni erreichten, ist das Terrain genau das eben beschriebene, nur daß sich über das Ganze noch eine dichte Schicht basaltischer Lava ergossen hat, ein deutlicher Beweis, daß die basaltische Masse in dieser Gegend, wie überhaupt in ganz Sardinien, jünger ist, als die tertiäre Periode.

Von Suni fällt der Weg steil hinab dem Meere zu, in dessen Nähe Bosa an der Mündung des Flusses Temo liegt, eines der wenigen, wenn nicht der einzige Fluß Sardiniens, in welchem Schiffe, wenn freilich auch nur kleine, einlaufen können. Diese Lage an den Ufern eines schiffbaren Flusses verleiht dem Städtchen einen freundlichen und malerischen, ja verhältnißmäßig großartigen Anblick, besonders da fast alle Häuser am Wasser liegen und so eine einzige stattliche Façade längs des Quais zu bilden scheinen. Da die Häuser wirklich ein städtisches Aussehen haben, oft zwei, selbst drei Stockwerke besitzen, und in ununterbrochener Masse beisammen stehen, so macht der kleine Ort einen

civilisirteren Eindruck, als die meisten Städte von gleicher Größe in Sardinien und daher konnte ich mir das Lob der Bosaner, wie hyperbolisch es auch sein mochte, dennoch einigermaßen erklären. In der Breite zeigt sich jedoch die Ausdehnung des Städtchens sehr gering; in dieser Richtung steigt das Terrain steil in die Höhe, beinahe gleich vom Flussesufer aus bis zu dem mittelalterlichen Schloß, welches Bosa vom nördlichen Hügel beherrscht.

Dieses Schloß wurde von den Marchesi di Malespina, Pisanischen Edelleuten, welche sich beim Sinken der Macht der alten Reguli oder Judices von Torres (Logudoro) dieses Theils ihres Gebiets bemächtigt hatten, im Jahre 1112 gegründet und erhielt von ihnen zuerst den Namen Serravale, weil es das enge Thal des Flusses Temo beherrschte und gleichsam zu einer abgeschlossenen Festung machte. Damals stand hier noch keine Stadt, wohl aber auf dem südlichen Ufer des Flusses, eine halbe Meile von Bosa entfernt, das mittelalterliche Calmedia, auf der Stelle des Bosa vetus, der alten karthagischen und römischen Niederlassung, welche vom Itinerarium Antonini Augusti und von Ptolemäus erwähnt wird. Letzterer führt auch die Mündung des Flusses Temus (*Τήμου ποτάμου ἐκβολαι*) an, welcher also schon im Alterthum denselben Namen wie heute führte. Weil das unbefestigte Calmedia vielfach von den Seeräubern zu leiden hatte, so zogen sich dessen Bürger mit der Zeit alle auf das rechte Ufer des Flusses in die Nähe und unter die Obhut des Schlosses Serravale zurück, da, obgleich dieses dem Meere näher lag, als ihre Heimath, dennoch die Malespina, seine Herren, mächtig genug waren, um ihre Vasallen vor den Seeräubern zu schützen. Eigenthümlich scheint es jedenfalls, daß man der neuen Stadt den Namen, nicht des eben verlassenen Calmedia, sondern den seiner Vorgängerin, des längst vergessenen Bosa, beilegte, ein Umstand, der mich auf die Vermuthung bringt, daß letzterer Name, nachdem er wahrscheinlich im frühen Mittelalter aufgehört hatte, ausschließlich eine Stadt zu bezeichnen, auf die ganze Gegend übergegangen und dieser geblieben war, wie wir ja auch Aehnliches bei Stadt und Landschaft von Sulcis gesehen haben.

Spano hat in neuester Zeit ein seltsames Manuscript, welches von einem Bürger von Bosa im späteren Mittelalter auf Spanisch verfaßt worden war, veröffentlicht. In ihm finden wir jenes Calmedia pomphaft beschrieben. Der

unbekannte Verfasser vergleicht es an Größe mit keiner geringeren Stadt, als Babylon, und schreibt seine Gründung einer sonst nirgends genannten mythologischen Dame, Namens Calmeda zu, welche eine Tochter des fabelhaften Sardus pater gewesen wäre. Abgesehen von dieser hyperbolischen Seite, so besitzt doch das Manuscript einen Werth, indem es keinen Zweifel darüber übrig läßt, daß Calmedia an der Stelle von Bosa vetus lag, denn es beschreibt zu deutlich und eingehend die vielfachen römischen und, der Schilderung nach zu schließen, selbst karthagischen Ueberreste von öffentlichen Nützlichkeitswerken, Bauten, Statuen und andern Alterthümern, welche zur Zeit des Verfassers noch dort existirten. Derselbe führt auch viele antike Inschriften an und zwar außer den lateinischen und griechischen, deren Sprachen ihm bekannt gewesen zu sein scheinen, noch eine Anzahl andrer, in einer ihm völlig räthselhaften Sprache. Spano, welcher in Bosa selbst eine kleine phönicische Inschrift, freilich nur aus vier Buchstaben (בשאר) bestehend, gefunden, vermuthet mit Recht, daß jene räthselhafte Sprache nichts anders, als Phönicisch gewesen sei. Diese Vermuthung und die daraus folgende Annahme einer karthagischen Niederlassung an den Ufern des Temus findet sich auch noch durch mehrere hier entdeckte halb phönicische, halb ägyptische Kunstgegenstände von ähnlichem Charakter, wie die aus der Nekropole von Tharros stammenden, bestätigt; unter andern fand man einen Ichneumon von Bronze, Krokodileier zerstörend, mehrere Scarabäen, Ohrringe u. s. w.

Als ein würdiges Seitenstück zu jener heidnischen Fabel von der vermeintlichen Tochter des Sardus pater zeigt sich der moderne Aberglaube vom Brunnen der heiligen drei Könige. Su puzzu de sos tres Res, so heißt nämlich ein Brunnen in der Nähe Bosa's, bei welchem jene drei ehrwürdigen Personagen auf der Reise nach Bethlehem mit ihrer Karavane gelagert haben sollen. Diese Weisen aus Morgenland scheinen somit einen ungeheuren Umweg gemacht zu haben, indem Sardinien gerade in entgegengesetzter Richtung von ihrer Marschroute lag. In früheren Jahren pflegte sich alljährlich am Dreikönigstage das ganze Domcapitel zu diesem Brunnen zu begeben. Dieß hat in neuester Zeit aufgehört und ich denke, der ganze Aberglaube dürfte nun auch allmählig fallen, wenn das Volk ihn nicht mehr von der Kirche unterstützt sieht.

Von dem mittelalterlichen Calmedia ist jetzt nichts übrig geblieben, als die wohlerhaltene Hauptkirche von San Pietro, wie wir Aehnliches in Tharros und auf den Stätten von drei oder vier längst eingegangenen Städtchen in der Nähe von Torralba sehen. Ueberall ist das Dorf oder Städtchen spurlos verschwunden und die Kirche trefflich erhalten. Eine in der Kirche San Pietro befindliche Inschrift verkündet als Datum ihrer Erbauung das Jahr 1073, also war sie noch ganz neu, als die Bevölkerung nach Bosa übersiedelte. Letztere Stadt blieb von ihrer Gründungszeit an während zwei Jahrhunderten im Besitz der Malespina, bis sie im Jahre 1308 von diesen an die Judices von Arborea abgetreten wurde, welche sie aber schon 1323 an die Könige von Aragonien verpfändeten. Im Jahre 1336 erbte die Stadt Benedetta, Tochter des Judex Johannes von Arborea, und nahm den Titel „Herrin von Bosa" an. Im Jahre 1377 bildete sie die Aussteuer einer andern Prinzessin, Beatrix von Arborea, Schwester der berühmten Eleonora, und kam durch diese in das Haus der Vicomtes von Narbonne, welche sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zugleich mit ihren andern Besitzthümern und Rechten an die Krone Aragonien abtraten.

Bosa bildete den Bischofssitz des berühmten Fara, welcher uns das für seine Zeit trefflichste Werk über Sardinien hinterlassen hat. Obgleich vor zwei Jahrhunderten geschrieben, erweisen sich doch viele seiner Schilderungen als noch heute anwendbar (Fara Chorographia localis und de Rebus Sardois). Von ihm erfahren wir auch, daß es die Bosaner selbst gewesen sind, welche durch eine höchst unvernünftige Maßregel ihren Fluß aus einem tiefen, für große Schiffe zugänglichen, in einem seichten, nur von kleinen zu befahrenden verwandelt und in Folge davon ihre Stadt aus einem Handels- und Seehafen zu einem beinahe von allem Verkehr ausgeschlossenen Landstädtchen umgeschaffen haben. Bis zum Jahre 1528 bildete nämlich die Einfahrt in den Temo eine freie, breite, offne Wasserstraße, aber in jenem Jahre kamen die Bosaner auf die unglückliche Idee, ihren Fluß durch einen großen Steindamm, mitten in der Mündung, unzugänglich zu machen, um eine gefürchtete Landung von Seiten der Franzosen, mit welchen damals ihre oberherrliche Macht, Spanien, im Krieg lag, zu verhindern. So zogen sie es vor, um einem temporären Uebel

zu entgehen, sich ein dauerndes zu bereiten. Ob dieser Damm, hätten die Feinde wirklich hier landen wollen, sie von der Einnahme Bosa's abgehalten haben würde, scheint sehr zweifelhaft. Unzweifelhaft aber ist es, daß die Stadt durch jene falschverstandene strategische Maßregel gewissermaßen einen Selbstmord beging. Denn nun konnten alle größeren Schiffe nicht mehr in den Fluß einlaufen, und, da die Rhede keine Sicherheit bot, so zog sich der Handel bald nach andern benachbarten Häfen, nach Alghero oder Oristano zurück. Bosa aber empfand noch in andrer Weise empfindlich die schlimmen Folgen jener Ungeschicklichkeit. Der Steindamm war nämlich so hoch, daß er nur bei sehr hohem Wasserstand das Ausströmen des Flusses gestattete. Dieser wurde demnach während zwei Dritttheilen des Jahres aufgestaut und in ein stagnirendes Gewässer verwandelt, welches die tödtlichsten Miasmen aushauchte. Daher die große Ungesundheit von Bosa, welches eines der berüchtigsten Fieberklima's von Sardinien bildet und in dieser Beziehung mit Oristano, Terranuova und Porto Torres wetteifern kann. In neuester Zeit (1863) hat freilich die Regierung zu Hafenbauten und zur Befreiung des Flußbetts von dem ominösen Steindamm eine halbe Million bewilligt, der Stadtrath fast eben so viel aufzutreiben gewußt, und mit dieser Summe ist die Flussesmündung wieder leidlich regulirt worden, so daß nun Schiffe von 40—50 Tonnen einlaufen können. Aber die nachtheiligen hygienischen Folgen einer zweihundertjährigen Anhäufung von Schlamm und Unrath sind noch lange nicht gehoben, ja sie machen sich jetzt wo möglich noch mehr fühlbar, da viele, früher vom stagnirenden Wasser bedeckte Sumpfstellen nun freigelegt erscheinen und die giftigsten Miasmen verbreiten.

Natürlich gestehen die Bosaner diese Ungesundheit ihres Klima's nicht ein. Wenn man sie hört, so ist Bosa der hygienischste Ort von der Welt. Man müsse nur, um gesund zu bleiben, ungefähr Folgendes thun: hier folgen dann die gewöhnlichen, complicirten, hygienischen Maßregeln, welche demjenigen, der sie etwa ausführen wollte, das Leben zu einer beständigen, ängstlichen Pein machen würden. Ein Bosaner war sogar so gütig, diesen Regeln dadurch die Krone aufzusetzen, daß er seine eigne Erfahrung hinzufügte, welche darauf hinauslief, daß es einen wirksamen Schutz gegen die Fieber gewähre, so viel als

möglich alle frische Luft zu vermeiden, im Winter wie im Sommer stets dicke Kleider zu tragen und nie aus dem Hause zu gehen. Ein Kaufmann aus Sassari, in Bosa angesiedelt, wurde mir als ein Phänomen, zugleich aber auch als ein höchst nachahmungswürdiges Beispiel, was seine Lebensweise betraf, angeführt. Dieser Mann war seltsamer Weise vom Fieber verschont geblieben, welches, wenn sogar die Einheimischen ihm ihren Tribut leisten müssen, doch einen Fremden sonst nie zu verschonen pflegt. Ich lernte diesen Mann kennen und erfuhr, welchen complicirten hygienischen Maßregeln er sein Freibleiben von der herrschenden Krankheit verdankte. Er war über und über in Flanell gehüllt, ging im Sommer nicht vor die Thür seines Hauses, maß seine Speisen und Getränke ängstlich ab, verzichtete auf jede Lebensfreude und, wenn er auch dem Fieber entgangen war, so litt er doch in Folge seines stubenhockerischen Lebens so viel von anderweitigen Krankheiten, daß ich mir sagen mußte, das Mittel sei schlimmer, als das Uebel. Die meisten Bewohner von Fiebergegenden bringen es mit der Zeit zu einem solchen Grad von Stoicismus, daß sie sich mit fatalistischer Gleichgültigkeit in ihr Schicksal ergeben. Sie wissen, daß sie dem Fieber doch nicht entgehen können, und so warten sie geduldig das Ende der fünf oder sechs, oft selbst zehn Jahre ab, während denen die Krankheit mit all' ihren Nachwehen zu haften oder doch periodisch wiederzukehren pflegt, und wenn sie diese überlebt haben, das heißt wenn nicht ein plötzlicher Anfall von Perniciosa (der acuten Fieberform) dazwischen kommt, so dürfen sie sich als akklimatisirt betrachten, das heißt, sie bekommen dann das Fieber nur noch in ausnahmsweisen Fällen.

Daß übrigens der schlechte Ruf, welchen das Klima von Bosa in ganz Sardinien genießt, nicht übetrieben ist, beweist der Umstand, daß in den letzten Decennien alle Civil- und Militärbehörden sich, um dem Fieber zu entgehen, von hier nach dem auf einem Berge zwei Meilen entfernt gelegenen, unbequemen, aber gesünderen Dörfchen Cuglieri zurückgezogen haben, wo sie ein zwar sehr langweiliges, aber doch nicht beständig von tödtlicher Krankheit bedrohtes Leben führen.

Im Städtchen fand ich eigentlich gar nichts zu sehen; die Cathedrale war ganz neu, aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, und die übrigen, größeren

Gebäude, wenn auch stattlich und städtisch aussehend, erwiesen sich doch keineswegs merkwürdig. So blieb mir denn volle Muße dazu, um den Rest des noch ziemlich langen Tages zu einem Ausflug zu benutzen, und zwar zu einem solchen Ausflug, welcher mich ziemlich weit entfernen und beinahe wieder in die Nähe von Tharros zurückbringen sollte. Derselbe galt den etwa vierthalb deutsche Meilen von hier entfernten Ruinen der alten römischen Colonie Cornus, einer der wichtigsten antiken Trümmerstädte der ganzen Insel. Er mußte natürlich zu Pferde stattfinden, da außer den sogenannten nationalen Landstraßen, welche die Insel in zwei Richtungen durchschneiden, in Sardinien an Fahrwege nicht zu denken ist. Einer meiner bisherigen Reisegefährten war so freundlich, mir einen bewaffneten Führer und zwei Pferde zu diesem Ausflug zu verschaffen. Das von mir gerittene war ein prächtiges kleines Thier von der sogenannt sardinischen Rasse, welche jedoch spanischer Abkunft ist, während die eigentlichen, vor der spanischen Herrschaft schon hier verbreiteten, ursprünglich sardinischen Pferde, der Achettone und die Achetta, eigenthümlicher Weise, nie diesen nationalen Namen führen. Wie alle sardinischen Pferde, so war auch dieses zum Paßgang dressirt worden, und zwar auf jene hier übliche, gezwungene, unnatürliche Weise, von welcher man weiter unten (22. Kapitel) die ausführliche Beschreibung und Abbildung finden wird. Die Folge davon bildete der Umstand, daß es äußerst hart im Paß trabte und die sechs Stunden, welche ich auf seinem Rücken zubrachte, mich mehr zusammenrüttelten und ermüdeten, als dreimal so viel auf einem anders dressirten Pferd. Glücklicherweise jedoch bewährte sich der Schritt unsrer Thiere als ein ausnahmsweise schneller, so daß es uns gelingen sollte, die drei und eine halbe Meile des Weges in drei Stunden zurückzulegen.

Wir ritten fast immer in der Nähe des Meeres, nicht jedoch diesem unmittelbar entlang, da es das Terrain nicht gestattete, welches sich außerordentlich rauh, steinig und schwer zugänglich zeigte und meist aus basaltischen Lavafelsen bestand, die oft senkrechte, ziemlich hohe Wände nach dem Meere zu bildeten. Weit und breit war kein Haus zu sehen und hier bekam ich einen recht lebhaften Eindruck von der Entvölkerung Sardiniens. Nur hie und da trafen wir einen in die zottige Mastruca gehüllten Schäfer in Mitte seiner

meist aus halbwilden Ziegen bestehenden Heerde. Alle diese Leute waren bis an die Zähne bewaffnet und sahen wie Räuber aus, sollten aber die friedlichsten Menschen von der Welt sein. Nach dritthalb Stunden erreichten wir eine kleine Bucht, Santa Catarina di Pitinuri, nach einer hier befindlichen, fast verlassenen Kirche genannt. Da von diesem Küstenpunkt aus eine für Karren zu befahrende Straße nach dem oben erwähnten Dorfe Cuglieri führt, so versieht die Bucht, so gut sie kann, die Stelle eines Hafens für die nach jenem Dorfe zu transportirenden Waaren. Freilich bewährt sich der Landungsplatz als so mangelhaft, daß die Schiffe beim Westwind, welcher an dieser Küste vorherrscht, also den größten Theil des Jahres hindurch, gar nicht einlaufen können.

La Marmora vermuthet, daß Pitinuri, welches jetzt nur aus der Kirche, die zweimal jährlich große Schaaren von Wallfahrern hieherzulocken pflegt und einigen verlassenen Häusern besteht, die Stelle der mittelalterlichen oder möglicherweise bereits spätrömischen Ortschaft Pechinorin einnimmt, welche von mehreren Chronisten des Mittelalters als das Schlachtfeld eines heftigen Kampfes zwischen den Bürgern von Tharros und denen von Cornus genannt wird. Demnach wären die Tharrenser zur See gekommen und wahrscheinlich hier gelandet, da es sonst nicht erklärlich wäre, warum das Schlachtfeld nördlich von Cornus, während doch der Landweg nach Tharros südlich lag.

Von diesem Küstenpunkt bis zu den Ruinen von Cornus beträgt die Entfernung kaum eine Viertelsmeile. Die ganze Gegend führt noch jetzt den Namen Su Campu e Corru (das Feld von Cornus). Wenn ich übrigens soeben von Ruinen redete, so bitte ich diesen Ausdruck lediglich als einen Euphemismus aufzufassen, denn von Cornus ist ebensowenig, wie von Tharros, ein Stein auf dem andern stehen geblieben. Alles, was ich von antiken Bauresten hier unterscheiden konnte, waren die deutlichen Spuren einer Citadelle, ein aufgehäufter Hügel von Scherben und Bausteinen, einzelne Häuserfundamente und die Nekropolis. Auch von letzterer sah ich jedoch kein Denkmal erhalten, sondern nur einige zwanzig, denen von Tharros ähnliche, in den Fels gehauene Grabkammern, und einzelne in der ebenen Bodenfläche befindliche gräberartige Vertiefungen. Von diesen erschienen einige ganz neuaufgedeckt,

das Resultat der von dem Präfecten von Cagliari, Cav. Elena, kürzlich angestellten Nachgrabungen.

Bei der Akropolis, jetzt der soeben erwähnte Scherbenhügel, von dem wilden Lentiscus üppig wuchernd überwachsen, bemerkte ich die deutlichen Spuren eines Aquäducts, welcher die Wasser des nahen Monte Ferru hieherleitete, so daß also Cornus in dieser Hinsicht besser versehen war, als die Hauptstadt des Landes, Karales, welche nie eine Wasserleitung besaß. Auf einigen hier zerstreuten Marmorblöcken und andern Steinen liest man jene römischen Inschriften, welche La Marmora zuerst in seinem Itinerar veröffentlicht hat. Nur eine einzige derselben zeigt sich jedoch von wirklicher archäologischer Bedeutung, diejenige, welche den Rang der hiesigen Stadt als den einer römischen Colonie angiebt. Sie befand sich am Piedestal der Statue eines römischen Ritters, Quintus Sergius Quadratus, dessen Verdienste um die Colonie gerühmt werden. Wer aber dieser Mann gewesen, ob, wie Martini vermuthet, ein Bewohner von Cornus selbst, ob, wie La Marmora glaubt, ein in Rom Lebender, oder nach Spano's Ansicht ein in Cagliari residirender Beschützer der Colonie, darüber besitzen wir nicht die geringste Aufklärung, und scheint mir auch jede Discussion unfruchtbar. Diese Inschrift ist ohne alle chronologischen Indicien. Letztere entdeckten wir jedoch auf einer andern, welche diejenigen römischen Consuln nennt, die im Jahre 289 unsrer Zeitrechnung das Amt verwalteten. Daraus ersehen wir also, daß Cornus zu jener Zeit schon wiedererbaut sein mußte, nachdem es wahrscheinlich beim Beginn der römischen Herrschaft gänzlich zerstört worden war. Aus noch späterer Zeit, wahrscheinlich aus der christlichen, dürften die Trümmer der ansehnlichen Baute stammen, deren Spur fast das Einzige ist, was von den öffentlichen Werken von Cornus übrigblieb, wenigstens das Einzige, was ich entdecken konnte; es war dieß das Fundament eines großen, länglich viereckigen Gebäudes, welches nach Spano einer christlichen Basilika angehörte. In dem aus den Bauresten der Akropolis aufgehäuften Scherbenberg findet man, selbst bei den leichtesten Nachgrabungen, zahlreiche Trümmer römischer Gefäße von Thon oder Glas, selbst Bronzegegenstände.

Ich glaube nicht, daß Cornus jemals eine phönicische oder karthagische

20*

Stadt, wie Karales, Sulcis und Tharros, gewesen ist. Da ich jedoch in dieser Ansicht völlig allein stehe, so muß ich natürlich meine Gründe dafür anführen. Diese sind:

Erstens hat man in den Ruinen bis jetzt, außer einigen Münzen, auch gar keine karthagischen Gegenstände, weder Inschriften, noch Kunstwerke, gefunden. Die Münzen allein beweisen nichts, diese können sehr gut durch die Eingebornen, welche mit der nahen karthagischen Colonie, Tharros, Handel trieben, hieher gebracht worden sein.

Zweitens nennt die erste historische Erwähnung, welche von dieser Stadt vorkommt, Cornus ausdrücklich die Hauptstadt der Sardi pelliti. Ihr Häuptling war Hampsagoras, dessen Sohn Hostus im zweiten punischen Kriege im Kampf gegen T. Manlius Torquatus, den Eroberer Sardiniens, fiel und der sich selbst den Tod gab, um die Knechtung seines Vaterlandes nicht mitansehn zu müssen. Hampsagoras, obgleich den Karthagern verbündet, die er zum Schutz gegen die stets in Sardinien so verhaßten Römer, herbeigerufen hatte, war dennoch ein unabhängiger, nationaler Fürst, welcher einen Theil des Innern der Insel beherrschte, wohin die unmittelbare Gewalt Roms noch nicht gedrungen war und früher die von Karthago sich nicht ausgedehnt hatte. Nichts ist also unwahrscheinlicher, als daß er seine Hauptstadt in einer karthagischen Colonie aufgeschlagen haben würde.

Drittens lag Cornus nicht am Meere, und kann auch nie einen guten Seehafen in der Nähe besessen haben, was aus der Beschaffenheit der Küste erhellt. La Marmora will freilich den Hafen Karakodes des Ptolemäus an die nahe Küste verlegen und zwar mit aus dem Grunde, weil die ganze Gegend heutigen Tages noch den Namen Corchinas führt, welcher eine gewisse Aehnlichkeit mit Karakodes aufweist, jedoch man sucht umsonst nach einen hiezu geeigneten Küstenpunkt und findet keinen, als den schlechten Landungsplatz von Pitinuri. Nun lagen aber alle karthagischen Colonieen Sardiniens an der Küste; im Innern ist uns keine einzige bekannt; und alle besaßen Häfen oder gute Landungsplätze, da für dieses handeltreibende Volk eine Stadt ohne Hafen völlig werthlos sein mußte; denn hier hatten die Karthager nirgends ackerbautreibende Niederlassungen gegründet, wie in den libyphönicischen Districten Afrika's, der Zeugitana und Byzacium.

Viertens scheint mir die energische Feindschaft und der große Haß, welcher zwischen den Bürgerschaften von Tharros und Cornus bestand, auch auf einen verschiedenen Stammesursprung hinzudeuten. Die Tharrenser waren anerkanntermaßen karthagischen Ursprungs. Wären es die Cornenser gleichfalls gewesen, so würden sie, als Fremde in einem mehr oder weniger immer feindlichen Lande, wie Sardinien, sich gewiß an ihre natürlichen Verbündeten und Stammesbrüder, die Tharrenser, angeschlossen haben, da sie auf deren Hülfe allein angewiesen sein mußten. Statt dessen nennt sie die Geschichte deren erbitterste Feinde und diese Feindschaft überdauerte die Herrschaft Karthago's, ja selbst Roms. Cornus wurde von den Tharrensern einmal beinahe gänzlich zerstört, und auch Tharros, theilweise wenigstens, von den Cornensern. Dieß Alles deutet auf einen eingefleischten Stammeshaß und auf einen verschiedenen Ursprung, ja auf einen verschiedenen Nationalcultus, denn Völker gleicher Religion pflegten nicht einander die Tempel zu zerstören, wie dieses hier stattgefunden zu haben scheint.

Wir wissen aus Livius, daß Cornus die Hauptstadt der Sardi pelliti war; also liegt es am Nächsten, anzunehmen, daß es von diesen ausschließlich bewohnt wurde und auch wohl ihnen seine Gründung verdankte. Bei einem solchen Ursprung der Cornenser scheint die Feindschaft, welche zwischen ihnen und den Tharrensern bestand, nicht schwer zu erklären. Die Sardi pelliti befanden sich im hohen Alterthum im Besitz dieses ganzen Theils der Insel und wohnten vor Gründung der karthagischen Colonie gewiß auch gegen Süden und dem Meere zu, wo die Gegend Fruchtbarkeit und die Binnenseeen einen großen Fischreichthum boten, folglich auch in dem District von Sinis und gar nicht weit von Tharros. Wir sehen in diesem District von Sinis kaum eine Viertelmeile von Tharros eine ausgedehnte Gruppe von Nurhagen, welche nach Spano's sehr einladender Annahme einst eine Stadt der Ureinwohner bildete. Die Nähe dieser Barbaren und damals noch Halbwilden war nicht mit der Gründung einer friedlichen, betriebsamen Handelscolonie verträglich, sie mußten aus ihrer Nurhagenstadt vertrieben werden, damit die Karthager sich in dem nahen Tharros ungestört fühlen konnten. Dieß geschah, die Sardi pelliti wurden nach Norden zurückgedrängt, und

blieben gewiß jener Vertreibung eingedenk und immer die zähesten Feinde der Colonisten.

Diese Sardi pelliti des Livius werden von Ptolemäus gradezu Cornenser und nebenbei auch Aechilensier genannt. Cornenser dürfte also ursprünglich nur ein Volksname gewesen sein, welcher später auf die hier gegründete Stadt übertragen wurde. Daß diese Stadt nicht mehr aus einer Nurhagengruppe bestand, beweist die Abwesenheit solcher Denkmäler in dieser Gegend. Wahrscheinlich bildeten ihr Material die Luftziegel, wie noch heute das der meisten sardinischen Dörfer des Südens, und sie konnte folglich keine Spuren hinterlassen. Erst die Römer haben hier steinerne Häuser errichtet und aus ihrer Zeit stammt Alles, was man bis jetzt in Cornus gefunden, mit einziger Ausnahme einiger karthagischer Münzen, von denen oben bereits die Rede war. Selbst einzelne karthagische Kunstgegenstände, die man allenfalls hier entdecken dürfte, würden nur auf eine Handelsverbindung zwischen Cornus und Tharros oder noch wahrscheinlicherer Weise auf eine Siegesbeute aus den beständigen Kämpfen zwischen beiden Städten hinweisen. Deßhalb werde ich auch nicht eher an eine Gründung von Cornus durch die Karthager glauben, als bis man ähnliche, reichliche und unzweifelhafte Funde phönicischer Alterthümer, wie diejenigen, welche die Nekropolen von Sulcis, Nora, Karalis und Tharros enthüllten, auch hier gethan haben wird.

Aus einer Andeutung, welche wir bei dem römischen Dichter Silius Italicus finden, könnte man schließen, daß jene Sardi pelliti möglicherweise mit den Ilienses identisch waren, welche freilich alle andern lateinischen Schriftsteller an die Ostküste verlegen. Der Dichter sagt nämlich von Hampsagoras, daß er sich trojanischen Ursprungs gerühmt habe (Punicorum XII, 344.)

Namque, ortum Iliaca jactans ab origine nomen
In bella Hampsagoras Tyrios renovata vocaret.

Eine solche Prahlerei mit einem Ursprung, dessen Bedeutung der Barbar Hampsagoras gewiß nicht zu schätzen wußte, müssen wir freilich in das Reich der poetischen Licenzen verweisen, aber der Umstand, daß sie einem Sardinier zugeschrieben wird, zeigt doch, daß die Römer von dem Namen eines Stammes dieser Insel Kenntniß hatten, welcher an Troja erinnerte. Diesen Stamm

bildeten die Ilienser, welches Wort die Römer von Ilium (Troja) abzuleiten beliebten und daraus auf die vermeintliche trojanische Abstammung dieses sardinischen Volkes schlossen. Doch ein solcher Schluß hat nicht mehr Sinn, als wenn man die erst vor zwei Jahren wieder bekannt gewordenen alten Galillenses, deren Namen die von Spano entdeckte Bronzetafel aus der Zeit Kaiser Otho's zuerst im J. 1866 enthüllte, von den Galliläern in Palästina ableiten wollte, was übrigens, wie ich in Cagliari hörte, bereits in einer Druckschrift geschehen sein soll und zwar von einem Seminardirector in Sassari.

Als ächter Römer übertrieb natürlich Silius Italicus die Wildheit und barbarische Rohheit der alten zottigen Sardinier; auch suchte er ihren Führern als lichte Gestalten römische Berühmtheiten entgegenzustellen, welche die Barbaren an Glanz und Hoheit blendend überstrahlen sollten. So findet er unter Anderm für sehr passend, den Hostus, Sohn des Hampsagoras, im Zweikampf mit dem römischen Dichter Ennius fallen zu lassen, obgleich nicht von dessen eigner, sondern von der Hand des den Dichter schützenden Apollo. Der Gott hält sogar eine ziemlich lange Rede an Hostus, um ihm die Vermessenheit seines Angriffs auf den ihm heiligen Poeten vorzustellen.

. . . . . . Sic Phoebus et Hosto
Ultrix per geminum transcurrit tempus arundo.

Als getreue Abkömmlinge der alten Sardi pelliti erweisen sich die heutigen Bewohner dieser Gegend unter Anderm auch dadurch, daß sie von allen Sardiniern diejenigen sind, welche den Pelzmantel, das Bestipedi (die antike Mastruca), jenes oft erwähnte uralte Kleidungsstück von zottigem Ziegenhäuten oder Lammfellen, am Längsten, Weitesten und in der urwüchsigsten Weise zu tragen pflegen. Sie verdienen noch heutzutage den Namen der zottigen Sardinier, denn, während die Mastruca von den Bauern um Cagliari wie ein leichter Mantel, von denen der Ostküste gar wie ein zierlicher Ueberwurf getragen wird, ist sie hier eine massenhafte, fast den ganzen Leib einschließende Umhüllung und der damit Bedeckte sieht gewiß pellitus (haarig) genug aus. Ich konnte mir von diesen interessanten Halbwilden leider weder in Bosa noch Oristano, den nächsten Städten ihres Gebiets, ein Conterfei verschaffen, da sie einen großen Widerwillen gegen die Photographie zeigen, aber diesem Mangel

sollte in Sassari abgeholfen werden, wo sich durch Zufall ein Nachkomme der Sardi pelliti hinverloren hatte. Der treffliche Canonicus Sclavo, welcher mir während meines Aufenthalts in letzterer Stadt so viele Freundlichkeit bewieß, und der meine Sehnsucht nach einer solchen Photographie kannte, legte gleich Beschlag auf das interessante Subject und überraschte mich eines Morgens mit dem gelungenen Conterfei des haarigen Sardiniers, von dem ich hier eine Copie mittheile.

Es war nicht leicht, diesen Kerl zum Stehen für sein Bild zu bringen; alle Leute von diesem Schlage scheinen die photographische Camera für eine Art Höllenmaschine anzusehen, welche im Moment, wenn der Deckel abgenommen wird, explodiren dürfte. Ich vermuthe sogar, mein ehrwürdiger Freund mußte zu den Schrecken der Kirche seine Zuflucht nehmen, um diese interessante Mastruca durch die Photographie zu verewigen. Im Mittelalter scheint dieß Kleidungsstück noch weiter und noch mehr den ganzen Körper umschließend getragen worden zu sein, wie wir aus einem merkwürdigen Klostersiegel, welches in der Nähe von Fordongianus (Forum Trajani) ganz nahe beim Gebiet der alten Corneuser gefunden wurde und einer Bruderschaft des Ordens von Altopascio, der dort ein Kloster gehabt zu haben scheint, gehörte, ersehen (Siehe Abbildung am Schluß des Kapitels). Nicht nur die zottige Mastruca entspricht auf dieser Abbildung so ziemlich der heutigen, sondern der Hut ist geradezu derselbe, wie er noch jetzt bei Oristano und Cornus von den Hirten getragen wird.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie viele handgreifliche Erinnerungen an das Alterthum wir in diesem Lande und namentlich gerade in dem District

von Cornus bei den Nachkömmlingen der Autochthonen antreffen, sei es in ihrem Costüm, in ihrer Lebensweise, ihren Sitten und selbst oft in den unbedeutendsten Einzelheiten ihrer ländlichen Gewohnheiten. Um nur ein Beispiel anzuführen, will ich eines Bauers erwähnen, welcher mir unweit von diesen Ruinen begegnete. Derselbe trug ein Lämmlein auf beiden Schultern, ganz in derselben Weise, wie wir es an einem altsardinischen Götzenbild des Museums von Cagliari sehen, von dem ich hier eine Abbildung mittheile.

Von den Ruinen von Cornus Abschied nehmend, stand uns ein beschwerlicher Weg, zum Theil in der Dunkelheit, nach Bosa bevor. Mein Führer war voll von Schilderungen der Gefahren, welchen wir entgegen gingen, Räuber konnten uns auflauern, Banditen uns überfallen, Alles, wie mir schien, imaginäre Furcht oder vielleicht nur Redensart, die sich die Sardinier angewöhnt haben, um ihr beständiges Waffentragen zu erklären. Nur vor dem wahren Feind, der Malaria, schien sich der Führer nicht zu fürchten. Dennoch entgingen wir auch dieser und erreichten glücklich unser Ziel, an dem mich die drei Bosaner jubelnd begrüßten und zu einem riesigen Schmaus einluden.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel.

Torralba.

Können wir die Gegend südlich von Macomer als das eigentliche Nurhagenland bezeichnen, denn wenn auch diese räthselhaften Denkmäler eines unbekannten Alterthums in andern Theilen Sardiniens einst gewiß ebenso zahlreich waren, so haben sie doch nirgends so kraftvoll wie hier dem Zahn der Zeit getrotzt, gehört also der Süden dieser Ortschaft durch seine Monumente einer grauen Vorzeit an, so bietet uns dagegen der Norden, namentlich der Nordosten fast ebenso zahlreiche Erinnerungen an ein uns viel näher gerücktes, aber gleichwohl rettungslos im Strom der Zeit untergegangnes Element. Dieses Element ist der kindlich fromme Kirchenglaube des frühen Mittelalters, welcher auf dieser ganzen Insel eine Ueberzahl gottesdienstlicher Bauten in's Dasein gerufen hatte, die jetzt freilich fast in allen andern Bezirken mit ihren Trümmern den Boden bedecken, nur in diesem nicht. Demselben Grunde, nämlich der Festigkeit des basaltischen und trachytischen Bausteins, welcher die Nurhagen vor dem Verfall bewahrte, haben auch diese Kirchen ihre beinahe schon tausendjährige Erhaltung verdankt. Alles um sie her ist vernichtet und beinahe spurlos von der Erdoberfläche verschwunden. Einige bildeten Bischofssitze und lagen in der Mitte eines blühenden Dorfes oder einer kleinen Stadt; von diesem Dorf oder dieser Stadt ist aber keine Spur übrig geblieben, nur die einstige Cathedrale steht noch da, unversehrt und massenhaft und noch heute zu demselben Zweck dienstfähig, wie vor 800 Jahren. Andere repräsentiren die prächtigen Klosterkirchen ehemals blühender Abteien; jedoch von den Wohnungen der Aebte, der Mönche und der Bauern, ihren Vasallen, sind nicht einmal mehr Ruinen vorhanden, während das Gotteshaus selbst noch als wohl erhaltene Baute von Zeit zu Zeit alljährlich seine Thore öffnet, um Priester und Landleute der Nachbarschaft aufzunehmen, welche das Fest seines Schutzpatrons nicht in Vergessenheit gerathen ließen. Diese auffallende Erscheinung des gänzlichen

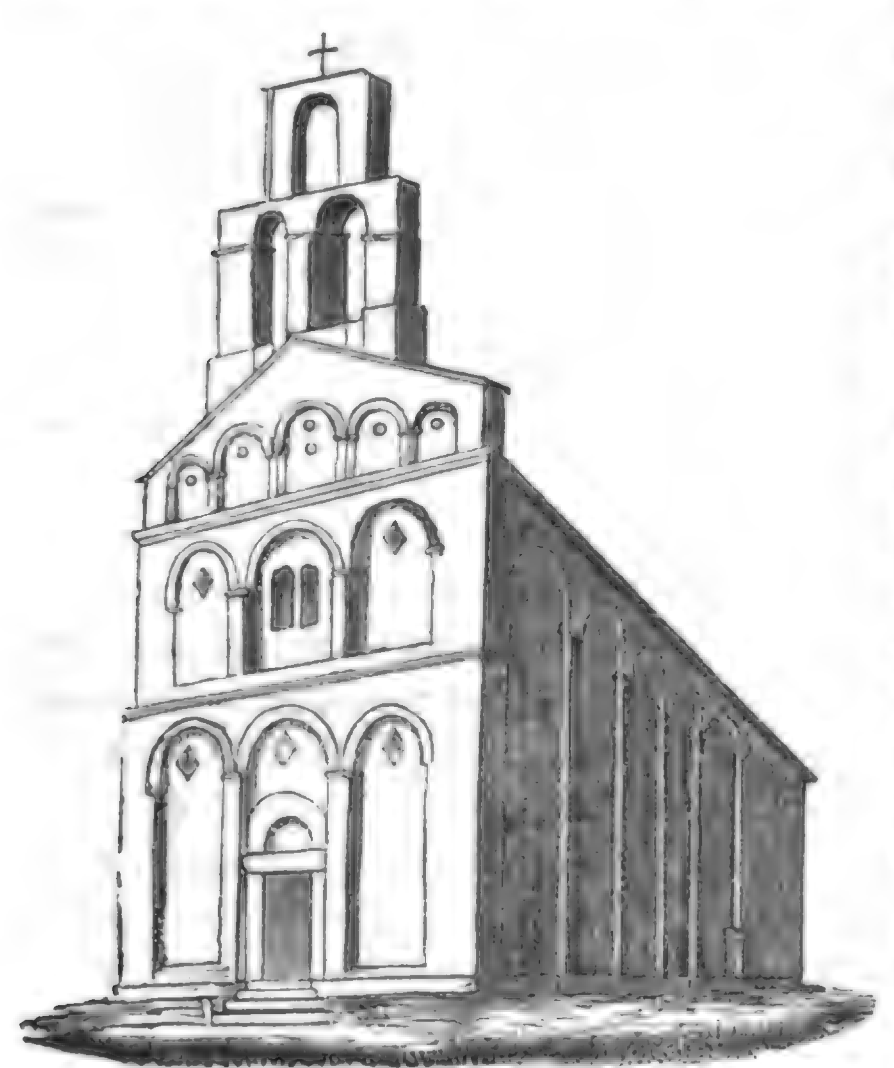
Verschwindens der menschlichen Wohnstätten und der trefflichen Erhaltung der Kirchen, in deren Schatten sie sich einst erhoben hatten, findet man, so viel ich weiß, in keinem Theile von Europa auf eine ganze Gegend ausgedehnt, wie dieses hier der Fall ist.

In einem Lande, welches wie Sardinien, sich so reich an Erinnerungen an die verschiedensten Epochen, sowohl der grauen Vorzeit, als des historischen Alterthums erweist, in welchem wir in den Nurhagen der Ureinwohner, in den rohen Götzenbildern einer späteren barbarischen Bevölkerung, in den geheimnißvollen Alterthümern mit ägyptischem Typus, in den phönicischen, karthagischen und endlich in den römischen antiken Resten die mannichfaltigsten Gegenstände des archäologischen Studiums besitzen, konnte es nicht fehlen, daß die Denkmäler einer so viel späteren, wenn auch gewiß nicht uninteressanten Zeit, wie das frühe Mittelalter, verhältnißmäßig unbeachtet blieben und unterschätzt wurden. Dennoch verdienen sie, als unverfälschte Beispiele eines selbstständigen und gewiß nicht unkünstlerischen Baustyles, im höchsten Grade die Aufmerksamkeit der Reisenden zu fesseln, welche freilich sie gewöhnlich unbesucht lassen, obgleich dieselben Touristen, wo sich nur in ihrem eignen Vaterlande etwas Aehnliches zeigt, oft große Umwege nicht zu scheuen pflegen, um die Merkwürdigkeit zu besichtigen.

Statt einer weitläufigen Beschreibung des Baustyls der Mehrzahl dieser Kirchen, ziehe ich es vor, dem Leser die Abbildungen einiger derselben vorzuführen und mache den Anfang mit einer ehemaligen Cathedrale, welche ich auf einem Ausflug von Macomer nach dem Nurhag Silanus, Bolotana und Nuoro besuchte. Dieselbe gehörte einst einer kleinen Stadt, Namens Ottana an, deren Namen jetzt das Gotteshaus allein noch verewigt.

Man sieht die Bauart dieser Kirche ist ganz diejenige der alten Pisanischen des 10. oder 11. Jahrhunderts; auch in der Zusammensetzung des Materials erinnert sie an viele alte Gotteshäuser von Toskana, denn ähnlich wie an mehrfachen dortigen Beispielen, so sehen wir auch hier die Werksteine von verschiedenen Farben ausgewählt und zu bunten Figuren zusammengesetzt. Die beliebtesten Farben für solche architektonische Spielereien bildeten zwar gewöhnlich die schwarze und die weiße, hier aber sehen wir die rothe und die

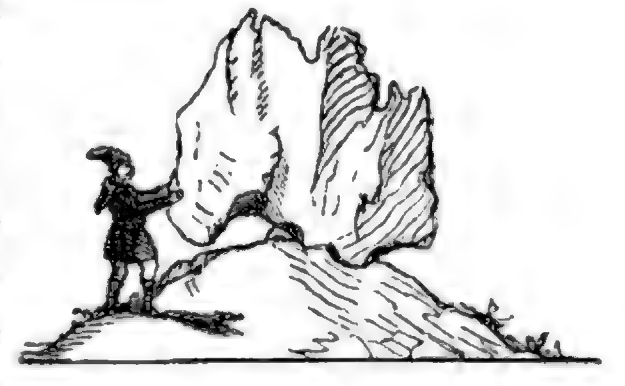
grüne, welche Farbentöne das Trachytgestein trägt, aus dem die Kirche erbaut wurde, und aus welchem auch der ganze Boden der Umgegend besteht. Diese roth und grün gewürfelte alte Baute macht einen höchst seltsamen Eindruck; La Marmora vergleicht sie nicht umsonst mit einem Geistlichen, der sich als Harlequin verkleidet hätte.



Der Ausflug zu dieser Kirche hatte mich etwa eine Meile von dem geraden Wege von Macomer nach Nuoro abgeführt, auf welchen ich zurückkehren mußte, um letzteren Ort zu erreichen. Die kleine Stadt Nuoro, etwa 1500 Fuß über dem Meeresspiegel an der nördlichsten Gränze der Barbagia gelegen, besitzt eine sehr betriebsame, rührige Bevölkerung, welche fast durchweg der Nationaltracht die Treue bewahrt hat, die man vielleicht nirgends so malerisch getragen sieht, wie hier. Merkwürdigkeiten besitzt das Städtchen nicht; die einzige, welche es zu Anfang des Jahrhunderts noch sein nennen konnte, die alte Pisanische Cathedrale, wurde im Jahre 1815 durch den unberufenen Architekten, Fra Antonio Cano niedergerissen, jenen Franciskanermönch, welcher überall in Sardinien schöne, alte, massive Bauten zerstörte, um häßliche, moderne, höchst gebrechliche an deren Stelle zu setzen. Sein hiesiges Machwerk war sogar so gebrechlich, daß es noch während des Baues über dem Haupte des Architekten zusammenstürzte, bei welcher Gelegenheit Sardinien jenen Allerweltskünstler ver-

lor. Cano hielt sich nämlich nicht nur für einen großen Baumeister, sondern auch für einen Ingenieur, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Archäologen, Numismatiker, namentlich aber für einen Hexenmeister, der Schätze zu heben und in alten Kirchen die wunderbarsten Reliquien zu entdecken verstand. Bei der auffallenden Protection, welche ihm die Regierung und die Kirche, trotz seiner vielen Mißgriffe, bis an sein Ende angedeihen ließen, besaß er auch vielfache Gelegenheit, sich in allen diesen verschiedenen Zweigen seines vielseitigen Talents auszuzeichnen und überall mit ähnlichem Erfolg, wie beim Kirchenbau. Am Seltsamsten erscheint seine Thätigkeit als Alterthumsforscher, doch in dieser werden wir später, bei Porto Torres, noch mit ihm zu thun haben.

Das Erdreich, auf welchem Nuoro liegt, gehört jener ausgedehnten Granitgruppe an, welche den Grund fast des ganzen Ostens der Insel bildet. An einzelnen Stellen, an welchen diese Granitmasse offen zu Tage liegt, hat die seit Jahrtausenden fortdauernde Verwitterung, der selbst dieses feste Gestein nicht entgehen konnte, höchst eigenthümliche naturgeschichtliche Phänomene in's Dasein gerufen. Wohl das merkwürdigste derselben bildet der sogenannte tanzende Stein (sardinisch Sa perda ballerina, italienisch Pietra ballerina), von welchem der hier abgebildete Umriß eine Anschauung gewährt.



Diese etwa 7 Fuß hohe und an 40 Fuß im Umkreis messende Granitmasse scheint mit dem Boden, auf welchem sie ruht, nur lose zusammenzuhängen; bei dem geringsten Anstoß kann man sie in Schwingung bringen, welche oft Minutenlang fortdauert, aber die launische Natur hat bei diesem Phänomen das Gesetz des Gleichgewichts so genau zur Anschauung bringen wollen, daß, wie stark auch immer der Anstoß der menschlichen Hand sein mag, der Stein doch nie aus seinem Geleise kommt, in welchem er sich bald wie auf künstlichen Rollen zu bewegen, bald zu ruhen scheint.

Diese naturgeschichtliche Seltsamkeit war übrigens das Einzige, was ich in Nuoro's Umgegend von Merkwürdigkeiten zu sehen bekam. Zu hören bekam

ich freilich sehr Mannichfaltiges und zwar über einen von dem eben geschilderten diametral verschiedenen Gegenstand, nämlich über das sogenannte Banditenthum, welches in keinem Theil von Sardinien zu einem so üppigen Blüthezustand gediehen scheint, wie hier, am nördlichen Ende der gebirgigen, wälderreichen und noch halbbarbarischen Barbagia. Ich sage nicht umsonst das „sogenannte Banditenthum", denn das eigentliche, das wahre Banditenthum, ist von demjenigen, wie es mir als hier bestehend geschildert wurde, himmelweit verschieden. Das Wort „Bandit" bedeutet in Sardinien gewöhnlich keineswegs einen Raubmörder, nicht einmal einen Dieb, sondern einen nach sardinischen Begriffen ganz ehrlichen Kerl, einen „bravu huomine", wie ich viele Sardinier in ihrem Dialect sagen hörte, aber einen solchen ehrlichen Kerl, der doch in irgend einem Punkt mit dem Gesetz verfallen ist, der entweder die Vendetta, d. h. die erbliche Blutrache ausgeübt, oder auf eine andere weniger blutige Weise sich sein vermeintliches Recht verschafft hat, und der, von Justiz und Polizei verfolgt, in den Wäldern Zuflucht suchte, in welchen er durchaus nicht vom Raub, sondern theils von der Hülfe seiner Verwandten, seiner Freunde und seiner zahlreichen Bewunderer (denn alle diese Banditen haben ihre Bewunderer), theils vom Ertrag seiner eignen Heerde, die er sehr oft mit in die Berge nimmt, manchmal auch von seiner Hände Arbeit lebt. Der eigentliche, der wahre Bandit pflegt nur solche Menschen ihres Eigenthums zu berauben, gegen welche er einen gegründeten Anklagepunkt zu haben glaubt. Aber arme, unschuldige Bauern, die ihm nichts gethan haben und die gewöhnlich noch die naiven Verehrer seiner Heldentugend sind, zu bestehlen, das würde er tief unter seiner Würde halten, von welcher kein Mensch stolzere und großartigere Begriffe besitzt, als ein sardinischer Bandit vom ächten Schrot und Korn.

So hatte ich bis jetzt immer in Sardinien das Banditenthum schildern gehört. Hier vernahm ich jedoch zu meiner unangenehmen Enttäuschung ganz andere Berichte. In der Umgegend von Nuoro existirt nämlich eine ganze Bande sogenannter Banditen, welche jedoch eigentlich viel eher den Namen Briganten verdienten, ähnlich den berüchtigten römischen und neapolitanischen. Bei diesen ist keine Rede mehr von jenem ritterlichen Sinn, welcher dem ungerechten Reichen nimmt, um dem gerechten Armen zu geben, nein, ein förmliches Raub-

system scheint organisirt, dem Reiche, wie Arme, Schuldige wie Unschuldige gleicher Weise zum Opfer fallen. Besonders zu derjenigen Epoche des Jahres, in welcher das Hauptfest dieser Banditen gefeiert wird, zeigen sie sich den Heerden der armen Bauern gefährlich.

Nicht sehr weit von Nuoro liegt ein kleiner Ort, Namens Orgosolo mit einer dem h. Ananias geweihten Kirche. Diesen Heiligen scheinen die Räuber zu ihrem Schutzpatron und sein Kirchweihfest zu ihrer Verbrüderungsfeier erwählt zu haben. An dessen Festtage und schon einen Monat vorher ist kein Ochs, keine Ziege, kein Schaf in der Umgegend vor dem Gestohlenwerden sicher, da bei der Kirchweih von den Banditen, ihren Verwandten und Angehörigen eine ganz erstaunliche Menge von Vieh geschlachtet und verzehrt zu werden pflegt und diese Festbraten natürlich alle erst gestohlen werden müssen, denn diese Banditen hüten sich sehr wohl, ihr eignes Vieh zu schlachten. Alle sollen nämlich ihre eignen Viehheerden besitzen, welche in den unzugänglichsten Gegenden der wilden Barbagia weiden und welche sie von Zeit zu Zeit aus dem Raube der Heerden friedlicher Bauern zu vervollständigen belieben. Ich hörte unter Anderm von einem armen Teufel, welchem sein ganzes Hab und Gut, 300 Schafe, an einem Tage entführt worden war.

Eine einzige ritterliche Tugend soll jedoch diesen Banditen geblieben sein, die nämlich, daß sie untereinander die größte Gewissenhaftigkeit und Unpartheilichkeit in der Vertheilung der Beute beweisen. So erzählte man mir von der Frau eines derselben aus einem Nachbardorf von Nuoro, deren Mann bei einem Raubzuge durch einen Gensdarm getödtet worden war. Da die Räuber aber die Oberhand behalten und ihre Beute sicher entführt hatten, so erhielt nicht nur jeder der Lebenden den genau abgemessenen Lohn seiner Verdienste, sondern auch für den Gefallenen wurde dessen Antheil gewissenhaft bei Seite gesetzt und dieser der Wittwe in's Haus gebracht.

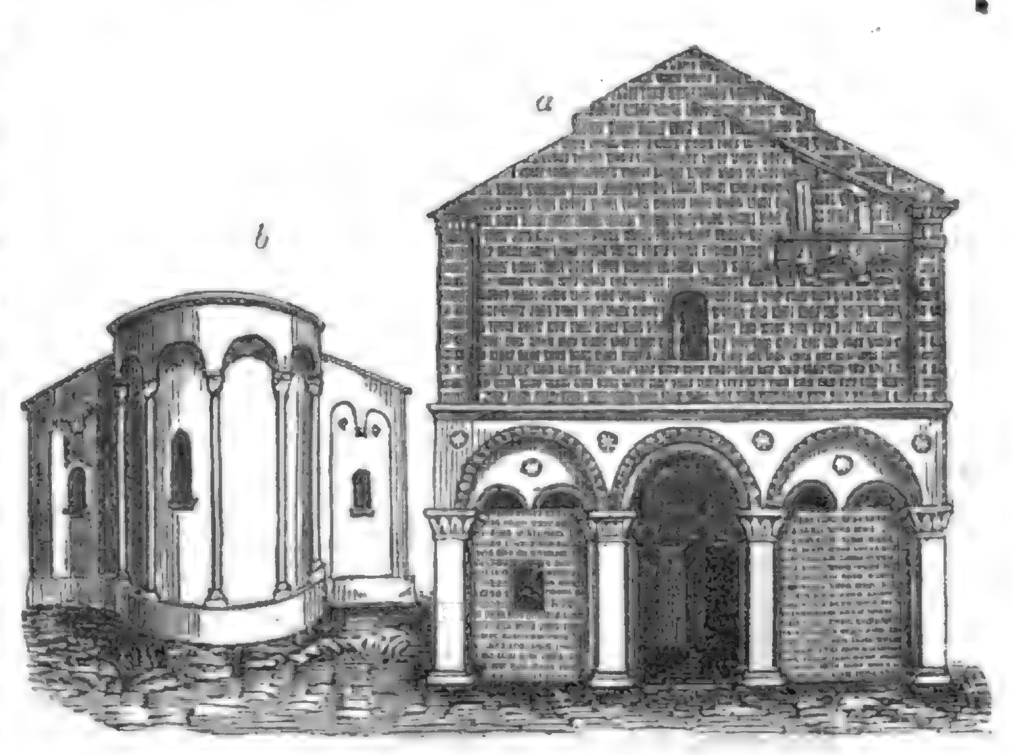
Bei einem solchen Zustand der Sicherheit erscheint es kein Wunder, daß die Leute in der Umgegend von Nuoro stets bis an die Zähne bewaffnet gehen, womöglich noch mehr, als dieß in den übrigen Theilen der Insel der Fall ist. So sah ich auch auf meinem Ausflug von Macomer nach dem genannten Städtchen mehr Revolver, Büchsen und Dolche, als Menschen, denn jeder, dem ich

begegnete, zeigte sich wenigstens doppelt oder dreifach bewaffnet. Auch ich war genöthigt, bis zu meiner Rückkehr nach Macomer diesen kriegerischen Apparat beizubehalten. In letzterem Orte und auf der Reise von dort nach Torralba, welche wieder auf der sichern Landstraße und im gewohnten Omnibus vor sich ging, konnten jedoch die Mordinstrumente auf's Neue ihrem Futteral anvertraut werden.

Die unmittelbar nördlich von Macomer gelegene Gegend, durch welche mich diese Reise führte, erwieß sich womöglich noch trostloser, als die südlichere. Das ganze Erdreich war mit einer schwärzlichen Felsenkruste, Anfangs mit basaltischer, später aber mit neuerer vulcanischer Lava überdeckt, welche den noch deutlich sichtbaren, zuletzt thätigen Vulcanen entflossen zu sein scheint. Beide Arten von Laven zeigen jedoch hier eine so auffallende Aehnlichkeit, daß man sie nur bei genauer Untersuchung unterscheiden kann. Beide bieten dieselben oft ausgezeichnet scharfen, glänzenden, glasigen und unverwitterbaren, mitunter phantastisch gewundenen Formen dar; auch erweisen sie sich ganz von derselben blasigen, stark porösen, schlackigen Ausbildung. Den einzigen Unterschied, welchen ich entdecken konnte, bildete die Abwesenheit der quarzhaltigen Gemengtheile in der neueren, vulcanischen Lava und von dieser mag auch die etwas dunklere Farbe des jüngeren Gesteins hier herrühren. Aus dieser schwarzgrau und schwarzbraun gefärbten monotonen Hochebene ragte von Zeit zu Zeit ein Nurhag oder eine verlassene Kirche empor, beide von demselben Material, d. h. von neuerer Lava erbaut. Unter ersteren Denkmälern zeichneten sich die Nurhagen Santinus und Oes oder Bös (der Ochsennurhag) durch ihre Wohlerhaltenheit, unter letzteren die Kirchen San Simeone di Bonorva und Cabuabbas aus. Der schon ausführlich früher erwähnte Nurhag Santinus, noch vor Kurzem das höchste Gebäude dieser Art in ganz Sardinien, nimmt sich nun leider wie eine Ruine aus, seit der moderne Utilitarismus ihn theilweise zerstörte und dessen Steine zum Bau eines Brunnentrogs für die Schweinetränke in dem nahen Torralba in seiner würdigen Weise verwandte.

Torralba erwieß sich als ein großes Dorf von höchst eigenthümlichem Aussehen. Alle Häuser erschienen abwechselnd aus schwarzer Lava und aus tertiärem Kalkstein, dessen Gebiet hier wieder anfängt, gebaut und boten dem-

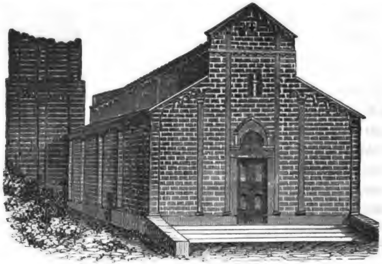
nach schachbretartige, schwarz und weiß gewürfelte Wände dar. Eine ähnliche Zusammenstellung des Baumaterials, nur mehr in Streifen, als in Würfeln, bemerkte ich auch bei den zahlreichen, verlassenen, aber ganz wohlerhaltenen Kirchen dieser Umgegend. Obgleich ich die Ausflüge zu den meisten von ihnen erst später von Sassari aus unternahm, so will ich doch, da sie dieser Gegend angehören, ihrer jetzt schon Erwähnung thun. Eine der alterthümlichsten derselben ist die von Bisarcio, zu welcher man in einem vierstündigen Ritt von Torralba aus gelangen kann.



Die Kirche erscheint auf diesem Bilde zweimal, d. h. von zwei verschiedenen Seiten, nämlich von der Façade (a) und von der Abside (b) aufgenommen. Sie ist aus Trachyt erbaut und roth und grün gewürfelt, ähnlich wie der alte Dom von Ottana. Wie man sieht, zeigt auch sie die größte Aehnlichkeit mit den alten Pisanischen Gotteshäusern, was uns übrigens keineswegs zu dem Schlusse führen darf, als hätte die Republik ihre Herrschaft wirklich so weit in's Innere ausgedehnt, sondern nur darauf deutet, daß die Judices oder Reguli von Torres, die Fürsten dieses Theils der Insel, sich der Baumeister aus jener italienischen Stadt zu bedienen pflegten. Man nimmt das 12. Jahrhundert als die Zeit ihrer Erbauung an, im 13. wurde der schönere ihrer Hauptaltäre eingeweiht, wie eine hier noch lesbare Inschrift andeutet. Obgleich das Datum bei derselben fehlt, so konnte doch die Periode, welcher sie angehört, von den Kennern aus der Schreibart und Buchstabenform ziemlich genau ermittelt werden. Das mit dieser einstigen Cathedrale verbundene Bisthum wurde im J. 1490

unter Ferdinand dem Katholischen, gleichzeitig mit einigen dreißig überflüssig erachteten Bisthümern, aufgehoben. Diese Aufhebung scheint dem Dorf oder Städtchen Bisarcio den letzten Schlag versetzt zu haben, denn kaum ein Jahrhundert später, zur Zeit des Bischofs Fara, des Chronisten von Sardinien, standen hier nur noch ein Paar bewohnte Häuser. Jetzt sind auch diese längst verschwunden, nur die mittelalterliche Domkirche blieb unversehrt übrig, als stummer Zeuge, daß hier einst ein Centrum der Bevölkerung bestand.

Von Bisarcio etwa eine Meile in südwestlicher Richtung entfernt, sehen wir ein anderes ehrwürdiges Denkmal des Mittelalters. Es liegt in Mitte des jetzt elenden Dorfes Ardara, welches zur Richterzeit eine blühende Stadt und Residenz der Judices von Torres, von der Epoche ihrer Uebersiedlung aus ihrer alten Hauptstadt Porto Torres an bis zum schließlichen Untergang ihrer Macht bildete. Die uralte, ehemalige Cathedrale dieses aufgehobenen Bisthums, welches einst eines der bedeutendsten von ganz Sardinien gewesen sein soll, bildet einen seltsamen Contrast gegen ihre gegenwärtige elende Umgebung.



Diese Kirche hat noch am Meisten unter allen sardinischen von dem Styl der christlichen Basiliken bewahrt. Die Zeit ihrer Erbauung wird durch

Digitized by Google

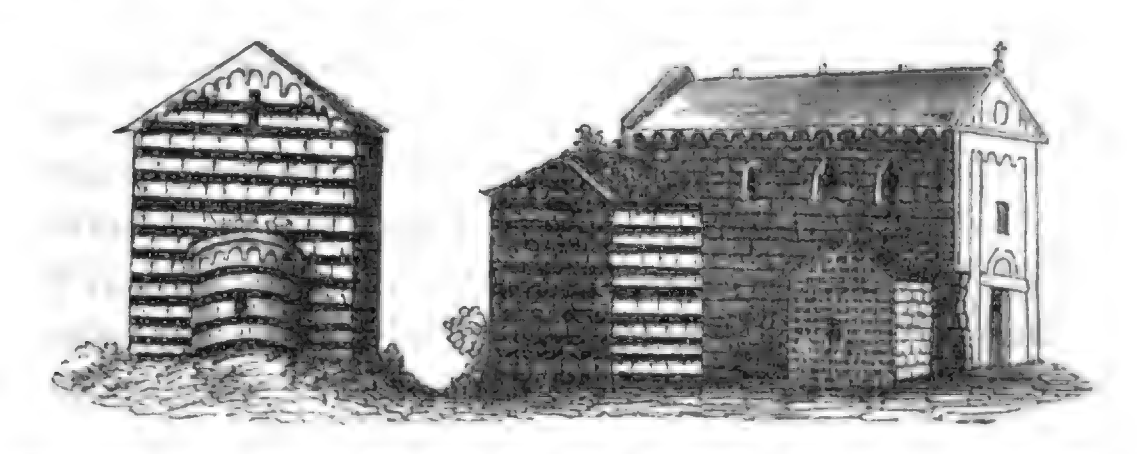
eine Inschrift als das 11. Jahrhundert bezeichnet. Für uns Deutsche dürfte sowohl sie, als überhaupt der ganze Ort Ardara nicht ohne ein rührendes historisches Interesse sein. Denn Ardara bildete einst die Hauptstadt eines Hohenstaufen, jenes unglücklichen Entius oder Enzio, des Sohnes Friedrichs II., welcher zwar von seinem Vater den Titel „König von Sardinien" erhalten, der aber in Wirklichkeit von diesem Lande nie mehr, als dessen vierten Theil, nämlich des Judicat von Torres oder Logudoro, besessen hatte, welches ihm durch seine Gemahlin, Adelaisia, Schwester Barasons III. und Tochter Marians III., Erbin der alten Indices oder Reguli von Torres, zugebracht worden war. Es ist wirklich unbegreiflich, wie Neigebaur in seinem Werk über Sardinien behaupten kann, Entius habe von seiner Gattin nicht nur das Judicat von Torres, sondern auch das von Gallura, welches diese von ihrem ersten Gemahl Ubaldo Visconti geerbt haben soll, überkommen, und sei bald darauf Herr der ganzen Insel geworden. Nun haben aber Martini's Forschungen deutlich dargethan, daß Gallura nicht der Wittwe Ubaldo's, sondern dessen Vetter Chiano oder Johannes Visconti zufiel, und daß das Judicat Arborea zu jener Zeit (um 1240) von Comita dem vierten, und das von Cagliari von dessen Bruder Wilhelm dem zweiten, beide Söhne der Benedicta von Massa, Judicissa von Cagliari, regiert wurden. Unter solchen Umständen blieb für Entius nun das kleine Judicat von Torres mit der Hauptstadt Ardara, in deren Nähe er seine Gattin in einem befestigten Schloß hatte einsperren lassen, damit diese sich nicht in die Regierung mische. Er mag freilich selten genug in seiner Hauptstadt residirt haben, da er fast immer mit Kriegen in Italien beschäftigt war, bis er, noch als junger Mann, in die Hände der Guelphen von Bologna gerieth, um von nun an ein langes Leben der Einsperrung zu führen, aus welchem ihn nur der Tod erlösen konnte. Entius' Mutter, Bianca Lanza von Montferrat, die einstige Geliebte Kaiser Friedrichs, lebte aber in Sardinien und verwaltete in Gemeinschaft mit ihrem Oberhofmeister (Architriclinus) und späterem Gemahl, Michele Zanche, das Judicat für ihren Sohn. Dieser Michele Zanche wurde nach dem Tode des gefangenen Königs der letzte unabhängige Fürst von Logudoro, welches bald darauf der Krone Aragon anheimfallen sollte.

Eine andere höchst interessante alte Domkirche, an welcher ich auf der Landstraße zwischen Torralba und dem Dorfe Codrongianus vorbeikam, ist die von San Pietro di Sorres. Sie bildet ein unverfälschtes Denkmal des Baustyls der toskanischen Cathedralen aus dem 12. Jahrhundert und erscheint abwechselnd aus schwarzer Lava und weißem tertiären Kalkstein erbaut. Diese Steinarten sind in alternativen, wagerechten Streifen übereinander geschichtet und verleihen durch ihren Farbencontrast selbst von Weitem der Kirche einen höchst charakteristischen Anblick. Große Aehnlichkeit mit dieser besitzt die Kirche der schon im 14. Jahrhundert aufgehobenen, einst überreichen Camaldulenser-Abtei, Sta Trinita di Saccargia, unweit des großen Dorfes Codrongianus gelegen.

Wie man sieht, ist auch hier das schwarze und weiße Baumaterial in ähnlichen wagerechten Streifen disponirt, wie bei Sorres, nur bestehen die schwarzen Steine in Saccargia nicht, wie dort, aus neuerer, sondern aus basaltischer Lava, deren Gebiet bei Codrongianus wieder seinen Anfang nimmt. Kurz vor diesem Dorfe war ich noch bei drei andern, jetzt ebenso vereinsamten Kirchen vorbeigekommen, denen von Sant' Elia, von San Vincenzo, welche vollkommen erhalten, und der sehr merkwürdigen, uralten von Mesumundu (italienisch Mezzomondo), welche jedoch leider eine Ruine ist, übrigens die einzige Ruine in diesem ganzen Gebiet der verlassenen Gotteshäuser. Ihr Verfall

erscheint jedoch ziemlich erklärbar, da einmal ihr Material nur Kalkstein bildete, und da zweitens sie einer sehr frühen Periode angehört. Sie bildet eine Art von Rotunda im Styl der Battisterien des 7. oder 8. Jahrhunderts. Spano hält sie sogar für einen ehemaligen, römischen Badesaal, welcher später kirchlichen Zwecken dienstbar gemacht worden wäre, und diese Ansicht scheint mir sehr einladend.

Von dem blühenden, ganz modern und civilisirt aussehenden Dorfe Codrongianus hatten wir nur noch eine dritthalbstündige Fahrt bis zur zweiten Hauptstadt der Insel, Sassari. Auf dem Wege dorthin kamen wir in die Nähe des Dorfes Ploaghe, der Heimath Spano's und dem einstigen Sitz jenes Chronisten des Mittelalters, welchen wir nur unter seinem Titel „Bischof von Ploaghe" kennen. Auch in der Nähe dieses Dorfes befindet sich eine jener verlassenen alten Kirchen, die von San Michele di Salvennero.



Ein zweites vereinsamtes kleines Gotteshaus, etwa eine Viertelsmeile von San Michele entfernt, die Capelle von Sant' Antonio di Salvennero, sehen wir hier auf demselben Holzschnitt zur Linken mit abgebildet. Beide gehörten einst einer reichen, jedoch schon im Mittelalter aufgehobenen Benedictinerabtei.

Von Ploaghe auf die Landstraße zurückgekehrt, gelangten wir nach einstündiger, bergabwärts gehender Fahrt an die große, steile Steige von Scala di Gioca, sardinisch Scala de Dschok ausgesprochen, eine schneckenförmig in unzähligen Krümmungen gewundene Straße, welche in den hohen Kalksteinhügel, der die Hochebenen von Torralba und Sassari trennt, ausgehauen ist. Da hier

alle Fuhrwerke nur sehr langsam voran können, so scheint diese Passage wie geschaffen für das Handwerk der Wegelagerer, Räuber und Banditen. Freilich sollen letztere in Sardinien nur sehr selten als wirkliche Räuber auftreten. Aber so wie ich schon bei Nuoro genöthigt war, eine Ausnahme von der hochgerühmten Ehrlichkeit sardinischer Banditen zu constatiren, so muß ich leider auch hier von einem erst im vorigen Jahre stattgefundenen Fall erzählen, welcher im Widerspruch mit den sonst allgemein anerkannten ritterlichen Tugenden dieser Feinde der Polizei steht. Der Umstand freilich, daß die Geplünderten dießmal nicht Sardinier, sondern Ausländer und zwar Franzosen waren, könnte als mildernder Grund gelten, da in diesem Fall noch der Nationalhaß, welchen jeder Bewohner dieser Insel gegen Frankreich glühend hegt, hinzukam und der Raub also wohl nicht das einzige Motiv bildete. Aber leider machte sich auch dieses Motiv geltend. Die besagten Franzosen trugen dabei jedoch auch ihren Theil der Schuld, indem sie gar zu sehr mit ihrem Gelde geprahlt und nebenbei keine Gelegenheit gescheut hatten, um mit ächt gallischer Ueberhebung die Sardinier herabzusetzen, sie als Barbaren zu verspotten und ihnen ihre Armuth vorzuwerfen. Nun ist es aber sehr gefährlich, in einem ausgehungerten Land mit Geld zu prahlen, und noch gefährlicher, dieses Geld in klingendem Golde bei jeder Gelegenheit vorzuzeigen, und das unter einem Volk, welches seit einem Jahr nur Papiergeld zu Gesicht bekommt. Dieß thaten aber besagte Franzosen, welche als Geschäftsleute einer im Viehhandel speculirenden Gesellschaft nach Macomer reisten, um dort Thiere einzukaufen und zwar für einige sechzigtausend Franken, welche sie in Gold bei sich trugen. Da sie hieraus nicht den geringsten Hehl machten, so wußte die ganze Gegend von der Ankunft dieses Reichthums und es bildete sich eine Gesellschaft aus den entschlossensten Kerlen, um sich dessen zu bemächtigen. Dieß gelang über Erwarten, der Postwagen, in dem die Franzosen reisten, wurde angehalten und in optima forma geplündert, so daß die prahlerischen Viehhändler Alles verloren.

Doch wie gesagt, solche Räubereien sind große Ausnahmen, das Banditenthum dagegen bildet die Regel, d. h. das edle, ritterliche Banditenthum. Auch von diesem finden wir Beispiele an der Scala di Gioca, deren viele Schluchten sich nicht nur für Räubereien, sondern auch für den Guerillakrieg

mit den Gensdarmen eignen. Ein Bandit, Namens Cambilargio, aus dem nahen Dorfe Osilo gebürtig, scheint in den letzten Jahren hier großartig gehaust zu haben. Dieser Mann genoß allgemein den Ruf eines, wie die Sardinier sagen, vollkommen ehrlichen Kerls, d. h. er that Niemanden etwas zu Leide, welcher nicht, wie man das hier nennt, „ein Verräther“ war. Er scheint freilich Grund gehabt zu haben, sich über viele solcher „Verräther“ zu beklagen, denn durch deren Vermittlung war er nach seinem ersten Todtschlag, an einem Geistlichen, der seiner Frau nachstellte, verübt, der Polizei ausgeliefert worden. Er wurde damals zu längerer Galeerenstrafe verurtheilt und nach Genua transportirt, so daß seine Verräther sich schon sicher vor der Rache desjenigen fühlen mochten, welchen das Meer von ihnen trennte. Aber diese Verräther wußten nicht, was für ein großer Bandit in dem Cambilargio stecke. Für einen ächten Banditen gilt selbst das Meer nicht als ein Hinderniß, selbst die Galeere nur als ein ohnmächtiges Schreckmittel. Bald wußte Cambilargio aus letzterer zu entfliehen, kehrte nach Sardinien und zwar in die nächste Nähe seines Heimathsorts zurück, wo es dem der Gegend in allen Einzelheiten kundigen Manne leicht gelang, ein sicheres Versteck vor den Nachstellungen der Polizei ausfindig zu machen. Von diesem aus unternahm er seine Angriffe gegen das Leben aller Derer, welche er im Verdacht hatte, bei seiner Auslieferung eine Rolle gespielt zu haben. Die Zahl der Verräther war groß, aber so groß sie auch sein mochte, so entging doch keiner der Rache. Man spricht von einigen zwanzig Opfern, welche ihren wirklichen, theilweise fürchte ich freilich nur vermeintlichen Verrath mit dem Leben büßten.

Selbstjustiz nimmt der Sardinier Niemanden übel. So traf auch den Cambilargio kein Tadel; im Gegentheil, die Ermordeten scheinen sämmtlich verhaßt gewesen zu sein, da sie als Freunde der Regierung und Polizei dieser Angeberdienste geleistet hatten, und so ärndtete Cambilargio noch den Ruhm, sein Vaterland von einer Bande von Spionen befreit zu haben. Dieser Act der summarischen Justiz machte einen so mächtigen Eindruck auf alle Landbewohner der Umgegend, daß sie Cambilargio für den größten Banditen erklärten, welcher je den Stolz Sardiniens gebildet hatte, und daß sie einen ganz gewaltigen Respect vor ihm empfanden. Cambilargio erschien nun als der

thatsächliche Herr der ganzen Gegend, welche er dergestalt terrorisirte, daß Niemand auch nur an „Verrath" zu denken wagte. Alle Bauern wurden durch das Schreckenssystem genöthigt, ihm Spionierdienste zu leisten, so daß er von den Schritten der Polizei und Gensdarmen ebensogut unterrichtet war, wie die Behörden selbst. Auf diese Weise gelang es ihm lange, man sagt einige zwanzig Jahre, alle Plane der Polizei zu vereiteln. Cambilargio war überall und nirgends, die ganze Gegend kannte ihn, sprach von ihm, sah ihn täglich und verkehrte mit ihm; er machte zuweilen sogar Ausflüge nach Sassari, that sich dort an der wohlbesetzten Tafel eines seiner zahlreichen Bewunderer gütlich, ja er soll selbst Kirchen und Theater besucht haben, ohne daß die Polizei klüger dabei geworden wäre; denn jeder ächte Sardinier schien ein Interesse zu haben, diesen großen Banditen seinem Vaterlande zu erhalten.

Diese Sympathie mit einem Menschen, welcher die Gesetze auf die gröblichste Weise verletzt hat, zu verstehen, muß man wissen, daß jeder ächte Sardinier, wenigstens vor noch gar nicht langer Zeit, Selbsthülfe und Selbstrache für erlaubt, letztere sogar für ritterlich und lobenswerth hielt, daß er alle Criminaljustiz mehr oder weniger für ein unbefugtes, tyrannisches Eingreifen einer dem Lande entfremdeten Regierung ansah. Dieser Umstand, daß die Regierung eben seit dem 14. Jahrhundert immer nur eine fremde und niemals in der nachmittelalterlichen Zeit mehr eine nationale war, wie unter den alten Judices oder Reguli, machte, daß alle ihre Verordnungen nur als willkürliche tyrannische Maßregeln, welche dem Gewissen, den einheimischen Traditionen und dem gesunden Menschenverstand widersprachen, angesehen zu werden pflegten. Es war ganz ein ähnliches Verhältniß, wie wir es noch heutzutage in Algerien finden, wo ich z. B. einen Araber zum Tode verurtheilen sah, weil er seine Schwester, welche eine Schande für die Familie geworden war, ermordet hatte. Aber nach arabischen Begriffen mußte dieser Mann unter den genannten Umständen die Familienehre im Blut jener seiner nächsten Verwandten rächen; deßhalb galt auch den Arabern seine Hinrichtung für einen Märtyrertod. Ganz ähnlich verhielt es sich früher mit den sardinischen Landbewohnern und dem ungebildeten Theil der Städter, auf welche Classen ich auch bitte, das Folgende ausschließlich zu beziehen, denn was die gebildeten

Stände anbelangt, so halte ich meine obige Behauptung fest, daß die Sardinier auf höherer politischer Stufe stehen, als die Neapolitaner und Sicilier. Wurde ein sardinischer Bauer getödtet, so war es an dem nächsten Verwandten, den Mörder zu bestrafen und jedes Eingreifen der Regierung erschien ihm, sowie allen seinen Landsleuten, als ein unbefugtes Einmischen in Privatangelegenheiten.

Das war die ursprüngliche orientalische und patriarchalische Rechtsanschauung und dieselbe hätte nur durch eine einheimische, nationale Regierung, welche als solche Vertrauen einflößte, modificirt und allmählig in den staatlichen Justizbegriff der modernen civilisirten Völker umgewandelt werden können, nicht aber durch eine fremdländische, welche keine Sympathie im Lande besaß, wie man die sardinische bis zum Jahre 1860 nennen dürfte. Erst in allerneuester Zeit ist dies Gefühl des Zusammengehörens mit dem festländischen Staat erwacht; aber so lange letzterer nur das kleine Piemont, welches weit entfernt hoch im Norden lag, bildete, hielten sich die Sardinier, das heißt das Volk im Allgemeinen, von dem ich die geringe Zahl der Gebildeten auszunehmen bitte, noch für unterdrückt von einer fremden Nationalität, deren Verwandtschaft mit der ihrigen keine directe, sondern nur eine durch das übrige Italien vermittelt war. Indeß das übrige Italien stand außer aller Verbindung mit ihnen und so schien der natürliche Faden zerrissen, der sie an Piemont hätte knüpfen können. Erst seit ganz Italien zu einem homogenen Staatskörper verschmolzen ist, fängt das Gefühl einer erweiterten Nationalität an, sich auch bei den Sardiniern geltend zu machen; das Mißtrauen gegen die Handlungen der Regierung, obgleich noch nicht überwunden, scheint doch sehr vermindert, und die Rechtsbegriffe eines modernen Culturstaates gelten jetzt nicht mehr für einseitige Willkür einer despotischen und noch dazu fremden Herrschaft.

Vor wenigen Jahren war dieses aber noch der Fall und hatte zur Folge, daß alle diejenigen, welche jenen Rechtsbegriffen mit eigner Lebensaufopferung trotzten, nahezu als Nationalhelden angesehen wurden. Auch Cambilargio gehörte zur Classe dieser Heroen; er scheint sich auch vollkommen in die Rolle gefunden zu haben, welche die blinde Verehrung des Volkes ihm auferlegte.

Seit jenen ersten blutigen Ausbrüchen seiner Rache, weiß man von ihm keine Schauderthaten mehr zu erzählen; einen Raub oder Diebstahl zu begehen, schien er unfähig; im Gegentheil berichtet man von ihm eine Menge Handlungen der Großmuth und des Edelsinns, wie er Arme unterstützte, Wittwen und Waisen zu ihrem Recht verhalf, wie er selbst die Geistlichkeit, welche vielfach das Volk bedrückte, im Zaum hielt, wie er nicht gestattete, daß ein Unwürdiger zum Gemeindevorstand erwählt werde und dergleichen mehr. Aber trotz all' dieser von seinen Landsleuten noch jetzt gepriesenen Eigenschaften, mußte ihn doch der Staat als einen Feind ansehen. Er stand eben außerhalb des Gesetzes und dieses, so wie die Rechtsbegriffe des modernen Culturstaates verlangten seinen Tod.

Zu letzterem sollte auch er, wie fast ausnahmslos alle Banditen, auf gewaltsame Weise kommen. Nur durch Verrath wurde es jedoch möglich, dieses Ziel zu erreichen, und noch dazu durch einen recht häßlichen Verrath, durch denjenigen, welcher die Maske der Liebe annimmt. Cambilargio, obgleich schon über die Vierzig, war nämlich noch keineswegs gegen die Pfeile des Liebesgottes sicher; dieser kleine Verräther spielte ihm vielmehr den verhängnißvollen Streich, ihn in die Geliebte eines Andern zu verliebt zu machen. Jedoch das von ihm bevorzugte Mädchen war keineswegs gesonnen, ihren jüngeren Geliebten für den schon etwas alten Banditen aufzugeben; da sie sich aber vor der Rache des letzteren fürchtete, so stellte sie sich willig, machte ihn durch mehrere gewährte geheime Zusammenkünfte sicher und verrieth ihn dann, als er sich eben für den Glücklichsten der Sterblichen halten zu dürfen vermeinte, endlich der Polizei, indem sie dieser Ort und Stunde eines neuen Stelldicheins anzeigte. Auch zu diesem fand sich Cambilargio vertrauensvoll ein; während er aber in den Armen der verrätherischen Geliebten seufzte, überfielen ihn die Gensdarmen. Der Bandit wehrte sich tapfer, mehr um als Held zu sterben, als um zu entrinnen, was bei der Ueberzahl der Feinde unmöglich schien. Ersteres sollte auch sein Schicksal werden. So endete Cambilargio und mit ihm wäre die Rasse jener großartigen Banditen ausgestorben, hätte er nicht bald in der Person eines gewissen Gian Tolu einen Nachfolger gefunden. Gian Tolu existirt noch heute und ist ebenso unerreichbar für den Arm der Justiz und Polizei, wie es sein

Vorgänger lange gewesen. Von ihm wurde mir in Sassari die kurzweilige Geschichte erzählt, daß er in demselben Gasthof, in welchem ich selbst wohnte und dessen Wirth, sowie Kellner mir die Thatsache verbürgten, erst vor etwa drei Wochen, ehe ich daselbst absteigen sollte, eingekehrt war und ganz gemüthlich an der Wirthstafel gespeist hatte. Er geruhte auch sich sehr freundlich mit einigen Offizieren, welche vielleicht die Ordre in der Tasche hatten, auf ihn Jagd zu machen, zu unterhalten. Unter Anderm kam das Gespräch ebenfalls auf das Banditenthum, und der unbekannte Gentleman nahm ganz offen Parthei für die Sache. Später erfuhren jedoch die Offiziere zu ihrem nicht geringen Aerger, daß dieser Herr nur pro domo gesprochen habe und Niemand anders gewesen sei, als der berühmte Bandit Gian Tolu.

Endlich hatten wir die steile Anhöhe der Scala di Gioca erklommen und nun öffnete sich vor unsern Blicken eine herrliche, weite, ebene Landschaft, bewachsen von einem Wald hoher, üppig sprossender Oelbäume, in deren Mitte Sassari, die zweite Hauptstadt der Insel, wie versteckt dalag. Je näher wir ihr kamen, desto lebhafter wurde der Eindruck, daß man sich einer mehr vorgeschrittenen Cultur nähere, als die des Südens der Insel, und einmal in der Stadt selbst angelangt, konnte man sich gar in irgend einem Orte des italienischen Festlands wähnen, so ganz fehlte hier jenes nationell halbbarbarische Element, welches den größten Theil der Insel kennzeichnet. Einem Reisenden, welcher auf Merkwürdigkeiten Jagd macht, erscheint dieses freilich nicht immer ein Vorzug, dennoch empfand ich es im Augenblick als einen solchen, denn der größere Comfort einer mehr vorgeschrittenen Civilisation war wohlgeeignet, mich für die mannichfachen kleinen Strapatzen und Unbequemlichkeiten, welche ich in dem dem Urzustande noch so nahen Innern ausgestanden hatte, zu entschädigen.

Sechzehntes Kapitel.

Sassari.

Erscheint es schon in einem continentalen Lande auffallend, mitten im Gebiete eines homogenen Volkes eine diesem Volke entfremdete Hauptstadt zu finden, so muß uns dieses bei einem Inselvolke noch mehr in Erstaunen setzen, da ein solches durch seine isolirte Lage auf eine innigere Verbrüderung und Verschmelzung der Stämme und ein engeres Zusammenhalten derselben angewiesen ist. Ein solches ethnologisches Phänomen sehen wir in Sardiniens zweiter Hauptstadt Sassari, deren Bevölkerung sich von derjenigen der übrigen Insel in Sitte, Cultur, Lebensweise, ja sogar in der Sprache merkwürdig unterscheidet. Die Bewohner dieser sardinischen Stadt nennen sich selbst nicht Sardinier. Letzteren Ausdruck gebrauchen sie nur, um die Leute des Innern der Insel damit zu bezeichnen; selbst auf die Cagliaritaner hörte ich ihn hier ausgedehnt; aber keinem Sassaresen wird es einfallen, sich Sardo zu nennen; er ist und bleibt ausschließlich ein Sassarese; das Wort Sardinier ist ihm gleichbedeutend mit der Bezeichnung eines rohen Halbbarbaren, über welchen er sich, als auf höherer Culturstufe stehend, unendlich erhaben dünkt. Aehnlich verhält es sich mit der Sprache oder dem Dialect, wie man nun die Bedeutung dieser Worte auffassen mag. Ich halte freilich Sardinisch für keinen Dialect, sondern für eine Sprache, da es zwischen Italienisch und Spanisch mitten inne steht und weder mehr nach dem einen, noch nach dem andern hinneigt. Alle drei sind, wie so viele andere Sprachen, in ihrer Bildungsperiode uranfänglich Dialecte des Lateinischen gewesen, aber alle drei haben sich, wenn auch auf derselben Basis, doch vollkommen selbstständig entwickelt, Sardinisch eben so gut wie die andern. Die Aehnlichkeit, welche die sardinische Sprache mit den beiden andern besitzt, läßt sich eben nur auf die Grundlage aller drei,

auf die lateinische, weniger aber auf spätere Berührungen zurückführen. Solche Berührungen könnten wir allenfalls mit der spanischen Sprache finden, durchaus aber nicht mit der Italienischen, von welcher das Sardinische eben so wenig einen Dialect bildet, wie das Rumansche von Graubündten.

Diese Sprache besitzt sogar eine solche Selbstständigkeit, daß sie in ihrer Ableitungsweise einzelner lateinischer Redetheile einzig in ihrer Art dasteht. So haben zum Beispiel alle andern romanischen Völker, als bei ihnen das Bedürfniß aufkam, den Artikel durch ein eignes Wort auszudrücken, diesen aus dem demonstrativen Fürwort ille gebildet, woraus das italienische il, das spanische el, das portugiesische o (im Mittelalter lo) entstanden sind. Die Sardinier allein waren es, welche ein anderes Fürwort, nämlich ipse erwählten, um daraus ihren Artikel su und sa zu bilden. Uebrigens hat bereits Dante die Bemerkung gemacht, daß von allen romanischen Sprachen oder Mundarten keine mehr vom Lateinischen beibehalten habe, als die sardinische. Sie ist die einzige dieser Sprachen, in welcher die Möglichkeit besteht, ganze Sätze zu Reden und Gedichten zusammenzusetzen, in denen auch nicht ein Wort vorkommt, welches nicht lateinisch und dessen Styl und Grammatik nicht vollkommen richtig wäre. Im vorigen Jahrhundert haben mehrere Jesuiten sich Mühe gegeben, ganze lange Gedichte zu verfassen, welche zugleich lateinisch und sardinisch sind. In Valery's und La Marmora's bändereichen Werken findet man viele derselben abgedruckt. Mir gestattet jedoch der bescheidenere Raum nur, eine kleine Probe in einigen wenigen Versen zu geben.

O Deus, qui es in sanctitate,
Te adoro et servo cum amore,
Maria, qui es in puritate,
Te rogo, libera nos a malo.

Dergleichen Poesieen erscheinen freilich als Spielereien, da man ängstlich jeden Artikel, sowie für die Hauptwörter eine andere Form als den Ablativ vermeiden muß und die Verben nur in der ersten Person oder im Infinitiv gebrauchen darf.

Ein sardinischer Geistlicher, Professor am Seminar in Sassari, welcher lange in den abgelegensten Theilen des Innern gewohnt hat, versicherte mir,

daß dort noch jetzt vielfache Phrasen im Umlauf seien, die ganz an das Vulgärlateinisch, wie es in einzelnen Stellen der Comödien des Plautus vorkommt, erinnerten. Aus dem Allem scheint hervorzugehen, daß das Sardinische dem Lateinischen näher steht, als das Italienische, folglich unmöglich ein Dialect des letzteren sein kann.

Die sardinische Sprache besitzt zwar zwei Hauptmundarten, die südliche von Campidano und die nördliche von Logudoro, und diese zerfallen wieder in eine Menge kleinerer Nebendialecte, aber alle diese Mundarten lassen sich doch leicht auf die sardinische Grundsprache zurückführen, von welcher sie nur schwache Abweichungen darbieten. Zu diesen Dialecten gehört jedoch der sassaresische nicht, sondern zu einem ganz andern, der Insel fremden Sprachgebiet. Er verdient auch nicht den Namen einer Sprache, sondern bildet lediglich einen Dialect des Italienischen, eben so gut wie der venetianische oder der neapolitanische Dialect. Wenn man ihn gedruckt sieht, so glaubt man ein verdorbnes Italienisch zu lesen. Wenn man ihn freilich sprechen hört, so wird man überrascht durch die Seltsamkeit einzelner Laute, welche dem Italienischen fremd sind, welche sich aber auch im Sardinischen nicht so finden, wie sie hier tönen. So besitzen die Sassaresen z. B. nicht weniger als fünf verschiedene Arten, um den Buchstaben L auszusprechen; diese Aussprache ist aber nicht etwa willkürlich, sondern hat den größten Einfluß auf den Sinn des Wortes. Es sind eigentlich fünf verschiedene Consonanten, welche nur in Ermanglung vielfacher Schriftzeichen mit einem einzigen geschrieben werden. Unter diesen fünf L ist eines, dessen Aussprache weder im Italienischen, noch im Sardinischen ein Aequivalent aufweist. So wird das Wort quiltu (dieser, italienisch questo) auf eine sehr eigenthümliche Weise ausgesprochen, nämlich kichtu und zwar entspricht das l hier beinahe unserm deutschen ch, wie es in den Worten nicht, wichtig, Gesicht lautet. Im Sardinischen hören wir zwar einen verwandten Kehllaut, nämlich unser deutsches ch, wie es in den Worten machen, Rache, suchen lautet; diese Aussprache ist sogar sehr häufig und ohne Zweifel ein Ueberbleibsel des Phönicischen, von welchem sich sehr viele Wörter im Sardinischen erhalten haben; Spano hat eine ganze lange Liste von ihnen veröffentlicht. Man sage nicht, daß das Vorkommen dieses Kehllauts dem Einfluß der Spanier zuzuschreiben

sein müsse, welche in ihrem Jota, das ungefähr wie unser deutsches g in Tag, Klage, Frage lautet, ein annäherndes Aequivalent besitzen, denn die sardinische Sprache war lange vor der spanischen Herrschaft ausgebildet und die spanische selbst hat diese Aussprache des Consonanten Jota nur einem dem phönicischen verwandten Idiom, dem arabischen, entlehnt. Jedoch auch für jenes sassaresische L läßt sich kein spanischer Einfluß nachweisen. Im Sardinischen könnten wir allenfalls Einiges auf spanische Einwirkung zurückführen, im Sassaresischen ist aber Alles italienisch, mit einziger Ausnahme der ebenerwähnten Seltsamkeiten in der Aussprache. Letztere weiß ich mir nicht anders zu erklären, als indem ich sie einer indirecten Einwirkung des Sardinischen auf den in Sassari gesprochenen Dialect zuschreibe, einer Einwirkung, welche zwar nicht mächtig genug war, um den Dialect umzumodeln und aus dem italienischen in das sardinische Sprachgebiet hinüberzuziehen, welche aber doch dessen Aussprache modificirte, eine Modification, die natürlich nur relativ bleiben mußte, da die Sprache eine andere war und die sardinischen Laute nicht rein, sondern nur in einer abgeschwächten Form aufnehmen konnte.

Wir sehen also in Sardinien das eigenthümliche Phänomen, daß mitten im Gebiet eines Volkes, welches eine und dieselbe Sprache redet (denn alle Dialecte des Sardinischen stehen sich sehr nahe) eine Oase existirt, welche einem fremden Sprachgebiete angehört. Dieß ist um so auffallender, als Sassari für die Hauptstadt desjenigen Theiles von Sardinien, des Logudoro angesehen werden muß, dessen Dialect einer der am Meisten entwickelten, gleichsam der Repräsentant der sardinischen Sprache ist. In allen Dörfern der Umgegend Sassari's wird dieser schöne, volltönende, logudoresische Dialect, der sassaresische dagegen außer in der Stadt nur noch in dem schmalen Küstenstrich der Insel Corsika gegenüber, welcher außer Tempio keine namhaften Ortschaften besitzt, in Castel Sardo und dem Hafenort, Porto Torres, gesprochen. So kommt es, daß zum Beispiel ein Bewohner des fern im Süden gelegenen Cagliari in einem Dorf in nächster Nähe von Sassari besser verstanden wird, als ein Sassarese.

Welchem Umstand können wir eine so auffallende sprachliche Isolirung zuschreiben? Wäre die Abstammung der Sassaresen von Italienern erwiesen, so

würde uns das Räthsel gelöst sein. Da aber dieses nicht der Fall ist, so sind wir um eine Erklärung desselben sehr in Verlegenheit. Sassari's ältere Geschichte kann uns nur sehr dürftige Aufschlüsse geben; von dieser wissen wir nichts, als daß der Ort im J. 1118 zum erstenmal und zwar unter der logudoresischen Form des Namens als „Tattari" vorkommt, welchen Einige von dem bei Strabo erwähnten sardinischen Stamm der Tarati ableiten wollen. Tattari scheint jedoch nur ein Dorf gewesen zu sein, zum Städtchen wurde es selbst dann noch nicht, als ein großer Theil der Bevölkerung des von den Judices oder Reguli von Torres oder Logudoro verlassenen Porto Torres hieher übersiedelte. Die Judices selbst residirten jedoch niemals hier, sondern in Ardara und erst nach der Abschaffung des Judicats von Logudoro kommt Sassari zum erstenmal als Stadt in einer Urkunde des Jahres 1278 vor. Von dieser Zeit an scheint es sich sehr schnell gehoben zu haben. Ehe es in die Gewalt der Könige von Aragon überging, hatte es sich zu einer Republik constituirt, welche in engem Bündniß mit Genua stand und wahrscheinlich viele genuesische Einwanderer unter ihren Bürgern zählte. Aber diese vermochten doch noch nicht die italienische Sprache zur herrschenden zu machen, denn der eigentlich sassaresische Dialect, dessen Bildung wohl zum Theil genuesischem Einfluß zugeschrieben werden dürfte, kommt noch nicht in den Urkunden der Republik vor. Letztere sind vielmehr alle auf Sardinisch und zwar in der Mundart des Logudoro abgefaßt, ein sicherer Beweis, daß bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, der Abfassungszeit der letzten dieser Urkunden, in Sassari noch nicht ein italienischer, sondern ein sardinischer Dialect vorherrschte. Aber wenn sie auch noch nicht den ersten Rang einnahm, so existirte doch wahrscheinlich die dem Italienischen entstammte Mundart schon zu jener Zeit. Lange mögen sich wohl beide Mundarten das Gleichgewicht gehalten haben. Schließlich siegte jedoch die aus Italien stammende, da einestheils Sassari als eine thätige Handelsstadt mehr Verbindungen mit dem Festland, als mit dem industrielosen und armen Sardinien haben mochte und da anderntheils wohl beständig ein gewisser Fremdeninflux stattfand.

Namentlich scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß um jene Zeit eine Einwanderung aus dem geographisch nächsten Lande des italienischen Sprach-

gebietes, nämlich aus Corsika, stattgefunden habe. Das Idiom dieses letzteren Landes bildet nicht, wie das sardinische, eine selbstständige Sprache, sondern nur eine Mundart des Italienischen. Mit dem corsikanischen zeigt aber der sassaresische Dialect unverkennbare Aehnlichkeiten, obgleich er durch den genuesischen Einfluß vielfach eine andere Richtung bekommen hat. Kurz, er scheint eine Mischung dieser beiden Mundarten und sein Vorhandensein kann nur durch Einwanderungen aus Genua und Corsika, für welche wir freilich nicht hinreichende historische, sondern nur sprachliche Beweise haben, erklärt werden. Diesen Einwanderungen dürfen wir jedoch kein sehr frühes Datum zuschreiben, da, wie gesagt, bis zum 15. Jahrhundert noch die sardinische Sprache in Sassari vorherrschte. Seitdem scheint der corsikanisch-genuesische Dialect schnell zum Uebergewicht gelangt zu sein und schon im vorigen Jahrhundert war er der einzige, welcher hier gesprochen wurde. So erscheint also der Dialect von Sassari noch neueren Ursprungs, als die Stadt, welche an und für sich schon neu genug, jedenfalls die neueste in Sardinien ist.

Dieser Neuheit entspricht das Aussehen der Stadt im höchsten Grade. Hier sucht man umsonst ein Gebäude, welches einer früheren Epoche entstammt, als dem Verfall des Renaissancestyles, der sogenannten Zopfzeit. Im Zopfstyl sind alle Kirchen Sassari's erbaut mit Ausnahme einer einzigen, welche dem spätgothischen Style und wahrscheinlich der Gründungszeit der Stadt angehörte. Ich spreche von ihr in der vergangnen Zeit, denn natürlich konnte diese Kirche ebensowenig, wie die von Nuoro, Oristano und viele andere, ihrem Schicksal entgehen, von dem großen Architekten, Fra Antonio Cano, niedergerissen und durch ein kleines Pantheon ersetzt zu werden. Dieses Pantheon ist die einzige von allen Schöpfungen des Franziscaners, welche noch nicht eingestürzt ist, und giebt uns eine richtige Idee von der Art und Weise, wie dieser Tausendkünstler den Pantheonstyl auffaßte. Die Kuppel besitzt eine täuschende Aehnlichkeit mit einer Melonenhälfte, welche etwas zerquetscht worden wäre, und macht in der Nähe den Eindruck eines höchst erbärmlichen und baufälligen Werkes. Von Weitem freilich nimmt sie sich etwas besser aus, man könnte sie als einer Moschee angehörig ansehen, namentlich da es dem launischen Architekten gefallen hat, ihr zur Seite eine Art von orientalischem Minaret,

d. h. einen säulenartigen, schmalen, runden, von einer Kuppel gedeckten Glockenthurm zu errichten. Von den Ruinen der alten gothischen Kirche steht grade noch genug, um uns Gelegenheit zu einem Vergleich zwischen ihrer Bauart und der des neuen Machwerks zu geben, ein Vergleich, welcher natürlich nicht zu Gunsten des letzteren ausfällt.

Von den andern Kirchen Sassari's ist es, glaube ich, das Beste, so wenig als möglich zu sagen. Sie sind fast ausnahmslos architektonische Mißgeburten, die Cathedrale eine große schwerfällige Steinmasse mit einer überladenen Façade, mit den üppigsten Extravaganzen des Zopfstyls geschmückt. In ihr befindet sich die einzige monumentale Merkwürdigkeit der Stadt, ein Denkmal des Grafen von Maurienne, Bruders König Victor Emmanuel des Ersten, welcher hier am Fieber starb. In diesem Denkmal hat sich der Künstler Mühe gegeben, das Monument Clemens des dreizehnten von Canova getreu nachzuahmen, und es ist ihm auch wirklich gelungen, ein an dasselbe erinnerndes Zerrbild zu Wege zu bringen. Eine andere Statue besitzt die Stadt noch, das in allerneuester Zeit auf einem der Hauptplätze errichtete Standbild Azuni's, eines aus Sassari stammenden Gelehrten, der seiner politischen Meinungen wegen lange verfolgt worden war und wahrscheinlich mehr wegen letzterer, als seiner übrigen Verdienste halber zu dieser Ehre gekommen ist, obgleich er auch, abgesehen von aller Politik, Anerkennung verdient.

Noch weniger, als von den Kirchen, läßt sich von den übrigen Gebäuden von Sassari berichten. Ein großes, viereckiges Castell, einst Citadelle und Inquisitionskerker, aus der Zeit der spanischen Herrschaft, und ein schwerfälliger Palast des ersten Magnaten der Provinz, des Herzogs von Asinara, welcher seinen von der Eselsinsel hergeleiteten Namen in neuester Zeit mit dem volltönenden Vallombrosa vertauscht hat, übrigens niemals hier wohnt, sind die einzigen größeren, alten Gebäude. Diese wurden zum großen Theile mit Trachytsteinen, alle übrigen Häuser der Stadt aus dem tertiären Kalkstein erbaut, aus welchem der ganze Boden besteht. Der Umstand, daß die Stadt auf dem nackten Fels steht, macht den Leuten das Bauen sehr bequem. Wenn sie einen Keller haben wollen, so brauchen sie nur einfach den Boden aushöhlen zu lassen und an trefflichen Bausteinen liefert ihnen schon die allernächste Um-

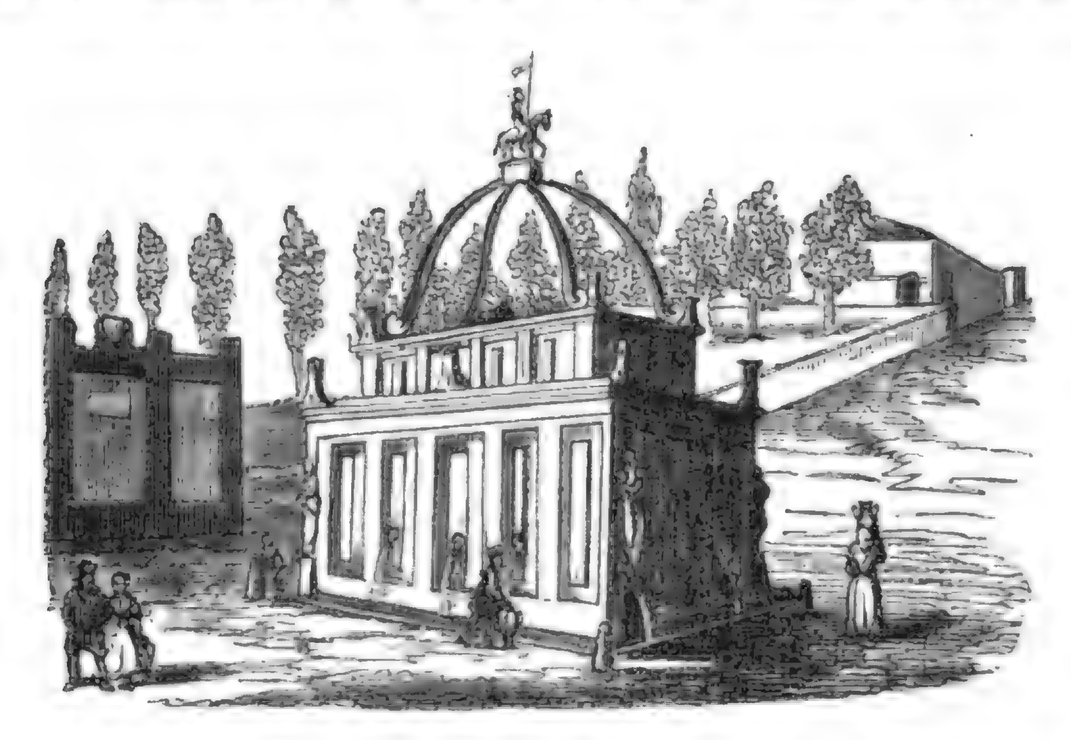
gebung Ueberfluß. Dieses Baumaterial besitzt den Vorzug, daß es außerordentlich leicht zu brechen, beinahe zu zerbröckeln ist, so lange es noch nicht der freien Luft ausgesetzt wurde, daß es aber durch seine Berührung mit der Atmosphäre auffallend an Festigkeit gewinnt. Gegen chemische Einwirkungen beinahe unempfindlich, zeigt es sich jedoch den mechanischen desto mehr ausgesetzt, konnte deßhalb auch nicht zum Straßenpflaster benutzt werden. Zu diesem hatte man früher sich des Trachyts bedient, aber denselben gleichfalls unzureichend gefunden und so nimmt man jetzt den aus der nahen Insel Asinara stammenden Granit zu den Platten, womit die drei oder vier größeren Straßen belegt sind.

Letztere gehen alle in einer Richtung, der von Südost nach Nordwest, in welcher die Stadt ihre größte Ausdehnung erreicht, während sie in der Breite kaum den fünften Theil ihrer Längenausdehnung mißt. Diese besitzt eine sehr ausgesprochene Richtung von Berg zu Thal, da die Stadt auf einer zwar allmählig, aber doch ziemlich starkgesenkten, schiefen Fläche liegt.

Einen fühlbaren Mangel zeigt jedoch dieses Gebiet des tertiären Kalksteins, wie fast alle ähnlichen, das ist der eines reichlichen Trinkwassers. In dieser Beziehung steht Sassari noch auf derselben Stufe, wie Cagliari vor Errichtung des Aquäducts. Ein solcher war zwar auch hier beabsichtigt und von einer Gesellschaft in Ausführung genommen worden, da letztere aber in diesem Jahre bankrott gemacht hat, so wird es wohl noch eine Zeitlang dauern, ehe die Stadt auf ihre bisherigen Wasserträger, die zahllosen Eselchen verzichten kann, welche ihr täglich die unentbehrliche Flüssigkeit zuführen. Denn auf diese nützlichen, kleinen Thiere ist sie einstweilen angewiesen. Dieselben sind beinahe den ganzen Tag auf dem Hin- oder Rückweg von den zwei Brunnen begriffen, welche sich im Süden und im Norden außerhalb der Stadt befinden. Als der wasserreichste der beiden bewährt sich die in einem tiefen Kesselthal vor dem Südthore gelegene Fontana del Rosello, über welcher während der Periode der aragonesischen Herrschaft ein originelles Brunnendenkmal errichtet wurde, dessen Abbildung man auf der nächsten Seite sehen kann.

Zu La Marmora's Zeit mag es noch so schön ausgesehen haben, wie er es beschreibt, jetzt ist es aber blau und weiß angestrichen und nimmt sich

höchst barock aus. Hier kann der Liebhaber täglich und stündlich sich am Anblick jener interessanten kleinen Thiere ergötzen, welche das Herz des französischen Schriftstellers Valery zu solcher Zärtlichkeit gestimmt hatten, daß er in seinem Werk über Sardinien eine enthusiastische und rührende Beschreibung dieser Esel hinterließ. Er war sogar geneigt, den Namen Filumena (Nachtigall), welchen die Sassaresen diesen unharmonischen Sängern beilegen, für einen Zärtlichkeitsausdruck zu nehmen, während Freund Langohr doch wohl



nur durch Ironie oder nach der Etymologie „lucus a non lucendo" zu dem Titel einer singenden Nachtigall gekommen sein möchte. Jedoch wir dürfen Niemanden seine unschuldigen Herzensneigungen übel nehmen und ich finde es etwas unbarmherzig von La Marmora, daß er den zartgestimmten Bibliothekar von Versailles so rücksichtslos wegen dieser seiner Liebhaberei verspottet. La Marmora hat freilich Recht, wenn er sagt, daß unter allen Eigenschaften, welche Valery bei diesen Eselchen beschreibt, in Wirklichkeit nur die ihrer außerordentlichen Kleinheit stichhaltig sei. Klein sind sie, sogar auffallend klein, das ist nicht zu leugnen, und viel tragen können sie auch nicht, nämlich selten mehr, als einige 18 Maaß Wasser; aber, daß sie überhaupt noch etwas tragen, ist ein Vorzug, welchen sie vor allen Eseln von Sardinien besitzen. Nirgends

außer in Sassari, ist ein sardinisches Eselchen ein Lastthier, sondern bringt überall sein etwas monotones Leben im Kreisgang um die kleine Hausmühle zu, von welcher schon oft die Rede war. Hier aber vertritt es die Stelle eines Aquäducts und Niemand denkt daran, sich das nöthige Wasser durch andere Träger zuführen zu lassen. Für die gewöhnlichen häuslichen Bedürfnisse erscheint diese Art der Wasserversorgung, wenn auch kostspielig, doch zureichend; in außerordentlichen Fällen empfindet man aber schwer das Mangelhafte einer solchen lebendigen Wasserleitung. Namentlich bei Feuersbrünsten können die Eselchen mit ihrem besten Willen nicht genug Wasser herschaffen. Kurz vor meiner Ankunft in Sassari hatte eine solche stattgefunden und war das in Brand gerathene Haus, der erste Gasthof der Stadt, lediglich in Folge der Langsamkeit der Wasserherbeischaffung völlig zu Grunde gegangen. Die Feuersbrunst war nämlich mitten in der Nacht ausgebrochen, also zu einer Zeit, da sowohl Eselstreiber, als Esel in süßen Träumen ruhten. Bis sie aus diesen aufgerüttelt, bis sie marschfertig waren, bis sie den weiten Weg nach dem Brunnen zurückgelegt, bis sie dort ihre Tour in der Reihenfolge abgewartet, endlich sich Wasser verschafft und dieses zur Brandstätte gebracht hatten, war das Haus beinahe schon niedergebrannt. Aber wären sie auch gleich bei der Hand gewesen, so scheint es doch zweifelhaft, ob die Spritzen hinreichend hätten mit Wasser versorgt werden können, da oft die Last von zehn Eseln in einem einzigen Spritzenzug verbraucht wurde. Nur irgend ein Hexenmeister, der im Stande gewesen wäre, in aller Eile doppelt oder dreimal so viel Esel zur Stelle zu bringen, als die Stadt besitzt, hätte das Haus retten können.

Diese den ganzen Tag über auf der Wanderung von und zu den Brunnen begriffenen Eselchen mit ihren zahlreichen Führern verleihen dem Straßenleben von Sassari einen ganz originellen Charakter. Das ist aber fast auch das einzig Originelle, was man in diesen Straßen sieht. Die Menschen, welche dieselben beleben, unterscheiden sich in ihrem Aeußern kaum mehr von den Bewohnern irgend einer festländischen italienischen Stadt. Nirgends in ganz Sardinien ist das Nationalcostüm so sehr verloren gegangen, wie in Sassari und seiner Umgebung. Derselbe Schlag von Menschen, welcher in Cagliari, Oristano und andern Städten dieser Tracht treu geblieben ist, hat

sie hier mit der gewöhnlichen, europäischen Proletarierkleidung vertauscht, d. h. mit einer Kleidung, welche sich von derjenigen der besseren Stände nur durch Abgetragenheit und Zerlumptheit unterscheidet. Das Einzige, was diese Leute noch Sardinisches an sich tragen, ist die dunkle, lange Zipfelmütze, welche aber zu ihrem Costüm so schlecht paßt, daß sie womöglich noch ihr vernachlässigtes Aeußere verschlimmert. Dazu erscheinen sie auch fast Alle von der Natur ziemlich stiefmütterlich behandelt und so kann ich wohl sagen, daß ich in ganz Sardinien nirgends weniger malerische Erscheinungen gesehen habe, als unter dem Volk von Sassari. Noch zu La Marmora's Zeit, d. h. vor etwa dreißig Jahren, war dieß anders. Damals besaß Sassari noch sein eignes, charakteristisches Costüm und La Marmora konnte mit Recht dem Fremden, welcher sich einen malerischen Anblick verschaffen wollte, empfehlen, sich des Nachmittags oder gegen Abend vor die Stadtthore zu begeben, wo sich das gemeine Volk schaarenweise zu versammeln pflegte. Letzterer Sitte ist es auch jetzt treu geblieben. Alle Arbeiter, Packträger, Eselsführer, kurz alle Menschen der niedersten Stände wissen, so wie ihr Tagewerk vollendet ist, nichts Eiligeres zu thun, als vor die Stadtthore zu gehen, wie man das hier noch nennt, obgleich die Thore längst verschwunden sind. Manche, die im Augenblick unbeschäftigt sind, bringen sogar ihren ganzen Tag dort zu. Die Uebrigen finden sich, je nach ihrem oft sehr früh eintretenden Feierabend, eine, zwei oder drei Stunden vor Sonnenuntergang daselbst ein. Kurz vor dem Eintreten der Dunkelheit ist an allen den Punkten, wo früher Stadtthore vorhanden waren, ein dichter Menschenknäuel versammelt. Hier werden dann alle Geschäfte abgemacht, welche in's Bereich dieser Menschenclasse gehören. Wer Arbeiter für den nächsten Tag nöthig hat, der geht vor die Thore, um sie zu miethen. Die Bauern der Umgegend finden sich ein, oft um Geschäfte zu machen, oft auch nur, um ihre Neugierde zu befriedigen, denn in diesen Zusammenkünften erfährt man Alles, was geschehen, oder was nur als unnützer Klatsch in Umlauf gesetzt worden ist. An Letzterem besonders herrscht kein Mangel und wer etwa haarsträubende Banditengeschichten oder dergleichen einsammeln will, um damit einen Schauerroman zusammenzusetzen, der setze sich nur mitten unter diese vor den Thoren lungernden Sassaresen, und er wird nach einigen

Sitzungen hinreichend Stoff gesammelt haben, um alle Kunden der Leihbibliotheken mit einer Gänsehaut zu Bett zu schicken. Mir, der ich mir nach La Marmora's Mittheilung, statt der Mordgeschichten, nur ein malerisches Charakterbild des Volkslebens versprochen hatte, machten diese schwarzen Menschenknäuel einen trostlosen Eindruck. Wenn ich jene meist häßlichen Leute, in den Lumpen ihrer dunklen modernen Tracht, mit den düsteren Schlafmützen auf dem Haupt, dahocken und auf alten zertrümmerten Gartenmauern oder sonstigen staubigen Steinhaufen herumlungern sah, konnte ich nicht genug jene falsche Auffassung des Culturbegriffs verwünschen, welche im Verschwinden alles Volksthümlichen, Originellen und Malerischen den Gipfel der modernen Civilisation erblickt.

Von diesem allgemein gewordenen Streben nach moderner Einförmigkeit bilden nur wenige, sehr gezählte Sassaresen eine Ausnahme, einige beharrliche Alte, welche sich nicht entschließen konnten, sich ihren Lebensabend durch die Unbequemlichkeit eines Costümwechsels zu verbittern. Diese Greise haben jedoch merkwürdiger Weise nicht diejenige Tracht, welche man sonst in Sardinien überall der Einführung der europäischen Kleidung unmittelbar vorhergehen sieht, das heißt jene neuere Form des Nationalcostüms, welche nach dem Aufgeben des Lederkleides, des Colletu aufkam, sondern gerade die alterthümlichste, das lederne Colletu selbst, hier Collietu genannt, beibehalten. In Sassari scheint also nicht jener allmählige Uebergang vom älteren Costüm erst zu einem neueren, aber doch noch nationalen, und zuletzt zu dem modernen stattgefunden zu haben, wie in Cagliari, wo übrigens der größte Theil des niederen Volkes noch auf der mittleren Stufe des Uebergangs steht, und noch nicht alles Charakteristische von sich abgestreift hat. Aehnlich, wie in der zuletzt genannten, scheint man auch in andern Städten und namentlich in allen Dörfern Sardiniens verfahren zu sein. Nur in Sassari entdeckt man kein einziges Beispiel von jenem Costüm des Ueberganges. Wer hier noch der Nationalkleidung treu geblieben ist, der trägt den Lederrock, das Collietu; eine andere Form der Nationaltracht sieht man nur bei Dorfbewohnern, welche irgend etwas in die Stadt geführt hat, aber nie bei einem Sassaresen. Von letzteren sind freilich nur noch sehr wenige, welche sich nicht europäisirt hätten. Ich erinnere mich eigentlich nur

einen einzigen gesehen zu haben, aber die Existenz einiger andern dieser seltnen Vögel wurde mir versichert. Jener eine war ein zwar uralter, aber dennoch sehr munterer Greis, der ächte Typus eines altmodischen, sassaresischen Kleinbürgers. Armuth war es gewiß nicht, was ihn davon abhielt, die moderne, sogenannte französische Tracht anzulegen, denn einmal erheischt letztere weniger Auslagen, als der feine Lederrock, und dann stand der Alte im Ruf, ein reicher Kauz zu sein, ja man munkelte allerlei von sorgfältig versteckten oder möglicherweise vergrabenen Schätzen, welche man in diesem Lande der Schatzgräberei geneigt ist, Jedermann beizulegen, dessen Ausgaben hinter den ihm zugeschriebenen Einnahmen zurückbleiben. Daß letztere bei dem Alten bedeutend seien, nahm die öffentliche Meinung als Gewißheit an, und deßhalb schrieb sie es dem Geize zu, daß der Greis standhaft bei einem Costüm beharrte, dessen am Meisten in die Augen fallender Theil so viele verdächtige schwarze Flecken offenbarte. Diesen Theil seines Anzugs bildete nämlich ein großes ledernes Schurzfell, welches darauf hindeutete, daß der Alte einst irgend ein Gewerbe betrieben hatte, welches ein solches Schutzmittel wünschenswerth erscheinen ließ. Was dieses Gewerbe gewesen sei, habe ich nicht ermittelt, jedenfalls war es ein sehr beschmutzendes, denn das Schurzfell trug nur zu deutliche Spuren von einer gründlichen, höchst intensiven Befleckung an sich. Aber dieses Schurzfell bildete nur eine Hülle, unter welcher das jungfräulich reine Lederkleid des Collietu makellos hervorleuchtete. Einmal, nur ein einziges Mal sah ich ihn jenes Schurzfell ablegen und zwar beim Hochamt des Ostersonntags, als er durch Zufall gerade mein Nachbar auf den Bänken der Domkirche geworden war. Da zog er den ominös befleckten Ueberzug langsam und behutlich ab, um im vollen Strahlenglanz seines reinen Collietu vor seinem Schöpfer zu erscheinen. Da konnte ich denn auch jenes charakteristische Kleidungsstück der alten Sardinier mit aller Muße beobachten. Farbe, Stoff und Schnitt glichen im Allgemeinen dem oben bei Cagliari beschriebenen Colletu, doch bot das sassaresische Collietu in seinem obern Theil viel eher das Ansehn einer kleinen offenen Weste, als eines anliegenden Leibrockes, während es in seinem unteren durchaus dem schon öfter erwähnten Weiberrock entsprach, wie ihn die Männer beim sardinischen Costüm tragen.

Dieses interessante Ueberbleibsel nationaler Originalität findet sich jetzt in Sassari, als täglich getragenes, nur bei den eben erwähnten beharrlichen Greisen, aber als Feiertagskleid, oder vielmehr als Processionsgewand hat es sich außerdem noch bei der Gärtnerzunft erhalten, welche in der Gesammtheit einige 20 oder 30 dieser Lederröcke besitzen mag. Dieselben werden jedoch nur für besonders feierliche Processionen (bei den weniger wichtigen pflegt man im Frack zu gehn) hervorgeholt, und bilden bei diesen den einen Theil der Uniform der Ortolani (Gärtner) während der andere sich noch seltsamer, ich möchte sagen fast schauerlich ausnimmt und nebenbei nicht das Geringste mit der sardinischen Nationaltracht zu schaffen hat, sondern ein Ueberbleibsel aus der altspanischen Zeit bildet und an Inquisition, Jesuiten und den ganzen finstern Apparat der Philippinischen Periode erinnert. Er besteht nämlich aus dem altmodischen Jesuitenmantel und, damit ja die Aehnlichkeit vollkommen sei, so fehlt den mit ihm Bekleideten auch nicht der Jesuitenhut, d. h. der ächte, wahre, wie wir ihn in Deutschland schon lange nicht mehr gesehen haben, wie er aber in Spanien früher nicht nur diesem Orden und überhaupt der ganzen Geistlichkeit, sondern auch noch allen Classen der gebildeten Stände eigen war, welche nicht als Ritter oder Granden den Degen trugen, d. h. einmal allen Gelehrten, allen Aerzten, Licentiaten, Studenten, Apothekern, Notaren, Advocaten, überhaupt Jedermann, welcher die Feder führte. Da demnach die Handwerker ihn, sowie den Jesuitenmantel, als Merkzeichen eines über ihnen stehenden Standes ansehen mußten, so gewann er für sie die Bedeutung der Vornehmheit; die der religiösen Feierlichkeit besaß er ohnedieß; und so schätzten sich unter der spanischen Herrschaft die Zünfte glücklich, daß ihnen die Erlaubniß ertheilt wurde, bei den Processionen ihrer kirchlichen Bruderschaften, diese beiden hochverehrten Kleidungsgegenstände tragen zu dürfen. Eine seltsame Maskerade ist freilich durch die Vereinigung dieser beiden mit dem sardinischen Nationalcostüm entstanden und so bieten denn auch die Ortolani einen höchst eigenthümlichen Anblick dar, wie man sich aus der auf der nächsten Seite folgenden Abbildung überzeugen kann.

Das hier abgebildete Individuum ist ein Zunftmitglied, welches mein ehrwürdiger Freund, der Canonicus Sclavo in Sassari, nicht ohne Mühe dazu

zu bewegen wußte, für sein Conterfei zu sitzen. Wie es ihm gelang, schien mir freilich ein Räthsel, denn ich selbst hatte mir vorher große Mühe gegeben, eines dieser interessanten Exemplare zum Photographen zu locken; aber umsonst. Alle weigerten sich beharrlich; Geld konnte man ihnen nicht bieten, da sie meistens dem wohlhabenden Bürgerstande angehörten und andere Lockungen standen mir nicht zu Gebot. Aber die Schrecken der Kirche üben freilich auf diese Leute noch einen Einfluß aus, denn der Aberglaube steht in dieser aufgeklärtesten Stadt Sardiniens, wie es sich Sassari zu sein rühmt, noch in der üppigsten Blüthe. Ob dieser oder die wirkliche Frömmigkeit das Hauptmotiv ihres beharrlichen Festhaltens an der Sitte der mittelalterlichen Processionen bildet, lasse ich dahin gestellt sein, jedenfalls will mir scheinen, als ob auch die Eitelkeit ein wenig dabei im Spiele wäre, denn die verschiedenen Zünfte (Zunft ist übrigens nur noch der Name, die Sache existirt nicht mehr) oder Gewerbvereine, deren jede eine Bruderschaft bildet, pflegen außerordentlich eifersüchtig auf ihre vermeintlichen Vorrechte, großthuerisch, und namentlich große Freunde des äußern Pomps und der Ostentation zu sein. Darum war ihnen auch die mit dem Jahr 1848 inaugurirte liberale Richtung wenigstens in einem Punkt höchst widerwärtig. Dieselbe hatte nämlich die Processionen als ein mittelalterliches Ueberbleibsel des Aberglaubens gänzlich abgeschafft. Das war aber nicht die Sache der Zünfte; die Processionen hatten ihnen nicht nur Befriedigung ihrer religiösen Gefühle, sondern auch ihrer Schaulust, Ostentationsfreude, Eitelkeit, ihrer Liebe zum Lärm, kurz sie hatten ihnen in sehr vielseitiger Beziehung Vergnügen gewährt. Darum fügten sie sich zwar mit Murren dem Zeitgeist, aber sie warteten auf die nächste beste Gelegenheit, um das heißgeliebte mittelalterliche Institut wieder aus dem Moder hervorzuziehen. Eine solche sollte

ihnen der Ausbruch und das heftige Wüthen der Cholera in Sassari im Jahre 1855 bieten. Eine solche Gottesgeißel konnte nur deshalb über die Stadt gekommen sein, weil sie von der frommen Sitte der Väter gewichen war. Zu dieser mußte man zurückkehren, die Processionen wieder herstellen, die Bruderschaften neu bilden und dem liberalen Plunder ein für alle Male entsagen. In diesem Sinne wurden Petitionen an die Regierung gestellt und da diese nicht etwa von Geistlichkeit, Adel oder dem höheren Bürgerstand ausgingen, sondern vom eigentlichen Volk, so mußte das auf Volksgunst Jagd machende Ministerium natürlich nachgeben. In den zwölf Jahren, die seit der Wiedereinführung der Processionen verflossen sind, haben dieselben nicht nur keine Verminderung erlitten, sondern sich von Jahr zu Jahr üppiger entfaltet und sind heut zu Tage noch so blühend, wie sie nur zur Zeit der Inquisition sein konnten.

Seltsamerweise ist es in Sassari nicht die Geistlichkeit, wenigstens nicht die höhere, an deren Spitze hier höchst vernünftige, gemäßigte und nüchterne Männer stehen, welche dieses Processionswesen, das nicht selten in ein Unwesen ausartet, pflegt und unterstützt. Der obengenannte Canonicus Sclavo, welcher seit dem thatsächlichen Aufhören der erzbischöflichen Würde in Sassari (denn auch hier, wie in fast ganz Sardinien ist der Bischofssitz vacant und wird auch wohl noch lange leer bleiben) die Verwaltung dieses Sprengels leitet, hat sich sogar in neuester Zeit den Unwillen sämmtlicher Zünfte und Bruderschaften zugezogen, indem er das Verbot ergehen ließ, die Kirchen nach Sonnenuntergang offen zu halten. Das war eine bittre Pille für die Zünfte, denn gerade die nächtlichen Processionen, mit Fackelzügen, Feuerwerken und nicht selten allerlei Allotria, wie Messerstichen und Unzucht in den Gotteshäusern, verbunden, bildeten den Hauptanziehungspunkt und das vorzüglichste Vergnügen dieser frommen Bruderschaften. Der gute Canonicus wurde deßhalb von den Fanatikern schwer getadelt, aber die kleine Schaar der Gemäßigten bewunderte seinen Tact und seine Vorurtheilsfreiheit. Er hatte übrigens sehr gute Gründe, um die nächtlichen Processionen zu verhindern. Bei denselben waren nämlich in dem verflossenen Jahr (1867) solche Skandalscenen vorgekommen, daß man sich in die schlimmste Zeit des Mittelalters zurückversetzt glauben konnte.

Zwar pflegen alle Zünfte miteinander mehr oder weniger in Feindschaft zu stehen, aber bei einigen erreicht diese letztere ganz ausnahmsweise Verhältnisse. Die Zunft der Schneider besaß namentlich eine besonders hitzige Erbfehde mit dem Schustergewerbe und beide geriethen sich bei ihren nächtlichen Umzügen nicht selten in die Haare, ja selbst vermittels Stilettstichen in die Körper. Nun wollte es das Unglück, daß an einem Feiertage der Schuhmacher, als sich diese gerade im pomphaften Fackelzug zum Altar ihres Schutzpatrons, des heiligen Crispinus, begeben hatten, gleichfalls die Schneider in derselben Kirche sich einfinden sollten. Welchen Schutzheiligen des Bügeleisens sie dort verehrten, habe ich nicht ermitteln können, jedenfalls war es ein solcher, dessen gewöhnliche Abbildungen ihn mit irgend einem vierfüßigen Symbol zur Seite darstellen, vielleicht der h. Antonius, welchem man ja ein kleines Schweinchen zum Begleiter giebt. Was auch immer das Thier gewesen sein mag, welches neben dem Schneiderpatron auf der großen, weißseidenen Hauptstandarte der Bruderschaft abgebildet war, die Thatsache ist, daß irgend ein unverschämter Schusterjunge eine verstohlene Gelegenheit fand, ihm ein Paar Geißbockhörner aufzumalen. Dieß muß in dem Moment stattgefunden haben, in welchem die Bruderschaft eben ihr Banner niedergelegt hatte, um die pflichtschuldigen Litaneien zu murmeln. Als es nun nach Beendung derselben wieder aufgenommen und zum Altar gebracht wurde, um dort vor dem Standbild des Heiligen geschwungen zu werden, da bemerkte man an dieser von Fackeln hellumleuchteten Stelle die schreckliche Profanation, welche der Schusterjunge an dem Bilde vollzogen hatte. Die Schneider erblickten sie zu ihrem Aerger und die Gegner zu ihrer nicht geringen Belustigung, welche sie leider durch offenes Lachen kundgaben. Von dieser höhnenden Herausforderung bis zu einer thätlichen Erwiderung von Seiten der Beleidigten war nur ein Schritt. Ein Stilett wurde gezogen, ein Dolch erblitzte, ein Messerstich antwortete auf einen Messerstich, die Gruppen näherten sich und bald war Alles im Handgemenge begriffen. Viele namhafte Verwundungen sollen dabei zwar nicht vorgekommen sein, und wahrscheinlich deßhalb, weil der Kampf im dunklen Theile der Kirche stattfand, aber jedenfalls machte die Scene doch einen solchen Skandal, daß es nicht mehr wie recht und billig scheinen mußte, wenn die

Geistlichkeit in Zukunft das nächtliche Kirchenvergnügen der Bruderschaften einstellte.

Diese frommen Vereine sind also jetzt auf die Tagesprocessionen allein angewiesen. Da sich bei denselben jedoch leider kein Luxus an Fackeln, Beleuchtung, Feuerwerk und Messerstichen entwickeln läßt, wenigstens leidet die Straßenpolizei das letztere Vergnügen nicht, so suchen sie sich möglichst durch die pomphafte und groteske Ausschmückung ihrer zahlreichen Heiligenbilder und Statuen zu entschädigen. In diesem Stück leisten sie denn auch das Möglichste. Jede Zunft besitzt ein halbes Dutzend von Madonnen, Jesuskindlein, Gekreuzigten, heilige Geister von Wachs, Gyps und Porcellan und unzählige Heiligenbilder, auch an Statuen herrscht kein Mangel. Mit diesen letzteren läßt sich auch ein großer Aufwand entwickeln, da man sie je nach der Jahreszeit, der Bedeutung des Festes und der herrschenden Mode verschiedenartig kleidet und überhaupt einem großen Toilettenwechsel unterwirft. Besonders pflegt die Madonna bei allen Zünften eine reiche und mannichfaltige Garderobe zu besitzen, aber in diesem Stück thut es denn doch diejenige der Schneider allen übrigen zuvor. Dieses hölzerne Standbild erscheint bald in schwarzem Trauergewand, bald im weißen Brautschmuck, bald im jungfräulichen Unschuldskleide, bald als Himmelskönigin im goldbrocatenen Reifrock, bald die Stirne mit einem Diadem umwunden, bald die Brust von Schwertern durchbohrt, bald das Haupt von Lilien, Rosen oder Orangenblüthen bekränzt. Am Feste Mariä Himmelfahrt wird sie als Verstorbene dargestellt, da sich in dieser Einzelheit ebenfalls die spanische Tradition erhalten hat; dann liegt sie in einem prächtigen Sarg, mit einem Leichenhemd von den feinsten Spitzen bekleidet, mit einem Myrthenkranz im Haar, welches an diesem Tage durch eine wundervolle schwarze Perrücke vertreten erscheint, während sie bei andern Festen bald blond, bald brünett zu sein pflegt. Da nun die Schneider natürlich die Mode aus erster Hand haben, so können sie ihre Madonna auch immer nach dem neuesten Pariser Geschmack kleiden, bald mit, bald ohne Crinoline, bald im kurzen, bald im schleppenden Gewand, bald mit weiten, bald mit engen Aermeln, kurz ihre Madonna ist die reinste Modedame und erregt durch ihre untadelhafte Toilette den Neid und die Eifersucht aller nicht die Scheere führenden Zünfte. Hinc illae irae!

Eine Entschuldigung könnten freilich die Bruderschaften für das vielfache Bekleiden ihrer Statuen vorbringen, die nämlich, daß letztere so ausnehmend schlecht gemacht sind, daß man ihnen nicht Kleider genug aufhängen kann, um ihre Mißgestalten zu verdecken. Namentlich ein hölzerner Christus, der Tischlerzunft angehörig, erregte immer mein Erstaunen durch seine kühne Körperbildung. Er besaß nämlich unabsehbar lange Beine, dafür einen desto kleineren Oberkörper und auf dessen Rückentheil den schönsten Höcker, welchen nur je ein Buckliger getragen. Ich glaubte Anfangs diese Darstellung des Gekreuzigten, als im höchsten Grade verwachsen, beruhe auf irgend einer localen, geheimnißvollen Tradition, erfuhr aber, daß er das kameelartige Anhängsel lediglich einer liebenswürdigen künstlerischen Laune verdanke.

Auch das schöne Geschlecht läßt es sich hier nicht nehmen, Processionen zu veranstalten und Schwesterschaften zu bilden. Während meiner Anwesenheit in Sassari waren jedoch gerade die zwei vorzüglichsten der letzteren außer Activität gesetzt, das heißt sie hatten ihre Umgänge für dieses Jahr eingestellt und zwar, wie mir der genannte Domherr versicherte, in Folge eines beklagenswerthen Toilettenereignisses. Die vornehmste und älteste dieser Schwesterschaften besteht aus den Frauen vom Adel, vom Beamtenstand und von der höheren Bürgerschaft, das heißt, aus allen, welche man hier schlechtweg „Signore", d. h. „Damen" zu nennen pflegt. Diese besaßen schon seit der Zeit der spanischen Herrschaft das Vorrecht, am Gründonnerstag zwischen 2 und 4 Uhr Nachmittags ausschließlich Procession halten zu dürfen und keine Schwesterschaft durfte es wagen, ihnen zu dieser Stunde die Straße streitig zu machen oder auch nur neben ihnen zu paradiren. Aber diese uralte Schwesterschaft hatte schon längst den Neid einer andern Classe von Frauen erregt, welche sich bewußt schienen, es den „Damen" an Toilettenaufwand und Pracht ganz gleich thun zu können. Es waren die Frauen und Töchter der reicheren Kaufläden-besitzer, welche, als nicht dem höheren, sondern dem mittleren Bürgerstand angehörig, sich von der aristokratischen Schwesterschaft ausgeschlossen sahen. Sie empfanden aber doch auch das Bedürfniß, Processionen zu halten, und da man ihnen die Genossenschaft der „Signore" verweigerte, so kamen sie beim Erzbischof darum ein, eine eigne Schwesterschaft bilden und als solche Umgänge

veranstalten zu dürfen. Man erlaubte es ihnen natürlich, nur bat man sie, das Vorrecht der „Damen“ zu berücksichtigen und nicht zu derselben Stunde, wie diese, die Straßen füllen und die ganze schaulustige Stadt beschäftigen zu wollen. Mehr als bitten konnte man freilich nicht, da mit der Abschaffung aller Privilegien, auch dasjenige der Signore gefallen war, zu gewissen Stunden ausschließlich die Gassenjungen zu unterhalten. In den ersten Jahren nach ihrer Stiftung soll die zweite Schwesterschaft auch wirklich jene Rücksicht beobachtet haben; aber mit der Zeit wurde sie kühner, und wagte sich am besagten Processionstage, statt bis 4 Uhr zu warten, bereits um 3 heraus, wenn die andere Congregation noch nicht nach Hause zurückgekehrt war.

Anfangs ließ sich das die erste Schwesterschaft auch ganz ruhig gefallen und es wäre gewiß nicht zu Unannehmlichkeiten gekommen, hätte nicht der Dämon der Eitelkeit den frommen Schwestern übel mitgespielt. So lange jede noch zu ihrer bestimmten Stunde Umgänge hielt, fand kein besonderer Wetteifer in den Toiletten statt. Vom Moment aber, da die gemeinsame Stunde ein mehrfaches Begegnen beider Processionen herbeiführte, erwachte der Geist der Eifersucht und Rivalität. Jede Schwesterschaft suchte es der andern an Pracht und Aufwand zuvorzuthun und die vornehmere sah sich zu ihrem nicht geringen Aerger oft von der andern ausgestochen. Sie faßte deßhalb den lobenswerthen Entschluß, weder Mühe noch Kosten zu scheuen, damit dieser traurige Zustand der Dinge aufhöre. Alle Signore verschworen sich, einander mit Geld und Arbeit beizustehen, damit ja keine von ihnen hinter den Frauen der zweiten Schwesterschaft zurückstände. Ja sie hofften sogar die letztere durch Toilettenkunst und Costümreichthum zu verdunkeln. So weit war die Sache im vorigen Jahre gediehen, an dessen Gründonnerstag die „Damen“ ihren Sieg zu feiern hofften. Aber sie hatten ohne den Wirth gerechnet. Die Budenbesitzerinnen, von ihrer Verschwörung benachrichtigt, hatten auch sich unter einander das Wort gegeben, nichts zu versäumen, um sich ihrerseits den Triumph zu sichern. Zu dem Zwecke sollte kein Kaufladen den Vornehmeren andere, als Stoffe von verhältnißmäßig geringerer Schönheit, verkaufen und in jedem sollten die reichsten und prachtvollsten Zeuge versteckt und für die Eigenthümerinnen selbst aufgespart werden.

Die erste Schwesterschaft scheute nun zwar weder Mühe noch Kosten, um sich nach Möglichkeit aufzuputzen und sie stand auch im Wahn, dießmal ihren Zweck zu erreichen; alle Schmucksachen, welche sich nur bei einer Procession tragen ließen, wurden hervorgesucht, die Frisuren möglichst gekünstelt, die Kleider selbst boten ein recht schönes, funkelndes und prächtiges Aussehen, und so zum Kampf gerüstet, rückte die erste Procession aus. Während der ersten Stunde feierte sie auch einen früher beispiellosen Triumph. Ganz Sassari schien auf den Beinen und bewunderte die schöne Haltung, das reiche Costüm, den prächtigen Schmuck und die geschmackvolle Kleidungskunst der frommen Damen. So zogen diese denn im Vorgefühl eines glänzenden Sieges nach der Kirche, wo sie der Gottheit inbrünstig für die bereitete Genugthuung danken mochten. Als sie aber endlich aus dem Gotteshaus herauskamen und ihre Schritte über den Marktplatz lenkten, was mußten sie da zu ihrer bittern Enttäuschung erblicken? Die Frauen der zweiten Procession, mit einem Aufwand und mit so kostbaren Stoffen gekleidet, wie sie die vornehmen Damen Monate lang in ganz Sassari umsonst gesucht und von deren Existenz sie gar nichts gewußt hatten, und diese Frauen stachen sie abermals vollkommen aus. Das war zu viel für die frommen Signore. Um einer solchen Hintansetzung nicht wieder ausgesetzt zu werden, beschlossen sie in Corpore, sich nächstes Jahr an keiner Procession zu betheiligen und so kam es, daß ich im Jahre 1868 die erste Schwesterschaft nicht zu Gesicht bekommen sollte. Aber auch die zweite fand sich nicht auf der Straße ein, wo sie doch nun einen von jeder Rivalität befreiten, unbestrittenen Rang hätte einnehmen können. Jedoch so ist des Menschen Herz im Allgemeinen und das der schönen Sassareserinnen im Besonderen beschaffen, daß der zu leichte Triumph keinen Reiz ausübt und daß ein Sieg ohne Besiegte fade erscheint. Deßhalb beschloß auch die zweite Schwesterschaft, in diesem Jahre keine Umgänge zu halten, wahrscheinlich mit der parlamentarischen Tagesordnung, daß, da einstweilen der Zweck ihrer Processionen erreicht sei, diese so lange besser ruhen könnten, als keine neue Rivalität am Horizonte auftauchen würde.

An andern weiblichen Processionen herrscht jedoch kein Mangel, doch erscheint das bei denselben getragene Costüm, wenn auch anständig, doch keines-

wegs glänzend und auch nicht immer modegerecht. Namentlich zeichnet sich durch die Düsterheit ihrer Tracht eine Congregation aus, welcher der Volksmund den Namen der „Betschwestern“ beigelegt hat. Ein unterscheidendes Costüm, welches der Nationaltracht entlehnt wäre, besitzt jedoch keine Schwesterschaft mehr, und auch von den Bruderschaften hat nur die obengenannte Zunft der Ortolani (Gärtner) die sardinische Nationalkleidung beibehalten. Eine andere, ich glaube die der Tischler, gefällt sich auch noch in einem unterscheidenden Anzug, welcher jedoch nicht dem sardinischen, sondern dem altspanischen Costüm entlehnt ist. Die Mitglieder dieser Congregation kleiden sich ganz schwarz, mit kurzen Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen, einem Sammetspencer mit gepufften Aermeln, einem Federhut und einem Degen an der Seite. Alle übrigen Zünfte scheinen aus dem Modejournal herausgeschnitten und ihre Processionen bieten außer den Heiligenbildern, den buntbekleideten Statuen und den sogenannten Engelchen wenig Originelles mehr dar. Die Engelchen sind nicht etwa Statuen, sondern wirkliche lebendige Kinder, welche die Sassaresen auf solche Weise zu kleiden belieben, wie sie sich vielleicht die Engel im Himmel vorstellen, wie sie aber noch kein Kirchenmaler abgebildet hat, nämlich mit schweren Seidenstoffen, kurzen Reifröckchen, mit einem weißen Hut auf dem Kopf und mit ein Paar Schmetterlingsflügeln. Diese komischen Engelchen werden mitten in der Procession von ihren Aeltern oder Verwandten an der Hand geführt.

Da mein Aufenthalt in Sassari grade in die Charwoche fiel, so konnte ich nicht nur obige Processionen, sondern auch zahlreiche Functionen in den verschiedenen Kirchen Sassari's mitansehen, wobei mir einige Eigenthümlichkeiten auffielen, deren ich hier kurz Erwähnung thun will. Eine merkwürdige altspanische Sitte hat sich beim Vespergottesdienst des Palmsonntags erhalten. An dessen Nachmittage veranstaltet das Domkapitel eine Procession im Innern der Cathedrale, welche sich durch die seltsame Tracht der Geistlichkeit, die man altspanischer Sitte gemäß bei derselben beibehielt, von allen ähnlichen unterscheidet. Sowohl die Domherren, als die Pfründner der Hauptkirche, zusammen einige vierzig an der Zahl, erscheinen nämlich bei diesem Umgang mit gänzlich verschleierten Gesichtern; ein langer schwarzer Flor wird über das Haupt geworfen und reicht

bis tief über Brust und Rücken hinab. Es macht einen eigenthümlich düsteren Eindruck, so viele verhüllte Gestalten langsam und gravitätisch durch die Kirche schreiten zu sehen. Ich vermag mir diesen Brauch nur aus der Analogie der allgemeinen Sitte der Verhüllung aller Kreuze, Bilder und Statuen in der Charwoche zu erklären, welche also hier auch auf die Geistlichkeit ausgedehnt erscheint.

Eine andere ächt sardinische Eigenthümlichkeit scheint mir auch die Art und Weise, wie das Grab des Erlösers am Gründonnerstag geschmückt wird. Während man in andern Ländern dieß hauptsächlich mit Blumen zu thun pflegt, so herrscht hier ein auffallender Mangel an solchen, dagegen sieht man rings um das Grab in mehrfachen Halbkreisen dichte Reihen von Blumentöpfen aufgestellt, in denen man jedoch nichts als, wie es mir zuerst erschien, Gras erblickt. Der ganze Topf erscheint bedeckt mit einer jungen frischen Vegetation, welche keine andere Farbe, als die des hellsten Frühlingsgrüns, darbietet. Auf Nachfragen erfuhr ich indessen, daß dieselbe nicht aus Gras, sondern aus ganz jungem, eben erst aufgesprossenem Getreide bestehe. Dieses Getreide wird eigens zu solchem Zwecke einige vierzehn Tage vorher in den Töpfen gepflanzt und sein rasches Aufgehen als ein günstiges Omen für die kommende Aerndte angesehen, für welche man sich im Voraus dankbar erweist, indem man den Blumentopf an geweihter Stätte aufstellt. Man ist versucht, diese Sitte für ein Ueberbleibsel der antiken Opfer von Getreide und Gartenfrüchten zu halten.

Eines der größten Kirchenfeste in Sassari bildet dasjenige des Schutzpatrons, Sanct Gavinus, welcher in Turris (dem heutigen Porto Torres und Hafen von Sassari) den Märtyrertod erlitten haben soll. Dort befinden sich noch die Gebeine des Heiligen, seine Statue aber, das heißt die berühmteste dieser Statuen, in Sassari, wo sie einen Hauptschatz der Cathedrale ausmacht. Dieses Standbild, etwa drei Fuß hoch, besteht nämlich aus massivem Silber und wird deßhalb auch nur sehr selten den Blicken der Gläubigen gezeigt, unter welchen sich auch mancher Unheilige einschleichen und die Hand an den silbernen Heiligen legen könnte. Man erzählt sich eine kurzweilige Geschichte in Betreff dieser Silberstatue, welche sich zur Zeit der französischen

Revolution zutrug. Damals fand nämlich ein Angriff der Franzosen auf die Nordküste Sardiniens statt und da die Bauern natürlich die gefürchtete Invasion als ein großes Uebel ansahen, so begaben sie sich in massenhafter Procession nach Sassari, wo sie dem heiligen Gavinus ihre Wünsche vortrugen und ihn baten, sie von dem drohenden Feinde zu erretten. Um aber den Heiligen recht für ihr Interesse einzunehmen, so stellten sie ihm vor, daß er selbst bei der Invasion am Meisten zu leiden haben würde: „O heiliger Gavinus!“ so beteten sie, „bedenke daß es ebensogut, ja noch mehr für dich von Nöthen ist, daß die Feinde nicht unser Vaterland erobern, als für uns selbst. Denn vergiß nicht, o Heiliger, daß du aus einem werthvollen Metall bestehst, welches die kirchenräuberischen Franzosen sogleich zu Geld machen würden. Bedenke, o Gavinus! daß du von Silber bist, und daß man aus dir unzählige pesos de cinco (Stücke von 5 sardinischen Sous, etwa ½ Frank) schlagen kann.“ Ob der Heilige sich fürchtete, in die Münze zu wandern, oder aus einem weniger eigennützigen Motiv die Feinde zurückhielt, die Thatsache ist, daß die Eroberung unterblieb und daß man dieses dem Einfluß des Sanct Gavinus zuschrieb.

Sehen wir so auf dem kirchlichen Gebiet bei den Bewohnern von Sassari und seiner Umgegend mancherlei Aberglauben und Ueberbleibsel des Mittelalters, so finden wir sie doch in rein weltlichen Dingen nicht selten ebensosehr in veralteten, thörichten Vorurtheilen befangen. Ein solches bildet der allgemeine Glaube an den sogenannten bösen Blick, das occhio cattivo oder die jettatura der Italiener, hier oju isciàu genannt. Daß das gemeine Volk auch hier, wie fast im ganzen übrigen Italien, diesen Aberglauben ergeben ist, kann uns nicht in Erstaunen setzen, wohl aber müssen wir uns wundern, wenn wir sogar Beamte von einer gewissen Wichtigkeit, denen man ihrer Stellung halber mehr Bildung zuzuschreiben versucht ist, in einem solchen Wahn befangen sehen. Ein Beispiel von so geringer Bildung bei einem verhältnißmäßig hochgestellten Beamten sollte ich in Sassari in der Person des Sindaco (Bürgermeisters, in Italien ein Regierungsbeamter) dieser zweiten Hauptstadt von Sardinien, finden. Dieser Biedermann that sich nebenbei noch sehr viel auf seine vermeintliche Aufklärung zu gut, welche darin bestand, daß er immer auf Kirche

und Geistlichkeit schimpfte, die Gotteshäuser mit dem beliebtesten Schmähwort des modernen Italiens „botteghe dei pretacci“ d. h. „die Kramläden des Pfaffengeschmeißes“ benannte und sich weigerte, jede Kirchenceremonie, sei es auch ein Tedeum zum Ehren seines Königs mit seiner officiellen Anwesenheit zu verherrlichen. Aber dieser aufgeklärte Standpunkt verhinderte ihn keineswegs, an den bösen Blick zu glauben und diesen seinen Glauben sogar auf officielle Weise zur Geltung zu bringen. Gerade während meiner Anwesenheit in Sassari sollte sich ihm hiezu eine schöne Gelegenheit bieten und er war fest entschlossen, dieselbe nicht vorübergehen zu lassen, ohne die Welt von der Macht des bösen Blickes zu überzeugen. Die großen Verheerungen, welche auch heuer wieder die Wanderheuschrecken in Sardinien anrichteten, gaben den gewünschten Anlaß. Diese verzehrenden, kleinen Thiere bedeckten schon im April dieses Jahres (1868) alle Felder der Umgegend und kein Mensch in Sassari ahnte, wie man sich ihrer entledigen könne. Kein Mensch, außer dem Sindaco. Dieser besaß auf seinem Landgut einen halbblödsinnigen Bauernburschen, welcher im Rufe stand, dergestalt den bösen Blick, eine solche Kraft der Jettatura in seinen Augen zu haben, daß nichts, was er anschaue, dem sichern Untergang entgehen könne. Dieser Ruf war so allgemein, daß alle Bauern der Nachbarschaft daran glaubten und versicherten, daß selbst die Heuschrecken dem Auge dieses Burschen nicht zu widerstehen vermöchten. Das Gerücht ging, dieser Tausendkünstler brauche nur die Insekten aus einer gewissen, nicht allzugroßen Ferne ein wenig scharf anzublicken und gleich senkten sie die Flügel, neigten das Haupt und endeten ihr jugendliches Dasein unter dem verhängnißvollen Zauber des bösen Blicks. Da der Bürgermeister gleichfalls diese Ansicht theilte, so machte er allen Ernstes im Rath den Vorschlag, diesen Kerl zu miethen und ihn auf Stadtkosten überall auf den Feldern herumzufahren und zu führen, damit er die schädlichen Thiere durch die Kraft seines zermalmenden Auges tödten könne. Einige Rathsherrn wagten freilich Einsprache, aber da sie unglücklicher Weise nicht zu der politischen Parthei gehörten, welche im Rath seit dem Jahre 1848 die Oberhand hat, so ging der Plan des Bürgermeisters doch durch. Der Kerl wurde gemiethet und auf den Feldern herumgeführt. Die Sache ist buchstäblich wahr, ich sah ihn selbst auf einem Spaziergang,

von Stadträthen begleitet, seine vermeintliche Augenkraft versuchen. Doch, wie es scheint, war diese leider nicht stark genug, denn sämmtliche Heuschrecken blieben am Leben, und vierzehn Tage später, als ich von dort abreiste, sah sich der Bürgermeister bereits nach einem andern Kerle um, der noch mehr die Kraft des bösen Blickes besitzen würde.

Siebenzehntes Kapitel.

Nähere und fernere Umgebung von Sassari.

Unter diesem Titel will ich eine Reihe von Ausflügen zusammenfassen, welche eigentlich das ganze Capo superiore, d. h. die nördliche Provinz Sardiniens, zum Gegenstande hatten und aus deren jedem sich wohl ein Kapitel machen ließe. Indeß ich fürchte, schon in dem Vorhergehenden zu ausführlich gewesen zu sein, und deßhalb will ich mich in diesen Schlußkapiteln in Kürze fassen. So will ich denn den Leser einladen, mich zuerst nach der alten Römerhauptstadt des Nordens, Turris Libyssonis, dem heutigen Porto Torres und Hafen von Sassari an der Nordküste, dann nach der spanischen Schöpfung, Alghero, und seiner merkwürdigen Seegrotte an der Nordwestküste, ferner nach Osilo, Ploaghe und Itiri, kleinen Ortschaften des Innern, und endlich nach der Provinz Gallura und ihrer uralten Hauptstadt, Tempio, zu begleiten.

Eine einsame Gegend, zum Theil eine öde Steppe ist es, welche die Hauptstadt des Nordens, Sassari, von ihrem Hafenort, Porto Torres, trennt. Hat man den Olivenwald hinter sich, welcher die erstere umgiebt, dann bieten sich dem Blicke des Reisenden zwar Anfangs noch einige Fruchtfelder und auch hie und da ein kleines Landhaus, aber bald tritt die Entvölkerung des Landes wieder in ihr volles Recht ein, welche aus diesem im Alterthum und noch im Mittelalter mit Dörfern besäten Landstrich von drei deutschen Meilen Länge eine unbewohnte Steppe gemacht hat. Die einzige agricole Niederlassung, welche diese Einsamkeit einigermaßen belebt, bildet das Landgut der Gebrüder Maffei,

etwa eine halbe Meile westlich von der Landstraße an der Gränze des weiten öden Küstenstrichs La Nurra gelegen.

Die Nurra rühmt sich des fruchtbarsten Erdreichs und besitzt eine Ausdehnung, welche der eines kleinen deutschen Fürstenstaats gleichkommt; dennoch fehlt hier der Ackerbau und ihre Einwohnerschaft beschränkt sich auf einige 600 Menschen, lauter Hirten, welche in dem weiten District zerstreut leben. Nicht immer ist es so gewesen. In vorhistorischer Zeit scheint die Fruchtbarkeit der Gegend hier eine blühende Gemeinde in's Leben gerufen zu haben, wie uns die ausgedehnte Gruppe von Nurhagen beweist, welche jetzt als stumme Zeugen einer entschwundenen Bevölkerung einsam trauern. Aber auch noch im Mittelalter herrschte hier ein bewegteres Leben. Der mich freundlichst auf diesem Ausfluge begleitende Canonicus Sclavo, die leibhaftige Kirchenchronik, wußte mir hier überall die Stelle zu bezeichnen, auf welcher sich einst ein Pfarrdorf mit einer blühenden Gemeinde erhoben hatte, von deren Existenz jetzt nur noch der bischöfliche Archivar von Sassari Kenntniß zu besitzen scheint.

Wie eine Oase mitten aus dieser Wüste erhebt sich das besagte Landhaus mit seiner wohlgepflegten Oekonomie, welches vor etwa 30 Jahren die Brüder Maffei gründeten. Diese Niederlassung führt den Namen La Crucca und kann wohl für eine Musterwirthschaft gelten. Leider hat sich jedoch das Klima so schlecht erwiesen, daß von den drei oder vier Brüdern, welche sich um die Hebung sardinischer Bodencultur so verdient machten, jetzt nur noch einer am Leben geblieben ist, und auch dieser mit gebrochenem Körper, so daß er daran denken soll, sein Gut dem Staate zu verkaufen, welcher hieher das Landesgestüt der Tanca regia verlegen will.

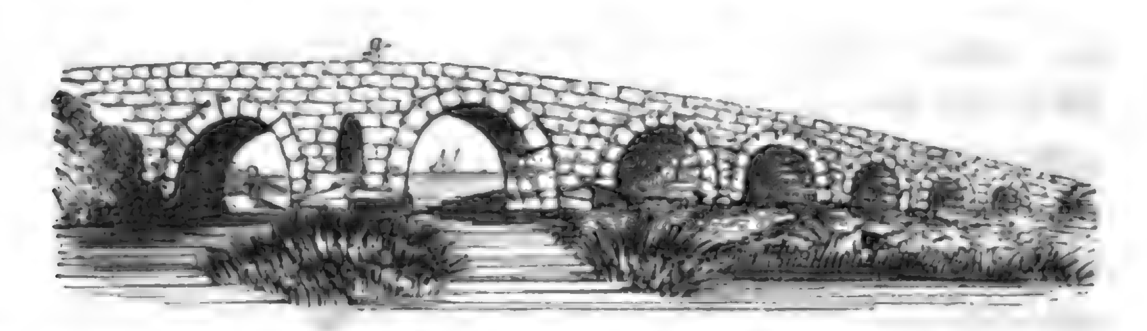
Der diesem Gut zunächst gelegene Punkt der Landstraße führt den Namen Ottavo, welcher auf römischen Ursprung und auf die Ableitung vom Worte octavum deutet, zu welchem wir milliarium zu ergänzen haben. In der That beträgt die Entfernung vom alten Turris Libyssonis, von dem aus im Alterthum alle Distanzen des sardinischen Nordens gemessen erscheinen, grade acht römische Milliarien, so daß also der hier sich bildende Bevölkerungsmittelpunkt von dem achten Meilensteine seinen Namen herleitete. Derselbe

scheint sich noch im Mittelalter einer gewissen Blüthe erfreut zu haben, wie mir die mich begleitende lebendige Chronik aus den Kirchenacten verbürgte. Jetzt ist er spurlos verschwunden; die Kirche, noch vor zwei Jahrhunderten eine Pfarrei, sucht man umsonst; nur ein einziges sehr kleines Häuschen, die einst an sie angebaute Sacristei, verkündet als Ruine, daß sie einst bessere Zeiten gesehen.

Von Ottavo bis nach Porto Torres dieselbe trostlose, einsame Ebene, von welcher aus nur der Anblick des nahen Meeres und der aus ihm auftauchenden malerischen Granitinsel, Asinara, das Auge labt. Die mageren Grashalme, welche hier ohne Pflege wuchsen, drohten selbst den genügsamen Ziegen, die sie hie und da beweideten, bald kein Futter mehr zu bieten, denn sie zeigten sich dicht bedeckt mit Schwärmen des wie Gewürm kriechenden Heuschreckenheers. Die Räder unsres Wagens machten zwar einigen tausend dieser Zerstörer den Garaus, welche grade im Begriff standen, über die Landstraße hinüberzukriechen. Die hiesige Heuschrecke fliegt nämlich nicht und erweist sich überhaupt sehr verschieden von der großen, leichtbeflügelten ägyptischen; sie ist klein, sogar sehr klein, aber von einer Lebhaftigkeit, welche ich nur mit der jenes Insectes vergleichen kann, das Mephistopheles in Auerbachs Keller besang.

Endlich hatten wir die trostlose Ebene hinter uns, aber die nun erreichte Ortschaft oder das Städtchen, wie Porto Torres noch zuweilen aus Rücksicht für seine berühmte Vergangenheit genannt wird, bot keinen erfreulicheren Anblick dar. Das Meer freilich mit dem kleinen, beinahe ringsummauerten Hafen gaben dem Auge labenden Ersatz für den traurigen Anblick des Städtchens. Dieses selbst jedoch konnte nichts aufweisen, als einige fünf oder sechs Straßen niederer Erdgeschoßbauten, eine uralte, aber gleichfalls niedrig erscheinende und von Außen unscheinbare Cathedrale, die Ruine eines römischen Tempels und in seiner nächsten Nähe die alte Römerbrücke, welche hier über dem Fluß Fiume di Torres (dem antiken flumen Turritanum) erbaut ist. Da sie wohl die einzige römische Brücke sein dürfte, welche in ganz Sardinien dem Zahn der Zeit getrotzt hat, so verdient ihre Abbildung (auf der nächsten Seite) gewiß hier einen Platz.

Die Domkirche, bis zum 15. Jahrhundert noch der Sitz des Erzbischofs von Sassari und des zweiten, nach den Sassaresen sogar des ersten kirchlichen Primats der Insel, ist nun fast zum Range einer Pfarrkirche herabgesunken, welche nur durch die Wallfahrten nach dem in ihrer Krypta befindlichen Grabe des heiligen Gavinus eine gewisse Bedeutung erhält. Ihr Styl gleicht sehr demjenigen der oben abgebildeten Gotteshäuser von Andara und Saccargia. Ihr Innres besteht aus drei Längenschiffen, von kolossalen antiken Säulen getrennt. Von diesen 28 Säulen gleicht keine der andern; einige bestehen aus



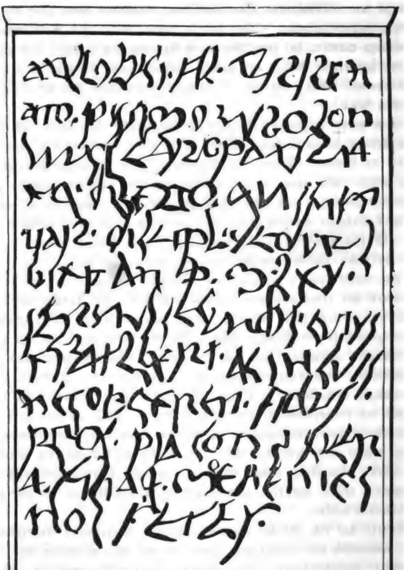
weißem, andere aus grauem und schwärzlichem Marmor, noch andere aus Granit, aus Porphyr und zwei aus Trachyt; ebenso abwechslungsvoll zeigen sich ihre Capitäler, bald jonisch, bald korinthisch, bald in sogenannten gemischten Styl, bald spätrömisch mit heidnischen, bald byzantinisch mit christlichen Bildwerken geschmückt; gleiche Verschiedenheit herrscht in der Bearbeitung der Säulenschäfte, welche sich theils cannelirt, theils glatt darbieten, und in den Piedestalen, von denen sogar einige gänzlich fehlen oder wahrscheinlich im Fundament vergraben sein dürften, da manche Säulen, viel zu lang für ihre jetzige Bestimmung, tief in dem Boden wurzeln. Eine dieser Säulen zeigt die Eigenthümlichkeit, daß sie immer feucht bleibt, ein Umstand, welchem das Volk eine abergläubische Bedeutung beilegt.

In der geräumigen, ziemlich hohen Krypte liegt, umgeben von einigen schönen antiken Sarkophagen, das Grab des h. Gavinus, eines Märtyrers aus der Zeit Diocletians, welcher von diesem Kaiser als Führer einer Cohorte hieher geschickt, in Turris zum Christenthum übertrat und zugleich mit seinen Bekehrern, den Priestern Protus und Januarius, den Zeugentod starb. Sein Leichnam scheint erst im Jahre 1614 wiedergefunden und für authentisch erklärt

worden zu sein. Wenigstens kennt man keine kirchlichen Acten über die frühere Verehrung seiner Reliquien. Aber seit in jenem Jahre seine Reste officiell als ächt verbürgt wurden, hat seine Verehrung Riesenschritte gemacht, und noch jetzt ist er der gefeierteste Heilige des ganzen Nordens von Sardinien, in welchem er eine ähnliche Rolle, wie der h. Ephisius im Süden und der h. Antiocus im Westen spielt.

Eine große Anzahl der Säulen der Cathedrale mag wohl aus dem römischen Tempel stammen, dessen Ruine, unter dem eigenthümlichen Namen Palazzo del re barbaro (Palast des Berberkönigs) die Hauptmerkwürdigkeit von Torres bildet. Wie eine in ihm entdeckte römische Inschrift beweist, war er der Fortuna gewidmet und muß, nach den Resten zu schließen, ein wahrhaft großartiges Gebäude gewesen sein. Die Inschrift nennt einen gewissen Ulpius Victor als seinen Wiedererbauer, denselben, welcher unter Kaiser Philippus (246 — 247) die sardinischen Römerstraßen wieder herstellte. Leider bietet er jedoch jetzt, außer einigen verzierten Gewölbedecken, wenig Sehenswerthes mehr dar, sondern nur einen ungeheuren Trümmerhaufen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts soll er noch besser erhalten gewesen sein. Aber im Jahre 1819 unter der Viceregentschaft der Königin Maria Theresia, war man auf den unglücklichen Gedanken gekommen, hier von dem schon öfters erwähnten unberufenen Tausendkünstler, Fra Antonio Cano, der auch für einen Archäologen galt, Nachgrabungen veranstalten zu lassen. Der Franziskaner bewährte sich bei denselben als der barbarischste archäologische Pfuscher. Unter Anderm fand er für gut, die Ruine durch Pulverminen zu sprengen, eine Art, Nachgrabungen anzustellen, welche ihm hoffentlich kein noch so schlechter Archäologe mehr nachmachen wird. Die Folge davon bildete ein völliges Durcheinanderwerfen aller Bautrümmer, welche späteren, weniger bornirten Archäologen die Forschungen sehr erschweren dürfte.

Turris hat sich als der Fundort mehrerer interessanter Alterthümer erwiesen, namentlich von Inschriften, deren ich hier zwei mittheilen will, welche ein gewisses Interesse bieten. Sie gehören beide der Römerzeit an, wie denn überhaupt das phönicische Alterthum hier nicht vertreten erscheint, und wurden uns durch die schon öfter erwähnten Zeichnungen und Schriften des Vird^e



Digitized by Google

überliefert. Die erste bietet ein merkwürdiges Beispiel der sogenannten Cursivschrift, wie wir sie auch auf den Wänden von Pompeji, jedoch nie so außerordentlich schlecht geschrieben, wie die auf voriger Seite abgebildete, antreffen.

Diese anscheinend unleserlichen Buchstaben machten lange den Gelehrten Kopfzerbrechen. Einige hielten sie für phönicisch, hebräisch, libysch oder womöglich der Ursprache Sardiniens angehörig, und nur wenige ahnten, daß sie ganz einfach lateinisch seien. Endlich gelang es vor einigen 15 Jahren dem Paläographen Ignaz Pillitu, demselben, welcher die Pergamente von Arborea entzifferte, nicht nur den lateinischen Ursprung der Inschrift zu beweisen, sondern auch sie zu lesen und zu übersetzen. Um dem Leser Gelegenheit zu geben, die abscheulichen Buchstaben dieser mangelhaftesten Form der Cursivschrift mit den unfehlerhaften Lettern zu vergleichen, will ich Pillitu's Lesart hier wiederholen.

Atilio Luci filio Turre n-
ato pi(i)ssimo viro con-
jugi caro patria-
eq(ue) dilecto qui scien-
tiar(um) discipl(inae) deditus,
bixit an(nos) p(lus) m(inus) LXV
Servius Segundus cujus
erat libertus ac in suis
negot(iis) geren(dis) fidus
proc(urator) pia conju(x) Ver-
a fili(a)eq(ue) maerentes
hoc fecerunt.

Die andere Inschrift stammt aus der römisch-christlichen Epoche und bezieht sich auf eine gewisse Pomtella, welche Einige für die unter Diocletian hingerichtete Heilige halten wollen.

Aus der vorrömischen Zeit finden wir in Turris weder Denkmäler, noch auch bei den alten Autoren eine Erwähnung dieser Stadt. Sie scheint mir also eine römische Schöpfung. Von Plinius dem Jüngeren, welcher sagt: Colonia quae vocatur ad Turrim Libyssonis, erfahren wir, daß sie den Rang einer Colonie einnahm und von dem Anonymus von Ravenna, daß sie Colonia Julia hieß, also wahrscheinlich von Cäsar zu diesem Range erhoben

✠ HIC IACET POMTEL
LA QVAE KAL·FEB
B.M· CVM FORTIT
FACTA EST CVM PATR
SOFRONIO SVB MAR
OTICIN C PROC
ENT
ANOS
TVRR ✠

wurde. Nach einer von Birde überlieferten Inschrift scheint sich herauszustellen, daß die Stadt auch die Ehre hatte, ein sogenanntes Capitol zu besitzen, wie manche römische Colonieen, freilich nur eine leere Namensauszeichnung. Sonst finden wir bei den alten Autoren durchaus nichts Erwähnungswerthes über diese Colonie, von welcher freilich fast alle Geographen und Historiker den Namen anführen, aber auch nur den Namen. Nach dem Fall des römischen Reiches und der Abschüttelung des byzantinischen Joches im J. 687 wurde Turris die Hauptstadt des Judicats gleichen Namens, welches der Befreier Sardiniens, der König Jaletus oder Gialeto, seinem Bruder Inerius verlieh und blieb es bis zum 12. Jahrhundert, in welchem die stete Gefahr vor Ueberfällen der Seeräuber die Judices bewog, ihre Residenz nach Ardara zu verlegen. Von diesem Augenblick an scheint Turris rasch in Verfall gerathen zu sein. Die Bevölkerung und selbst die hohe Geistlichkeit zogen sich nach Sassari zurück, welches zur Blüthe gedieh, während die alte Stadt zu dem elenden Dorf herabsank, als welches sie noch heute erscheint. Das wahrhaft mörderische Klima von Porto Torres, welches einer der berüchtigsten Fieberorte Sardiniens ist, dürfte auch wohl für die Zukunft jeden neuen Aufschwung, welchen es allenfalls nehmen könnte, sehr erschweren.

Auf dem Rückweg nach Sassari war es mir vergönnt, sehr nahe bei dem alten römischen Aquäduct vorbei zu kommen, dessen Ruinen sich durch die

ganze schiefe Ebene von Sassari nach Porto Torres hinziehen. Diese Baute, zum Theil noch wohl erhalten, macht dem praktischen Sinn der alten Turritaner alle Ehre, denn sie bewährt sich als ein höchst dauerhaftes, wohlgebautes, selbst jetzt noch mit Leichtigkeit wieder herzustellendes Werk, aber sie bildet kein Kunstwerk und dient auch mit ihren nur wenig über den Boden sich erhebenden Bogen nicht besonders zum Schmuck der Landschaft.

Durch eine ähnliche einsame und wenig bewachsene Gegend, wie die zuletzt erwähnte, sollte mich auch der Weg von Sassari nach der altspanischen Stadt Alghero führen. Auf diesen öden Steppen wuchs außer dem überall in Sardinien vorherrschenden Pistacia lentiscus und dem ebenso häufigen Asphodelus rhamnosus nichts mehr, als ein Heer von Zwergpalmen und zwar in solcher Menge, wie ich sie noch nirgends in Europa gesehen hatte. Seltsamer Weise scheint diese Pflanze in dem fast afrikanisch heißen Süden der Insel zu fehlen, während sie hier im Norden ein kleines Stück einer algierischen Wüstensteppe hinzaubert. Die Wurzel dieser Chamerops humilis, sardinisch Palmizzu oder Palmichiu genannt, erreicht hier eine solche Dicke, wie ich sie nie in Afrika fand. Eine Sitte, welche ich schon bei den Mauren von Algier beobachtet hatte, traf ich auch hier wieder, nämlich diejenige, diese Wurzeln zu essen. Daß sie gut schmecken, kann ich aus Erfahrung verneinen; ob sie viel Nahrungsstoff enthalten, möchte ich auch bezweifeln; aber sie scheinen sich trefflich dazu zu eignen, um den Hunger zu täuschen, und das hat seinen Werth in einem Hungerland wie Sardinien, wo die von Trockenheit und Heuschrecken schwer heimgesuchten Ackerbauer noch froh sind, daß sie überhaupt ein Gewächs besitzen, welches nichts kostet und doch äußerlich wie ein Lebensmittel behandelt werden kann, das heißt, daß man dabei ganz dieselben Gebärden entwickelt, wie wenn man etwas Eßbares genösse und sich einbildet, wirklich Nahrung dadurch zu erhalten. Ein wenig Nahrungsstoff mag nun ohnehin darinnen stecken und dieser, mit der Einbildung verbunden, scheint den Leuten hier zu genügen, welche sich diese Palmizzuwurzeln in wahrhaft erstaunlicher Menge zu Gemüth führen.

Alghero bietet ein rechtes Bild einer ruinenhaften altspanischen Festungsstadt. Die Worte Carl des Fünften, welcher bei seinem Anblick ausrief:

„buenito mi fé y muy bien asestado" (ein hübscher Ort, meiner Treu! und sehr gut befestigt), finden jetzt leider nicht mehr ihre Anwendung, denn hübsch ist der Ort keineswegs und die Festungswerke sind entweder Ruinen oder ganz zwecklos geworden. Der Vorschlag La Marmora's, die hiesige Festung wieder herzustellen, was bei der passenden Lage von Alghero keine Schwierigkeiten geboten haben würde, um doch in dem sonst festungslosen, jedem Feinde offenen Sardinien einen einzigen Zufluchtsort für Schatz und Archive zu besitzen, ist leider nie zur Ausführung gekommen und so hat der zerstörende Zahn der Zeit mit den altspanischen Fortificationen nach Belieben schalten können. Eine massive Festungsmauer, einige Bastionen, mehrere Thürme, die Citadelle, eine Anzahl fester Batterien sind theils aufrecht, theils als halbe, theils als ganze Ruinen vorhanden und mitten aus dieser Masse angehäufter Steinmassen erhebt sich das etwas eingeengte Städtchen, welches übrigens aller Merkwürdigkeiten ermangelt, wenn man nicht als solche ein mittelalterliches, freilich unscheinbares Haus ansehen will, in welchem der Kaiser Karl V. drei Tage lang wohnte und das sich in Folge dieses Besuchs der geheiligten Majestät Jahrhunderte lang des Asylrechts erfreut hat. Die Einwohner bilden allerdings insofern eine Merkwürdigkeit, als sie sich von allen Sardiniern, selbst von den Sassaresen, durch Sprache, Sitte und Ursprung unterscheiden. Sie stammen nämlich aus Catalonien und haben ihr vaterländisches Idiom ziemlich treu beibehalten.

Diese Stadt scheint überhaupt immer von Fremden bewohnt gewesen zu sein. Ihre Gründung verdankte sie einer genuesischen Colonie, welche das berühmte Geschlecht der Doria im J. 1102 hieher geführt hatte. Im Besitz dieser Familie blieb Alghero, bis es um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in die Hände der Könige von Aragonien fiel, und zu dieser Zeit muß auch die Einwanderung der Catalonier an Stelle der zum größten Theil vertriebenen Genueser stattgefunden haben. In Ermanglung historischer Ueberlieferungen schließe ich dieß aus dem Umstand, daß die Bürger sich schon im Jahre 1412 als so fanatische Feinde der sardinischen Unabhängigkeit und Freunde der Spanier erwiesen, daß sie das Andenken an die in jenem Jahre zurückgeschlagene Belagerung und ihren Sieg über die vom Viconte von Narbonne

geführten Anhänger der Unabhängigkeit zu ihrem höchsten Nationalfest erhoben, welches jährlich mit großem Pomp und durch Ausstellung satyrischer Embleme, welche die Feinde, d. h. die Sardinier zum Gegenstand hatten, gefeiert wurde. Ein Popanz von Stroh, als sardinischer Soldat gekleidet, pflegte bei diesem Fest verbrannt, und alle möglichen Schmähreden auf die Feinde Spaniens gehalten zu werden. Dieser Haß, welchen ihnen übrigens die Sardinier mit Wucher zurückgaben, hat nicht nur während der ganzen spanischen Herrschaft, sondern auch noch nach derselben fortgedauert. Namentlich mit den Sassaresen scheint eine fanatische Erbfehde, welche manches Blut und manche Thräne kostete, bestanden zu haben und ihre Spuren, wenn auch bedeutend abgeschwächt, sollen selbst jetzt noch nicht ganz verwischt sein.

Was mich nach Alghero gelockt hatte, war natürlich nicht das unbedeutende Städtchen selbst gewesen, sondern die in seiner Nähe gelegene berühmte Tropfsteingrotte des Neptun (Grotta di Nettuno), eines der schönsten Phänomene dieser Art und nach dem Urtheil der meisten Reisenden über die von Antiparos und Fingal zu stellen. Freilich mehr mit einer ungewissen Hoffnung, als mit fester Zuversicht, diese Grotte besuchen zu können, bestieg ich das kleine Boot, welches mich nach der anderthalb Meilen entfernten größten Naturmerkwürdigkeit Sardiniens führen sollte. Sehr ungewiß schien diese Hoffnung allerdings, denn eigentlich hält man die Grotte nur während der völligen Windstillen in den Hundstagen für zugänglich, da der Eingang nur vom Meere aus möglich ist und dieses hier von senkrechten Felswänden umragt wird. Außerdem können die Kähne auch nicht in die Grotte selbst einlaufen, wie zum Beispiel in die blaue Grotte von Capri, so daß der selbst beim schönsten Wetter Gelandete riskirt, nach ihrer Besichtigung sein Boot nicht mehr am Felsstrand zu finden, da ein plötzlicher Wind in diesen vom Mistral durchwühlten Gewässern zu den täglichen Ereignissen gehört. Man soll Beispiele gehabt haben, daß Leute acht, selbst vierzehn Tage lang durch die stürmische Meeresfluth in dieser Höhlung gefangen gehalten wurden. Deßhalb hielt der mich begleitende Pfarrer von Alghero auch meinen Plan, in die Grotte selbst eindringen zu wollen, für rein chimärisch; da er übrigens nichts gegen die Spazierfahrt auf dem Meere hatte, so war er gern erbötig, mich bis in die Nähe

ihres Eingangs zu begleiten, wo ich, wie er sagte, mich selbst von der Unausführbarkeit meines Vorhabens überzeugen würde.

Ich hatte zu diesem Ausflug die allerfrühesten Morgenstunden erwählt, aus Erfahrung wohlwissend, daß der Wind sich an dieser Küste um Mittag zu erheben und bald heftig zu entwickeln pflege. Es war fast noch dunkel, als wir ausfuhren und die Kühle machte sich lebhaft fühlbar, so daß der gute Pfarrer sich in einen von einem Fischer geliehenen Capuzenmantel verhüllte und einer ägyptischen Mumie vergleichbar, im tiefen Schiffsraum unbeweglich liegen blieb. Aber zum Glück zeigte sich das Meer ruhig, das Wetter windstill, ein Umstand, welcher freilich im Monat Mai, selbst an dieser unruhigen Küste, keine Seltenheit bildet, auf dessen längere Dauer man jedoch nie rechnen kann. Die sehr kleine Magdaleninsel rechts liegen lassend, steuerten wir durch die offene Bucht von Alghero und befanden uns nach anderthalbstündiger Fahrt in der Nähe der Vorgebirge, welche die secundäre Kalksteinmasse des diese Küste beherrschenden Monte Doglia als Ausläufer dem Meere zuzusenden scheint. Diese Vorgebirge bilden eine oder wenn man will zwei Halbinseln, denn ihre Masse wird fast in der Mitte durch einen tief in's Land sich erstreckenden Meeresarm unterbrochen. Seine Richtung geht direct von Süd nach Nord und er bildet so den sichersten Schutz gegen den größten Feind der hiesigen Schifffahrt, den gefürchteten Mistral, und den besten Naturhafen von ganz Sardinien. Seinen antiken Namen Portus Nymphaeus hat er jetzt mit dem bedeutungslosen Porto Conte vertauscht. Seltsam, daß keiner der Colonisatoren Sardiniens auf den Gedanken kam, hier eine Ansiedelung zu errichten, da wohl die Natur keinen Küstenpunkt der Insel so begünstigt hat, wie diesen. Von den beiden seinen Eingang beherrschenden Vorgebirgen, dem Cap Caccia und Cap Galera liegt das erstere westlich, zwischen ihm und dem offnen Meer und birgt gerade auf dieser ausgesetzten Stelle die so schwer zugängliche Grotte in seinem Schooß.

An letzterer waren wir endlich nach dreistündiger Ruderfahrt angelangt, denn die meinem Vorhaben so günstige Windstille erwieß sich natürlich keineswegs als eine Beförderin unsres Vorrückens. Glücklicherweise hatte die Windstille angehalten und trotz der Warnung meines Begleiters, welcher einen bal-

digen Sturm prophezeite, ließ ich mich doch an's Land setzen. Der Pfarrer stieg ebenfalls aus, nicht aber, um mich in die Grotte zu begleiten, sondern lediglich, um sich an deren Eingang aufzustellen und dort eine Art von Signalstation zu errichten, welche die tollkühnen Eindringlinge durch Schüsse warnen sollte, wenn der Moment zur Rückkehr geschlagen haben würde. Denn dieser Moment hing lediglich von Wind und Wellen ab.

Natürlich konnte ich nicht allein in die Grotte eindringen, sondern mußte außer einem Führer auch noch wenigstens 4 Fackelträger haben, da im Innern vollkommne Finsterniß herrscht. Auch mußte ein kleiner, sehr leichter Nachen von zwei Männern mit getragen werden, da ein Theil der Grotte unter Wasser steht. Doch dafür hatte ich gesorgt und so traten wir nun sechs Mann hoch, wovon zwei die kleine Barke trugen, jeder mit einer Fackel bewaffnet, in die Höhlung ein. Zuerst mußten wir über eine Art von Damm klettern, welcher jedoch kein zusammenhängender war, sondern nur aus zahllosen, neben einander emporragenden, kleinen Klippen bestand, zwischen denen das Wasser noch ziemliche Tiefe bot. Am Ende dieser Kletterparthie, langten wir in einer zwar schon sehr großen Höhlung an, welche jedoch nur gewissermaßen den Vorsaal der eigentlichen Grotte bildete. Hier herrschte vollkommne Finsterniß, welche unsre sechs Fackeln kaum zu durchdringen vermochten, so daß ich sehr bedauerte, nicht mehr mitgenommen zu haben. Aber durch dichtes Beisammenhalten unsrer Leuchten gelang es uns doch, auf einzelne Theile dieses Vorsaals etwas Licht zu werfen. Das Gewölbe zeigte eine außerordentliche Mannichfaltigkeit von Stalactiten, welche zwar meist in Form umgekehrter Zuckerhüte oder dünner Spitzpfeiler herniederhingen, aber nebenbei noch die wechselvollsten Gebilde darstellten. Der Boden des Vorsaals schien Anfangs ganz schwarz, als wir aber die Fackeln bis über die Mitte desselben vorhielten, entdeckten wir einen kleinen See, von Klippen erfüllt und von Säulen bekränzt. Diesen See mußten wir durchschiffen und mein Führer kannte die Landungsplätze desselben so gut, daß er sie im Dunkeln hätte finden können. Das Uebersetzen ging deßhalb recht gut von Statten, erwieß sich aber doch als höchst langweilig, da nur ein Mann auf einmal auf's andere Ufer geschafft werden konnte. So klein zeigte sich nämlich das Boot, ein größeres würde übrigens gar nicht zwischen den Klippen

durchgekonnt haben, daß es nur zwei Männer, den Fährmann und einen andern, auf einmal aufnehmen konnte. Ich war der Glückliche, welcher zuerst übergesetzt und am andern Ufer auf einem höchst abschüssigen Kalksteinfelsen in völliger Dunkelheit allein gelassen wurde. Da saß ich nun wie eine arme Seele am Styx und mußte mich sehr vorsehen, nicht in diesen Strom der Unterwelt hineinzustürzen, denn der Fels erwieß sich höchst naß und schlüpfrig.

Endlich hatte unser Charon die letzte Seele hinübergefahren und nun hieß es eine steile Felswand hinanklimmen, an deren oberem Ende wir in den eigentlichen, den schönsten und formenreichsten Stalactitensaal eintraten. Dieser Grottentheil mag eine Länge von 200 bei einer Breite von etwas über 100 Fuß besitzen. Auch hier stockfinstre Nacht, deßhalb galt es nun Reih' und Glied zu bilden und eng aneinanderhaltend die einzelnen Tropfsteingruppen eine nach der andern zu besuchen und durch die vereinte Macht unsrer sechs immer nur auf einen Punkt gerichteten Fackeln nothdürftig zu beleuchten. Auf diese Weise, wenn ich auch auf jeden Gesammtanblick der Grotte verzichten mußte, gelang es mir doch wenigstens, die einzelnen Tropfsteingebilde ziemlich deutlich zu gewahren. Diese Gebilde übertrafen an Mannichfaltigkeit noch bei Weitem diejenigen des Vorsaals. Hier konnte die Phantasie, je nach ihrem höheren oder niederen Fluge, beinahe Alles finden, was ihr nur im Reiche der Formen erdenklich schien. Wäre der Pfarrer mitgewesen, so hätte er gewiß die Pfeiler, Schiffe und durchbrochenen Bilderwerke einer gothischen Kirche entdeckt. Meine Einbildungskraft war im Augenblick auf das Alterthum gerichtet und so glaubte ich einen ägyptischen Tempel mit Lotossäulen, Sphynxen, Obelisken, Memnonsstatuen vor mir zu haben. Weniger hochfliegend schien die Phantasie meines Führers. Dieselbe beschränkte sich lediglich auf einen Theil des Pflanzenreiches und zwar nicht auf dessen schönsten, denn in diesem hätte er hier höchst poetische Vergleichungsbilder finden können; Palmen, tropische Riesenfarren, zarte Agavenstiele, Alles dieß ließ sich hier erblicken, aber seinen auserwählten Theil bildeten lediglich die Classen der Gemüsearten und zwar der beliebtesten eßbaren. Selbst unter diesen schien er sich auf einige wenige Gattungen zu beschränken, diese waren Blumenkohl und Spargel. Bei jeder rundlichen Tropfsteinbildung

rief er aus Cavoli fiori (Blumenkohl) bei jeder länglichen Sparagi (Spargel) und so prosaisch diese Vergleiche auch sein mochten, so mußte ich mir doch gestehen, daß sie nicht aller Richtigkeit entbehrten, denn diese beiden Gemüse finden sich nicht nur in dieser, sondern in allen Tropfsteinhöhlen ziemlich treu von der launischen Natur nachgebildet.

Während wir mit Anstellung dieser erhabenen oder dieser prosaischen Vergleiche beschäftigt waren, ertönte plötzlich der Signalschuß, welcher uns zurückrief. Es blieb mir freilich noch etwas zu sehen übrig, nämlich der Anfang der großen unermeßlich tiefen, bis jetzt noch unerforschten Höhle, welche an den eben erwähnten Saal anstößt. Ich ließ mich deßhalb schnell an den Rand des tiefen Abgrunds führen, welcher ihre Gränze bildet, vermochte aber das Dunkel nicht zu durchdringen. An dieser Stelle, so vermuthet La Marmora, ließe sich leicht ein Durchbruch nach einer andern ähnlichen Grotte, der von Sanct Erasmus, deren Eingang im Porto Conte liegt, bewerkstelligen. Wer jedoch die Millionen zu einer solchen Riesenarbeit hergeben soll, das sagt er nicht. Jedoch meines Weilens durfte an dieser interessanten Stätte leider nicht länger sein. Schnell eilte ich zum Pfarrer zurück, welchen ich das bereits bewegtere Meer mit sorgevollen Blicken musternd antraf. Indessen es blieb für dießmal bei dem Schreck und wir konnten uns ruhig und ungestört einschiffen. Kaum waren wir jedoch um das Cap Caccia, als sich ein heftiger Westwind erhob, der uns zwar tüchtig herumwarf, jedoch nun konnten wir seiner spotten, da wir unsern Zweck erreicht und die in Folge seiner Tücke so schwer zugängliche Grotte dennoch betreten hatten.

Nach Alghero und von da nach Sassari zurückgekehrt, benutzte ich die nächstfolgenden Tage zu Ausflügen nach den Dörfern Osilo, Ploaghe und Itiri. Da die Hauptmerkwürdigkeiten jener Gegenden, die alten, verlassenen Kirchen, jedoch schon in einem früheren Abschnitt Erwähnung fanden, so beschränke ich mich hier auf eine kurze Beschreibung desjenigen Sehenswerthen, um dessentwillen man gewöhnlich allein diese Ausflüge zu unternehmen pflegt, nämlich des Costüms der Bewohnerinnen. Diese drei Orte und vielleicht noch einige wenige andere, wie Sennori, bilden die letzten Zufluchtsstätten sardinischer Kleidungssitte im Norden und man pflegt zu ihnen, wie zu Nationalheiligthümern

zu wallfahrten, in welchen das ächt sardinische Element vor der Profanation der Mode bewahrt wird.

Namentlich Osilo, als der nächste Punkt von Sassari und zugleich als im Besitz der schönsten Frauentracht zieht allsonntäglich Schaaren von Städtern an und kein Fremder, welcher Zeit hat, verabsäumt, ihm einen Besuch abzustatten. Es bietet auch in der That einen reizenden Anblick, so viele junge, weibliche Gestalten, in die farbenreichste und geschmackvollste Tracht gekleidet, versammelt zu sehen, wie man es auf Osilo's Hauptplatz am Sonntag Nachmittag zu finden pflegt. Die Farben müssen freilich schreiend genannt werden, aber an diesen Umstand gewöhnt sich das Auge bald, ja es findet ihn zuletzt passend und natürlich bei einem Volke, welches in so vieler Beziehung an den Orient erinnert. Ein rother Unterrock, eine vorn offne Jacke von gleichem Stoff, wie dieser, ein hellblaues Mieder durch unzählige feine Silberfäden vorn geschlossen und um das Haupt in phantastischer, faltenreicher Drapirung ein sehr zarter Florschleier, das sind die Hauptmomente dieses malerischen Costüms.

Ganz anders erweist sich die Tracht der Schönen von Ploaghe, welches doch nur durch wenige Meilen von Osilo getrennt ist und gleichwohl im Costüm einem andern Lande anzugehören scheint. Das Originellste bei dieser Frauenkleidung bildet die Dreifarbigkeit des Rockes. Derselbe erscheint ausnahmslos unten hellblau, in der Mitte schwarz und oben scharlachroth. Mit diesem oberen Theil von gleicher Farbe zeigt sich die vorn weitausgeschnittene Jacke, deren geschlitzte Aermel das feine weiße Hemd bauschig hervorwallen lassen. Der Kopfputz zeichnet sich durch edle Einfachheit und Schönheit zugleich aus und besteht nur aus einem viereckigen Stück starken himmelblauen Stoffes, in dessen Mitte ein großes gelbes Kreuz aufgenäht erscheint, welches oben flach auf dem Haupt liegt und zu beiden Seiten, jedoch nicht die Brust verhüllend, wie der Florschleier von Osilo, herniedergleitet.

Noch weniger umhüllend zeigt sich der Schleier der Schönen von Itiri. Dieser bedeckt nicht einmal das Haar ganz, sondern erscheint nur am Hinterhaupt lose aufliegend und umwallt in durchsichtigen Falten Schulter und Rücken. Das Mieder erweist sich so stark ausgeschnitten, daß man auf der

Brust fast nur das weiße, in engen Falten dicht anliegende Hemd gewahrt. Jacke und Rock bieten auch hier die scharlachrothe Farbe dar, nur mäßigt deren Eintönigkeit ein kleines, rundgeschnittnes, weißes Schürzchen, welches grade so viel vom Rock bedeckt, um einen lieblichen Farbencontrast hervorzurufen.

Das mehr abgelegne Dorf Sennori zeigt im Costüm seiner Bewohnerinnen eine besondere Anhänglichkeit an das Alterthümliche. Ihre Tracht erscheint auch viel mehr vermummend, als die der drei ebenerwähnten Dörfer. Das Haupt umgiebt eine doppelte weiße Hülle, unter dem Kinn verschlungen und bis auf den Rand der Wangen, welche sie einzurahmen scheint, hinaufgezogen, und darüber liegt dann noch ein schweres Stück steifgestärkter Leinwand. Hier sah ich auch die kürzesten Röcke aller sardinischen Frauenkleidungen, welche etwas an La Marmora's Darstellungen aus dem ersten Drittheil unsres Jahrhunderts erinnerten. Gegen die Kürze des Rockes stach jedoch die verhältnißmäßige Länge der Schürze nicht eben vortheilhaft ab. Die Jacke erschien hier gleichfalls stark, jedoch allzueckig ausgeschnitten; ihre Aermel, der Länge nach aufgeschlitzt, geben den weißen Falten des bauschigen Hemdes freien Spielraum, welchen nur ein schmales Band an den Ellenbogen leichthin verkürzte. So zeichnete sich dieses Costüm mehr durch seine Alterthümlichkeit und sein Festhalten an dem volksthümlich Hergebrachten, als durch Eleganz aus, eine Eigenschaft, welche man dagegen den Trachten von Osilo, Ploaghe und Itiri entschieden zuerkennen muß.

In der Hoffnung, womöglich noch mehr Originelles und Alterthümliches, auch in den äußern Erscheinungen, zu finden, trat ich den Ausflug nach der so wenig besuchten Provinz Gallura an. Ihrer Hauptstadt Tempio wandten sich zunächst meine Schritte zu. Dieselbe erwieß sich jedoch gar nicht so leicht und schnell erreichbar, wie ich es nach der Karte zu schließen versucht sein konnte. Während in grader Linie der Weg von Osilo wenig über fünf Meilen betragen hätte, zwang mich der Mangel einer Fahrstraße zu einem sehr bedeutendem Umweg, auf welchem ich eine viermal längere Strecke durchlaufen sollte. Auf dieser mußte ich zuerst meine Schritte wieder bis Torralba rückwärts richten, dann mich gen Osten nach dem ganz modernen, sehr industriellen Städtchen Ozieri wenden, welches mehr als irgend ein andres in Sardinien das

Ansehen eines nagelneuen Fabrikorts trägt und deßhalb wohl nur Handlungsreisende oder Nationalökonomen aufhalten dürfte, endlich in einer tagelangen, beschwerlichen Fahrt über schlechte Wege und felsiges Erdreich, mitten durch die Gebirgsgruppe des Limbara, die Reise bis Tempio vollenden; eine Excursion, welche allein schon für den Hinweg von Sassari nach letzterem Ort zwei volle Tage in Anspruch nahm. Das Interessanteste, welches dieser Ausflug bot, waren nicht etwa die Bewohner der Gallura, die vielmehr am Meisten von allen Sardiniern europäisirt erscheinen und den niederen Volksclassen des festländischen Italiens durchaus gleichen, sondern die geologische Bildung dieser Gegenden, welche die eigentliche Granitgruppe von Sardinien ausmachen. Doch in dieser Beziehung kann ich wohl auf das dem Steinreich ausschließlich gewidmete Kapitel verweisen.

Am Fuße einer der ausgedehntesten und höchsten Granitmassen, des Limbara, liegt die erst vor Kurzem zum Rang einer Stadt erhobene große Ortschaft Tempio, der wichtigste Bevölkerungsmittelpunkt der Gallura. Wenn auch die Bewohner jetzt leider gänzlich jenem originellen Costüm entsagt haben, welches La Marmora hier noch vorfand, und folglich in ihren äußeren Erscheinungen durchaus nichts Merkwürdiges darbieten, so zeigt sich doch das Städtchen selbst durch die Bauart und das Material seiner Häuser als höchst beachtenswerth. Dieses Material bildet ausschließlich der Granit, das einzige Gestein, welches, mit Ausnahme einiger schwacher Kalksteinlagerungen an ihrer Gränze, die Provinz Gallura besitzt. Aber diese Kalksteinlager erweisen sich so entfernt und unzugänglich für die Tempieser, daß diese es vorziehen, ganz auf den aus ihnen zu gewinnenden Mörtel zu verzichten, und ihre Häuser ohne dieses Bindemittel, gleich den alten Nurhagen, ausschließlich aus Stein errichten. Da auf dem mörtellosen Granit kein Anstrich haftet, so bieten diese Gebäude das Ansehen ebenso vieler Felsenburgen, freilich nur im verkleinertem, oft sehr verkleinertem Maaßstab. Ihre Schwerfälligkeit wird noch erhöht durch die großen hölzernen Balcone, welche weit die Straße überragen und an vielen Stellen Licht und Luft ausschließen. Unter ihnen, selbst unter den Kirchen und öffentlichen Bauten konnte ich keines bemerken, welches sich irgendwie auszeichnete, das einzige Gefängniß vielleicht ausgenommen, welches in seiner

Massenhaftigkeit und granitnen Rauhheit einen beinahe schauerlichen Eindruck machte.

Die Sprache der Tempieser und des ganzen nördlichen Theils der Provinz Gallura bildet der corsikanische Dialect, dem von Sassari ziemlich ähnlich, jedoch ohne die dort angedeuteten Eigenthümlichkeiten in der Aussprache. Das Volk gilt für das klügste, fortgeschrittenste und industriellste von ganz Sardinien, man kann es jedoch kaum als ächt sardinisch bezeichnen, da sowohl Dialect, wie Sitten und Gewohnheiten sich als italienisch erweisen.

Unweit von Tempio erhebt sich der höchste Berg der Gallura, der 5000′ hohe Giugantinu, eine reine Granitmasse, deren Besteigung mir leider nicht gelingen sollte, da sowohl das schlechte Wetter als der Mangel an Führern sich meinem Vorhaben widersetzten, und so kehrte ich etwas unbefriedigt von diesem Ausflug nach Sassari zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Nordküste Sardiniens.

Endlich hatte ich mich genug in dem verhältnißmäßig weniger interessanten Norden der Insel umgesehen und dessen spärliche Merkwürdigkeiten bis auf den schmalen Küstenstrich erschöpft. Um diesen wenigstens einigermaßen, das heißt so gut als es sich von einem ihn in nächster Nähe umsegelnden Boot aus thun ließ, kennen zu lernen, und dann auch der Ostküste Sardiniens meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, schiffte ich mich am 11. Mai in Porto Torres auf dem kleinen Dampfboot Tortoli ein, welches allwöchentlich die Rundreise um das ganze Inselland zu machen pflegt und zwar nach einem solchen Fahrplan, daß es abwechselnd das eine Mal mit der Ostküste, das andere Mal mit dem Westen den Anfang macht. Günstig für meinen Reiseplan erwieß es sich, daß es dießmal das letztere gethan hatte, und daß ich folglich auf meiner Rückreise nach Cagliari die mir noch unbekannten Ufer des Nordens und Ostens

und nicht die gründlich durchreisten des Westens vor Augen haben sollte. Im Capitän des Tortoli begrüßte ich eine alte, das heißt vor drei Monaten gemachte Bekanntschaft, einen Freund des guten Canonicus Spano, und als solcher auch mir sehr wohlgesinnt und bedacht, meine Absichten auf den Besuch einzelner Küstenpunkte und die Besichtigung allenfalsiger Merkwürdigkeiten, so viel es in seiner Macht lag, zu unterstützen.

Der treffliche Capitän Sitzia bildete selbst eine Art von Merkwürdigkeit. Als ein intimer Freund seines Lieblingshelden, Garibaldi, hatte er feurigen Antheil an dessen kriegerischer Laufbahn genommen, und ihm nicht selten thatsächliche wichtige Dienste geleistet, auch manche harte Nuß aufgeknackt, wobei es ihm zuweilen recht schlecht gegangen war. So hatte er im Jahre 1860 dem Befreier Siciliens zu wiederholten Malen Truppen zugeführt, was ihm auch die ersten Male trefflich glückte; aber zum letzten wollte es sein Unstern, daß er von neapolitanischen Kreuzern aufgegriffen und als Gefangener nach Neapel gebracht werden sollte. Dort verbrachte er einige Monate in einem düsteren beinahe unterseeischen Kerker, aus welchem ihn erst die erlösende Hand seines Helden befreien sollte. Jetzt bildeten aber die Erinnerungen an jene überstandne, schauerliche Kerkerzeit seinen liebsten Gesprächsgegenstand und er schien unerschöpflich in der Ausmalung aller Einzelheiten dieses fürchterlichen Aufenthaltsortes, in der Schilderung seiner Peiniger und in den satyrischen Ausfällen auf die gefallene bourbonische Regierung. Besonders kurzweilig klangen die zahlreichen Anecdoten, zu denen er dort den Stoff gesammelt, und welche sämmtlich die bald tyrannisch drohende, bald ängstlich furchtsame Handlungsweise der neapolitanischen Beamten zum Vorwurf hatten. Dieser Mann schien in einer dreimonatlichen Gefangenschaft mehr erlebt zu haben, als zehn Andere in völliger Freiheit. Dabei besaß der gute Capitän durchaus nichts von jenem oft abstoßenden Fanatismus, welchen wir bei äußerst vorgeschrittenen Freiheitsmännern, namentlich auf dem italienischen Festland, nicht selten beobachten und der sie gegen alle Menschen, welche nicht ihrer eignen extremen Parthei angehören, hart und ungerecht erscheinen läßt. Er erwieß sich vielmehr als der geselligste, gutmüthigste, sogar höflichste Mann von der Welt, welcher den Fremden nicht erst nach seinem politischen Glaubensbekenntniß fragte, ehe er ihn den

Schatz seiner interessanten Mittheilungen eröffnete. Für mich besaß er nebenbei noch einen speciellen Werth dadurch, daß er nicht, wie alle andern Schiffscapitäne, mit denen ich bis jetzt gefahren, aus Genua, sondern ein ächter Sardinier war und stolz auf sein Vaterland, dessen Küsten er sich mit Recht rühmen konnte, besser zu kennen, als irgend ein Mensch in der Welt.

Im Gespräch mit diesem vortrefflichen Manne verfloß mir also auf höchst angenehme Weise derjenige Theil der Fahrt, welcher nicht durch Besichtigung der Küste ausschließlich in Anspruch genommen wurde. Eine geringe Ausdehnung besitzt freilich dieser nördliche Theil von Sardinien und wir sollten um so schneller sein Gestade hinter uns bringen, als wir ja nicht unsre Fahrt mit seinem äußersten Punkte, der Asinara, begannen. Diese Eselsinsel, welche sich im Alterthum des volltönenden Namens Insula Herculis erfreute, und, zwischen ihr und dem Festland, die kleine Flachinsel (Isola piana), von den Römern einst Diabates Insula genannt, erscheinen durch so schmale Meeresarme von der Nordwestspitze Sardiniens, dem Cap Falcone, dem antiken Promontorium Gorditanum getrennt, daß man sie auf den ersten Blick und ohne vorläufige Kenntniß der Karte nur für Ausläufer der Granitgebirge der Nurra halten würde. Sie bilden einen malerischen Abschluß für den Golf von Porto Torres, da namentlich auf der Eselsinsel sich die Granitmasse zu ansehnlichen Höhen gruppirt. Letzteres Eiland zählt trotz seines bedeutenden Umfanges von sechs deutschen Meilen, doch nur eine Einwohnerzahl von 350 Seelen, welche neben dem Fischfang und etwas Kleinviehzucht keine andere Erwerbsquelle besitzt, als die Verfertigung seltsamer kleiner Rohrstühlchen, aus dem sehr dicken massiven Schilfrohr ihrer sumpfigen Niederungen gemacht. Solche Stühlchen oder richtiger Schemel gleichen durchaus denen, welche man in Oberägypten und Nubien sieht und bilden vielleicht das primitivste Möbel, welches jetzt in irgend einem europäischen Lande verfertigt wird.

Von der Eselsinsel bis nach Castel Sardo erscheint die Küste flach und ohne hervorragendes Interesse. Erst bei letzterem Städtchen trat wieder das Gebirge unmittelbar an's Meer und zwar gehörte dessen Masse hier ausschließlich der Trachyt- und Porphyr-Gruppe an. La Marmora fand die Schichtung der einzelnen Bestandtheile dieser Gruppe am Festungsberge von Castel Sardo

so interessant, daß er von ihr einen kleinen geologischen Plan in Holzschnitt verfertigen ließ und da dieser durch seines Erben, Spano, Güte in meinem Besitz ist, so will ich ihn hier abdrucken lassen.

Der Buchstabe t bezeichnet die trachytische Unterlage, a einen trachytischen Argilolit, welcher allmählig in porphyrischen Trachyt (p) übergeht, während durch das Zeichen c der tertiäre Kalkstein angedeutet erscheint, welcher an diese Trachytgruppe angränzt. Das hier mit abgebildete alte Schloß, jetzt kaum mehr den Namen einer Festung verdienend, spielte von seiner Gründungszeit durch die Doria im Jahre 1102 bis zum Fall der letzten sardinischen Abkömmlinge dieses Geschlechts im Jahre 1448 unter dem Namen Castel Genovese eine wichtige Rolle. Der letzte Doria, welcher es besaß und zugleich der letzte unabhängige Fürst Sardiniens war, soll nur ein Bastard gewesen sein. Er scheint vollkommne Souverenitätsrechte ausgeübt zu haben, wie aus der Existenz einer von ihm geschlagenen Münze erhellt, welche Spano im vorigen Jahre entdeckt und in einem interessanten Schriftchen besprochen hat.

Wie man sieht, trägt die Münze auf einer Seite den Adler der Doria mit der Inschrift Nicolaus de Auria (die lateinische Form dieses Namens), auf der andern das auf allen altsardinischen Münzen abgebildete Kreuz, welches den mittleren Kreis in vier Felder theilt, in dessen erstem wir den Buchstaben

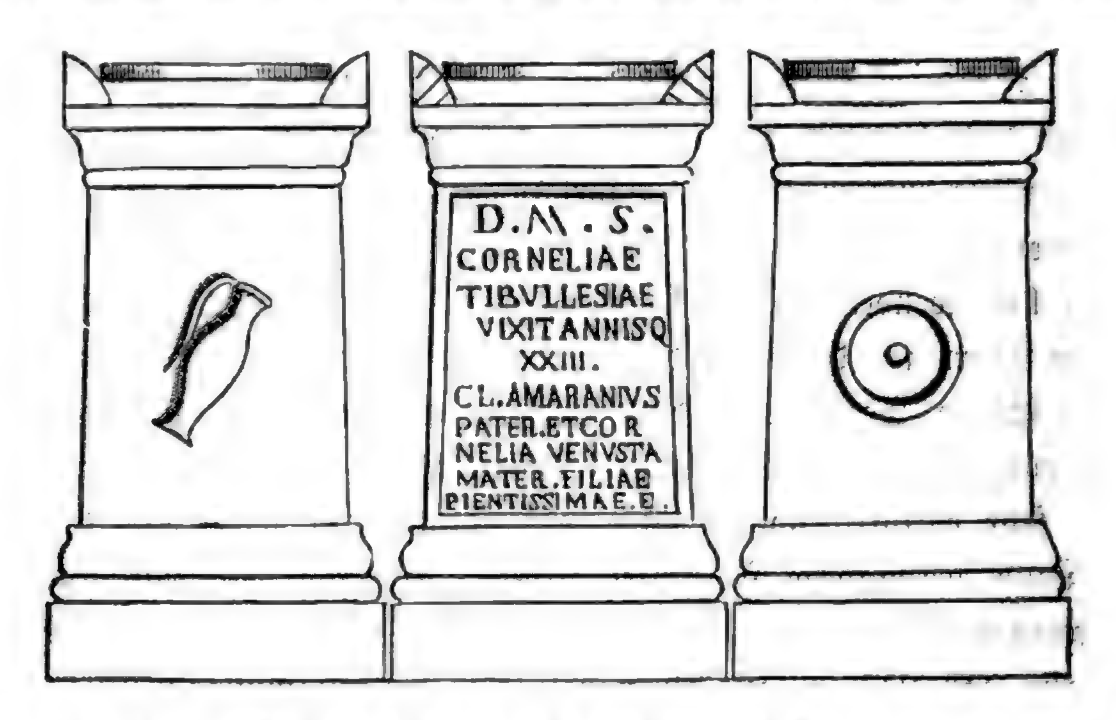
G, im vierten ein R sehen, während das zweite und dritte Sternchen tragen, und um dieses Kreuz herum dieselbe Inschrift, Nicolaus de Aur(ia). Dieser Nicolaus Doria hatte der Krone Aragonien die Vasallenschaft aufgesagt und dadurch wird der Umstand, daß er das Münzrecht ausübte, erklärt, ein in Sardinien ganz isolirtes Beispiel eines im Mittelalter von einem Andern, als dem Landesherrn, ausgeübten Münzregals, denn die letzten, welche außer den Königen auf der Insel Geld prägen ließen, waren die Reguli von Arborea, welche stets das Souveränitätsrecht genossen, da sie sich nie der spanischen Herrschaft unterworfen hatten. Aber sie verloren ihre Macht schon 40 Jahre vor dem Fall des Nicolaus Doria, so daß wir diesen also als den letzten unabhängigen Fürsten in Sardinien anzusehen haben. Die Aragonier verwandelten nach der Vertreibung des letzteren den Namen des Castells in „Castel Aragonese", welcher seinerseits wieder im 18. Jahrhundert durch den von „Castel Sardo" verdrängt werden sollte.

Von hier wendet sich die Küste bei der Mündung des Flusses Coghinas (des antiken Thermus) direct nordöstlich bis zu der etwa acht Meilen entfernten nördlichsten Spitze Sardiniens, dem heutigen Cap Testa, dem römischen Errebantium Promontorium. Der Name Testa, d. h. Kopf, erscheint für dieses Vorgebirge sehr entsprechend, da es eine rundliche, nur durch eine dünne Zunge mit dem Land verbundene Halbinsel bildet. Auf ihr hat La Marmora die Lage der antiken Stadt Tibula nachgewiesen, ein Beweis, welchen sowohl Ptolemäus Angabe, daß die Tibulatii den nördlichsten Volksstamm Sardiniens bildeten, als auch die zutreffenden Entfernungsangaben des Itinerars des Kaiser Antonin, und endlich der hier aufgefundene Grabstein einer Cornelia Tibullesia unterstützen.

Die Inschrift des auf der folgenden Seite abgebildeten Grabsteins sagt aus: Diis Manibus Sacrum, Corneliae Tibullesiae vixit annisq XXIII Amaranius pater et Cornelia venusta mater filiae pientissimae (statt piissimae)e. In einem hier aufgedeckten römischen Grabe fanden sich viele weibliche Ornamente, woraus La Marmora zu schließen glaubt, daß dieses die Gruft der Cornelia Tibullesia gewesen sei.

Mit diesem Punkte hatten wir die Meerenge von San Bonifacio erreicht, welche Sardinien von Corsika trennt. Die Küste des letzteren entsendet

in südlicher Richtung eine lange Kette von theils zusammenhängenden, theils isolirten Felsenklippen, welche genau aus demselben Material bestehen, wie die ihnen nahe Nordspitze der ersteren Insel. Was man auch immer über das Phantastische und folglich Verwerfliche der Ansicht, daß beide Inseln in einer früheren geologischen Epoche ungetrennt gewesen, gesagt haben mag, jedenfalls drängt sich diese Ansicht dem die Meerenge Beschiffenden wie von selbst auf und es erscheint ihm schwer, sich von der Unrichtigkeit derselben zu überzeugen. La Marmora, welchem wir als Geologen unstreitiges Verdienst zuerkennen müssen, ist jedoch von der ehemaligen Ungetrenntheit beider Inseln vollkommen



überzeugt und seine Beweise besitzen viel Einladendes, wenn er auch vielleicht darin irren dürfte, daß er die Trennung beider Länder in eine verhältnißmäßig späte Epoche verlegt. Die corsikanischen Ausläufer, wie sie im Süden sich an die Nordspitze Sardiniens fast anzuschließen scheinen, zeigen auch in südöstlicher Richtung eine Reihe von Klippen, Felsenriffen und Granitpfeilern, ja selbst zwei Eilande Cavallo und Lavezzi, welche in nur wenig fortgesetzter Linie die nordöstliche Inselgruppe Sardiniens, Maddalena, Caprera, Sparagi, Sta Maria, Razzoli und Budelli erreichen würde, so daß wir also auf beiden Enden der Meerenge stumme Zeugen der von La Marmora vertretenen Theorie besitzen.

Nach Umseglung des Cap Falcone, in dessen Nähe wir den kleinen Naturhafen Longo Sardo (Longones der Römer) zurückließen, wandte sich unsre Richtung südlich, mitten in den nach der heiligen Magdalena benannten Archipelagus, aus welchem die Inseln Dei Sparagi, Maddalena, Caprera, San Stefano und etwas nördlicher die Gruppe der antiken Cunicularíae Insulae d. h. der Kanincheninseln, deren drei größte jetzt Razzoli, Budelli und Santa Maria heißen, sowie unzählige kleinere Eilande, Klippen, Felsenriffe und Granitbänke hervorragten. Die heutzutage so prosaisch benannte Spargelinsel (Isola dei Sparagi), auf welcher natürlich nie Spargel gewachsen, führte im Alterthum als Nymphaea Insula einen viel schöneren Namen, und die unweit von ihr gelegene Maddalena die Benennung Ilva Insula. Erstere nördlich lassend, lenkten wir nun in den schmalen Meeresarm ein, welcher letztere von der Insel San Stefano trennt, und gingen bald in dem kleinen Hafen der Magdaleneninsel, Cala Cavetta genannt, vor Anker, wo der Tortoli einen halben Ruhetag machen sollte.

Die Magdaleneninsel bietet zwar kaum mehr Flächeninhalt, als das nahe von Garibaldi bewohnte Caprera, die Phintonis Insula der Alten, da sie aber einen Hafen besitzt und sich leidlich fruchtbar erweist, so bildet ihr Hauptort einen kleinen Bevölkerungsmittelpunkt, welcher etwa 3000 Seelen zählen dürfte und der denselben Namen, wie die Insel selbst, führt. Dieses Städtchen besteht aus soliden Häusern aus dem die ganze Inselgruppe bildenden Granit, welcher jedoch hier nicht, wie in Tempio, mörtellos verbunden erscheint, auch unter dem jährlich erneueten Gewande eines grellweißen Anstrichs seine rauhe Oberfläche versteckt. Der Granitfels selbst bildet auch den Straßenboden, welcher so der Natur ein festeres Pflaster verdankt, als ihm die Kunst zu verleihen im Stande wäre. Die Bevölkerung, aus allen italienischen Küstenländern zusammengewürfelt, redet theils den corsikanischen, theils den genuesischen Dialect und scheint sich mit Vorliebe dem Seedienst zu widmen. Aus ihr stammten viele der tüchtigsten Seemänner des sardinischen Staates, unter Andern nicht weniger, als fünf Admiräle. Dieser Umstand muß uns desto mehr auffallen, als die Bevölkerung sich immer sehr schwach zeigte und überhaupt einen sehr neuen Ursprung hat. Denn vor dem Jahre 1767, als Sardinien

zum ersten Mal von dieser Insel officiell Besitz nahm, war das herrenlose Eiland beinahe unbewohnt geblieben, ähnlich wie die Nachbarinsel Caprera bis zur Ansiedlung Garibaldi's.

Merkwürdiges besitzt Maddalena nur in einigen historischen Erinnerungszeichen, welche einen im Jahre 1793 von den Franzosen unternommenen, aber fruchtlos gebliebenen Angriff auf die Insel verewigen. Dieser Angriff wurde von keiner geringeren Persönlichkeit in zweiter Linie befehligt, als von dem damaligen Artillerieofficier Napoleon Bonaparte, dem späteren Arbitrium mundi. Seltsamerweise sollte er hier seine kriegerische Laufbahn mit einer Niederlage, welche freilich stets obscur blieb, beginnen, einer Niederlage, von welcher wohl kaum die Geschichte reden dürfte, welche aber die beredten Zeugen seiner Flucht, nämlich die von ihm in aller Eile zurückgelassenen Artilleriegegenstände und Instrumente bewahrheiten. Unter ersteren befindet sich eine noch jetzt in Maddalena bewahrte Kanone, unter letzteren ein großer hölzerner Quadrant, welchen er beim Zielen benutzte. Daß er letzteres sehr gut verstanden haben muß, verbürgt die Tradition des Volkes, welche noch jetzt viele der in den damals bewohntesten Vierteln gelegene Stellen angiebt, wohin seine mörderischen Explosionskugeln drangen. Von diesen Kugeln kann man noch mehrere in Maddalena bewahrt sehen, eine sogar auf dem Gipfel eines pyramidenförmigen Denkmals, welches die Niederlage des größten Feldherrn der Welt vor dem kleinen und schwachen Maddalena-Städtchen verewigt. Damals bildete nämlich dasselbe noch eine Festung, freilich wohl nur vierten Ranges. Jetzt hat man jedoch die Fortificationen nicht nur gänzlich aufgegeben, sondern auch um Spottpreise verkauft, so daß zum Beispiel ein ganzer Festungsthurm für 300 Franken erstanden wurde.

In so geringer Entfernung von dem Wohnort des modernen Cincinnatus, der von Maddalena nur durch einen schmalen Meeresarm getrennten Ziegeninsel, konnte ich natürlich der Versuchung nicht widerstehen, die Wohnung des Mannes zu sehen, dessen Name seit Jahren die Zeitungen der ganzen Welt füllt. Der gute Capitän Sitzia, welcher selbst seinem Lieblingshelden einen Besuch abstatten wollte, bot mir hiezu durch sein Anerbieten, mich mitzunehmen, die beste Gelegenheit. Wir schifften uns also auf der leichten Ruderbarke des

Tortoli ein, welche uns an der sehr kleinen Garteninsel (Isola dei Giardini) vorbei und in halbstündiger Fahrt nach dem Granitfels von Caprera trug. Diese antike Phintonis Insula, welche nicht weniger als fünfthalb deutsche Meilen im Umkreis mißt, besaß vor Garibaldi's Ansiedelung im Jahre 1854 weder eine bleibende Bevölkerung, noch Ackerbau oder Weinzucht. Ein Engländer, Namens Colens, dessen Wittwe, eine sehr originelle und, wie man mir sagte, etwas verrückte Dame, noch jetzt ein einsames Haus auf der Magdaleninsel bewohnt, hatte freilich schon vor Garibaldi einen Theil der Insel angekauft, seine Ausbeutung jedoch auf Viehzucht beschränkt. Der Engländer erlag bald dem keineswegs gesunden Klima dieser Inseln und seine Wittwe theilt jetzt den Besitz von Caprera mit dem berühmten Manne, denn außer diesen beiden giebt es hier keine Grundeigenthümer. Etwas Ackerbau, einige Weinberge, Gemüsepflanzungen, welche Garibaldi hier anlegte, und sein ziemlich zahlreicher Viehstand sollen genügen, um ihn, sowie seine Familie und die bei ihm wohnenden zwanzig bis dreißig seiner Anhänger zu erhalten, ein Umstand, gegen welchen ich einige bescheidene Zweifel wage. Denn einmal gestattet der Regenmangel hier nicht alljährlich eine gute Aerndte und dann sind die Tischgenossen so zahlreich, daß ich wirklich schwer begreife, wie man sie alle aus den sehr mageren Producten des unfruchtbaren Caprera selbst in guten Jahren ernähren kann.

Nachdem wir diese Pflanzungen besichtigt, auch auf ein kleines Heer von halbwilden Ziegen gestoßen waren, welche alle von einigen wenigen dieser sich so schnell vermehrenden Thiere abstammen, die Garibaldi in der ersten Zeit seiner Ankunft frei ließ, und die nun seinen Freunden das Vergnügen der Jagd und seinem Tische Wildpret gewähren, langten wir bei dem Wohnhause des Generals an. Es scheint im Styl südamerikanischer Plantagenbauten angelegt, besitzt nur ein Erdgeschoß und kann meiner Schätzung nach höchstens 10—12 Zimmer enthalten. Ich hatte so Mannichfaches von einem zweiten und zwar eisernen Hause gehört, welches ihm einige Verehrer aus England geschickt haben sollten, und so viel pomphafte Beschreibungen desselben vernommen, daß ich natürlich vor Begierde brannte, auch dieses in Augenschein zu nehmen. Die berühmte Casa di ferro (eisernes Haus) erwieß sich jedoch bei

Besichtigung als ein keineswegs geräumiger Pavillon von der Größe einer Gartenlaube, und wenn die Engländer wirklich wähnten, Garibaldi würde sie zur Wohnung erwählen, so müssen sie sein Einsiedlerleben doch ein wenig zu buchstäblich aufgefaßt haben, denn es bot nicht mehr Raum als eine Mönchszelle.

Mein Begleiter ging einen Augenblick in's Haus, um seinem Freunde die Hand zu drücken, erschien jedoch bald wieder, da er voller Rücksicht für Garibaldi's Abneigung gegen lange Besuche war. Er hatte mir angeboten, mich dem General vorzustellen, aber, so groß meine Neugier auch sein mochte, so wußte ich sie doch im Zaum zu halten. Was für einen Werth konnte mein Besuch für Garibaldi haben? Durchaus keinen. Der arme Mann muß ohnehin die Berühmtheit theuer genug bezahlen, denn nicht immer kann er sich das Heer der Zudringlichen, welches sogar seinen Weg nach dem einsamen Caprera findet, vom Leibe halten. So blieb ich fest entschlossen, ihm wenigstens einen langweiligen Fremdenbesuch zu ersparen. Uebrigens hatte ihn Sitzia auch krank und von seinem gewohnten Rheumatismus, jener in Sardinien so sehr verbreiteten und oft sehr bösartigen Krankheitsform, schwer geplagt, im Bett angetroffen. Dennoch versicherte mir der Capitän, daß der selbst gegen die wildfremdesten Besucher zuvorkommende Mann, mich gewiß empfangen haben würde. Hätte er doch neulich sogar eine schreckliche Engländerin, eine fanatische Methodistin, vorgelassen, welche eigens nach Caprera gekommen war, um, wie sie sagte, „Garibaldi's Seele zu retten". Letzteres sollte durch einige Dutzend von Tractätlein bewerkstelligt werden, von denen sie ihm eines sogar vorlas; und der gutmüthige Mann hatte die Geduld, sie anzuhören, und die Gefälligkeit, sie noch nach Kräften gut zu bewirthen. Zum Dank dafür ließ sie ihm einige hundert Bibeln zurück, um sie, wie sich die Dame ausdrückte, „unter die umnachteten Bewohner von Caprera zu vertheilen." Da aber letztere lediglich aus verwilderten Ziegen bestehen, so konnten leider durch das Geschenk der Engländerin bis jetzt noch keine Seelen gerettet werden. Nebenbei soll der so wenig mißtrauische Mann nicht selten das Opfer von Schwindlern werden, welche sich für seine wärmsten Anhänger ausgeben, ihn unter irgend einem Vorwand Geld ablocken und dann spurlos verschwinden.

Nach der Magdaleninsel zurückgekehrt, fanden wir den Tortoli schon zur Abreise bereit und sein mit mir an Bord gekommener Capitän ertheilte bald das Signal zur Fortsetzung des Periplus, welcher ihn in südlicher Richtung, der Ostküste Sardiniens entlang, nach Cagliari zurückführen sollte.

Neunzehntes Kapitel.

Ostküste Sardiniens.

Sardinien bietet die Eigenthümlichkeit, daß grade derjenige Theil desselben, welcher dem Mutterlande Italien am Nächsten und ihm unmittelbar gegenüber liegt, am Wenigsten Berührungen mit demselben besitzt, und sich als die am Schwächsten bevölkerte und am Schlechtesten cultivirte, mit einem Wort als die uncivilisirteste Küstenstrecke erweist. Dieß steht in offenbarem Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung, wonach fast auf allen Inseln die dem Mutterland zugewandten Küsten sich in der Cultur am Meisten fortgeschritten zeigen, eine Erfahrung, welche wir vielleicht am Auffallendsten auf Sicilien bestätigt finden, dessen Südküste im Alterthum, als man noch Griechenland als ihr Mutterland ansehen konnte, blühende Städte und eine zahlreiche Bevölkerung besaß, deren Cultur aber in Verfall zu gerathen anfing, so wie die Beziehungen zu Italien inniger zu werden begannen, während die Nord- und Ostküsten emporblühten. In Sardinien aber scheinen sich natürliche Gründe stets einem Aufschwung der Italien zunächst gelegenen Küste, der Ostküste, widersetzt zu haben.

Qua videt Italiam saxoso torrida dorso
Exercet scopulis late freta.

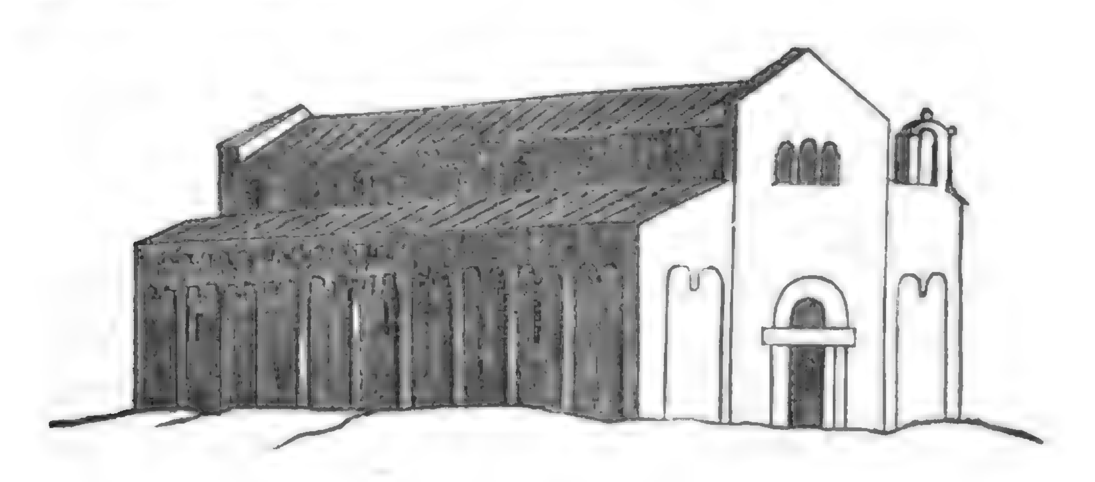
In diesen Versen des römischen Dichters Silius Italicus finden wir jene Gründe hinlänglich angedeutet, nämlich die rauhe Felsennatur des Landes und die klippenreiche Unnahbarkeit seiner Küste im Osten. Auf dieser ganzen Ostküste treffen wir nur einen einzigen guten Naturhafen, den Golf der

Orangen (Golfo degli Aranci), welcher jedoch unbenutzt feiert, und nur zwei wirklich im Gebrauch stehende Landungsplätze, Terranuova und Tortoli, deren Häfen aber sehr viel zu wünschen übrig lassen. Auf dieser ganzen, zwei Breitengrade an Ausdehnung besitzenden Küste finden wir nur drei bewohnte Orte in der Nähe des Meeres, und im Innern nicht mehr als sechs oder sieben, und unter diesen nicht einmal ein Städtchen, sondern nur Dörfer mit höchst schwacher Bevölkerung.

Das erste derselben, welches wir antreffen sollten, war Terranuova, dessen Hafen wir nach vierstündiger Fahrt von der Magdaleneninsel aus erreichten, nachdem wir die Golfe von Arsachena und Congianus und in letzterem die Inseln Mortorio und Soffi hinter uns gelassen hatten. Nördlich von dem zuletzt genannten Golf umsegelten wir beim Cap Libano (dem Arcti Promontorium der Alten) die sogenannte Bärenspitze (Capo del' Orso) welche ihrem Namen dadurch entspricht, daß hier eine seltsame Laune der Natur, durch tausendjährige Verwitterung des Gesteins, dem das Uferwasser überragenden Granitfels die Gestalt eines sitzenden Bären verliehen hat. Das Cap Figari (das Colymbarium Promontorium der Römer bildet die nördliche Gränze des antiken Olbianus Portus, welchen man heutzutage in seinem nördlichen Theil den Orangengolf, in seinem südlichen den Golf von Terranuova nennt. Ersterer besitzt ein sicheres, vor allen Stürmen geschütztes Uferwasser von beträchtlicher Tiefe und würde sich trefflich zu einem großartigen Handels- oder Kriegshafen eignen. Leider sind seine Ufer ganz unbewohnt, da La Marmora's Vorschlag, hier einen Bevölkerungsmittelpunkt zu gründen, nie zur Ausführung gekommen ist. Wohl war es nicht immer so, und die Vermuthung des genannten Reisenden, daß hier und nicht bei Terranuova (dem antiken Olbia) selbst, der alte Römerhafen gelegen habe, welchem jene Stadt ihre Blüthe verdankte, eine Vermuthung, die auch durch die Breitenangabe des Ptolemäus, nach welchem der Hafen von Olbia 15 Minuten nördlich von der Stadt lag, bestärkt wird, muß jedem Kenner dieser Küste sehr einladend erscheinen. Unzweifelhaft dürfte freilich die Identität des heutigen Terranuova mit jener antiken Stadt sein, aber der Hafen des modernen Dorfes bietet keineswegs die Vortheile eines selbst nur mittelmäßigen Landungsplatzes, geschweige denn eines

so trefflichen Naturhafens, wie des Golfes der Orangen. Er liegt östlich von dem Golf gleichen Namens, auf drei Seiten vom Lande eingeschlossen, und gewährt so allerdings Sicherheit vor Stürmen, aber die Schiffe riskiren, in ihm selbst Schiffbruch zu leiden oder stecken zu bleiben, da eine Unzahl von Granitklippen sich hier aus dem Uferwasser erhebt und die Versandung schon seit Jahrtausenden riesige Fortschritte gemacht hat. Auch möchte es einem größeren Boote, wie dem Tortoli, wohl schwerlich gelingen, in ihm einzulaufen. Diesem aber glückte die Einfahrt, Dank seiner Kleinheit und der genauen Kenntniß, welche sein Capitän von allen Untugenden des Hafens von Terranuova besaß.

Da der Tortoli sich bei diesem Dorfe sechs Stunden aufhalten sollte, so besaß ich hinreichende Muße, dessen allenfalsige Merkwürdigkeiten aufzusuchen. Ich fand deren jedoch nur eine, nämlich die uralte, im elften Jahrhundert restaurirte oder vielleicht, jedoch mit Beibehaltung des ältesten Plans, neugebaute Kirche des heiligen Simplicius, eines hier hingerichteten Märthyrers. Wie man aus der mitgetheilten Abbildung ersieht, entspricht ihr Aeußeres ganz dem Styl der christlichen Basiliken und auch ihr Inneres bietet diesen ehrwürdigen Typus noch unverfälscht dar.



Olbia oder Ulbia, wie es das Itinerarium Antonini Augusti nennt, scheint sich schon im höchsten Alterthum einer gewissen Blüthe erfreut zu haben. Sein Ursprung wird dem fabelhaften Iolaus zugeschrieben, und von Pausanias und diesem nachbetend von einigen modernen Autoren auf eine griechische Co=

lonie zurückgeführt, von deren Existenz der im 15. Jahrhundert hier gemachte Fund griechischer Münzen Zeugniß ablegen soll. Allerdings scheint hier Jolaus, welcher von Vielen fälschlich für einen aus Griechenland stammenden, sardinischen Nationalheros gehalten wird, sich einer gewissen Verehrung erfreut zu haben, denn an dieser Stelle wurde jene oben (im 4. Kapitel) abgebildete Statuette dieser fabelhaften Persönlichkeit gefunden. La Marmora, welcher jene Ansicht theilt, ist naiv genug, zu behaupten, daß sogar die Karthager den sardinischen Nationalheros als Gottheit adoptirt, also den Cultus des Jolaus von diesem Inselvolke entlehnt hätten, da nach Polybius (VII, 9) Hannibal den Jolaus als Zeugen in seinem Vertrag mit Philipp von Macedonien anrief. Nun hat aber Movers in seinem trefflichen Werk über die Phönicier deutlich bewiesen, daß Jolaus oder Jolau (identisch mit Juba oder Jubal) nichts Anders, als der Name eines uralten phönicischen Gottes war. Dadurch fällt jede Bedeutung der auf diesen Namen gegründeten Ansicht einer griechischen Abstammung der Bewohner von Olbia von selbst und die viel wahrscheinlichere eines phönicischen Ursprungs tritt in ihr volles Recht ein. Die merkwürdige Thatsache, welche uns Justinus und Orosius aus der ältesten Geschichte dieser Stadt mittheilen, daß nämlich die Suffeten von Olbia als Gesandtschaft an Alexander den Großen geschickt wurden, deutet auch wieder unwiderlegbar auf einen phönicischen oder karthagischen Ursprung; denn den Titel Suffeten, (d. h. שפטים, Richter) führten die höchsten Magistrate nur in den Colonieen der erwähnten Völker. Der andere Umstand freilich, daß jene Gesandschaft die Hülfe Alexanders gegen Karthago anrufen sollte, scheint auf ein gestörtes Verhältniß zwischen der Colonie und der Hauptstadt zu deuten, aber nichts berechtigt uns dazu, daraus auf eine verschiedene Abstammung zu schließen. Die andere Stadt, deren Gesandte sich denjenigen von Olbia anschlossen, war Ogrylle oder Agrilla, dessen Spuren man in neuerer Zeit in dem Dörfchen Osidda, unweit des oberen Laufes des Flusses Tirso, gefunden haben will. Auch dieses läßt Pausanias von der fabelhaften Colonie der Phocäer und der Thespier, welche Jolaus anführte, und deren zweites Oberhaupt Agylaus dem Orte den Namen gegeben haben soll, gegründet sein. Aber Pausanias lebte in so später Zeit und zeigt überhaupt so große Vorliebe für

fabelhafte Traditionen, daß wir es wohl wagen dürfen, ihn hierin nicht als Autorität anzusehen. Außerdem scheint mir auch die Auslegung des Namens von Ogrylle deutlich auf einen phönicischen Ursprung hinzuweisen. Garal (גרל) bedeutet in dieser Sprache „Rauhigkeit des Bodens“, eine Bezeichnung, welche für die steinige Granitgegend, in der Osidda liegt, nicht natürlicher gewählt werden konnte, so daß wir also keineswegs genöthigt sind, in dieser Namensableitung unsre Zuflucht zu dem fabelhaften Agylaus zu nehmen. Schwieriger dürfte die phönicische Etymologie des Namens Olbia erscheinen; dennoch halte ich auch diesen für solchen Ursprungs und bin versucht, ihn von El Bi (אל-בי) d. h. Deus rogationis, Gott der Anrufung, abzuleiten. Unter diesem „Gott der Anrufung“ dürften wir möglicherweise die uralt phönicische Gottheit Iolau verstehen, deren Verehrung an hiesiger Stelle durch die obenerwähnte Statuette verbürgt scheint. Wahrscheinlich, daß die Fabel des Iolaus, als eines sardinischen Städtegründers und Nationalheros, in späterer Zeit, als die Bedeutung der meisten phönicischen Gottheiten in Vergessenheit gerathen war, sich aus dem Bedürfniß bildete, die Verehrung dieses räthselhaft gewordenen Götternamens zu erklären.

Olbia scheint eine der ersten sardinischen Städte gewesen zu sein, welche in die Gewalt der Römer geriethen, in der es auch, von ihrem hier unter L. Cornelius Scipio im J. 254 v. Chr. G. über den karthagischen Admiral Hanno erfochtenen Seesieg an, ununterbrochen blieb. Im Jahre 57 v. Chr. G. bildete es den Wohnort des Bruders Cicero's, welcher diesen vor dem mörderischen Klima dieses Orts in den bereits oben erwähnten Worten warnt. Die Zerstörung des römischen Olbia verlegt La Marmora zwischen die Jahre 427 und 468 nach Chr. G. und schreibt dieselbe den Vandalen zu. Wie dem auch sein mag, die Thatsache ist, daß der Name Olbia nach dem Anfang des 5. Jahrhunderts verschwindet und später an derselben Stelle eine andere Stadt, Namens Fausania, genannt wird, von welcher im J. 594 ein Bischof in der Kirchengeschichte vorkommt. Dieser Name wird seinerseits im J. 778 zum letzten Mal angeführt, und später erscheint in dieser Gegend ein anderer, nämlich Civita, von welchem es jedoch nicht erhellt, ob er eine Stadt, oder die ganze Gegend bezeichnet habe, wie letzteres Martini behauptet. Unter der Be-

zeichnung Terranuova kommt der Ort zum ersten Mal im J. 1023 vor und zwar als Residenz des ersten von Pisa ernannten Judex oder Regulus von Gallura, Manfred. Dessen Nachfolger, der Pisaner Baldus, scheint gleichfalls hier residirt zu haben, bis er im J. 1054 vom König Baruson oder Paraso vertrieben und das Judicat wieder einem Sardinier verliehen wurde. Ob aber die Judices einheimischen Ursprungs vor und nach der pisanischen Usurpation gleichfalls hier ihren Sitz hatten, ist eine ungelöste Frage. Im 13. Jahrhundert gelangte jedoch eine pisanische Familie, die der Visconti, durch Heirath in den Besitz dieses Judicats und von dieser wird ein Mitglied, Ugolino oder Nino Visconti, gleichfalls als in Terranuova residirend angeführt. Dieser Nino, der von 1277—1300 regierte, ist derselbe, dessen Dante gedenkt und den er sich freut, nicht unter den Verdammten zu sehen (Purgat. Canto VIII)

Giudice Nin gentil quanto mi piacque
Quando te vidi non esser tra rei.

Er war auch der letzte Judex der Gallura, da Marco Visconti von Mailand, der Gemahl seiner einzigen Tochter und Erbin, Johanna, nicht vermochte, seine Rechte den Genuesern, Pisanern und vielen kleinen Lehnsherren gegenüber zu vertheidigen, welche sich in die Gallura theilten, bis sie zu Ende des 14. Jahrhunderts in die Hände Aragoniens fallen sollte.

Das heutige Dorf Terranuova besitzt nur eine sehr schwache Einwohnerzahl und durchaus nichts Anlockendes für etwaige fremde Ansiedler, da es einer der berüchtigsten Fieberorte des fieberreichen Sardiniens und die Warnung Cicero's vor der hiesigen bösen Luft noch heute anwendbar ist. La Marmora behauptet sogar, daß die Ungesundheit der Gegend sich seit Cicero's Zeit noch gesteigert habe. Jedenfalls waren die Beschreibungen, welche mir Nichtsardinier, die ihr Unstern als Beamte hier zu wohnen zwang, von dem Klima Terranuova's machten, so schauerlich, daß ich fast selbst einen Schreck bekam, ich könne die böse Luft während der wenigen Stunden meines Aufenthalts in meine Poren aufgenommen haben. Ich begrüßte deßhalb auch mit Freuden den Augenblick der Abreise und war schon lange, ehe er schlug, auf dem Verdeck des Tortoli zurück, wo mich der gute Capitän Sitzia über die Zweckmäßigkeit unterhielt, wenn in Terranuova ein Depositum für bourbonische Ex-Officiere

und Ex=Beamte gegründet würde, da es doch kaum ein schlimmeres Klima gebe, als dieses. Dieser treffliche Mann gab nun das Signal zur Weiterfahrt und bald kamen wir in Sicht der nur dritthalb deutsche Meilen von Terranuova südlich gelegenen Insel Tavolara, der Hermaea Insula der Alten. Hier erfuhr ich zu meinem Staunen, daß Tavolara noch vor Kurzem einen eignen König besessen habe und daß dieser sogar von Carl Albert auf seiner letzten Reise in Sardinien besucht und mit dem königlichen Namen begrüßt worden wäre. Ein Bischen Ironie mag wohl auch bei solcher Begrüßung im Spiel gewesen sein, aber der „König von Tavolara“ ließ sich dieselbe von seinem Oberlehnsherrn gutmüthig gefallen und bot ihm sogar seine Dienste als Führer zur Jagd an. Dieser „König von Tavolara“, ein gewisser Giuseppino aus Maddalena, welcher seine Heimath wegen einiger kleinen Schwierigkeiten, die er, als in offenkundiger Bigamie lebend, mit der Justiz gehabt, verlassen hatte, war zu Anfang dieses Jahrhunderts nach dem damals ganz unbewohnten Tavolara gekommen, von dem er Besitz nahm und hier die eine seiner Gattinnen installirte, während er die andere nach der nördlich von Maddalena gelegenen Marieninsel brachte. Er selbst hielt sich abwechselnd auf beiden Inseln auf, welche außer ihm keinen Grundeigenthümer besaßen. Da aber das vierthalb deutsche Meilen im Umfang zählende Tavolara ungleich bedeutender als die Marieninsel war, so erhielt er nach jenem seinen Königstitel, welcher Anfangs ihm nur als Spottname beigelegt, später aber von ihm selbst allen Ernstes adoptirt wurde. Es mag in der That vielleicht im homerischen oder im biblischen Alterthum Könige gegeben haben, welche weniger Land besaßen, als Giuseppino. Dieser wurde bald in seiner Art ein reicher Mann und jetzt gehört die ganze Insel seinen Kindern, welche höchst wohlhabende Leute sind.

Die Insel Tavolara besteht aus einer einzigen großen Kalksteinmasse der Kreideperiode, deren bedeutendster Gipfel einige 1400′ Höhe messen mag. Außer den Kindern des „Königs von Tavolara“ wohnt hier kein menschliches Wesen. Auf den Bergen treibt sich eine Heerde verwilderter Ziegen umher, welche von Vielen für wirklich wilde gehalten worden sind, dieß jedoch nach La Marmora nicht sein sollen. Die Ziegen verwildern zwar sehr schnell, wie wir dieß unter Anderm auch an den von Garibaldi erst vor 14 Jahren auf Caprera freige=

lassenen gesehen haben, aber die Verwilderung derjenigen von Tavolara muß doch ungleich älteren Datums sein, da sie Zeit hatte, sogar die äußere Gestalt dieser Thiere in einigen Einzelheiten zu modificiren, was bekanntlich nicht das Werk einer Generation zu sein pflegt. Diese Einzelheiten sind die längere Form der Hörner, die leichtere sehnigere Gestalt, und die eigenthümliche goldglänzende Farbe ihrer Zähne, welche der Franzose Valery bis zu einem vergoldeten Schnurrbart hyperbolisirt und welche La Marmora mit vieler Wahrscheinlichkeit dem Einfluß ihrer Weidekräuter zuschreibt. Die Jagd auf dieselben bietet große Schwierigkeiten, ebensowohl wegen ihrer mit der Gemse wetteifernden Geschwindigkeit, als wegen der Unzugänglichkeit der Berge.

Im Süden der Insel Tavolara kamen wir an einer andern vorbei, welche, jetzt Molara genannt, im Alterthum Bucciana hieß und zwar, wie Einige behaupten, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Muschel. Die Küste, welche sich nun in beinahe direct südlicher Linie hinzog, bot einen wilden, jedoch malerischen Anblick. Die nahe Kalksteinmasse des Monte Alvu schien nur eine Wiederholung des zackigen Berges von Tavolara. Die Granitgruppe des die Küste von fern beherrschenden Monte nieddu, d. h. des schwarzen Berges zeigte sich bedeckt von einem Wald stämmiger Eichen, in welchem man leider schon vielfach gelichtete Stellen entdeckte. Die Axt der speculirenden Domänenpächter hat nämlich dem sardinischen Wälderreichthum in neuester Zeit übel mitgespielt und dürfte ihn, wenn sie nach dem begonnenen Maßstabe fortfährt, wohl in wenigen Decennien gänzlich vernichtet haben. Durch die Anzahl seiner bewaldeten Höhen war auch noch vor wenigen Jahren das Ufer des Golfes von Orosei oder Dorgali, in welchen wir nun einfuhren, berühmt, jetzt aber erscheinen auch hier mehr kahle, als belaubte Bergeshäupter. Von den beiden Dörfern, nach welchen dieser Golf abwechslungsweise benannt wird, liegt das eine dicht an der Meeresküste, das andere etwa eine Meile im Innern. Orosei besitzt eine gewisse Wichtigkeit als östlicher Ausgangspunkt der die Insel quer durchschneidenden Landstraße, welche über Nuoro und Macomer nach Bosa führt. Der Fluß, welcher hier in's Meer mündet, hat seinen antiken Namen Cedrus in der neueren Form Cedrino beinahe unverändert erhalten. Als Landungsplatz bietet Orosei durchaus keine Sicherheit und so dürfte seinem Handel auch

in Zukunft keine große Blüthe bevorstehen. Jetzt ist es übrigens ein ansehnliches Dorf, ausschließlich von Hirten und Ackerbauern bewohnt. Das etwa drei Meilen südlich gelegene Dorgali soll vortrefflich gebaut sein und eine thätige Bevölkerung besitzen; es ist vielleicht das bedeutendste Dorf an der Ostküste, was allerdings nicht viel heißen will.

Die südlichste Gränze des Golfes von Orosei oder Dorgali bildet der sogenannte heilige Berg (Monte Santo) schon der dritte dieses Namens, welchen ich in Sardinien antraf. Sein unterer Theil besteht aus Granit, sein oberer aus einem ähnlichen Kalkstein der Kreideformation, wie die Insel Tavolara. An seinem südlichen Abhang liegt das große Dorf Baunei, das nördlichste der Landschaft Ogliastra, welche sich längs der Küste hinzieht, während im Innern die schon vielfach erwähnte Barbagia an sie angränzt. Die Ogliastra scheint zur Römerzeit sich einer sehr kriegerischen Bevölkerung erfreut zu haben, welche ihre martialischen Eigenschaften jedoch nicht immer der Feindschaft gegen Rom dienstbar machte, sondern vielmehr dem römischen Heere zur Verfügung stellte. In keinem Theil Sardiniens hat man nämlich so viele Inschriftstafeln, auf denen der Abschied eines Veteranen aus dem Legionsdienst und die Verleihung des Hospitium und Connubium an denselben zu lesen sind, entdeckt, wie hier. Diese Militärabschiede finden sich meistentheils auf Bronzetafeln eingegraben, deren eine hier in der Abbildung mitgetheilt wird.

Ungefähr in der Mitte des Küstenstrichs der Ogliastra, etwas südlich von dem kleinen Inselchen letzteren Namens, liegt das ansehnliche Dorf Tortoli, durch einen ominösen Sumpf vom Meere getrennt, mit einem ziemlich schlechten Landungsplatz, an welchem jedoch alle Schiffe anzuhalten pflegen. Da auch der Tortoli bei dem seinen Namen führenden Dorfe einige fünf Stunden verweilen

sollte, so fand ich Zeit an's Land zu gehen und mich zu überzeugen, daß in dem Dorfe Tortoli auch nicht das Geringste zu sehen war. Auch dieses Dorf leidet vielfach unter dem Einfluß der bösen Fieberluft, welche namentlich im Sommer sich so gefährlich zeigt, daß alle wohlhabenderen Bewohner die heiße Jahreszeit in der höher gelegenen Ortschaft Lanusei zuzubringen pflegen. Früher residirte hier der Bischof der Ogliastra und Barbagia, jetzt ist auch dieser Sitz vacant, wie fast alle Bischofsstühle in Sardinien.

Den Rest der Fahrt von Tortoli bis nach Cagliari sollte das kleine Dampfboot, welches mich trug, zur Nachtzeit zurücklegen. Uebrigens verlor ich hierbei wenig, da die Schilderung, welche La Marmora von diesem unbewohnten und unwirthbaren Küstenstrich macht, in geologischer Hinsicht allein Interessantes versprach, und in dieser Hinsicht konnte sie eben doch nicht vom Schiffe aus studiert werden. Die Karte giebt auf diesem Theile des Ostufers eigentlich nur Vorgebirge und Thürme, d. h. alte Küstenvertheidigungsbauten gegen die Ueberfälle der Seeräuber an. Die zwei hervorragendsten dieser Vorgebirge sind das von San Lorenzo und das Cap Ferrato. Zwischen beiden ergießt sich einer der größten Flüsse der Ostküste, die Flumendosa, der Sarpeus der Alten, in's Meer. Südlich vom Cap Ferrato, am Ende der Ostküste, vermochte ich eine kleine Inselgruppe, jedoch etwas undeutlich, zu unterscheiden, nämlich die Balerides Insulae der Alten, deren bedeutendste jetzt Serpentara und San Luigi heißen. Gleich nachdem wir sie verlassen, sahen wir den Leuchtthurm der Kohlinsel, der Ficaria der Römer, aus der Dunkelheit hervorstrahlen und von nun an bildete unsere Reise eine Wiederholung der zu Anfang dieses Buches beschriebenen, bis wir gegen Morgen wieder Cagliari erreichen sollten.

Mit dieser Stadt endete folglich meine Reise in Sardinien, wie sie mit ihr begonnen hatte, und wie Spano der erste Sardinier gewesen war, welchen ich kennen gelernt, so sollte er auch der letzte Insulaner sein, der mir den Abschied zurief, als ich einige Tage später seinem Vaterland Lebewohl sagend, mich nach Livorno einschiffte.

Zwanzigstes Kapitel.

Sardinische Volksdichtung.

Wenn auch die sardinische Sprache sich nie zu einer wissenschaftlichen Bedeutung und zu einer literarischen Wichtigkeit im modernen Sinne des Wortes erhoben hat, so zeigt sie doch auf dem Felde der Poesie, und zwar fast ausschließlich der Volksdichtung, eine thätigere Entwickelung, als irgend ein andrer südlicher Dialect der Neuzeit. Wie im homerischen Zeitalter die Gesänge des unsterblichen Dichters nur im Volksmunde lebten, und Niemand an eine Aufzeichnung derselben dachte, so blühen auch die Nationallieder Sardiniens ausschließlich durch die Tradition fort und wir wären folglich, um uns einen Begriff von denselben zu verschaffen, gezwungen, ein Dorf nach dem andern zu durchwandeln und die im Gedächtniß der Bauern und Hirten bewahrten Lieder mühsam zusammenzulesen, fänden wir diese Arbeit in neuester Zeit nicht schon gethan und zwar durch eine Gesellschaft sardinischer Patrioten, welche erst vor wenigen Jahren eine bändereiche Sammlung dieser Nationalgedichte veranstaltet hat. In diese Sammlung hat sich zwar Manches eingeschlichen, was ich nicht als Volksdichtung im eigentlichen Sinne des Wortes ansehen kann, z. B. viele Arbeiten sardinischer Gelehrten, Geistlichen, Aerzte, Schriftsteller u. s. w., d. h. gebildeter, oft hochgebildeter Leute, welche sich zwar patriotisch genug bewährten, um in sardinischer Sprache zu dichten, deren Werke aber doch so viele dem Lande fremde Elemente, mit welchen die Verfasser nur das Studium bekannt machen konnte, entlehnten, daß ihnen das Naive, Ursprüngliche und Naturwüchsige abgesprochen werden muß, welches jede ächte Volkspoesie kennzeichnet. Wenn wir zum Beispiel in diesen Gedichten Anspielungen auf die Geschichte Rom's, auf Antonius, Octavian und Cleopatra u. s. w. finden, so können wir das nicht als Volkspoesie ansehen, da solche geschichtliche Personen in der sardinischen Tradition keine Stelle besitzen. Anders verhält es sich jedoch mit den Heiligen des Christenthums und mit

den Heroen, so wie Patriarchen der Bibel, welche sämmtlich in der volksthümlichen Auffassung gleichsam von Neuem Fleisch und Blut geworden sind.

Eine sehr große Anzahl der Poesieen, welche wir in der obengenannten Sammlung besitzen, trägt unverkennbar den Stempel der nationalen Urwüchsigkeit aufgeprägt. Dennoch scheint mir große Vorsicht in der Auswahl derjenigen Dichtungen räthlich, welche als Beispiele von Volksgesängen anzuführen wären. In Ermanglung eines auf größere Kenntniß der sardinischen Sprache begründeten Kriteriums, muß ich freilich meine Zuflucht zu anderweitigen Anzeichen nehmen, aus welchen, meiner Ansicht nach, die wirkliche Volksthümlichkeit einer Dichtung mitbewiesen werden kann. Diese Anzeichen beruhen, was einen großen Theil dieser Lieder betrifft, in dem Umstand, daß ihr Verfasser gänzlich unbekannt ist, ein Umstand, welcher ohne Zweifel auf ein hohes Alter der Dichtung und auf Volksthümlichkeit deutet, denn ohne letztere würden sich die Poesieen nicht im Volksmunde erhalten haben. Im Bezug auf einen andern Theil dieser Gesänge scheint mir der Beweis nicht weniger leicht zu führen. Die Verfasser derselben werden uns nämlich ausdrücklich als Analfabeti d. h. Leute, welche weder lesen noch schreiben konnten, bezeichnet und da ihre Autorschaft keinem Zweifel unterliegt, so kann ihren Producten doch wohl die Volksthümlichkeit nicht abgesprochen werden.

Unter den ersteren Poesieen befinden sich die Mysterieen oder geistlichen Schauspiele. Dieselben bilden wahrscheinlich die ältesten Denkmäler sardinischer Dichtung, welche auf uns gekommen sind. Damit will ich keineswegs behauptet haben, daß diese Art der Dichtung die älteste nationale sei. Aber alle älteren scheinen verloren, namentlich zeigt sich ein auffallender Mangel an epischen Poesieen, welche doch die ersten poetischen Erzeugnisse jedes Volkes zu bilden pflegen. Die meisten Mysterieen behandeln, wie natürlich, die Leidensgeschichte des Erlösers, aber auch andere biblische Stoffe finden wir mit Vorliebe ausgebeutet, zum Beispiel die Geschichte von Joseph in Aegypten. Eine dramatische Behandlung letzterer hat Spano kürzlich veröffentlicht und zwar nach mühsamen Forschungen, welche er in seinem Heimathsort, Ploaghe, anstellte. Der Pfarrer desselben, Salvator Cossu, leistete ihm dabei wesentlichen Beistand, indem er aus dem Munde seiner Pfarrkinder bald das eine, bald

das andere Fragment auffing und zu Papier brachte, denn dieß Mysterium war niemals früher aufgeschrieben worden, sondern lebte ausschließlich im Volksmund, ohne daß jedoch irgend ein Mensch den ganzen Text, wohl vierzig verschiedene Leute aber Fragmente desselben im Kopfe hatten. Da es als der Typus seiner Classe gelten kann, so will ich hier einen Ueberblick über dieses Mysterium anstreben.

Es ist betitelt „S'historia de Juseppe Hebreu, Dramma Sardu“, und besteht aus zwei Acten, jeder mit zwölf Scenen. Das Versmaaß bildet der in spanischen Dramen übliche vierfüßige Trochäus, hier in Strophen von je drei Versen, an welche sich ein kleiner Halbvers anschließt, der mit dem Anfang der nächsten Strophe reimt. In der ersten Scene sehen wir Jakob allein, welcher eine Klage über den Verlust seines Sohnes anstimmt, deren zwei erste Verse zugleich als Beispiel des Versmaaßes hier stehen mögen:

Non b' hat consolu pro me,	Keinen Trost für mich mehr giebt es,
Pustis qui, fizu istimadu,	Seitdem du, geliebter Sohn!
Tue mortu ses istadu,	Durch den Tod mir bist entflohn;
Nocte et die	Tag und Nacht
Isto suspirende a tie,	Hab ich seufzend zugebracht,
Adverto qui quantu et quantu,	Ein Gedank' nur füllet mich,
Su suspirareti tantu,	Wie ich mehr beseufze dich,
Bellu fiore!	Schöne Blume!

Am Schluß dieser Scene sucht Juda seinen Vater zu trösten, aber umsonst. In der zweiten sehen wir ersteren zu seinen Brüdern zurückgekehrt, welche sich gegenseitig Vorwürfe über den Verkauf Josephs machen. Der dritte Auftritt versetzt uns plötzlich nach Aegypten und führt uns die Keuschheitsprobe Josephs vor Augen. Potiphar's Gattin beginnt mit einer glühenden Liebeserklärung.

Juseppe bellu, non fuas:	Fliehe nicht, o schöner Joseph!
Mirami unu pagu in cara;	In's Gesicht nur blicke mir
Et dae me, Juseppe, impara	Und von mir erlerne hier,
Ad m'istimare.	Mich zu lieben;

Pro te mi querzo olvidare	Sich die Lieb' hat mich getrieben,
S'isfera, et s'istadu meu;	Zu vergessen das Gewicht
Non fuas no, o bellu Ebreu,	Meines Rang's, o fliehe nicht
Dae quie t'amat.	Vor der Liebe.
Istuda custa fiama	Lösche diese Feuertriebe,
Qui giuto in pectus accesa!	Die das Herz verbrennen mir!
Non t'accendet sa bellesa?	Ist denn Schönheit werthlos dir?
Juseppe, mira . . .	Sieh mich an!

Folgen einige Strophen ähnlichen Inhalts, worauf Joseph sehr trocken erwidert:

Femina: guardemi Deu	Weib! bewahre Gott mich vor
Dae simile peccadu!	Solcher Sünd'! nicht lieb' ich dich,
Non t'amo, et nemmancu amadu	Auch geliebt nicht möchte ich
Querzo, qui sia.	Sein von dir.

Hierauf findet dann die bekannte Flucht Josephs mit Zurücklassung des Mantels statt. Dieses Ereigniß wird in der vierten Scene von Potiphars Gattin auf ihre Weise dem Gemahl erzählt, der seinem Zorn nur dadurch Luft zu machen versteht, daß er von finsterm Kerker, von Tortur, von Ketten und ähnlichen dem Joseph zugedachten Strafen spricht. Die Einheit der Zeit findet sich in diesem Mysterium etwas respectlos behandelt, denn die nächste Scene versetzt uns bereits in die Tage nach der Befreiung des Mundschenks aus dem Gefängniß. Diesen sehen wir im Gespräch mit Pharao, welcher ihm seinen Traum erzählt. Joseph wird zur Deutung desselben gerufen, welche ihm bekanntermaßen gelingt. Das Ende dieses Auftritts führt ihn uns also bereits als Vicepharao von Aegypten vor. Die sechste Scene zeichnet sich durch große Originalität aus und scheint eine ächt national-sardinische Zuthat zu der biblischen Erzählung, wenigstens fehlt sie in allen dasselbe Thema behandelnden Dramen und Mysterien andrer Völker ebenso gut, wie in der Bibel selbst. In ihr wird uns abermals Potiphars Gattin vorgeführt, dießmal voll Reue über das gegen Joseph begangene Unrecht, aber zugleich voll Leidenschaft, welche durch den Anblick des befreiten Joseph neue Nahrung erhält. Die Dame hält eine Art von Monolog, indem sie einer vertrauten Dienerin ihr Herz erschließt.

Non poto istare piùs muda;
Ad lu narrer so forzada,
Quà sa fiamma inserrada
Hat piùs forza.

Ite m'hat successu corza!
Ite incauta q'istei,
Quando ad Juseppe mirei
Su Ebreu!

Restesit su coro meu,
Accesu de amore vivu;
Quand'expecto cumpassivu,
Q'ipse siat,

Dispretiat sa fiama mia;
Mi laxat abbirgonzada!
Et sollicito airada
Sa sua morte.

Ahi! de me ite sorte
Dura, crudele est sa mia!
Quando istudada creia
Sa fiama,

S'accendet torra, et lu bramat
Piùs calda sa passione;
Pensao qui s'occasione
Fit cessada.

Como de nou est torrada;
M'ido in su matepsi istadu;
Daghi Juseppe est torradu
In libertade.

Ma affectos mios cagliade:
Inter bois discurride:
Nade, comente podides
Suggettare,

Quie minispretiare
Bos querfesit Servidore?
Como q'est Superiore,
Male et peus.

Nicht mehr länger kann ich schweigen;
Bin zum Reden fest entschlossen,
Denn die Flamme, die verschlossen,
Brennt mit Macht.

Welch' ein Loos hat zugedacht
Mir das Schicksal! Wahnbestricket
Hab ich Joseph angeblicket,
Den Hebräer.

Wie mein Herze schlug ihm näher,
Ward's entflammt vom Feuertriebe,
Hoffend, daß voll Gegenliebe
Seines schlage,

Doch er spottet meiner Klage,
Läßt allein mich schwer beschämet!
Und ich fordre tiefgegrämet
Seinen Tod.

Ach, wie traf mich herbe Noth,
Grausam Loos ward mir geschicket!
Als ich glaubt', es sei ersticket
Meine Gluth,

Bricht auf's Neu' sie aus mit Wuth
Heißer, als an jenem Tag;
Wie im Kerker Joseph lag,
Schwieg sie zwar,

Doch nun droht auf's Neu' Gefahr;
Von der alten Flamm' verzehret
Werd ich, seit zurückgekehret
Joseph ist.

Doch hievon zu schweigen wiß't!
Sprechet nicht davon zusammen,
Solchen Reden oft entstammen
Uebel viel,

Und sie machen mich zum Ziel
Der Verachtung, wenn der Knecht
Sieht, wie seine Herrin schlecht
Ist und böse.

In der nächsten Scene befinden wir uns auf einmal wieder in Palästina, doch nur für die Länge einiger Strophen, in welchen Jakob seine Söhne nach Aegypten sendet. Im achten bis zum elften Auftritt sind wir abermals in Aegypten und wohnen dem ersten Zusammentreffen Josephs mit seinen Brüdern bei, welches nach der Bibel mit Simeons Gefangenschaft schließt, dessen Monolog im Kerker hier die ganze elfte Scene füllt. Der letzte Auftritt des ersten Acts führt uns abermals den greisen Jakob vor, wie ihm seine Söhne das Verlangen des Fürsten nach Benjamin schildern.

Der zweite Act beginnt mit einem Dialog zwischen Joseph und seinem Haushofmeister, welcher hier die Rolle des Vertrauten spielt. Auch dieß erscheint als eine Licenz und fremdartige Zuthat zu der biblischen Erzählung. In der zweiten Scene entschließt sich endlich Jakob, seinen Sohn Benjamin nach Aegypten zu schicken. Dorthin und zwar in Simeon's Kerker führt uns die dritte Scene zurück, welche abermals ein Monolog des Gefangenen ausfüllt. In der nächstfolgenden sehen wir Joseph zu diesem in verstelltem Zorn eintreten und ihn wegen des Ausbleibens seiner Brüder zur Rede stellen. Diese erscheinen im fünften Auftritt endlich wieder vor Joseph, mit dem sie im siebenten zusammen tafeln. Die Handlung eilt jedoch hier so außerordentlich, daß in derselben sehr kurzen Scene auch schon der Becher Josephs in Benjamins Sack versteckt gefunden wird. Der folgende Auftritt ist sehr pathetisch und ebenfalls eine Erweiterung der ursprünglichen Geschichte. Er enthält nämlich einen Dialog zwischen Joseph und Pharao, in welchem ersterer seine Geschichte erzählt und der König ihm erlaubt, seinen Vater und seinen Brüdern Alles, was ihm nur immer belieben mag, in Aegypten zu schenken.

De electione tua siat	Dir steh' zu die Wahl, den Deinen
Dare ad ipsos, e roba ipsoro,	Weiden für ihr Vieh zu geben,
Sa pastura, trigu, et oro,	Korn und Gold soviel daneben,
Tue dispone.	Wie du willst.

Man kann sich denken, daß Joseph sich in gebührenden Worten für diese hyperbolische Schenkungsweise dankbar zeigt.

Benignu Re, Pharaone,
Comente recumpensare
Tanta liberalidade
Tua ad mie!

Gnäd'ger König, Pharao!
Wie vermag Erkenntlichkeit
Ich für solche Gütigkeit
Dir zu zeigen!

Diese Scene ist in ihrer kindlichen Uebertreibung so naiv, daß sie genügen dürfte, das Ganze als eine ächte Volksdichtung erkennen zu lassen, selbst wenn andere Indicien fehlten.

Die achte Scene schürt und löst auch zugleich den Knoten des Drama's, denn ihr Anfang führt uns die Brüder als des Diebstahls angeklagt und ihr Ende im Jubel über den wiedergefundenen Joseph vor. Darauf folgt abermals ein Auftritt, in welchem Joseph den Haushofmeister zum Vertrauten macht und dieser ihm respectvoll vorstellt, wie seltsam seine Handlungsweise den Brüdern gegenüber gewesen sei.

Signore, eo nò isco nò
Cust' operare:
Minetas de impresonare,
Et los cumbidas a mesa!
Los faeddas cum fieresa,
Et pianghes poi?

Deine Handlungsweise kann ich
Fassen nicht:
Drohst mit Kerker und Gericht,
Läßt sie drauf zu Tisch vereinen;
Willst voll Stolz und hart erscheinen,
Und dann weinst du?

Josephs Erklärung seiner Handlungsweise, indem er Alles auf seinen Wunsch, Benjamin zu sehen, schiebt, will dem Diener gar nicht stichhaltig vorkommen, und dieser bemerkt mit vielem Recht, daß sein Herr den Benjamin ja am Schlechtesten von Allen behandelt habe.

Et poi cum piùs rigore,
Cum ipsos ti ses mustradu;
Faghes crer, qui t'hant leadu
Sa tazza tua?

Und darum behandelst jenen
Härter du, als all' die Seinen,
Und verklagst ihn, daß er deinen
Becher stahl?

Diese Stelle scheint mir in sehr einfacher, aber feiner Weise einen Fehler hervorzuheben, welchen die ganze Geschichte des Joseph, vom christlichen Standpunkt aus betrachtet, besitzt. Die Behandlung des Benjamin durch Joseph, indem dieser seinen geliebtesten Bruder dem ärgsten Verdacht aussetzt, muß nach den christlichen Begriffen gegen alles Zartgefühl erscheinen und ist in der That

auch so roh und barbarisch, daß es gar nicht Wunder nimmt, wie dieß selbst ungebildeten sardinischen Bauern, den Verfassern unseres Mysteriums, auffiel. Vom semitischen Volksgeist und dem alttestamentarischen Mangel an Zartgefühl, wodurch allein Josephs Handlungsweise erklärt werden kann, wußten diese einfachen Menschen nichts. Deßhalb fanden sie auch keine Entschuldigung für Josephs Behandlungsweise seines Lieblingsbruders. Da aber gleichwohl ein Patriarch nicht unter einer Anklage stehen bleiben darf, so lassen sie ihn sich auf triftige Weise entschuldigen, aber — hinter der Scene. Joseph führt nämlich seinen Haushofmeister mit den Worten von der Bühne, daß er ihm im Geheim Alles genau erklären wolle.

Die zehnte Scene versetzt uns abermals nach Palästina, wo Jakob die freudige Nachricht von dem Wiederfinden seines Sohnes empfängt, welcher ihn durch die Brüder zu sich einladen läßt. Dieser Einladung zu Folge sehen wir in der letzten Scene den greisen Patriarchen seinen Sohn Joseph umarmend und in Freudenjubel ausbrechend. Zwischen diese beiden Auftritte versetzen aber die Verfasser einen abermaligen Dialog Josephs mit dem Haushofmeister. Darin ist natürlich nicht mehr die Rede von der Erklärung seiner Handlungsweise. Diese hat hinter der Scene Statt gefunden. Im Gegentheil zeigt sich hier der Vertraute als ein ganz gewöhnlicher Bedienter, indem er seinem Herrn, welcher über das lange Ausbleiben des Vaters voller Sorgen ist, eine solche Vorstellung macht, wie man Aehnliches in allen Ländern von Kammerdienern und Zofen hören kann, welche ihre Gebieter blos deßhalb, weil sie reich, auch für glücklich halten.

Proite ancora attristadu, Vives in tanta fortuna? Non q'hat persone niuna Subra a tie, Et t'affliggis de gasie, In logu d'istare cuntentu, Tuo servis de tormentu A tie matessi.	Wie kannst so du dich betrüben? Bist du nicht an Schätzen reich? Giebt es Jemand der dir gleich Sich kann nennen? Kummer solltest du nicht kennen, Vielmehr stets zufrieden sein, Doch du schaffst dir selber Pein Ohne Ursach'.

Dergleichen Uebergänge vom Erhabenen zum Trivialen bilden übrigens

ein Kennzeichen fast aller Volksdichtungen und ihr Vorkommen in diesem Mysterium läßt dessen populären Ursprung außer Zweifel, denn kein gebildeter Autor würde sich so etwas zu Schulden kommen lassen.

Das christlich-religiöse Element spielt überhaupt in der sardinischen Volksdichtung eine große Rolle. Die Liebe zum Wunderbaren, welche den Völkern des Südens von Europa am Ende ebenso gut eigen ist, wie denen des Nordens, kleidet sich bei Ihnen ausschließlich in orthodox katholische Formen. Hier vermissen wir durchaus jene halbheidnischen oder wenigstens profanen Volkssagen, an denen Deutschland so reich erscheint; hier suchen wir umsonst nach Aequivalenten für unsre Faust- und Blocksbergsagen, für unsern Rübezahl, für die Unzahl unsrer Volksmärchen. Alles beschränkt sich auf die biblischen Erzählungen oder auf die Legenden der Heiligen. Da aber zu diesen nichts wesentlich Neues hinzugedichtet werden darf, und das Alte schon hinreichend bekannt erscheint, so fehlen die eigentlich erzählenden religiösen Dichtungen und der Liebe zum Wunderbaren bleibt nur das Feld der Ode, der Hymne und der dithyrambischen Verzückungen, um sich poetisch geltend zu machen. Auf diesem Felde leistet aber die sardinische Volkspoesie desto Vielfacheres und Mannichfaltigeres. Die Zahl der religiösen Dichtungen, welche im Volksmund leben, erweist sich als höchst beträchtlich.

Sehr viele geistliche Poesieen haben zwar gebildete Leute, meist Domherren, Mönche oder Priester, zu Verfassern und tragen deßhalb weniger den Stempel der Ursprünglichkeit und Volksthümlichkeit, und obgleich sie sich einer gewissen Beliebtheit beim Volke erfreuen, so möchte ich doch bezweifeln, daß sie durch Tradition fortgepflanzt wurden. Da sie sich aber dennoch ganz im national-sardinischen Geiste aufgefaßt zeigen, so will ich hier ihre Autoren nicht übergehen, denen man wohl den Titel sardinischer Nationaldichter nicht absprechen kann, wenn man sie auch vielleicht nicht als Volkspoeten im engern Sinne des Worts bezeichnen darf.

Einer der geschätztesten derselben war ein ausgezeichneter Philologe und Pfarrer in Sassari, Namens Maurizio Serra, aus Osilo gebürtig († 1834), der aber nicht etwa im sassaresischen Dialect (in diesem Zwitteritalienisch giebt es keine Volksdichtung), sondern in der Sprache von Logudoro dichtete. Seine

berühmtesten Poesieen sind Hymnen zum Lobe einer Heiligen, der Sancta Vittoria.

Der Capuziner und berühmte Missionsprediger, Gavino Achena aus Ozieri († 1829), zeichnete sich durch didaktisch-religiöse Poesieen aus, welche meist Ermahnungen zur Buße enthalten. Von ihm ist auch ein Hymnus auf den Erzengel Michael bekannt.

Ein Exjesuite und sehr gelehrter Dichter war Bonaventura Licheri aus dem Dorfe Neoneli, dessen Gesänge größtentheils die Jungfrau Maria verherrlichen, aber auch manchmal Paraphrasen von Psalmen oder von Theilen der Passion enthalten.

Unter dem Namen Pater Lucas genoß einer der fruchtbarsten geistlichen Dichter, Namens Luca Cubbedu aus Pattada († 1829), große Berühmtheit. Die meisten seiner Poesieen sind didaktisch-religiösen Inhalts, in Octaven gereimt, und zeichnen sich durch ihre Länge aus. Eine behandelt die Grundlehren der ganzen christlichen Religion, andre den Zustand der Seele, die menschliche Sündhaftigkeit u. s. w. Man kann nicht leugnen, daß sie sehr langweilig sind und muß bezweifeln, ob sie je von den Leuten des Volkes auswendig gelernt wurden.

Als den populärsten unter den gebildeten geistlichen Sängern können wir vielleicht den 1809 verstorbenen Pfarrer von Tadasuni, zuletzt Dompfründner in Cagliari, Johann Battista Madeddu, bezeichnen. Er versuchte sich in allen Arten religiöser Dichtung, verfaßte Paraphrasen von Psalmen, vom Te Deum, von den beliebtesten Marienliedern; seine volksthümlichsten Dichtungen möchten jedoch die Hymnen auf Sanct Antiochus, Märtyrer von Sulcis, und Sanct Georg, Bischof der Barbagia, zwei sardinische Nationalheilige, sowie sein Gebet um Regen sein. Letzteres soll noch jetzt von den Bauern, welche alljährlich Processionen zur Erlangung des in Sardinien so oft mangelnden Regens veranstalten, zuweilen gesungen werden. Es verdient vielleicht, daß einige Verse desselben hier Erwähnung finden:

Sos Cholus hazis serradu	Herr! die Himmel hielt'st verschlossen
Pro non nos dare alimentu;	Du, daß wir nicht Nahrung fanden,
Sas abbas hazis detentu	Hältst die Wasser fest in Banden,

Sos trigos hazis siccadu	Trocknest aus des Waizens Sprossen,
Cun custu hazis accabadu	Die Vollendung scheint beschlossen
Sa nostra fragilidade.	Unserer Gebrechlichkeit.
Abba Deus imploramus,	Nimm uns, Gott, in deine Huth,
E abba Deus pedimus,	Wasser bitten wir von dir,
Pro s'abba Deus pianghimus,	Und um Wasser weinen wir,
Et pro s'abba suspiramus	Wasser fleht der Seufzer Gluth,
Cun sas abbas ch'ispettamus	Damit die ersehnte Fluth
Sas terras fertilidade.	Schenk' der Erde Fruchtbarkeit.

Auch der schon erwähnte Sammler des Mysteriums von Joseph, der noch lebende Pfarrer von Ploaghe, Salvator Cossu, gilt für einen der besten geistlichen Dichter Sardiniens. Von ihm sind mehrere Marienhymnen sehr populär.

In demselben Dorf lebt auch noch ein andrer Sänger, Fra Luigi Marongiu, ein Exmönch, welcher die ganze Passion in Sextinen gesetzt hat.

Zwei Brüder aus dem Dorfe Padria, Salvatore und Pietro Meloni, beide Priester, widmeten ihre Muse besonders der Verherrlichung einzelner Heiligen.

Der Raum gestattet mir nicht, die übrigen dem geistlichen Stande angehörigen, religiösen Dichter hier anders, als mit Namen, zu erwähnen. Die berühmtesten unter denselben dürften wohl folgende sein: Antonio Mulas, Domherr in Tortoli; Stanislaus Rugiu, Pfarrer in Posada; Jakob Mudadu, Canonicus zu Osilo; Diego Mela, Rector in Olzai; Franz Brandinu, Capuziner zu Ploaghe u. s. w. Auch ein geborner Piemontese, Namens Johann Battista Vasallo, hat sich durch Dichtungen im sardinischen Dialect hervorgethan, mit welchem ihn eine dreißigjährige Laufbahn als Missionsprediger auf der Insel vertraut gemacht hatte.

Die geistlichen Dichter, welche nicht dem Priesterstande angehören, erweisen sich durchweg als ganz arme, unwissende Menschen, als Analfabeti (d. h. welche nie mit dem Alphabet Bekanntschaft machten); deßhalb kann auch nicht der geringste Zweifel darüber herrschen, daß diejenigen ihrer Poesieen, welche die Bauern auswendig wissen, als ächte Volksdichtungen im eigentlichen Sinne des Wortes anzusehen seien.

Ein solcher „Armer im Geist" war ein gewisser Johann Maria Masala aus dem Dorfe Giave, dessen Muse zwar auch den weltlichen Dingen zugewandt erscheint, jedoch mit Vorliebe geistliche Stoffe ausbeutet. Auf letzterem Gebiete liebt er es hauptsächlich, den sündigen Zustand des Menschen zu schildern oder auch gegen die ungerechten Reichen zu donnern, wie in folgender Sextine.

Riccu de dare a poveros ingratu	O Reicher, der dem Armen nichts magst geben
De tantu bene chi ses possessore,	Von so viel Gütern, die du hast bekommen,
Gia l'has intesu su preigadore?	Hast du den Prediger denn nicht vernommen?
A ti dare limosinas in vida	Der Almosen zu geben stets dich heißet,
Chi che l'has agatare in cudda ida,	Und dir in jenem Dasein Lohn verheißet,
S'in su mundu limosinas has fattu.	Wenn Almosen du gabst in diesem Leben.

Seltsam muß es erscheinen, daß dieser gute Mann noch dazu ein recht künstliches Versmaaß auswählte und zwar meistens Octaven, jedoch nicht nach der gewöhnlichen Reimweise, sondern so, daß der erste mit dem vierten und fünften Vers, und der letzte mit dem Schluß aller Strophen zusammenklingt, während die übrigen Verse Reimpaare bilden. Die erste Strophe seiner Bußgedichte bildet jedoch allemal eine Octave von ähnlichem Bau, wie obige Sextine.

Ite bella notissia ch'hap intesu,	O schöne Botschaft, die mir ward verkündigt,
Su ministru evangelicu l'hat nadu,	Mich ließ der Diener Gottes Worts verstehen,
Unu, cunidu a ruer in peccadu	Ein Mittel gäb's, den Sünden zu entgehen,
Su remediu b'est de si salvare,	Ein Mittel, um das ew'ge Heil zu erben,
Faghinde sa manera de chircare	Nämlich Verdienste streben zu erwerben,
Su meritu'e torrare amare a Deu,	Zur Liebe Gottes ganz zurückzukehren;
Ca conosco in su pagu tempus meu	Doch ach, mein kurzes Leben muß mich's lehren,
Chi a Deus veramente l'hap offesu.	Daß wirklich schwer ich gegen Gott gesündigt.

Darauf geht er dann zu seiner künstlicheren Reimweise über.

Sa notissia comprende dae nou	Die Botschaft faß' ich jetzt voll Deutlichkeit
S'Evangelista nos lu narat puru	Denn sicher kündet's Gottes Bote an,
Ch'hamus a tener su Chelu seguru,	Beim Himmel endigen muß unsre Bahn,
Si non, l'hamus a bider a su prou;	Wo nicht, so schmecken wir die Prüfungszeit;

Deus perdonat s'offensore sou	Dem, der ihn hat beleidigt, Gott verzeiht,
Pedindeli perdonu et piedade.	Wenn er ihn anfleht um Barmherzigkeit.
Cunfidemus in custa veridade	Laßt uns vertraun auf die Wahrhaftigkeit
Già nos l'hant veramente asseguradu.	Der Worte, die er uns versichert hat.

Ein anderer Analfabeto, welcher für einen der berühmtesten Improvisatoren Sardiniens galt, zeigt sich uns in der Person eines armen Blinden, Namens Melchior Murenu aus dem Dorfe Macomer. Dieser Unglückliche sollte durch seine Gedichte einige seiner Mitbürger beleidigen und in Folge dessen zu einem traurigen Ende kommen, indem man den Blinden verrätherisch an eine abschüssige Felswand führte und dort allein ließ, so daß er beim Versuch, weiter zu gehen, hinabstürzte. Er starb im Jahre 1854. Seltsamerweise liebte auch er hauptsächlich Bußgedichte, Ermahnungen zur Bekehrung der Sünder, finstre Betrachtungen über des Menschen Anlage zum Bösen, über die Versuchungen des Lebens und dergleichen heitre Themata, alle in Octaven nach der gewöhnlichen italienischen Reimstellung. Von diesen werde ich mich wohl hüten Proben zu geben, da ich fürchte den Leser schon durch die zwei Strophen aus Masala's Bußgedicht hinreichend gelangweilt zu haben. Sehr volksthümlich sind jedoch Murenu's Heiligenhymnen, welche er gewöhnlich im Augenblick improvisirte, nachdem ihm Jemand das Leben eines Heiligen vorgelesen hatte, und die solche Popularität erlangten, daß sie an den bezüglichen Festen noch jetzt vom Landvolk aus dem Gedächtniß gesungen werden. Großer Beliebtheit erfreut sich sein Hymnus auf den heiligen Pancrazius, dessen erster Vers hier stehen möge. Zuerst kommt bei diesen Hymnen immer eine kleine einleitende Strophe, wie folgende:

De Pancratiu giamadu	Pancras, Kraft bezeichnet dein
De nomen, e samben forte;	Nam' und deines Stamm's Bestreben;
In sa vida in sa morte	In dem Tode wie im Leben
Siades nostru Avvocadu!	Wolle unser Mittler sein!

Darauf beginnt erst der Hymnus:

In Frigia sezis naschidu	Phrygien hat zur Welt gebracht
In sos abissos ebreos	Dich in den Judä'schen Gründen;
Adorare falsos deos	Falsche Götter zu verkünden,

Bos bidezis opprimidu
Fina chi sezis fuidu
A su regnu illuminadu.

Wollt' dich zwingen ird'sche Macht,
Doch du flohst der Erde Nacht
Zu dem Reich des Lichts, der Pracht.

Man sieht, daß dieß wenigstens kein gelehrter Dichter sein konnte, sonst hätte er nicht Phrygien in die „Abgründe Judäa's" verlegt.

Ein anderer vielbeliebter Stegreifdichter, gleichfalls Analfabeto, war Peter Paul Pintore, welcher zu Ploaghe im J. 1831, 75 Jahre alt, starb. Unter seinen geistlichen Gedichten sind einige, welche sich durch eine blühende Phantasie vor allem Aehnlichen auszeichnen, so zum Beispiel eine Cantata in Reimpaaren, in welcher er vorgiebt, in der Hölle gewesen zu sein und das dort Gesehene schildert. Besonders originell erscheint die Auffassung vom Palast und Hofstaat des obersten Teufels, welcher hier den seltsamen Namen Lusbè führt, dessen Ableitung mir ein Räthsel ist.

Bid'hapo su palattu de Lusbè
Tot'a muros de oro, fatt'a prella
Rodeadu de medas sentinella
Dimonios a manca, et chie a destra,
Ogni die li faghent tres sa festa
Poi lo ogant a prozzessione,
Poi mudadu cun su fanfallone
In lettiga et in gala indeorada
Poi li faghene sa sittiada;
Ea su pius bruttu et modu feu
Maleighende su propriu Deu,
Santos et Santas chi bi hat in chelos,
Maleighene totu sos Anghelos,
Maleighent sa corte zelestiale,
Sa die de su giudissiu universale
Maleighent velozzes cun intentu.

Dort sah ich den Palast von Lusbè auch
Deß Wände aus geraubtem Gold gemacht,
Von Schildwachen in Schaaren rings bewacht,
Zur Linken Teufel, wie zur Rechten stehen;
Satan zu Ehr' ein dreifach Fest begehen
Sie täglich, schau'n ihn bald in stolzem Zuge,
Bald umgewandelt wie im Vögelfluge,
Bald fährt im Tragstuhl er voll goldner Pracht,
Drauf huldigen sie seiner Herrschermacht;
Das Schändlichste ist diese Huldigung,
Denn sie besteht in Gotteslästerung,
Des Himmels Heilge lästern sie noch mehr,
Sie lästern aller Engel himmlisch Heer,
Des Himmelshofes auserwählte Schaar,
Den jüngsten Tag auch lästern sie, fürwahr
Sie fluchen kräftig und mit bösem Willen.

Einen andern Naturdichter sehen wir in der Person eines bettelarmen, unwissenden Tagelöhners, Namens Johann Maria Seche, aus Itiri, gestorben zu Anfang des Jahrhunderts. Es ist wahrhaft rührend, ein Gedicht von ihm zu lesen, in welchem dieser Proletarier die vornehmsten Leute seines Dorfes,

welche in beständiger Fehde lebten, zu Eintracht und christlicher Liebe ermahnt. Obgleich der Stoff didaktisch, so hat er doch zu diesem Gedicht nicht die schwerfällige Octave, sondern eine leichtere Form, die sogenannte Cantada lira (lyrische Cantate) gewählt, wie folgendes kurze Beispiel zeigen mag.

No hamus fradelidade	Ach es fehlt uns Bruderliebe,
No hamus pius unione	Ach es fehlt uns Einigkeit,
Totu sunt dados in presunzione	Alle leben in Hoffährtigkeit
E superbia vana.	Und in eitlem Stolze nur.

Die Epistel ist übrigens entsetzlich lang und geht gleich nach diesen Worten zu Adam über, mit dem jedes vollständige Lehrgedicht bei den Volkssängern anzufangen pflegt. Darauf wird uns auch nicht eine Auseinandersetzung der Dreieinigkeit erspart und nach vielfachen Abschweifungen kommt es dann endlich zur Ermahnung, welche den Zweck des Gedichtes bildet. Ob dasselbe viel gewirkt, hat uns die Chronik nicht überliefert. Ich möchte es seiner Langschweifigkeit wegen eher bezweifeln.

Schließlich wird noch ein gewisser Peter Serra, ebenfalls ein bettelarmer Proletarier, als Dichter gerühmt. Was ich jedoch von seinen Compositionen las, ermuthigt mich grade nicht, Proben davon zu geben. Es sind hauptsächlich fürchterlich lange Bußgedichte, in schwerfälligen Octaven. In einem derselben werden durch 20 Strophen alle Sünden aufgezählt, deren sich der fromme, aber etwas langweilige Dichter anklagt. Dieser gute Mann war auch ein musikalisches Genie, erlernte das Orgelspiel ohne Lehrer, sang wunderschön u. s. w., was ihn aber nicht verhinderte, als armer Tagelöhner zu leben und zu sterben.

Die ältesten religiösen Dichtungen sind ohne Zweifel diejenigen, deren Verfasser man nicht mehr kennt. Sie leben ausschließlich im Volksmunde fort, und zwar gewöhnlich in derjenigen Gemeinde, deren Lieblingsheiligen sie verherrlichen. Die überwiegende Mehrzahl dieser populärsten geistlichen Dichtungen bilden nämlich Hymnen zu Ehren des Schutzpatrons einer Kirche, sei dieser nun eine Person der Trinität, die Jungfrau Maria, ein Heiliger oder auch nur ein halber Heiliger, wie z. B. der römische Kaiser Constantin, welchem mehrere Kirchen in Sardinien gewidmet sind. Diese Hymnen pflegen am

Kirchweihfest von den Bauern aus dem Gedächtniß gesungen zu werden. Sie erweisen sich ausnahmslos nach einer und derselben Methode und in gleichem Versmaaß abgefaßt. Letzteres bilden immer die Sextinen, denen, gleichsam als Motto, eine kleine einleitende Strophe von vier Versen vorhergeht, wie z. B. in folgendem Hymnus auf den Märtyrer von Sulcis, Sanct Antiochus.

De sa Cresia Santa honore	Heiliger Kirche Ehr' und Pracht,
Terrore de su Paganu	Aller Heiden Schreck und Mahner,
Sant' Antiogu Sulcitanu	Sanct Antiochus Sulcitaner
Siades nostru intercessore.	Bitt für uns bei Gottes Macht.
Cumparzistis in s'Oriente	Du begannst im Ost die Bahn,
De mama jamada Rosa.	Rosa sich die Mutter nannte,
Ch'in sa fide fervorosa	Die von Glaubens Lieb' entbrannte,
Bos educat santamente	Und dich heilig zog heran,
Comente e sole lughente	Bis dich Alle strahlend sah'n
Diffundistis s'isplendore.	Wie die Sonne Glanz verbreiten.

Diese Eintheilung des Stoffes finden wir bei vielen hunderten solcher Heiligenhymnen eingehalten: zuerst die Anrufung, dann die Geschichte des Heiligen ab ovo, und je länger diese, desto weitschweifiger das Gedicht. Dasjenige, welches dem Kaiser Constantin zu Ehren in den ihm gewidmeten Kirchen gesungen wird, verdient vielleicht die Anführung einer Strophe, da es höchst merkwürdig und beispiellos ist, daß dieser keineswegs moralische und auch nicht orthodoxe Herrscher, welcher sich bekanntlich zur arianischen Ketzerei hinneigte und als ein Feind des Concils von Nicäa gestorben sein soll, lediglich deßhalb, weil er zuerst von allen Kaisern Christ (und was für ein Christ!) wurde, sich hier, in Sardinien, ganz derselben Verehrung, wie ein Heiliger, erfreut. In einer Strophe des Hymnus wird er auch geradezu „Heiliger" genannt.

Gia ch'istades collocadu,	Der du zogst zum Himmel hin,
In custa sedia de honore,	Sitzest auf dem Ehrenthrone,
Siades nostru avvocadu,	Bitt' für uns bei Gottes Sohne,
Constantin Imperadore!	Großer Kaiser Constantin!
In premiu e tant'istragnu,	Groß im Frieden, und gestählet
Valore in paghe e in gherra,	Durch des tapfern Kriegs Beschwerde,
Bos giamat como sa terra,	Dich zum Heil'gen, hat die Erde,

Santu Constantinu magnu!
Però in su Chelu cumpagnu,
De s'eternu Redentore.

Großer Constantin! erwählet,
Und im Himmel bist gezählet
Zu des Heilands Freunden du.

Während diese Heiligenhymnen sich nur einer theilweisen, auf den Kirchensprengel des in ihnen gepriesenen Schutzpatrons beschränkten Verbreitung erfreuen, finden wir dagegen eine kleine Anzahl anderer, auf allgemeine Kirchenfeste bezüglicher geistlicher Dichtungen, welche so ziemlich jeder Landmann in ganz Sardinien auswendig weiß. Für das älteste Gedicht dieser Art hält Spano folgenden Festwunsch für Weihnachten, Neujahr und Dreikönigstag zugleich. Da er nicht sehr lang ist, so wage ich es ihn hier mitzutheilen.

Cun sos bolantes suos assistente
Pro motivu ch'es nadu su Messia
Un istell'hat bessidu in Oriente
In favore a Juseppe e a Maria
E cun su fiza sou onnipotente.
Continente si tuccan sos tres Rè
Ca su Gesus es naschidu in Betlè
Si falan dai caddu tot'e trè,
E incontran sa porta beneitta
Narzende, nois semus sos tres Rè,
Benimus a li fagher s'imbisita
In favore a Juseppe e a Maria
Pro riconoscher su veru Messia.
In Bider a Maria tant hermosa,
Su chelu si mustresit de allegria,
Santu Juseppe cun sa sua isposa,
E cun duos pastor'in cumpagnia.
Cantende melodia bravamente,
L'agatant sos tres Rè de Oriente,
Pascas cumplidas potana gosare
Anunziada cum dogni contentu
Cun abbundansia cantu b'had in mare
Gosende in custu mundu de annos chentu,
S'anima nos potemus liberare
Cun orassione dogn'hora e momentu,

Mit seiner fliegenden Begleiter Schaar
(Weil heute uns der Heiland ward bescheeret)
Im fernen Morgenland erhob sich klar
Ein Stern, der Joseph und Maria ehret
Und ihren Sohn, deß Allmacht offenbar.
Es folgen die drei Kön'ge seinem Schein,
(Denn Jesus ging zur Welt in Bethlem ein)
Und reisen hoch zu Rosse im Verein,
Und wie zur heil'gen Pforte ein sie dringen,
„Drei Kön'ge sind wir", sprechen sie zu drei'n,
„Wir kommen unsre Huld'gung ihm zu bringen,
„Zu Joseph und Maria's Herrlichkeit,
„Zu kennen den, der alle Welt befreit."
Als nun Maria's Schönheit strahlt so rein,
Da zeigt der Himmel sich voll Fröhlichkeit,
Sanct Joseph auch und auch die Gattin sein,
Und auch die Hirten in Einträchtigkeit.
Die heiligen drei Könige es schauten,
Und sich durch fromme Melodien erbauten.
O mög' ein frohes Jahr uns Gott bescheeren,
Daß es verheiße nur Zufriedenheit,
Auch Ueberfluß dem Fischer auf den Meeren,
Und eine hundertjähr'ge Lebenszeit,
Auch mög' zum Heil die Seele sich bekehren,
Durch stündlich Beten und durch Frömmigkeit,

Fora de pensamentu e senza zelu	Auf daß von Sorgen frei und Kummers Pein,
E a bezzos mannos gosen a su Chelu.	Wir gehn als Greise einst zum Himmel ein.

Ein anderes uraltes Volkslied religiösen Inhalts bildet die an der Wiege gesungene Anrufung des Schutzengels, von welcher Spano behauptet, daß er sie von seiner Großmutter schon singen hörte und doch zählt er nahe an 70 Jahre.

Su lettu meu est de battor contones	Vier der Eckpfosten hat die Wiege mein,
Et battor anghelos si bei ponen,	Auf jedem Pfosten sitzt ein Engellein,
Duos in pês et duos in cabitta	Zu Füßen zwei, zu Häupten gleichfalls zwei,
Nostra Segnora a costazu m'ista	Und unsre liebe Frau steht auch dabei,
E a mie narat, dormi e reposa	Und sagt zu mir: „O schlaf und ruh in Frieden
No hapas paura de mala cosa,	Und fürchte nicht, daß Leiden dir beschieden,
No hapas paura de malu fine.	Auch nicht, daß jäher Tod dein Ende sei.“
S'Anghelu Serafine	Der Seraph kommt herbei,
S'Anghelu biancu	Der Engel weiß und hell,
S'Ispiridu Santu	Der Geist, der Liebe Quell,
Sa Virgine Maria	Die Jungfrau hehr und rein,
Totu siant in cumpagnia mia.	Sie alle wollen mir Gefährten sein.
Anghelu de Deu	O Engel Gottes! sei
Custodiu Meu	Mein Schützer und befrei
Custa nott'illuminami!	Heut Nacht von Uebeln mich!
Guarda e difende a mie	Sei Schirm und Hüter mir,
Ca eo m'incummando a tie.	Wie ich's erfleh von dir!

Sehen wir beim sardinischen Landvolk die religiöse Poesie durch eine erstaunliche Menge von Werken vertreten, so spielt doch auch die weltliche eine nicht weniger wichtige Rolle. Es ist wahr, ihre Producte pflegen nicht so allgemein bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen oder gesungen zu werden, auch möchten sie vielleicht nicht so vielfach sich durchs Gedächtniß fortpflanzen, wie diejenigen der heiligen Muse, aber sie geben Gelegenheit zur Entwicklung eines originellen volksthümlichen Elements, welches der frommen Schwester ganz abgeht. Dieses Element bildet die Improvisation, welche so recht eigentlich den Glanzpunkt des sardinischen Volkslebens darstellt. In keinem Lande Europa's erfreut sich die Stegreifdichtung noch einer solchen Activität, wie in Sardinien.

Hier ist sie wirklich das geblieben, was sie ursprünglich überall war, nämlich durchaus volksthümlich, und nichts kommt den Sardinier lächerlicher vor, als ein italienischer Salonimprovisator im Frack und mit Glacéhandschuhen, der sich von seinen Zuhörern die Reime geben läßt, in welche er sein Gedicht einzwängen soll. Letzteres bildet zwar durchaus keine Hexenarbeit, denn nichts ist leichter, als reimen, wenn der Gedanke gleichgültig; da es aber gänzlich dem Geiste der Poesie, für welche der Sinn Alles und die Form nur Nebensache sein muß, widerspricht, so verschmähen die sardinischen Stegreifdichter dergleichen schülerhafte Künste und erfreuen sich an Gediegenerem, das heißt sie suchen in ihren Leistungen nicht ausschließlich Form und Reim, wie die übrigen Italiener, zu berücksichtigen, sondern der Gegenstand, dessen Erhabenheit, dessen phantastische Ausschmückung, die mannichfachen Bilder, zu deren Entwicklung er Anlaß giebt, das sind die Dinge, welche sie mehr beschäftigen, als die Form, die sie übrigens keineswegs vernachlässigen, auf welche sie aber keine besondere Mühe zu verwenden brauchen, da gewöhnlich jeder gute Improvisator es dahin gebracht hat, sich in Versen mit derselben Leichtigkeit, wie in seiner natürlichen Sprechweise, auszudrücken. Darum kann man auch die sardinischen Improvisatoren Dichter nennen, und muß sie nicht ausschließlich als Reimschmiede bezeichnen, wie die meisten modernen italienischen, einige seltene Vögel unter Sicilianern und Neapolitanern allein ausgenommen.

Die meisten dieser Stegreifdichter gehören dem Bauernstande, mitunter dem ärmsten, an und pflegen ihre Improvisationen gewöhnlich bei Kirchweihfesten oder Jahrmärkten zu halten. Dieß geschieht jedoch nicht etwa in bänkelsängerischer Weise um Lohn und im Herumziehen von Straße zu Straße; dergleichen hält der Sardinier, sei er auch noch so arm, tief unter der Würde der Poesie und seiner selbst; sondern die Sänger bilden vielmehr eine höchst respectable Versammlung, zu der sich sowohl ihre Collegen, als zahlreiche Zuhörer einfinden, und in welcher dann ein poetischer Wettkampf, ähnlich wie er in den Makamen des arabischen Dichters Hariri beschrieben wird, beginnt und so lange fortdauert, bis der Kunstrichter dem Sänger die Palme zuerkennt. Der Entscheider ist manchmal ein Geistlicher, meist selbst Dichter und Improvisator, wie denn überhaupt die Priester sich vielfach nicht nur mit der

geistlichen, sondern auch mit der weltlichen Poesie beschäftigen. Da sie durchaus zum Volke gehören, so fällt es gar nicht auf, daß sie in diesen Versammlungen thätigen Antheil nehmen und mit um den Preis kämpfen. Nicht selten kommt es auch vor, daß sie ihn wirklich davon tragen. Namentlich oft errang die Palme ein Dorfpfarrer und späterer Domherr, Namens Melchior Dore, der Verfasser eines großen, im J. 1842 erschienenen geistlichen Epos „Sa Jerusalem vittoriosa", welcher außer in dieser ernsteren Dichtungsweise, sich auch vielfach durch Improvisationen über weltliche Gegenstände auszeichnete. Auch ein anderer Dichter seines Namens, Peter Dore, aus Osilo, wurde häufig als Sieger proclamirt. Als Beispiel eines Schiedsrichterspruches, wie sie bei solchen Wettkämpfen üblich, führe ich folgende Verse an, durch welche dem Zuletztgenannten nach einem hitzigen Wettkampf der Preis zuerkannt wurde.

Dogunno si la boghet dai testa	Da schon der Zeugen Stimmen Peter nennen,
Chi Pedru inoghe su pannu hat leadu,	Daß er mit Recht den Preis davon muß tragen,
Cando ch'a Tomas Satta ch'hat bogadu	Und soll sein Urtheil Thomas Satta sagen,
Ateros che nde bogat in sa festa.	Kann Andern nicht den Preis er zuerkennen.

Dieser Schiedsrichterspruch enthüllt eine schlaue Diplomatie, da er die Entscheidung den sogenannten Zeugen, welche übrigens gar nichts zu sagen haben, als eine allgemein von ihnen, d. h. von allen Anwesenden gefaßte zuschreibt, um vom Kunstrichter selbst jede Verantwortlichkeit abzuwälzen und sein Urtheil lediglich als das Echo der Volksstimme erscheinen zu lassen. Der hier als Kunstrichter auftretende Tommaso Satta, ein Bauer aus Ploaghe († 1823), war selbst einer der berühmtesten Improvisatoren und zugleich einer der sehr gezählten schlüpfrigen Dichter Sardiniens. Die meisten seiner Dichtungen athmen eine außerordentliche Lascivität und gleichen sehr gewissen Arbeiten des Franzosen Béranger, d. h. nicht etwa dessen bekannteren Volksliedern, sondern denjenigen, welche in den gewöhnlichen Ausgaben ganz fehlen, welche man aber in besonderem Abdruck bekommen kann; sie scheinen ihre Inspiration in einem Freudenhause geschöpft zu haben.

Auch der blinde, schon als geistlicher Sänger angeführte Melchior Murenu galt für einen der berühmtesten Stegreifdichter. Er hatte in der Person eines andern Blinden, Namens Peter Cherchi, aus dem Dorfe Tissi, einen

eifrigen Rivalen. Letzterer besaß ein solches Feuer in seiner poetischen Spontanaität, daß er sich manchmal gar nicht zurückzuhalten vermochte und fast wider seinen Willen in Verse ausbrach. So erzählt man von ihm, daß er bei einem Dichterfeste, als eben zwei Improvisatoren um den Preis kämpften, sich von seinem Eifer soweit fortreißen ließ, daß er, trotz seiner Blindheit, mitten zwischen die Beiden sprang und, sie unterbrechend, mit folgenden Versen eine lange Tirade anfing.

A su zegu dade logu	Macht dem Blinden Platz im Chor,
E cantemus totos tres,	Laßt zu dreien nun uns singen,
Ca mi bessin dai pes	Denn aus meinen Füßen springen
Fiammaridas de fogu.	Feuerfunken schon hervor.

Dieser arme Blinde besaß eine so lebhafte Einbildungskraft, daß er zum Beispiel die Schönheit der Frauen seines Dorfes, welche der seit dem zweiten Lebensjahre des Augenlichts beraubte doch unmöglich in Erinnerung haben konnte, in den glühendsten Farben schilderte, wie denn überhaupt seine Dichtungen meist lyrisch-erotischen Charakters sind. Derselben Gattung von Poesie widmete sich ein andrer Analfabeto, Franz Cesaraccia von Ploaghe († 1803), einer der berühmtesten Improvisatoren des vorigen Jahrhunderts, dem die Muse nichts einbrachte, denn er starb als bettelarmer Tagelöhner. Derselben erotischen Muse opferten merkwürdiger Weise gleichfalls viele Geistliche, worunter auch ein Jesuit, Namens Matteo Madau, berühmter Philologe († 1800). Von einem seiner geschätztesten Liebesgedichte lautet der Anfang folgendermaßen:

Lassami, amore in sussegu	Laß mich, Amor, ruhig sein,
Ca ses pizzinu traitore	Ein Verräther warst du mir,
Non bi jogo pius, amore,	Will nicht spielen mehr mit dir,
Ca mi das colpos de zegu.	Denn als Blinder schlägst du drein.
Sunt bellas sas artes tuas,	Saubre Kunst hast du entdeckt,
Faghes de su bell'in cara,	Schönheit zeigest du uns jetzt,
E mi trappassas insara	Doch, hat uns dein Pfeil verletzt,
Su coro e pustis ti cuas	Dann bist schnell du schon versteckt,
Mil'has fatt'un 'olta e duas	Hast mich oft schon so geneckt,
Bene conosco s'errore.	Doch die Täuschung kenn ich nun.

Der fromme Pater wendet hier zu seiner Liebesklage ein Versmaaß

an, welches sonst öfter in Heiligenoden vorkommt, d. h. die sogenannte Sexta torrada, nämlich Sextine mit wiederkehrendem Endreim. Gewöhnlicher wird zu solchem Gegenstand die sogenannte Deghina Glossa gebraucht d. h. eine Glosse von vier zehnzeiligen Strophen, aus lauter Reimpaaren gebildet, mit Ausnahmen des ersten Verses, der allein steht und mit dem dritten und fünften reimt, so wie des letzten, der das Thema, wie in der Glosse üblich, enthält und mit keinem zu reimen braucht, eine Freiheit, von welcher jedoch nicht alle Glossendichter Gebrauch machen, vielmehr lassen Viele diesen Vers mit dem vorletzten Paar reimen. Da die ältesten und geschätztesten Liebesgedichte auch wieder diejenigen sind, deren Autoren man nicht mehr kennt, so will ich hier den Anfang einer zu dieser Classe gehörenden Glosse, von der freieren Form in Bezug auf den Endreim, mittheilen und zwar einer solchen, welche ausnahmsweise einmal eine glückliche Liebe zum Gegenstand hat, denn die Mehrzahl dieser Poesieen besteht aus Klagen oder Vorwürfen gegen die Geliebte.

Thema:

Non ti mi poto olvidare	Nicht Vergessen kann dich rauben
Sende de me veru accisu,	Mir, der glüht von heißen Trieben,
Sempre et cando est prezzisu	Stets ist's an der Zeit, zu lieben,
Columba! de t'istimare.	Dich, o süßeste der Tauben!

Erste Glossenstrophe.

Sempre ti tenzo in su coro,	Stets hast du mein Herz besessen,
Sempre di jutto in sa mente,	Stets in meinem Geist du lebest,
Continu t'hapo presente,	Stets vor meinem Blick du schwebest;
Non mi olvides, mela'e oro,	Niemals lerne mich vergessen,
Tue ses veru tesoro!	Schatz voll Werthes unermessen!
Su veru incantu et majia!	Wahrer Zauber unerreichbar!
Chi non nd'hapo, bella mia,	Und an Schönheit unvergleichbar!
Alter'in ojos che tue,	Dich nur sieht mein Aug' alleine.
Pro custa candida nue	Mir, o Himmelswolk'! o Reine!
Non ti mi poto olvidare.	Nicht Vergessen kann dich rauben.

Als ein Beispiel, daß im Sardinischen auch beim Trochäus zuweilen der männliche Reim vorkommt, was sonst ohne Exempel in den romanischen Sprachen, will ich das Thema folgender Glosse des Dichters Gavino Cocco

von Ozieri († 1805) anführen, welche die „Standhaftigkeit eines Liebenden“ zum Vorwurf hat.

Firmu cale rocca so	Standhaft bin wie Felsen ich,
Constant a dogn'elementu	Welche trotzen allen Wettern;
Batter mi podet su entu	Meinen Leib ihr könnt zerschmettern,
Però mudaremi no.	Doch nicht könnt ihr ändern mich.

Glossen in achtzeiligen Strophen erscheinen im Sardinischen viel seltner, als in zehnzeiligen. Uebrigens finden wir auch zehnzeilige Trochäenstrophen in solchen lyrischen Gedichten, welche keine Glossen sind. Dabei zeigt sich die Reimstellung oft sehr complicirt, meist in der Weise, daß die ersten drei Verse mit den folgenden drei, und der siebente mit dem sechsten und dritten reimen, darauf folgt dann ein einfaches Reimpaar, und der zehnte Vers gehört der sogenannten Torrada an, d. h. er klingt mit den Schluß aller Strophen zusammen. Die Sardinier nennen diese Form Deghina torrada, d. h. Decine mit wiederkehrendem Schlußreim. Folgende Verse bilden den Anfang eines uralten lyrischen Gedichts dieser Versart, dessen Autor unbekannt ist und das, wie so viele andere, das Zerwürfniß zwischen zwei Liebenden schildert.

Cunvertidas sunt in iras	Zorn aus Liebesgluth entstehen
Sas amorosas fiamas,	Sollt' und Lieb in Haß verkehren,
Isconzas si sunt sas paghes.	Fried' und Freundschaft brachen wir.
Non ti miro, nè mi miras,	Du magst mich, ich dich nicht sehen,
Non ti bramo, nè mi bramas,	Du kannst mich, ich dich entbehren,
Su chi ti fatto mi faghes	Was du mir thust, thu' ich dir,
Non t'aggrado, nè mi piaghes,	Ich mißfall dir und du mir,
Ti nd'infadas mind'infado,	Du dünkst mir, ich dünk' dir gräulich
No m'aggradas, nè t'aggrado	Du scheinst mir, ich dir abscheulich,
Ambos hamus cumbinadu.	Beide sind wir ausgeglichen.

Zuweilen erscheinen die Strophen um ein Verspaar vermehrt als Doighina, d. h. zwölfversige, mit fünf Reimpaaren, zwischen zwei gleichfalls zusammen reimende Verse eingeschlossen, oft jedoch auch um einen Vers vermindert, als Noina oder Novena, d. h. neunversige Strophen. Letztere zeigen sich ganz außerordentlich gekünstelt, was die Häufigkeit der Wiederkehr desselben

Reimes betrifft, ein um so mehr auffallender Umstand, da in der Mehrzahl dieser Gedichte der kurze dreifüßige Jambus den vierfüßigen Trochäus verdrängt und also die Reime ohnehin schneller auf einander folgen. Die acht ersten Verse besitzen nämlich nur zwei Reime, welche je viermal wiederholt werden, während der neunte mit den Strophenschlüssen zusammenklingt. Auch von dieser Noina möge hier eine beispielsweise Strophe stehen, einem gleichfalls sehr alten, von unbekanntem Autor verfaßten lyrischen Gedicht entlehnt, welches den beliebten Gegenstand einer Liebesklage behandelt.

Dae cussu momentu	Seit schied die Liebste mein,
So asi in sentimentu,	Da leid' ich Sorg' und Pein,
Ch'accomi bell'e mortu	Daß nah' dem Grab ich stehe,
Non b'hat divertimentu	Mich freut nicht Lust, noch Wein,
Non mi lasset cuntentu	Kann nicht zufrieden sein,
Non mi diat confortu!	Ach, trostlos ich vergehe!
Est tantu su trasportu!	So groß ist, ach, mein Wehe,
Chi pius acennortu	Daß Niemanden ich sehe,
In logu hap'incontrado.	Der mir an Unglück gleich.

Außer dieser Art von Noina, welche man, des wiederkehrenden Schlußreimes wegen, Noina torrada nennt, giebt es noch eine andere, die Noina serrada, d. h. die geschlossene, weil jede Strophe einen Reimabschluß bildet. Sie erscheint etwas weniger gekünstelt, als die erstere, weil sie, statt nur zwei, vier Reimklänge aufweist, von denen jeder, statt wie dort vierfach, hier nur zweimal wiederholt wird, und zwar die drei ersten in abwechselnder Folge, der vierte aber im Reimpaar, dessen letzter Vers doppelt steht. Das hier mitgetheilte Beispiel gehört einem in Trochäen abgefaßten lyrischen Gedicht eines verbauerten Edelmannes, Namens Francescu Serraluzzu aus Cuglieri, der, glaube ich, noch lebt, an. Das Ganze bildet eine Serenade, welche der Liebhaber vor der Thür der schlafenden Geliebten singt.

Isculta, bella su cantu,	Hör', o Schöne, auf mein Singen,
O virgine, tota fiore,	Jungfrau, Blume, hold ersprossen!
Ch'est bennid'a ti cantare	Kam zu singen, nicht zu schrecken,
Attrividu benz'a tantu	Wagt' es bis zu dir zu dringen,

In cumpagnia'e amore	Nur mit Amor zum Genossen,
Ista notte a t'ischidare	Heute Nacht dich aufzuwecken.
Ai custu cantu t'ischida,	Meinem Liede horchen wolle,
Virgine bella e dechida,	Schöne Jungfrau, Anmuthsvolle!
Virgine bella e dechida!	Schöne Jungfrau, Anmuthsvolle!

Eines der beliebtesten Versmaaße zu lyrischen Dichtungen bildet auch die sogenannte Cantada lira, d. h. lyrische Cantate, aus abwechselnden drei und fünffüßigen Jamben bestehend, deren Reimweise sehr einfach erscheint. Die hier ganz mitgetheilte kleine Cantate ist von dem schon als geistlichen Dichter erwähnten Pater Lucas aus Pattada († 1829), dessen Muse die Erotica keineswegs verschmähte und hat den Abschied eines Liebenden zum Gegenstand.

Donosa Elisa mia!	Elise, Liebste mein!
Innantis de mi ponner in su mare	Eh' ich mich schiffe ein auf stürmschen Meere,
Mandare ti cheria	Soll dir gesendet sein
Un imbasciada pro di salutare.	Ein Abschiedsgruß voll Lieb zu deiner Ehre.
Sas dies passo tristas,	Der Tag voll Sorg' vergehet,
Ca non isco, donosa, coment'istas	Nicht weiß ich, Theure, ob dein Wohl bestehet,
Non mi poto allegrare	Und Freud' ich nicht erlebe
In su ritiru, ca non bido a tie,	Am Landungsplatz, weil dort ich dich nicht schaue.
Mi ponzo a ti chircare	Nur dich zu suchen strebe
Fattu de sas muntagnas nott'e die	Ich Tag und Nacht auf Bergen, auf der Aue,
Chirco litos e mattas	Ich such am Strand, auf Wiesen,
Clamend'a tie, Elisa, e non t'agattas.	Ich ruf nach dir, doch find ich nicht Elisen.

Sehr oft finden wir dieses Versmaaß in Form von Sextinen abgetheilt, wie in folgendem Gedicht von Ignazio Sanna aus Cuglieri, einem, so viel ich weiß, noch lebenden Poeten. Den Gegenstand bildet auch wieder das sehr volksthümliche Thema eines Abschieds von der Geliebten.

Oh trista dispedida,	O schmerzensvolles Scheiden,
So chi fatto dai te, columb'amada!	Das jetzt von dir mich trennt, geliebte Taube!
Est zerta sa partida,	Gewißheit ist das Meiden,
Ma pius che inzerta sa torrada.	Doch ungewiß an's Wiedersehn der Glaube.
So zertu de andare,	Wohl weiß ich, ich muß gehen,
Però non isco cand'hap'a torrare.	Doch weiß ich nicht, werd' ich dich wiedersehen.

Einen sehr alten, unbekannten Dichter hat folgende Liebeserklärung zum Verfasser:

Dai su primu die,	Seit jenem Tag, da ich
Bella mia, chi fissu ti miresi,	Dich durft' zum erstenmal, o Schöne, schauen,
Su coro meu a tie,	Da schlug mein Herz für dich,
In cussu primu istante dedichesi,	Und weiht dir augenblicklich sein Vertrauen,
Con assolutu votu,	Und ein Gelübde that
De t'amare constante fin'a mortu.	Ich, dich zu lieben bis der Tod mir naht.

Statt der Sextine treffen wir auch zuweilen die sogenannte lyrische Octave, gewöhnlich zwar ebenso einfachen Baues, wie die sechstheiligen Strophen, zuweilen jedoch auch in einer ganz besonders gekünstelten Form, als sogenannte Octava lira retroga, d. h. lyrische Octave mit rückgreifender Wort- und Reimwiederholung. Nur die zwei ersten Verse erscheinen dabei vom Gesetz der Wiederholung ausgeschlossen. Der dritte dagegen muß so beschaffen sein, daß sein mittleres Wort auf die achte und sein letztes auf die sechste Zeile reimen kann. Noch complicirter zeigt sich die Zusammensetzung der vierten Zeile; drei ihrer Worte müssen als Reime auf andere Verse gebraucht werden können, und zwar das erste auf die siebente, das zweite auf die dritte und fünfte, und das letzte auf die zweite Strophenlinie. Die fünfte Zeile bildet nur die Wiederholung und die siebente die umgedrehte Form der dritten. Ebenso erweisen sich die sechste und achte nur als Transponirungen der vierten, so daß das Schlußwort der letzteren in der sechsten den ersten Rang einnimmt u. s. w. Zu pathetischen Liebesklagen erscheint dieses Versmaaß besonders geeignet, namentlich durch die häufige Wiederkehr derselben Laute, dem Grundsatz eines großen Redners zu Folge, daß keine Formel der Beredtsamkeit einen gewaltigeren Eindruck hervorbringe, als häufige Wiederholung der nämlichen Worte und Sätze. Daß dieses Versmaaß, trotz seiner außerordentlichen Künstlichkeit, sich doch einer großen Volksthümlichkeit erfreut, beweist der Umstand, daß einige der in ihm verfaßten Liebesklagen im Volksmunde leben, sowie der, daß grade die gelungensten dieser Poesieen ganz unwissende, arme Leute zu Verfassern haben, namentlich Analfabeti. Daß sie die Bauern auswendig wissen, braucht uns weniger zu wundern, da zu ihrem Memoriren nur

das Behalten der fünf stets wiederholten Worte gehört. Daß sie aber solch' complicirte Poesieen verfassen, beweist, wie volksthümlich selbst die gesuchtesten Formen der gebundenen Rede bei den Sardiniern sein müssen. Eines der beliebtesten dieser Gedichte hat den oben erwähnten, armen, blinden Tagelöhner, Peter Cherchi, zum Verfasser und die Klage eines getäuschten und verrathenen Liebhabers zum Gegenstand. Folgende drei Strophen bilden seinen Anfang.

Ojos, coment'istades
Pasados, e de coro non pianghides?
Cum piantu restades,
Ca sa chi tant'amades non bibides.

Cum piantu restades,
Ca non bidides sa chi tant'amades.

Restades cum piantu,
Ca non bidides sa ch'amades tantu.

Sa chi tant'imprimida
Tenizis in sa nina cumpassiva,
Ite paga cumprida!
Incrudelida piaga ezzessiva.
Ite paga cumprida!
Ezzessiva piaga incrudelida.

Cumprida ite paga!
Incrudelida ezzessiva piaga.

Custa paga hapo tentu
In ricumpensa de tantu servire!
Su crudele turmentu!
Su fele violentu pro mi occhire.
Su crudele turmentu!
Pro mi occhire fele violentu.
Su turmentu crudele!
Pro mi occhire violentu fele.

Warum in Ruhe wieget
Ihr Augen euch und strömend fort nicht weinet?
Der Thränen Meer versieget,
Denn die im Herz euch liegt, nicht mehr erscheinet.

Der Thränen Meer versieget,
Denn nicht erscheint mehr, die im Herz euch lieget.

Versiegt der Thränen Meer,
Denn die im Herz euch liegt, erscheint nicht mehr.

Ihr, die ihr voll Verlangen
Am Mädchen hingt, dem eure Lieb' geweiht,
Habt solchen Lohn empfangen!
Voll Hohn, voll Bangen, und voll Grausamkeit.
Habt solchen Lohn empfangen!
Voll Grausamkeit, voll Hohn und voller Bangen.

Empfinget solchen Lohn!
Voll Grausamkeit, voll Bangen und voll Hohn.

So lohnt' man dieses Mal
Euch euren Dienst und euer treues Blicken!
O fürchterliche Qual!
Die Zahl der Leiden will mich fast ersticken.
O fürchterliche Qual!
Ersticken will mich fast der Leiden Zahl
O Qualen fürchterlich!
Der Leiden Zahl will fast ersticken mich.

Die lyrische Poesie widmet sich in Sardinien fast ausschließlich der

Liebe; von Oden, Hymnen, Cantaten oder Liedern zur Verherrlichung des Weins oder auch der Natur, jenen beliebten Gegenständen unsrer deutschen Muse, kenne ich kein einziges sardinisches Beispiel. Mit der Natur beschäftigen sich allerdings einige wenige Poesieen, aber mehr in Form von Bucolica, nicht einmal von eigentlichen Idyllen im Sinne des Theokrit. Die überwiegende Mehrzahl aller nicht religiösen Gedichte behandelt jedoch erotische Gegenstände und zwar fast immer in lyrischer, seltner in elegischer Form und dann auch nur im Sinne des Tibullus. Da die Liebeslieder sich der größten Beliebtheit erfreuen und sich oft sehr alte, denen die Tradition Jahrhunderte zuschreibt, im Gedächtniß des Volkes erhalten haben, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Namen ihrer Verfasser mit der Zeit der Vergessenheit anheim gefallen sind. Bekannt erscheinen eigentlich nur die Autoren von Poesieen, die in unserm, oder am Schluß des vergangenen Jahrhunderts gedichtet wurden. Da jedoch selbst die nur beispielsweise Mittheilung von Proben der Erzeugnisse aller bekannten Autoren einen eignen Band erheischen dürfte, so muß ich mich hier auf die namentliche Nennung der berühmtesten lyrischen Dichter beschränken, denn mit den epischen, didaktischen, satyrischen, idyllischen und andern Poeten werden wir noch später zu thun haben.

Außer den schon früher erwähnten Lyrikern, auf die ich nicht zurückkomme, finden wir zuerst einen Bosaner, Namens Johann Maria Pintus, halb Bauer, halb Kleinbürger und großer Improvisator, gestorben 1857. Seine Muse wendet sich ausnahmsweise mehr der glücklichen Liebe zu, als den beständigen Klagen, dem Lieblingsthema seiner Collegen. Ein Mitbürger desselben, Namens Gavino Passino, ein kleiner Landedelmann († 1804) beschäftigte seine Muse dagegen fast ausschließlich mit Liebeslamentationen. Aehnlichen Dichtungen widmet sich der noch lebende Paul Massa aus Bonorva und zwar liebt er es, zu seinem lyrischen Thema oft eine didaktische Form, namentlich die schwerfällige Octave aus fünffüßigen Jamben, zu wählen. Auch Antonio Manchia, Arzt aus Oschieri († 1854) und der alte Pietru Pisurzi († 1799), können in dieselbe Classe gerechnet werden, obgleich sie nicht immer auf den Pfaden der Liebe allein dichteten. Von ersterem ist eine Liebesklage bekannt, in welcher er dem Teufel vorwirft, daß er den Brautführer bei seiner

Hochzeit gemacht habe, was auf eine angenehme Ehe deutet. Der Dichter Ludwig Joseph Pinna († 1836), der in seiner Jugend Christensklave in Tunis war, verräth eine große Kraft der Phantasie und gefällt sich in kühnen Bildern, zu denen sein abentheuerliches Leben den Vorwurf abgab. Ein als Poet berühmter Analfabeto war Johann Maria Masala aus Giave, dessen meiste Gedichte in Sextinen, nach Art von Heiligenhymnen verfaßt erscheinen. Ganz das Gegentheil von ihm bildet der gesuchte und gewählte Lyriker Ludwig Cabras aus Bessude. Hätte er nur nicht die didaktische Octave zu seinem Versmaaß erwählt! Der Bruder des berühmten Dichters in lateinischer Sprache, Carboni, Namens Johannes Andreas Carboni, widmete seine Muse gleichfalls der erotischen Dichtung. Dasselbe that, jedoch mehr in figürlicher Weise, indem er die Frauen unter Symbolen von Rosen, Veilchen, Nelken u. s. w. schildert, Johann Serra, Pfarrer in Soligo († 1800). Als ein wahrhaft rührender Dichter erscheint ein anderer Analfabeto, Namens Franz Piras aus Osilo, von dem sehr zartsinnige lyrische Lobeserhebungen eines Liebhabers auf die Geliebte, und, als Antwort darauf, einer Braut auf ihren Bräutigam erhalten sind.

Als den eigentlichen Dichter der Damen hört man einen gewissen Georg Filippi aus dem Dorfe Bitti († 1838) bezeichnen, da seine Lieder hauptsächlich im Munde des schönen Geschlechts fortleben. Sie erklären eine solche Auszeichnung durch ihre große Zartheit und die für die schönere Hälfte der Menschheit so schmeichelhaften Vergleiche, welche er zwischen den Frauen und den anmuthigsten Dingen in der übrigen Schöpfung zu machen liebt. Einen andern Liebesdichter, welchen wir jedoch eher zu den Elegikern rechnen dürften, sehen wir in der Person eines Capuziners, Namens Anton Joseph Pirisinu aus Ploaghe († 1834). Zu den Nachahmern des Tibullus möchte ich ihn deßhalb eher, als zu den eigentlichen Lyrikern zählen, weil seine Liebesklagen, nicht wie bei den obenerwähnten andern Poeten, eine lyrische, sondern eher eine didaktische Form annehmen, das heißt die langversige Octave, welche im Italienischen nicht blos beim Epos, Lehrgedicht und Satyre, sondern auch bei der Elegie häufig angewandt erscheint. Die andern Verfasser der Liebesklagen, obwohl ihr Gegenstand auch oft elegischer Natur, schienen mir doch durch Form,

Schwung und Gedankengang mehr in die Kategorie der Lyriker zu gehören, obgleich man sie vielleicht nicht als reine Lyriker bezeichnen dürfte.

Frauen pflegen zwar nur selten im sardinischen Parnaß aufzutreten, dennoch ist auch ein solches Auftreten nicht ohne Beispiele. Namentlich zeichnet sich unter der kleinen Zahl der Dichterinnen eine Dame von vornehmer Abkunft aus Sassari aus, welche jedoch das Incognito ihres Familiennamens bewahrt und ihre Poesieen lediglich mit Donna Maria Grazia M. unterschreibt. Ihre Liebeslieder durchweht der sanfte Hauch glücklicher und befriedigter Herzensneigungen; von unglücklicher Leidenschaft weiß sie nichts; Alles athmet hier Friede, Eintracht und die selige Harmonie zweier in Liebe verbundenen Seelen, deren Ruhe nichts zu trüben vermag.

Einen sehr alten Lyriker erblicken wir in der Person des im vorigen Jahrhundert verstorbenen Anton Delogu, eines Bauern aus Tissi. Er dürfte wohl der älteste unter den namentlich bekannten Dichtern sein. Als sehr alterthümlich erweist sich auch die große Einfachheit seines Versmaaßes, welches nur aus Reimpaaren besteht. Da die Eintheilung in Strophen ihm abgeht, so nennen die Sardinier dieses Versmaaß Sinfonia (Symphonie).

Ebensowohl als Dichter, wie als gefeierter Kunstmäcen glänzte zu Anfang dieses Jahrhunderts im sardinischen Parnaß ein gewisser Domenico Marcello, ein sehr reicher, aber vollkommen unwissender Landedelmann, der fast Analfabeto war. Er besaß jedoch große Gaben der Poesie und des Herzens, denn er wurde von allen armen Dichtern wie eine Art Vorsehung angesehen und seine eignen durchaus naturwüchsigen Poesieen können sich den besten sardinischen an die Seite stellen. In einem seiner Gedichte schildert er den geringen Erfolg seiner Nachforschungen nach einer passenden Ehehälfte. Da er jedoch bald nach Verfassung dieser Verse eine arme Bäuerin aus dem elenden Dorfe Tetti heirathete, so zieht ihn ein anderer Dichter, der Dorfpfarrer Vergiu in einer Ode deßhalb auf. Von diesem Vergiu stammen auch Liebeslieder.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts galt für den König der Improvisatoren der Analfabeto Franz Alvaru aus Berchidda. Leider sind von ihm nur wenige Gedichte erhalten geblieben und diese alle lyrisch, meist in der lyrischen

Octave, jedoch ohne zurückgreifende Wortwiederholung, wie in der Octava lira retroga. Schließlich sind noch als Lyriker zu erwähnen: Gavino Capitta aus Nulvi, welcher als Arzt in Bosa lebte; Ludwig Mura aus Cuglieri, ein sehr volksthümlicher Improvisator; der Pfarrer Sechi-Nin in Bortigali, Bachisio Sulis aus Aritzo, der berühmteste Poet der Barbagia, der im Jahre 1838 der Vendetta zum Opfer fallen sollte, lauter Liebesdichter, welche sich mehr oder weniger dem elegischen Elemente nähern.

Ehe ich von dem erotischen Elemente Abschied nehme, will ich hier noch zwei Proben lyrischer Dichtungen mittheilen, aus denen uns die große Neigung der Sardinier zu den äußersten Höhen und Tiefen der Leidenschaft in recht auffallendem Contrast entgegentritt. Ein wenig Uebertreibung ist zwar jedem Dichter, dem Volksdichter in südlichen Ländern sogar mehr als andern gestattet, aber der Leser wird selbst urtheilen, ob unsre beiden Poeten nicht die Extreme, der eine die Liebe, der andre den Haß zu sehr auf die Spitze getrieben haben. Da diese Arbeiten übrigens keineswegs eines poetischen Werthes ermangeln, so verdienen sie auch in andrer Eigenschaft, als derjenigen von Curiositäten, hier zu stehen. Die erste besteht aus einer Glosse in zehnzeiligen Strophen von der mehr künstlichen Form, d. h. mit reimendem Schlußverse, von einem sehr alten, unbekannten Verfasser herstammend, welcher, wenn das Gedicht seine eignen Gefühle wiederspiegelt, ein etwas zu glücklich Liebender gewesen sein muß, denn er bittet die Dame seines Herzens, ihn doch ein wenig unglücklich zu machen und ihm irgend einen schlechten Streich zu spielen, damit seine allzuheftige Liebe doch ein bischen erkalten möge. Folgendes ist diese originelle Dichtung.

Faghemi, ajò, calchi tiru,
Finge de mi maltrattare,
Forsi de mi moderare,
Ch'est troppu tantu reziru.

Mustrami unu coro avaru
Cun calchi modu e bell'arte,
Forsi chi refrene in parte
Tant'affettu, idolu caru,
Ca si nò, senza reparu

Ajò, su pius caru oggettu,
Dami, ajò, calchi distragu,
Si cun cussu calchi pagu
Ponzo frenu a tant'affettu.
O fingi calchi dispettu,

Sempre miseru mi miru.
Ezzessivu est su reziru,
Nè hat misura su piaghere,
Et gasi pro chi modere
Faghemi, ajò, calchi tiru.

Mancari tue hapes benignu,
Pro me s'internu su coro;
Cumpari un ingratu Moro,
Cum megus tota disdignu,
Forsi chi forme s'impignu,
Cantu bastat pro t'amare.
Forzos' est già vazzillare
Pro proas si non sunt veras;
Si tue non mi moderas,
Finge de mi maltrattare.

Pro mi cherrer aggraviare;
Si lu poto acquistare,
Finge tue custos tiros;
Ca tenzo custos deliros,
Forsi de mi moderare.

Resolvedi, idolu caru!
Mustradi pius che dura;
Forsi che mi ponzo misura
A tant'affettu pius raru;
Et gasi no hapas reparu,
De mi fagher calchi tiru;
Fina chi in tantu ammiru
M'idas limitadu, o cara!
Mentras osserv'a sa jara,
Ch'est troppu tantu reziru.

Spiel' mir Streiche doch, o Liebe!
Wolle hart mich doch behandeln!
Daß in Mäß'gung sich verwandeln
Meine allzuheißen Triebe.

Kann dir denn kein Streich gelingen
Irgendwie, durch schlaue Künste,
Der der Liebe Feuersbrünste,
Süßer Abgott! mög' bezwingen?
Denn zur Tollheit fast mich bringen
Meine allzuheißen Triebe,
Daß ich ewig elend bliebe.
Ja! es giebt, zu mäß'gen meine
Lieb', ein Mittel nur alleine:
Spiel' mir Streiche doch, o Liebe!

Mag, wie keinem andern Weibe,
Liebend auch dein Herze schlagen,
Mußt du doch dich hart betragen,
Daß dein Stolz mich von dir treibe,
Und mir soviel Lieb' nur bleibe,
Um wie Andre auch zu handeln;

Schlingen lege meinen Wegen,
Theure! ich erfleh's von deiner
Lieb'; o suche endlich meiner
Gluth die Zügel anzulegen!
Schein' Verachtung nur zu hegen!
Stör' mein Handeln und mein Wandeln,
Glücklich, könnt' ich dieß erhandeln!
Irgend einen Streich ergründe,
Damit jene Feuerschlünde
Sich in Mäßigung verwandeln.

O entschließ dich! hart wie Eichen
Zeig' dich mir und steinvergleichbar,
Sonst ist Mäß'gung unerreichbar
Meiner Liebe sonder Gleichen;
Welchem Mittel kann sie weichen?
Gieb mir Schläge, gieb mir Hiebe!

Kannst du denn mich nicht verwandeln,
Sei es selbst durch falsche Spiele?
Damit Mäß'gung ich erziele,
Wolle hart mich doch behandeln.

Weil ich dich zu heftig liebe.
Wirst mich dann gemäßigt kennen,
Während jetzt du siehst entbrennen
Meine allzuheißen Triebe.

Als ein Gegenstück zu dieser Excentricität in der Liebe zeigt sich uns in folgendem Gedicht die Uebertreibung des Hasses, welcher, aus dem Verrath einer einzigen herstammend, von dem erbitterten Poeten auf sämmtliche Frauen ausgedehnt erscheint. Auch diesen Verfasser kennt man nicht mit Namen, ich habe ihn jedoch im Verdacht, daß er sein Incognito absichtlich bewahrte, um sich nicht der gerechten Verwünschung des ganzen weiblichen Geschlechts persönlich ausgesetzt zu sehen, welche seine schmähsüchtigen Sextinen ihm zuziehen mußten. Da übrigens das Gedicht außerordentlich lang ist, so kann ich es nicht ganz, sondern von demselben nur folgende Probe mittheilen:

Sos chi feminas chircades!
It'est femina no ischides.
Su dannu ostru faghides,
Sos chi feminas amades.

Sa femina est in sustanzia
Unu compost'e ingannos,
Caus'e totu sos dannos,
Mostru totu in arroganzia,
Iscola de petulanzia,
Zentru de malignidades.

Arpia in sos pensamentos,
Musca de summa molestia,
Incurreggibile bestia,
Coccodrillu in sos intentos,
Frina chi movet sos bentos
De totu sas tempestades.

Basiliscu in su mirare,
Rana de vele piena,
De s'altu mare Sirena,
Chi bocchit in su cantare,

Ihr, die ihr nach Weibern strebet!
Lernet nie die Weiber kennen.
Nur in's Elend könnt ihr rennen,
Ihr, die ihr für Weiber lebet!

Jede Frau in Wirklichkeit
Ist mit Lug und Trug im Bund,
Aller Uebel erster Grund,
Unhold an Vermessenheit,
Voller Launenhaftigkeit,
Mittelpunkt der Schlechtigkeit.

Wie Harpie'n zu denken pflegt sie,
Boshaft wie die schlimmste Mücke,
Unverbesserliche Tücke,
Krokodilsgefühle hegt sie,
Wie ein Rohr im Wind bewegt sie
Sich voll Wetterwendigkeit.

Wie ein Basilisk so blickt sie,
Gift der Kröte gleich enthält sie,
Der Sirene gleich gefällt sie
Zwar und mit Gesang erquickt sie,

Furia fatta a ingannare
Sas bellas simplizidades.

Doch der Furie gleich verstrickt sie
Menschen voll Harmlosigkeit.

So geht es noch durch etliche 60 Strophen fort, in denen Schimpfwörter auf Schimpfwörter gehäuft erscheinen. Die Krone aber setzt diesem seltsamen Gedicht die Schlußstrophe auf, in welcher der Poet jeden, der nicht sein Urtheil über die Frauen theilt, für einen unverbesserlichen Weichling (Effeminado) erklärt.

Si totu su ch'hapo nadu
Algunu ch'est falsu narat,
Esser cussu si declarat
Unu veru effeminadu;
Pro chi cant'hapo cantadu
Sunt veras realidades.

Wer da sagt, daß ich erdachte,
Was nur falsch muß sein und scheinen,
Den erkläre ich für einen
Weib'schen Kerl, den ich verachte;
Jeder Vers, den heut' ich machte,
Wahrheit ist er, Wirklichkeit.

Lassen wir nun noch die andern Gattungen der Poesie, in so weit wir sie in sardinischer Volksdichtung vertreten finden, in kurzem Ueberblick an uns vorübergehen. Alle diese Gattungen zusammen kommen an Menge der sie vertretenden Arbeiten weder der lyrisch-erotischen, noch auch der religiösen nahe, welchen bei Weitem die Mehrzahl aller dichterischen Erzeugnisse in diesem Lande angehört. Daß aber auch die andern Zweige der Dichtkunst nicht ganz vernachlässigt werden, beweist eine freilich geringe Anzahl epischer, epigrammatischer, satyrischer, elegischer und idyllisch-eklogenartiger Poesieen, von denen ich jetzt kurze Beispiele mittheilen will.

Was zuerst das Epos betrifft, so ist mir nicht bekannt, daß es außer dem großen religiösen Heldengedicht „Sa Jerusalem vittoriosa", dessen Autor oben erwähnt wurde, noch andere von ähnlichem Umfang gäbe. Wohl aber findet sich eine gewisse Anzahl kürzerer, weltlicher Heldengedichte, welche den sardinischen Patriotismus verherrlichen. Die meisten derselben haben den zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfochtenen Sieg der Sardinier über die französischen Eindringlinge zum Gegenstand. Von den drei bekanntesten dieser kleinen Epopöen, welche die Dichter Raimund Congiu (gelehrter Latinist † 1813), zweitens den ofterwähnten Pater Lucas und endlich den bereits als religiösen Poeten citirten Anton Demontis Licheri († 1799) zu Verfassern

haben, werden die Arbeiten der beiden ersteren, als etwas hochtrabende Uebertreibungen, der des letzteren nachgestellt, ein Grund, welcher mich bestimmt, dem Gedicht des Licheri in der Wahl eines hier zu mittheilenden Beispiels den Vorzug zu geben. Folgende Strophen sind den einzelnen Theilen seines kleinen Epos entlehnt und dürften geeignet erscheinen, die verschiedenen Stadien der fortschreitenden Handlung, wie sie Licheri auffaßt, zu veranschaulichen.

Cungregada in Parisi sa samblea
De tantos moradores alevosos
Disponene sa gherra, sa pelea
Che tigres de sa Libia rabbiosos
Et fattesint assentu sa idea,
In decretos ingiustos rigorosos,
In primu sa Sardigna est segnalada
Pro ch'in su totu siat assolada.

Versammelt sieht Paris den Volksrath stehen
Der Bürger, die verwegen und heißblütig,
Die ihre Lust an Krieg und Mord nur sehen,
Gleich Lybiens Tigern rasendwild und wüthig.
Einstimmig lassen sie darauf ergehen
Beschlüsse ungerecht und übermüthig.
Zuerst Sardinien wählend, sie beschließen,
Es allseits zu bestürmen, zu beschießen.

Si vident tantas velas caminare
S'isula zirculende in ogni logu,
Dogni ispaggia cherene toccare
Pro ispassu fingidu, et disoagu
Ma sos Sardos non dant a mandigare
Si pro rinfrescu li donant su fogu
Lassende a sa muzere su pobiddu
Curriant che i s'abe a su casiddu.

Bald sich viel Segel nach der Insel wenden,
Die rings um ihre Ufer kreisend schweben,
Zu landen suchen sie an allen Enden,
Vermeintlich nur zur Lust, um froh zu leben,
Doch die Sardinier lassen sich nicht blenden,
Und Feuer statt Erfrischung ihnen geben.
Verlassen Weib und Kind und eilen schnelle,
Ihr Haus zu schützen, wie die Bien' die Zelle.

Faghent su disembarcu in cuddos campos
De Loreto, Quartu e Sant Andria
Ma sos Sardos lezeris pius de lampos
Sa morte lis donesint a porfia
Che topes si chirchesint sos istampos
Unos per mare, ateros per via
Male lis sunt andados sos paperis
Sos de terra sunt fattos presoneris.

In Quartu, Andria, Loreto's Fluren
Da landeten des Feindes wilde Heere,
Doch die Sardinier schnell wie Blitze fuhren
Auf sie und schlugen sie mit blut'ger Wehre,
Wie wenn sie folgten eines Maulwurfs Spuren
So hetzten sie den Feind zu Land, zu Meere.
Die auf dem Meere mußten untergehen,
Die auf dem Land Gefangenschaft bestehen.

Destruidu su campu'e sos Franzesos;
Sos Sardos cominzesint a robbare;
In primu in primu totu sos Quartesos,
De sorte non podiant caminare;

Der Franken Zelte nun zerstört erschienen,
Jetzt nach der Beute die Sardinier sehen;
Zu allerst durft' Quartu sich bedienen,
Vor Beute konnten kaum die Leute gehen;

Sighint de pustis sos Sorradilesos,
Pro chi est usu insoro a garrigare;
Ateros puru ancora prevenidos
Si sunt de sos Franzesos arricchidos.

Sorradil's kräftge Burschen folgten ihnen,
Die hoch im Ruf als Lastenträger stehen,
Und Andre noch, die hintennach gekommen
Die haben manchen Reichthum heimgenommen.

O invitta Sardigna gloriàdi,
Est prezzisu a ti dare parabenes!

Du darfst, Sardinien, deinen Ruhm erheben,
Jetzt magst in Lust, im Festesschmuck du prangen!

Et in tesser ghirlandas occupàdi
In ermosos giardinos chi tue tenes;
Et pro rezzire glorias preparàdi
Pro tantos moradores chi mantenes;
Inter tantos trofeos ti consola
Pritte chi sa vittoria est tua sola.

In deinen schönen Gärten Kränze weben,
Triumphgenuß sei jetzt nur dein Verlangen,
Für soviel Bürger, die gewagt ihr Leben,
Bereite dich die Lorbeern zu empfangen,
Und freu dich der Trophä'n und Huldigungen,
Denn jenen Sieg hast du allein errungen.

Ich brauche hier wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, wie ächt originell und volksthümlich obige Schilderung des Beutemachens ist; der hier mitgetheilten Strophe folgen im Originaltext noch eine Menge anderer, welche alle verschiedenen Gegenstände der Beute mit wahrhaft homerischer Genauigkeit beschreiben.

Ein ähnliches Eingehen in die kleinsten Einzelheiten finden wir auch bei einigen idyllisch-eklogischen Poesieen, z. B. in folgender, in der ein Kleinbürger, welcher einen Garten geerbt und sich, um ihn auszubeuten, selbst zum Gärtner gemacht hat, die Producte seines Fleißes beschreibt. Sie hat den berühmten Improvisator Joseph Zicconi aus Tissi zum Verfasser.

S'hapo francu su fittu, so attattu,
E vivo a pan'intreu e no a fitta;
Como chi ortulanu mi so fattu
Est fazzile bogare bon'impitta.
Ogni ispezzia b'hapo, e riccattu
Fustinaja, aligarza e chibudditta
E sellaru biancu, porru e napa,
Caula in dogni tempus de sa Guapa.

Zum Glück hab' ich vom Miethzins frei den Garten,
Und vom Ertrag brauch ich nichts abzugeben,
So daß man sagen kann, daß fein zu warten
Für mich kein übeles Geschäft sei eben.
Dort hab' ich Lebensmittel aller Arten
Radieschen, Wurzeln, Zwiebelchen daneben
Und Knoblauch, weißen Sellerie und Rüben
Und Kohl in schönen Tagen, wie in trüben.

Bei tenzo una caula a fiore,
Ch'est de sa zente ona apprezziada,

Mein Blumenkohl ist jedem überlegen,
Er wird gepriesen von den besten Kunden,

Sol'a la ider est unu primore,
Forte, bianca, bella e auppada;

Wer ihn nur ansieht, muß schon Freude hegen,
Stark, weiß und schön, die Köpfe voll sich
runden,

Nde solene leare sos segnore,
Chi nde faghent a zuppa e insalada,
E cando mandant issos sas teraccas
Ndelis pieno coas et busciaccas.

Die reichsten Häuser ihn zu kaufen pflegen,
Salat und Suppe davon trefflich munden,
Wenn sie die Mägde senden mit dem leeren
Tragkorb, mit vollem dann zurück sie kehren.

Custas teraccas haut unu difettu
Boza e non boza cherent a lis dare,
Ca sunt in unas domos de rispettu
Non se lis podet sa cosa negare,

Ein Fehler doch ist hiebei mir erschienen:
Mag ich es gern, mag ungern ich's erlauben,
Den Mädchen, wenn in gutem Haus sie dienen,
Kann ich verweigern nicht Obst, Blumen,
Trauben,

Et deo puru de veru inchiettu
Mi lasso s'ortu meu abbattinare
A bi lis denegare nd'hapo affeu
Et si burattet su trabagliu meu.

Und muß zu meinem eignen Schaden ihnen
Gestatten, meinen Garten auszurauben,
Kann wehren nicht, was ihnen nicht gehört
Und so wird meine Müh umsonst zerstört.

Milu diana ponne in arroganzia
S'essere ingratu, tirannu o Nerone
Hapendebi'e totu in abbundanzia
Zucca longa, cugumere et melone
Ca s'ortu est tentu contu et dat sustanzia
Dogni grassia de Deu bei pone,
Piberone, lattucca et rabanella
Indivia, cuppetta in sa murella.

Doch fern sei's von mir, mich in dem Verdrusse,
Herrisch, wie Nero als Tyrann zu zeigen;
Hab ich doch Alles hier im Ueberflusse,
Kürbisse, Gurken und Melonen eigen,
Der Garten steuert jeglichem Genusse,
Die Aeste früchteschwer sich niederneigen,
Endivien hab ich, span'schen Pfeffer, Rettich
Und am Spalier noch Capuzinerlettich.

Ebenso spärlich in der sardinischen Volkspoesie vertreten, wie die Idylle, zeigt sich die eigentliche Elegie, das heißt diejenige, welche sich nicht in lyrische Formen kleidet. In der weniger trauervollen elegischen Weise, welche man die Art des Tibullus nennen könnte, erweist sich folgende Dichtung von dem obenerwähnten Marcello, in welcher er sein fruchtloses Forschen nach einer Gattin beklagt.

Tota sa vida caminende so
In chirca de mi poter cojuare

Ich wanderte herum mein ganzes Leben,
Ich dacht, ich müßt' ein Weib doch finden
können;

Sa chi cherz'eo non mi cherent dare
Sa chi mi dana, non la cherzo nò

Doch die ich will, die mag man mir nicht gönnen,
Ich mag nicht die, die man mir möchte geben.

Andadu so a parte'e Campidanu	Ich ging nach Campidano's stolzen Eichen,
A su Marghine, fin'a Bortigale,	Nach Marghine, nach Bordigali's Strand,
Giovana mai bidu ne uguale,	Manch Mädchen wußt' das Herz mir zu erweichen;
Ma si non l'hat in pe l'hat in sa manu,	War tadellos ihr Fuß, war's nicht die Hand;
E usant un istile suberanu	Dort brauchen sie ein Mittel sonder Gleichen,
Pro lograre s'istadu maritale,	Um noch Gewinn zu ziehn vom Ehestand:
Bendent s'honore pro unu reale	Die Ehr' ist käuflich für zwei Batzen Lohn,
Et timidu hapo pro mi coronare.	Ich bin bescheiden, streb' nicht nach der Kron'.

Erscheint dieses Gedicht, ähnlich wie manche Elegieen des Tibullus, so wenig trauervoll, daß seine Manier fast an die scherzhaftere Satyre anstreift, so erinnert uns dagegen folgendes an das Schwermüthigste, was wir nur in den Tristia des Ovid gelesen haben. Diese Elegie hat den schon oft erwähnten blinden Peter Cherchi aus Tissi zum Verfasser und die Klage über sein unglückliches Leben zum Gegenstand.

Cando penso in sa trista vida mia,	Wenn ich gedenke an mein traurig Leben,
Abbundo su piantu pius sobradu,	Durchdringt mich Schmerz, wie ihn noch Niemand hegte,
Faltada est dai me cudda allegria,	Nicht will mein Herz der Frohsinn mehr umschweben,
Sa chi tantu m'haiat corteggiadu	Er, der sonst stets mich zu begleiten pflegte;
Como fatto a sas penas cumpagnia	Denn nun bin ich von Leiden nur umgeben,
A chie m'hat sa sorte incumandadu	Die mir ein grausam Schicksal auferlegte,
Et rodeadu dai sas matessi	Von ihnen stets umschwärmt muß ich mich sehen,
Suspirare e piangher mi meressi.	Vor Seufzern und vor Thränen fast vergehen.

Auch von dem andern armen Blinden, Melchior Murenu, besitzen wir ein Klagelied, in dem er hauptsächlich das Unglück seiner außerordentlichen Armuth bejammert.

Su viver de afflittu est un'istadu	Das Leben voller Leiden ist ein Stand
A s'humana basciesa attribuidu	Der menschlichen Gebrechlichkeit beschieden,
Giompidu a esser poveru est miradu,	Doch wen umhüllt der Dürftigkeit Gewand
De su peus carattere ispuzzidu	Wird wie der Schlechteste verschmäht, vermieden,

Issu de ogni gosu est separadu
Issu de ogni sorte est abattidu
Dezzididu est s'istadu miserabile
Pro esser su pius disprezziabile.

Jed Unglück trifft ihn mit erschwerter Hand,
Von jeder Freude ist er ausgeschieden;
Das Urtheil Aller nennt die Dürftigkeit
Den Stand der Schmach und der Verächtlichkeit.

Ein anderes poetisches Gebiet, auf welchem sich einige Sardinier mit Erfolg versucht haben, ist das der Satyre, meist der scherzhaften, oft auch der derben Art. In der ersteren Weise zeichnet sich der noch lebende Pasquale Capece aus Perfugas aus, von dessen Satyre gegen weibliche Gelehrsamkeit ich hier eine Probe geben will.

Perfugas nach est tontu e no est beru
Favola veramente calunniosa.
Eo bos fatto idere una cosa,

Chi cum fazzilidade si cumprende,
Hamus tantas signoras imparende,
Chi faghene sa ficca a Cicerone:
In tres vocales de su cartellone
Sunt tres meses e mesu tipi tapa,
Hoc ischiu s'aligarza, cras sa nappa.
Barigadu cugumere sinzeru.

Ist wohl Perfugas toll und ist es wahr,
Oder sind es verläumderische Dinge?
Nein! Wahrheit ist's was ich zur Kenntniß bringe,
Die sich verstehen läßt mit Leichtigkeit:
Wir haben Damen voll Gelehrsamkeit,
Die Cicero verdunkeln um die Wette:
An drei Vocalen auf dem schwarzen Brette
Studieren vierthalb Monat sie; man lehrt
Wortwurzeln heut' sie, morgen sind verkehrt
Zu Rüben die, zu Gurken übermorgen.

Als den König der sardinischen Satyriker müssen wir jedoch den Rector Diego Mele aus Bitti bezeichnen, dessen scherzhafte Muse nicht selten auch derb zu werden weiß, zum Beispiel in folgendem Spottgedicht auf die Bürger von Ula, welche zur Zeit der Cholera im Jahre 1855 sich durch ihre kleinliche Einseitigkeit, mit der sie die Sanitätsmaßregeln in Wirksamkeit setzten, bemerkbar machten. Der in dieser Satyre geschilderte Fall von der Räucherung eines aus einem von der Cholera heimgesuchten Orte gekommenen Esels soll wirklich stattgefunden haben.

Su populu de Ula est fortunadu,
Ca tenet su Consizu Sanitariu.
A plenos votos hat deliberadu
S'interu Municipiu et secretariu,

Wie glücklich ich das Volk von Ula preise,
Weil es ein Sanitätsconcil nun hat.
In pleno corpore beschloß der weise
Gesammte Stadtrath mit Secretariat,

Chi siat prontamente cordonadu
Totu cantu su nostru circundariu.
Gasie stabilidu su pianu,
Su chollera nos mirat a lontanu.

Gasie procurada sa nettesa,
Et gasi istabilidu su cordone;
De su chollera semus in difesa,
Non timimus sa sua invasione;
Ca s'est Busachi a su chollera resa
S'agatat hoc in disperassione;
Et ca su male s'est fattende seriu,
Dai Ula dimandat refrigeriu.

Ca s'est fattende seriu su male
Su populu est pienu de terrore.

Et pro cussu sa zente prinzipale
Cherfende mitigare su rigore,
A Ula mandat un ambasciadore
Bene munidu de credenziale,
Chi siat bene dottu et bene praticu
Capace et istruidu diplomaticu.

Ma devet esser un intelligente,
Pro jugher s'imbasciada pius sigura,
Costituzionale et independente,
Chi non tenzat timore nè paura;

Et gasi in sa presente congiuntura
Non nd'agatades che in su molente:
E a isse cumbenit chi mandedas
Et de su risultadu non dudedas.

Isse paret su piùs adattadu
Et pro custa fazzenda est fattu a posta,
Finzas dai Camillu est rispettadu,
Liberu de gabella et de imposta;

Daß ein Cordon gezogen werd' im Kreise
Ringsum das ganze Circumdariat.
Wenn ausgeführt ist, was sie wohl bedachten,
Wird uns die Cholera von fern betrachten.

Zuerst auf Reinlichkeit der Stadtrath sah,
Und dann ward flink auch der Cordon gemacht;
Jetzt fürchten nicht wir, daß die Krankheit nah',
Durch den Cordon sind wir vor ihr bewacht.
Das Dorf Busachi hat die Cholera
Dagegen zur Verzweiflung fast gebracht;
Als dort das Uebel auf dem Gipfel stand,
Man hülfeflehend sich nach Ula wandt'.

So ernst ist dort das Uebel, daß erschrickt
Das Volk und kann vor Aengsten kaum mehr stehen.

Da hat man die Dorfältesten erblickt
Im Rath, wie man dem Unheil könn' entgehen;
Sie sprachen: ein Gesandter sei geschickt
Nach Ula, mit Beglaub'gung wohl versehen,
Doch ein gelehrter, ein gewiegter Mann,
Ein Diplomat, der Alles weiß und kann.

Er sei bedeutend durch Verständigkeit,
Der wohl begreif' die wichtige Mission,
Freisinnig und voll Unabhängigkeit,
Ihn quäle weder Angst, noch Schreck, noch Hohn;
Doch fand man so viel Weisheit nur zur Zeit
In eines kleinen Eselchens Person:
Und dieses drum man abgesendet hat
Und Niemand zweifelte am Resultat.

Geeigneter scheint keiner, ausersehen,
Er ist und eigens für's Geschäft gemacht,
Selbst vor dem Steueramt kann er bestehen,
Nicht mit Gabellen ward sein Stamm bedacht,

Si mandades a issu deputadu,
Tenides favorebile risposta,
Pro chi de Ula totu sos molentes
Li sunt bonos amigos et parentes.

Wenn dieser wird als Botschafter hingehen,
Wird uns ein günstiger Bescheid gebracht,
Denn Ula's Esel sind von dem Gesandten,
Theils Freunde, theils die nächsten Anverwandten.

Ch'isse edducas si mandet in s'istante
Esigit de Busachi su destinu,
Tenet coraggiu zivile bastante,
Bastat narrer coraggiu molentinu.
A passu grave e seriu portante
Intraprendet de Ula su camminu.
Chi paret! sa guardia l'intimat,
Ma isse non si parat, nè si arrimat.

Daß er entsandt sei ohn' Verlust von Zeit,
Verlangt Busachi's ganze Volkesmasse:
Ihm fehlt nicht bürgerliche Muthigkeit,
Bekannt ist ja der Muth der Eselsrasse;
Mit ernstem Schritt, voll würdger Langsamkeit
Begiebt er sich nach Ula auf die Straße:
Und was geschieht? Die Wache ruft ihn an,
Doch unbekümmert folgt er seiner Bahn.

Tirat de coa et avanzat derettu
Baldanzosu, attrividu, tememariu,

Er hebt den Schweif voll Muths und aufgeweckt
Und wandelt grad' einher ohn' Furcht und Bangen,

Nende chi deputadu no est suggettu
A su regulamentu sanitariu;

Er denkt, auf Botschafter sich nicht erstreckt
Die Vorschrift, die vom Stadtrath ausgegangen;

Su populu de Ula est inchiettu,
Et instat de prozzessu unu summariu,
Isse tumultuante et indignadu
Instat chi prestu siat profumadu.

Jedoch die Bürger Ula's sind erschreckt,
Und drum summarischen Proceß verlangen,
Sie stehn um ihn mit wüthender Geberde,
Und fodern, daß er angeräuchert werde.

Su populu reclamat furiosu,
Chi si profumet in via summaria,
Mentras cum fundamentu est suspettosu
Chi custu bestione appestet s'aria,
Bennidu dae logu collerosu,
Est sugettu a sa legge sanitaria,
Ch'hat bene istabilidu dai prinzipiu
De Ula su zelante Municipiu.

Das Volk verlangt, daß auf summar'sche Weise
Am Esel werd' die Räuchrung vorgenommen,
Weil er mit Recht verdächtig sich erweise,
Weil er die Luft verpeste; wer gekommen
Aus einem Cholerabesuchten Kreise,
Könn' nicht dem Sanitätsgesetz entkommen:
Denn so ward es beschlossen in dem Rathe
Zu Ula von dem weisen Magistrate.

Su populu reclamat cun istanzia
Contra sa molentina prepotenzia,
Chi reprimat de issa sa baldanzia
De su populu unidu a sa presenzia,

Das Volk verlangt, da die Vermessenheit
Der Eselsrasse doch sei offenbar,
Daß man demüthge die Hoffärtigkeit
In Gegenwart der ganzen Bürgerschaar,

Tales, chi no alleghet ignoranzia
In publicu si leget sa sentenzia,
Pro chi cust'insolente bestione
Siat suggettu a profumassione.

Daß nicht er schütze vor Unwissenheit
Verlese die Sentenz man laut und klar,
Wonach das freche Eselsvieh vor Allen
Der öffentlichen Räuchrung sei verfallen.

Eccodi prontu su profumadore,
Su profumando est ancora pressente,
Su populu, pienu de furore,
Instat chi si profumet prontamente;

Schon ist der Räucherer zum Amt bereit
Und der zu Räuchernde steht ihm zur Seite,
Das Volk, erfüllt von Zorn und Wüthigkeit,
Verlangt, daß gleich zur Räucherung man schreite;

Et pro cust'infelizze paziente
Non bi det haer grassia nè favore?
„No!" reclamat su populu a sa coa,
„A su delittu nou pena noa!"

Und giebt es für den Schuld'gen denn zur Zeit
Nicht Gnade mehr, die ihn vom Spruch befreite?
„Nein!" schreit das Volk, den Schweif umstehend, „nein!
„Ein neu Verbrechen heischt auch neue Pein!"

A su delittu nou pena noa!
Chi servat a su mundu de iscarmentu,
Mentras chi no hat fattu barantena,
Comente narat su regulamentu;
Ecco chi de su poveru giumentu
Tota canta si tremat sa carena;
Però b'hat una cosa de pensare:
Cal est sa prima parte a profumare?

Ein neu Verbrechen heischet neue Pein!
Damit ein Präcedenzfall werd' geschaffen,
Er ging ja nicht zur Quarantäne ein,
Sonst würde die Gerechtigkeit erschlaffen;
Am ganzen Körper bebt das Eselein,
Das arme Thier, das Alle rings begaffen;
Doch Schwierigkeiten plötzlich nun erwachen:
Mit welchem Theil soll man den Anfang machen?

Sos peritos de s'arte totu nana
Intendentes de profumassione,
Chi prima cosa in s'operassione
Devet esser sa parte derettana;
Ecco una boghe che no est humana
S'assustant totu et bruttant su carzone.
Su paziente, chi totu cumprendet,
Alzat sa coa et rumore s'intendet.

Die Kenner, alle Männer von Gewicht,
Die's weit in Räuchrungskenntnissen gebracht,
Berathen sich und ihr Orakel spricht:
Zur Rechten muß der Anfang sein gemacht.
Da plötzlich tönt ein Laut, der menschlich nicht,
Und alle ziehn zurück sich wohlbedacht.
Der Schuld'ge, dessen Kenntniß nichts entgehet,
Erhebt den Schweif und ein Geräusch entstehet.

Su rumore s'intendet fragurosu
De ambus buccas de su paziente,
Su populu si fuit paurosu,
Nende: cust est prozzeder de molente.

Der Lärm des Esels schallet weit und breit,
Von hinten und von vorn, er tritt mit Vieren,
Das Volk zieht sich zurück voll Furchtsamkeit
Und sagt: Das sind des Eselsvieh's Manieren.

Ma su profumadore diligente
Su profumu cominzat premurosu;
Presente inie tota s'assemblea
Eccodi un improvisa diarrea!

Indeß der Räucherer voll Eifrigkeit
Beginnt die Räuchrung ohne Zeitverlieren;
Doch wie die Räucherung auf voller Höh',
Erklärt sich plötzlich eine Diarrhö'!

S'assamblea chi restat ispantada,
Cambiada in tristura s'allegria,
Nende: s'acra nostra est infettada
Dae peste de atera zenia,
Ecco tota sa terra hat imbruttada
De su molente sa dissenteria;
Non conbenit piùs de prosighire,
Donzunu juttat pedes pro fuire."

Und Alle waren nun erschrocken sehr,
In Trauer mußt' die Freude übergehen,
Sie sagten: „Pest erfüllt die Luft, ein Heer
Von neuen Plagen werden bald wir sehen,
Verunreint hat das ganze Land umher
Des Esels Dyssent'rie, nicht darf's geschehen,
Daß diese Räuchrung schreite weiter fort,
Wer Beine hat, der fliehe diesen Ort!"

Totu sos de Busachi sunt offesos
Pro custu grav'oltraggiu andant in furia,
De ira et de furore sunt azzesos
Et cherent vindicada cust'ingiuria;
De paura si trement sos Ulesos,
Ca de forza bastante hana penuria.
Sos de Busachi cherent a rigore
Risarcidu interesse, fama, e honore.

Beleidigt ist Busachi schwer, fürwahr
Ein solcher Hohn ward ihm noch nie gebracht,
Nach Rache für dieß Unrecht offenbar
Die Bauern schrein, von Zornesgluth erfacht;
Vor Furcht erzittert Ula's Bürgerschaar,
Denn Mangel hegt sie an der nöthgen Macht;
Und strenge heischt Busachi's Bauernheer
Ersatz für Interesse, Ruf und Ehr'.

Eine andere, sehr volksthümliche Satyre, deren Autor unbekannt, hat einen seltsamen Heiligen zum Gegenstand, nämlich einen Dorfspfarrer, Namens Leonardu Peru, welcher im Rufe stand, der größte Weinsäufer in Sardinien zu sein. Das Gedicht, dem es gleichfalls nicht an Derbheit fehlt, bildet zugleich eine Parodie der bekannten Heiligenhymnen, indem es nicht nur im selben Versmaaß, wie diese, sondern ganz nach derselben Schablone angelegt erscheint. Es beginnt mit den üblichen vier Versen, welche eine scherzhafte Anrufung der Fürbitte dieses sonderbaren Heiligen enthalten, und giebt dann dessen Lebensgeschichte, wie gewohnt, ab ovo, d. h. von seiner Geburt an, in den hergebrachten Sextinen.

Su titulu singulare
D'istupponare l'han dadu,
Pro nois potet pregare
Lenardu buchi bujadu.

Seltne Ehr' hat ihn betroffen,
„Schwamm" so nannt' ihn Groß und Klein,
Mög er unser Heil'ger sein,
Leonard, der stets besoffen!

Est zertu chi Concu Pera
De l'ingendrare trattende,
L'hat ingendradu biende
Sa binu sempre a pissera,
Restend'in custa manera
Lenardu a bin'impastadu.

Conca Peru, das ist klar,
Hat erzeuget diesen Sproß,
Als er trank und überfloß
Von dem Weine ganz und gar,
Und auf diese Weise war
Leonard erzeugt im Wein.

Cando Lenardu naschesit,
Tremesit dogni chintina,
Ogni cuba, ogni mesina,
Fin'a sos chilscios seghesit,
De modu ch'Iscanu istesit
In binu mesu annegadu.

Als sein Wiegenlied man sang,
Ward vor Schreck und Zittern blaß
Jedes Fäßchen, jedes Faß,
Bis daß jeder Reif zersprang
Und dem Dorf der Untergang
Droht durch den vergoss'nen Wein.

Narant chi sa mamaetitta,
Sende minoreddu ancora,
Pro non li dare a dogn'hora,
Sa pianghiat, sa titta,
A suzzare una zucchitta
De binu l'hat imparadu.

Man erzählt, daß, weil noch eben
War sehr jung die Mutter sein,
Wenn sie hört' des Kindes Schrei'n,
Um nicht stets die Brust zu geben,
Saugen ließ dieß junge Leben
Oft an einem Fläschchen Wein.

Avanzende cust'istella,
Cust'istudiante nou,
Fattesit su cursu sou
In Santu Martinu bellu,
A forza de mascadellu
A forza de cannonadu.

Dieser Stern, von Weisheit brennen
Wollt' er, als die Kindheit um,
Lernet im Collegium,
Welches sie Sanct Martin nennen,
Muscateller wohl zu kennen
Und auch Cannonadenwein.

Gia fit errore et fit dannu,
Chi porcarzende morzeret,
Ne mezus sorte tenzeret,
Un homine tantu mannu,
Pro chi a su vintun'annu
S'est a s'istudiu dadu.

Viel hätt' wohl die Welt verloren,
Wär' als Schweinhirt er gestorben,
Hätt' nicht höhren Stand erworben,
Er, zur Größe auserkoren,
Der studiert, seit er geboren,
Einundzwanzig Jahr' den Wein.

Da chi dignu conoschesin,
De lu fagher sazzerdote,
Ordinare a mesa notte;
Con tres conzos lo cherfesin,

Als an ihn nun kam die Reihe,
Anzuzieh'n die Priestertracht,
Weiht' man ihn um Mitternacht;
Doch er trank der Becher dreie

Sos ordines, chi li desin,
Fint d'esser disordinadu.

Bei der Messe, denn die Weihe
Gab ihm nicht den Heil'genschein.

Tant'instupendu portentu
Cherfesit accumpagnare
Custu eroe singulare;
Su felizze naschimentu,
In chent'edades e chentu
Debet esser zelebradu.

Solche Leistung wunderbar
Macht, daß Alle ihn begleiten,
Diesem Held zur Seite schreiten;
Seine Weihe muß fürwahr,
Wenn verflossen hundert Jahr',
Immer noch gefeiert sein.

Cun cartiglia e cun patente,
Che torresit a Iscanu;
Pro li asare sa manu,
Bessesit sa tota zente
E iss'allegru e comente!
Pro l'haere accumpagnadu.

Mit Diplom er kehrt' nach Haus,
Wo sie All' sich freuen müssen;
Dieses Heil'gen Hand zu küssen,
Kommt das ganze Volk heraus,
Jauchzt und bricht in Jubel aus,
Weil sie sahn ihn weihen ein.

A sa zittade famosa
De Oristanis andesit,
In breve tempus ischesit
Ogni dottrina, ogni cosa,
Pront'in versu e lestr'in prosa
A narrer tant'hat pensadu.

Zur berühmten Stadt denn hin
Zog er, Oristan genannt,
Ward in Kurzem dort bekannt;
Jede Kenntniß und Doctrin,
Prosa, Verse zeichnen ihn
Aus, in Allem glänzt sein Schein.

Sos pobulos, sas zittades,
Che cand'a Deus bideren,
Pro abbitare lu cheren
E l'offerint dignidades,
Pro ch'ischint sas calidades
De sas ch'istesit dotadu.

Völker, Städte, die sein Gang
Wie ein Götterschritt durcheilet,
Flehen, daß er hier verweilet,
Bieten Würden ihm und Rang,
Ob der hohen Tugend Klang,
Die weltkundig mußte sein.

Zuri s'ammentat cun gustu,
Chi tenzendulu a Vicariu,
Inserradu in decumariu,
Non cherfesit si non mustu,
Innant'e su mes' Austu
Gia che fit mesu trincadu.

Zuri hatte diesen Frommen
Zum Vicar, den Heißersehnten,
Dort, sagt man, hab' statt des Zehnten
Er nur Wein und Most genommen,
Eh' daß der August gekommen,
War er schon halbtodt vom Wein.

Su die e totos sos santos
Cando fattesit s'intrada,

Als er einzog in die Gassen
Dieses Dorfs, da schmückten sich

Sos zilleris de parada
Si porzesint totu cantos,
De tazzas fattas a cantos
Sos zinziris l'hant battudo.

Alle Kneipen prächtiglich,
Und man feiert ihn mit Prassen,
Und mit Scherben alter Tassen
Schlug man auf die Flaschen ein.

Ma inter totu favoridu,
Tue Bortigale sese!
Ch'ott'annos meses e tres
In mesu tou l'has bidu,
Su die chi l'has rezzidu,
Ti ses totu ispobuladu.

Doch vor Allen bist erkoren,
Borgidali, du fürwahr!
Denn wohl an die neunthalb Jahr
Predigt schon er deinen Ohren,
Als er kam zu deinen Thoren,
Schienst entvölkert du zu sein.

Pro dezzidire unu casu
Est Lenardu fatt'a posta,
Cando piena sa risposta,
Bi la dada, e cando a rasu,
Non l'imbarazzant su nasu,
Ca lu jughet ispuntadu.

Zum Entscheiden im Gericht,
Ist Lenardo ganz der Mann,
Trefflich er antworten kann,
Klar ist, was er trunken spricht,
Selbst die Nase giebt ihm Licht,
Leuchtend wie ein Heil'genschein.

Si li negant su rejone,
Bogat sos liberos suos,
Et los bogat ambos duos,
S'aliredda e s'alirone,
E cun issos su muscone
Argumentende hat leadu.

Giebt man Unrecht ihm zum Spaß,
Ruft die Treuen er herbei,
Sammelt um sich alle zwei,
Sie, sein Fäßchen und sein Faß,
Daß mit ihrer Hülf' er faß'
Den Beschluß, was Recht muß sein.

Aristoteles ezzedit
In bona filosofia,
Sa palma in Teologia
Santu Tomasu li zedit,
Su chi cun isse si medit,
Si che torrat isfundadu!

Aristotel kann erreichen
Ihn nicht in Philosophie,
Und in der Theologie
Muß der heil'ge Thomas weichen,
Wer mit ihm sich will vergleichen,
Der wird bald beschämet sein.

Fervorosu missionista
Faghet dottas istrussiones,
Panegiricos e sermones,
Dignos de un Evangelista,
Paret ateru Battista,
Però a bino battizadu.

Auch ein Missionär er ist,
Predigt Sünder zu bekehren,
Giebt die allerbesten Lehren,
Fast wie ein Evangelist,
Tauft wie Johann, der Baptist,
Doch er taufet nur mit Wein.

Sa missa, chi pro sa paga,	Alle Tag' wenn Messe er
Narrat isse dogni die,	Liest, denn dafür kriegt er Lohn,
La prinzipiat gasie,	Geht's zwar Anfangs langsam schon,
Et l'accabbat fraga fraga,	Doch noch leidlich, aber schwer
De modu portat sa raga	Wird das Ende ihm gar sehr,
Cun su calzone imbruttadu.	Nie bleibt dann die Hose rein.
Pro nois potes pregare	Bitt' für uns um Sünderlaß
Tue Sant' Istupponare.	Heil'ger Schwamm, du! heil'ges Faß!

An die Satyre reiht sich das Epigramm an, in welchem gleichfalls einige sardinische Dichter sich mit Erfolg versucht haben. Als Probe will ich hier ein Sonett mittheilen, welches den schon erwähnten Gavino Cocco zum Verfasser hat und sich über einen andern Dichter, den gleichfalls angeführten Matteo Madau lustig macht, welcher seine eignen Werke verkaufend in seiner Vaterstadt herumzugehen pflegte. Der Preis, welchen er für dieselben forderte, bestand in 30 alten, sardinischen Soldi (zu einem Groschen jeder) und um diesen Preis schlägt ihm Cocco am Schluß vor, zur Sühne für das schlechterworbene Geld sich selbst zu verkaufen.

A ue inghirias, Matteu, gas'arriadu	Wo irr'st du hin, Matteo, so beklommen,
De pabiru, et chentu libereddos?	Und schwer mit Büchern, voll Papier die Hände?
Che lattaju, ch'jughet moitteddos,	Dem Milchmann gleich, der sucht, wo Abgang fände
Chi chircat ispazzare su cazadu.	Die Milch im Korkgefäß, die dick verschwommen.
Ea quantos, chena cherrer, has leadu	Wie oft, ohn' Betteln, hätt'st du wohl bekommen
Trinta soddos pro cussos tomigheddos?	Die dreißig Groschen für die kleinen Bände?
Sos chi non balent trinta dinareddos;	Für dreißig Heller sie kein Jud' erstände;
Quantu, segundu cussu, has haer furadu?	Was hast durch Raub du nun wohl eingenommen?
Tue ses obbligadu a la torrare	Du bist genöthigt ganz zurückzugeben
Intera, cussa summa malo binta,	Den gar so schlecht verdienten Geldeshaufen,
Et no abbastat ancora a ti salvare.	Doch nicht genügt's, die Schuld hinweg zu heben.

T'imparat sa morale mancu istrinta,
Cheres, Matteo, su dannu reparare?
Bendedi tue matessi a soddos trinta.

Willst der Moral du nicht zuwiderlaufen
Und frei von Vorwürfen des Raubes leben,
Mußt dich für dreißig Groschen selbst verkaufen.

Rein scherzhafte Gedichte, ohne einen satyrischen oder epigrammischen Zweck, finden wir gleichfalls in gewisser Anzahl im sardinischen Parnaß; und unter ihnen will ich zum Schluß dieses Kapitels eines auswählen, dessen Verfasser ein ganz unwissender Bauer, Namens Peter Canu aus Chiaramonti (ermordet 1845), einer der besten komischen Poeten Sardiniens, war. Seine Armuth und die Unfähigkeit, seiner Tochter eine Mitgift zu geben, veranlaßten ihn zu diesen Versen, welche die völlig werthlosen Gegenstände schildern, die er seiner Tochter in den Ehestand mitgeben könne und welche zeigen, mit wie viel philosophischem Humor er seine Dürftigkeit zu tragen wußte.

Chie cheret leare a fiza mia?
Già l'hapo bona doda ammanizzadu;
Si dono cosas de ogni zenia,
La cojuo, e mi nd'isto assaniadu.

Wer will mit meiner Tochter sein gepaart?
Die Mitgift, die sie kriegt, ist unerreicht;
Ich schenk' ihr Dinge von jedweder Art,
Ich geb sie weg und fühl mich wieder leicht.

Una fressada annatta l'hap'in domo,
Ch'est in treghentos logos tappulada,
In cojuanscia bila dono como
Et pro issa la tenzo cunservada.

Die alte Bettdecke, aus hundert Stücken
Geflickt zusammen, hab' ich wohl verwahrt,
Als würdig, um ihr Ehebett zu schmücken,
Für meine Tochter ward sie aufgespart.

Una cascia isfundada hap'in sa corte,
Ch'est degh'annos e mesu assoliende,
Si la idides est sincher'et forte,
Sos sorighes inie istant gioghende.

Auch einen bodenlosen Koffer geben
Kann ich, er steht im Hof seit elfthalb Jahren,
Doch tüchtig ist er noch, voll Kraft und Leben,
Es treiben drin ihr Spiel der Mäuse Schaaren.

Un ispiju chi b'hap'e tota vista
Addaesegus de lettu cunservadu
Isettende a issa continu ista,
Cando cobertu, cando iscovaccadu.

Ein Spiegel auch hinzugefüget sei,
Der trefflich noch den richt'gen Zweck erfüllt,
Bei ihm ist es vollkommen einerlei,
Ob er verdeckt ist oder unverhüllt.

Piattos grogos bellos e ismesados
Nde l'hap'amanizzadu una duzina
Cosidos a ispau e tappulados
Chi podent baler totu una seina.

Ein Dutzend Teller hab' ich auch gefunden
Gespalten zwar und nicht mehr unversehrt,
Die hab' geleimt ich und mit Strick verbunden,
Jetzt sind sie sicher einen Dreier werth.

Et pro paneri b'hat una corvitta,
Amanizzada a cando s'illiera,
E ismesados duas casciolittas,
Padezones segadas et salera.

Ischiscionera li do et pistone,
Chi no rezzini s'abba per un'ala,
L'annango puru un perra'e truddone
Li do una maniga chena pala.

Fatt'hapo gastu in bunedda valente
Chi podet baler tres dinaris francos,
Sos tappulos sunt totu differentes,
Murados, rujos, grogos et biancos.

Als Wiege dien' der Boden einer alten
Noch guten Schachtel für ihr erstes Kind;
Geplatzte Kessel, Kisten, die gespalten,
Salzfässer kriegt sie, die zerbrochen sind.

Und einen Vorhang, einen Mörser auch,
In dem das Wasser nie sich kann verhehlen,
Und einen Löffel für den Kochgebrauch
Und einen Henkeltopf, deß Seiten fehlen.

Ich kauft' ein Kleid mit dem, was ich gespart,
Für sie, es kostete fast einen Dreier,
Die Flickstücke davon sind bunter Art,
Bald braun, bald roth, bald weiß, bald gelb, wie Eier.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nationale Geschichte Sardiniens.

Da die nationale Geschichte Sardiniens sowohl in ihren Hauptzügen, als in den ziemlich spärlichen Einzelheiten, welche uns von ihr überliefert worden sind, durchaus eine Entdeckung der Neuzeit ist, da sie auch bis jetzt in keinem Geschichtswerk eine Stelle einnimmt (selbst Manno's Geschichte Sardiniens behandelt eigentlich nur die Perioden der Fremdherrschaft auf der Insel), so dürfte sie in einem Buch, welches sich die Aufgabe stellt, auf das weniger allgemein Bekannte in Bezug auf diese Insel aufmerksam zu machen, wohl an ihrem Platz gefunden werden. Daß ich unter nationaler Geschichte hier nur die Geschichte derjenigen Periode verstehe, während welcher das Land eine völlige Unabhängigkeit von fremder Herrschaft genoß, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Solcher Perioden giebt es im ganzen sardinischen Völkerleben nur zwei. Die eine endet mit der Unterjochung der Insel durch die Karthager und gehört der vorhistorischen Zeit an. Von ihr wissen wir nichts, als Fabeln;

sie steht also außerhalb dem Bereich dieses Kapitels, welches Geschichte und nicht Mythologie überschrieben ist. Die andere beginnt mit dem Fall der byzantinischen Herrschaft und endet mit der schließlichen Eroberung der am Letzten unabhängig gebliebenen Provinz, des Judicats oder Fürstenthums Arborea, durch die Aragonier. Mit ihr allein können wir es hier zu thun haben.

Alles, was wir von der nationalen Geschichte Sardiniens, wenigstens von ihren vier oder fünf ersten Jahrhunderten wissen, verdanken wir der zu Ende der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts gemachten Entdeckung einiger Pergamente aus den ehemaligen Archiven von Arborea. Diese Pergamente gehörten zu einer Sammlung, die im 15. Jahrhundert von einem Bewohner Cagliari's, über welchen jedoch alle Nachrichten fehlen, veranstaltet worden war. Er muß deren eine große Anzahl besessen haben, da eines der uns übrig gebliebenen die von seiner Hand herrührende Aufschrift mit der Nummer 61 trägt. Auch alle andern sind mit Ziffern und einzelne außerdem noch mit einer Angabe des Inhalts in catalonischer Sprache versehen. Von allen Handschriften, welche der unbekannte Sammler besessen zu haben scheint, ist uns jedoch nur eine sehr kleine Anzahl erhalten geblieben. Dieselbe befand sich in einer großen Ledermappe, welche um das Jahr 1840 durch Erbschaft in den Besitz eines Minoritenmönchs zu Cagliari, Namens Maria Manca, gelangte. Dieser wurde bald auf die außerordentliche Erscheinung der besagten Pergamente aufmerksam. Er zeigte sie dem Paleographen Ignazio Pillitu, dem besten Entzifferer alter Handschriften in Sardinien, sowie dem Bibliothekar Martini zu Cagliari, und beide erkannten sogleich die hohe Wichtigkeit dieser Documente und erwarben dieselben für die Universitätsbibliothek zu Cagliari. Pillitu machte sich unverzüglich an die Entzifferung ihres Inhalts und nun wurde es deutlich, daß man endlich einige Aufklärung über die bisher völlig unbekannte Geschichte der sardinischen Unabhängigkeit im Mittelalter gewonnen hatte.

Die hauptsächlichsten dieser Pergamente von Arborea sind:

1) Eine Handschrift im Styl des 8. oder 9. Jahrhunderts und zwar in der sogenannten Longobardischen Cursivschrift, ähnlich derjenigen der im Vatican bewahrten Papyrusrollen von Ravenna. Sie enthält ein lateinisches Lobgedicht auf den erst durch sie wieder bekannt gewordenen Befreier Sardi-

niens und ersten nationalen König, Jaletus, in sogenannten leoninischen, das heißt in blos rhythmischen, nicht metrischen Versen, welche zwar im Tonfall den achtfüßigen Trochäen nachgeahmt erscheinen, jedoch auf die ursprünglichen metrischen Regeln keine Rücksicht nehmen, sondern Länge und Kürze so behandeln, wie dieselben in unsern modernen Sprachen aufgefaßt werden. Solcherlei rhythmische Poesieen sind übrigens wie unser Jacob Grimm (Göttingen 1838) in einer Vorrede zu Schmellers Ausgabe mittelalterlicher Gedichte dargethan hat, uralt und erfreuten sich beim Volk der spätrömischen Zeit einer viel größeren Beliebtheit, als die eigentlich metrischen. Das Gedicht hat 174 Verse, jeder von der Länge des achtfüßigen Trochäus. Es behandelt, außer den Sagen aus Sardiniens Vorzeit, auch die verschiedenen Perioden der karthagischen und römischen Fremdherrschaft und zuletzt, wodurch sie allein für uns Wichtigkeit gewinnt, die Befreiung Sardiniens durch Jaletus und seine drei Brüder, sowie die Errichtung der vier Judicate. Da diese Handschrift keines Ereignisses erwähnt, welches nach dem siebenten Jahrhundert stattfand, so scheint die Abfassung des Rhythmus in jene Zeit verlegt werden zu müssen, obgleich der Sardinier Tola, der Verfasser der „berühmten Männer Sardiniens“, gegenwärtig Gerichtspräsident in Genua, behauptet, das Ganze sei ein Machwerk eines Mönchs aus dem 15. Jahrhundert.

2) Die zweite Handschrift besitzt kein so ehrwürdiges Alter, sondern stammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus der Feder eines gewissen Falliti, welcher ein Bastard des Judex Hugo IV. von Arborea (1321—1336) gewesen sein soll. Es sind drei lateinische Briefe, von Falliti an seinen natürlichen Bruder, den Judex Marian IV. von Arborea (1346—1376), gerichtet, deren erster die Pilgerfahrt zweier sardinischer Fürsten der Judices Saltarus (um 1080) und Othocor (um 1112) von Gallura nach Jerusalem schildert. Der andere Brief beschäftigt sich mit den syrischen Christen, welche, im dreizehnten Jahrhundert aus Tyrus in Phönicien vertrieben, in Oristano ein Asyl fanden. Der dritte ist lediglich politischer Natur, und giebt dem Judex Marian, welcher damals der einzige unabhängige Fürst in Sardinien war, Rathschläge, wie er sich gegen die immermehr überhand nehmende Fremdherrschaft behaupten könne. Auf diese Briefe folgen in derselben Handschrift drei

Sonette, sowie ein sehr langes Gedicht in Reimpaaren von fünffüßigen Jamben (im Ganzen 360 Verse) in sardinischer Sprache von demselben Falliti, etwa 20 Jahre später als obige Briefe, zum Lobe der Tochter und Nachfolgerin Marian's, der berühmten Eleonora von Arborea, verfaßt. Auf der Rückseite dieses Pergaments befindet sich ein Lobgedicht auf den genannten Falliti, welcher ein berühmter Dichter und Literat gewesen zu sein scheint, von einem Schüler desselben, Namens Francesco Carau. Das Gedicht ist in mittelalterlichem Italienisch abgefaßt und zwar in einem ziemlich künstlichen Versmaß von vierzehnzeiligen Strophen, deren erste acht Verse eine Octave von fünffüßigen Jamben mit vierfacher Wiederholung der beiden Reime bilden, dann folgen zwei Reimpaare in dreifüßigen und schließlich ein Reimpaar in fünffüßigen Jamben.

3) Das dritte Pergament, in lateinischer Sprache abgefaßt, enthält die sehr ausführlich erzählte Geschichte der Söhne der Benedicta von Massa, Judicissa von Cagliari (um 1215), ihres Gemahls Torcotor III., und ihrer Söhne, deren ältester, Comita IV. (um 1230), das Judicat von Arborea, auf welches er von väterlicher Seite Erbrechte besaß, wiedereroberte. Das Ganze scheint der Entwurf zu einem diesen Comita verherrlichenden Heldengedicht, welches bestimmt war, in sardinischer Sprache abgefaßt zu werden, wie einige als Probe gegebene Strophen beweisen. Die Handschrift trägt durchaus den Stempel der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und ist in ihrer Aechtheit nie beanstandet worden.

4) Sehr viele wichtige historische Aufschlüsse erlangen wir aus der vierten Handschrift, welche die von einem gewissen Gavino Marongiu gesammelten Lobgedichte auf viele sardinische Fürsten und den von ihm beigegebenen Commentar dazu enthält. Aus diesen Gedichten und namentlich aus dem Commentar hat die Geschichtsforschung vielleicht mehr Namen und Data gewonnen, als aus irgend einem andern Document.

5) Gleichfalls ein poetisches Erzeugniß ist uns in dem fünften Pergament aufbewahrt worden und zwar eine Art von epischer Dichtung eines Sardiniers, Namens Bruno de Toro, welcher im 14. Jahrhundert lebte und die politischen Ereignisse seiner Zeit poetisch behandelte.

6) In der Chronik eines gewissen Georg von Lacon aus dem Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhundert erhalten wir manche wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der damals noch unabhängig gebliebenen Judicate.

7) Eine ebenfalls in dieser Sammlung gefundene Handschrift der Dichtungen des Genuesers Lanfranco Baleoro (um 1250) hat zwar keinen Bezug auf die Geschichte Sardiniens, dürfte aber insofern interessant sein, als ihr eine Note beigefügt ist, welche auf die Aufbewahrung dieser Handschriften einiges Licht wirft. Diese Note sagt aus, daß das Manuscript auf Befehl Brancaleone Doria's (Gemahl der Eleonora von Arborea, lebte um 1400) copirt worden sei. Doria lebte in Oristano und stand lange an der Spitze der Regierung Arborea's. Seine Büchersammlung mag wohl später in's dortige Archiv gekommen sein. Jedenfalls haben wir eine Andeutung, daß dort länger als anderswo auf der Insel die Wissenschaften gepflegt wurden und so scheint Oristano der wahrscheinlichste Ort, an welchem wir das Vorhandensein einer Büchersammlung, wie diejenige, zu welcher die besprochenen Handschriften gehörten, annehmen können.

Außer durch diese hauptsächlichsten unter den Pergamenten von Arborea wurde unsere Kenntniß von der nationalen Geschichte Sardiniens in neuester Zeit noch durch die Entdeckung der Chronik des Antonius von Tharros vervollständigt. Die Hauptwichtigkeit derselben bildet der Umstand, daß wir in ihr die Bestätigung dessen erhalten, was der obengenannte Rhythmus über König Jaletus und die von ihm unternommene Befreiung der Insel aussagt. Unter den Beweisstücken der Richtigkeit dieser historischen Data dürfen wir auch nicht die kleine aber werthvolle Anzahl von Inschriften aus dem frühen Mittelalter vergessen, welche sich in den alten Kirchen Sardiniens zerstreut findet, ebensowenig die uns überlieferten Rechtsdocumente und Acten in der Bibliothek zu Cagliari und endlich noch die Münzen, welche die Namen der nationalen Fürsten nennen. Einiges Licht über diese Geschichte dürften auch die Schriften des Bischofs von Ploaghe, die des Bischofs Fara von Bosa und andere Werke der späteren Zeit verbreiten, weil diese Schriftsteller, obgleich sie nicht mehr zur Zeit der Unabhängigkeit Sardiniens lebten, doch über diese

Zeit manche Thatsachen berichten, welche so durchaus den Stempel der Wahrhaftigkeit tragen, daß nur ein systematischer Gegner der neuen historischen Entdeckungen in Sardinien sich ihrer Beweiseskraft entziehen kann.

Solcher Gegner giebt es allerdings manche. In Sardinien freilich steht Tola mit seiner Behauptung von der Unächtheit der ältesten unter den Pergamenten von Arborea allein. Aber in andern Ländern, Italien, Frankreich, ja selbst in Deutschland sind Gelehrte aufgetreten, welche für ihre die Aechtheit dieser Papiere leugnende Ansicht Anhänger gewannen, für die Ansicht, daß wir in einigen, wenn nicht in den meisten der genannten Handschriften Fälschungen vor uns haben. Ob sie Recht haben oder ob die Sardinier der richtigen Ansicht huldigen, wenn sie an dieser Aechtheit festhalten, dieß zu untersuchen, würde uns in eine Polemik verwickeln, welche dem Zweck dieses Buches fern liegt. Die Unächtheit aller ohne Ausnahme, selbst der mit dem Datum späterer Zeit versehenen Handschriften, ist freilich von Niemand behauptet worden und so blieben uns, als sichere Errungenschaften, wenigstens die Aufschlüsse, welche wir über die letzten Jahrhunderte sardinischer Unabhängigkeit erhalten. Wenn ich gleichwohl hier auch diejenigen benutze, welche uns die ältesten, von einigen Gelehrten beanstandeten Urkunden über die Geschichte der Befreiung Sardiniens und die Herrschaft der Könige geben, so bin ich doch weit entfernt davon, die Verantwortlichkeit für deren Richtigkeit zu übernehmen, sondern theile sie lediglich, um mich eines Bildes aus der Jurisprudenz zu bedienen, sub beneficio inventarii mit. Wollte ich diese Angaben weglassen, so würde uns die Geschichte Sardiniens während drei oder vier Jahrhunderten als tabula rasa erscheinen, denn außer demjenigen, was uns die Pergamente mittheilen, wissen wir über diese Geschichte so gut wie gar nichts. Der Leser hat es also sehr bequem, er kann, jenachdem er an die Aechtheit der Urkunden glaubt oder nicht glaubt, das Ganze en bloc annehmen oder verwerfen, denn entweder sind diese Nachrichten alle wahr, oder alle erdichtet. Einen Vorzug besitzen sie jedenfalls, denjenigen nämlich, daß sie mit der bisher bekannten Geschichte durchaus nicht im Widerspruche stehen. Außerdem möchte ich demjenigen Leser, welcher geneigt wäre, an die Aechtheit der Documente zu glauben, noch einen Trostgrund in folgender Bemerkung geben. Diejenigen Gelehrten, welche die ältesten dieser

Handschriften für gefälscht erklären, verlegen die Fälschung in das 14. oder 15. Jahrhundert. Diese Zeit fällt aber noch mit der letzten Periode der sardinischen Unabhängigkeit zusammen, und die damaligen Schriftsteller mochten gewiß Gelegenheit besitzen, sich auch über die Anfangsperiode dieser Unabhängigkeit zu unterrichten. Wenn sie also fälschten, so konnten sie wenigstens wahre Nachrichten in ihre Documente aufnehmen und da sie diesen das Ansehen geben wollten, als seien sie in einem früheren Jahrhundert abgefaßt, so mußte ihnen daran liegen, die Täuschung dadurch zu erhöhen, daß wenigstens nur Wahres unter dem gefälschten Gewande verborgen werden sollte.

Nach dem Inhalt der genannten Handschriften können wir die nationale Geschichte Sardiniens in folgende Hauptperioden zerlegen:

1) Geschichte Sardiniens unter den Königen von der Befreiung des Landes im Jahre 687 bis zum Beginn der Selbstständigkeit der vier Judicate im Jahre 950.

2) Geschichte Sardiniens unter unabhängigen, einheimischen Judices oder Reguli vom Jahre 950 bis zur Usurpation der Judicate durch die Pisaner im Jahre 1022.

3) Geschichte Sardiniens unter den Pisanern von 1022—1038.

4) Wiederherstellung des Königthums unter Barason III., Judex von Cagliari, der sich zum König der ganzen Insel macht, 1038—1059.

5) Sardinien von Neuem unter den wieder selbstständig gewordenen, einheimischen Judices oder Reguli vom Jahre 1059 bis zum Fall von dreien der vier Judicate, Cagliari (1258), Torres (1272) und Gallura (1300).

6) Geschichte des Judicats Arborea, welches allein seine Unabhängigkeit bewahrt, während die ganze übrige Insel der Fremdherrschaft verfallen ist, vom Jahre 1300 bis zur Unterwerfung Arborea's unter Aragonien im Jahre 1410.

7) Als Anhang zu der Geschichte des unabhängigen Sardiniens kann diejenige der Marchesi von Oristano gelten, welche, obgleich dem Namen nach Vasallen Aragoniens, doch zuweilen ganz dieselbe Unabhängigkeit und Machtentwicklung zeigten, wie ihre Vorfahren, die Judices von Arborea. Namentlich in dem achtjährigen Kampf des letzten dieser Marchesi gegen die Arago-

nier hatte ein großer Theil Sardiniens in der That seine Unabhängigkeit wiedergewonnen, um sie jedoch im Jahre 1478 dauernd zu verlieren.

Erste Periode. Bis zur Regierung Kaiser Justinian des Zweiten (685—695) hatte Sardinien einen Theil des byzantinischen Reiches gebildet und wurde zuletzt von dem Statthalter Marcellus, als Präses, und dem obersten Heerführer Ausenius, als Dux, verwaltet. Bei der großen Schwäche der Regierung seines Herrn gelang es dem Marcellus sich gegen diesen zu erheben und als selbstständigen König von Sardinien unabhängig zu erklären. Statt sich jedoch seine neuen Unterthanen durch Güte geneigt zu machen, führte er das tyrannischste Regiment, wüthete namentlich gegen die vornehmsten Eingebornen, unter Andern auch gegen die Familie des Jaletus, und dessen drei Brüder Nicolaus, Torcotor und Inerius, welche die angesehnsten Edelleute von Cagliari gewesen zu sein scheinen und sich beim Volke großer Beliebtheit erfreuten. Den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch der schon lange im Geheim beschlossenen Erhebung des Volkes gegen den Tyrannen bildete die ungerechte Gefangennahme des Antonius, Gemahls der Lucina, Tochter des Jaletus. Das zur Wuth aufgestachelte Volk trug den Sieg in dem blutigen Straßenkampf davon, in welchem Marcellus und Ausenius fielen und durch den die Unabhängigkeit Sardiniens entschieden wurde. Cagliari erwählte den Jaletus zu seinem König und als solcher wurde dieser auch bald von der ganzen Insel anerkannt.

Jaletus, der erste einheimische König von Sardinien, theilte das ganze Land in vier Provinzen von ungefähr gleicher Ausdehnung, Cagliari, Arborea, Torres und Gallura, welche er Judicate nannte, eine Bezeichnung, die in den Traditionen des Landes begründet gewesen zu sein scheint. Denn schon zur Karthagerzeit hießen die höchsten Beamten Suffeten oder Richter und selbst noch unter der byzantinischen Herrschaft wurde der Statthalter, wenn auch officiell Präses betitelt, doch vom Volke immer Judex genannt, einen Ausdruck, den wir auch in einem Briefe des Papstes Gregor des Großen gebraucht finden. Jaletus behielt sich selbst die unmittelbare Verwaltung des Judicats von Cagliari vor und ernannte seine drei Brüder zu Judices der andern Provinzen, welche jedoch in einem Vasallenverhältniß zum König standen.

Ialetus regierte von 687 — 722, in welchem Jahre ihm sein Sohn Teotus folgte, von dem wir nichts wissen, als daß er im Jahre 740 gegen die Saracenen an Seite des Erzbischofs Felix kämpfte, welcher letztere im Kampfe fiel. In Betreff der Nachfolger des Teotus wissen wir nicht, ob sie noch zur Linie des Ialetus gehörten oder ob eine neue Dynastie zur Herrschaft gelangt war. Unmittelbar nach ihm wird ein König Genfridus, später, um 778, ein gewisser Auson genannt, welcher die Saracenen von der ganzen Insel mit Ausnahme von Sulcis vertrieb. Letzteres, sie nämlich auch aus Sulcis zu vertreiben, sollte im Jahre 807 dem König Nicolaus, Sohn des Auson, gelingen. Der sechste bekannte König war Gublinus (864 — 870); unter ihm beginnt das Streben nach Unabhängigkeit der drei andern Judices. Hierauf wird uns ein Sohn des Gublinus im Jahre 870, Namens Felix, und im Jahre 900, wieder ein Sohn desselben Gublinus, Namens Parason oder Barason (auch Baruso, Bariso und noch verschiedene andere Lesarten) als König genannt. Martini's Vermuthung, daß Barason und Felix eine und dieselbe Person bezeichneten, hat sehr viel Einladendes. Als neunter und letzter König wird der Sohn des Barason, Bono, genannt. Unter ihm oder möglicherweise erst nach seinem Tode erklärten sich die drei andern Judices unabhängig und somit endet mit Bono das eigentliche Königthum auf Sardinien, um nur noch einmal und zwar achtzig Jahre später auf kurze Zeit wieder in's Leben gerufen zu werden.

Ialetus hatte das Judicat von Arborea an seinen Bruder Torcotor, Torres an Inerius und Gallura an Nicolaus verliehen. Die Würde scheint in den Familien dieser ersten Judices erblich geworden zu sein und obgleich sie dem Herrscher von Cagliari als ihrem Oberherrn huldigten, so dürften sie doch eine gewisse Unabhängigkeit genossen haben. Von den Nachfolgern der Brüder des Ialetus wissen wir fast nichts, als die Namen, und auch diese nicht alle, nämlich nur im Judicat Arborea besitzen wir eine vollständige Reihe von Fürstennamen, in Torres und Gallura dagegen ist die Geschichte dieser Zeit sehr lückenhaft.

Die Herrschaft der Könige von Sardinien war keine unbestrittene. Zwanzig Jahre nach ihrer Gründung durch Ialetus erlitt sie schon eine we-

sentliche Einschränkung dadurch, daß die Saracenen unter dem Afrikaner Musa ibn Nasir sich (im J. 709) in Sulcis festsetzten, um später (im J. 730) auch Cagliari zu erobern. Die Hauptstadt der Könige von Sardinien und wahrscheinlich der ganze Süden der Insel blieb zehn Jahre lang im Besitz der Araber, bis im J. 740 die Stadt ihre Freiheit wiedererlangte. Aber der Ruhm, die Saracenen vom Lande vertrieben zu haben, gehört dem König Auson und seinen Vasallen, den Judices Hugo I. von Arborea, Peter von Torres und Derton von Gallura. Nur in Sulcis blieben die Saracenen unter Auson's Regierung; dessen Sohn Nicolaus vertrieb sie zwar von dort, aber sie scheinen doch bald darauf wieder zurückgekehrt zu sein. Trotzdem daß die Saracenen während einem großen Theil dieser Periode beinahe die Hälfte der Insel besetzt hielten, so bestanden doch die von Jaletus gegründeten politischen Institutionen in dem frei gebliebenen Theil der Insel fort, um sogleich nach Vertreibung der Saracenen auch in dem übrigen wieder in's Leben zu treten. Aber diese häufigen Invasionen und Eroberungen der Araber scheinen den Hauptgrund des Falles des eigentlichen Königthums gebildet zu haben, denn da die Könige unter ihrer unmittelbaren Herrschaft nur die einzige Provinz Cagliari besaßen, und grade diese am Meisten von den Saracenen zu leiden hatte, ja zu Zeiten wohl beinahe gänzlich in deren Gewalt gerathen war, so blieben ihnen zur Aufrechthaltung ihrer souveränen Gewalt den Vasallen gegenüber nur sehr spärliche Mittel übrig, und deßhalb finden wir auch schon unter König Gublinus die drei übrigen Judices offen mit ihrem Streben nach Unabhängigkeit hervortreten, bis es ihnen in der Mitte des zehnten Jahrhunderts gelingen sollte, jede Spur von Vasallenschaft abzuschütteln und den bisherigen König der ganzen Insel zur Bedeutung eines einfachen Judex von Cagliari sowohl in der That, wie auch in Bezug auf Rang und Titel hinabzudrücken.

Aber nicht nur von den Saracenen und von ihren eignen Vasallen hatten die Könige von Sardinien Eingriffe in ihre Souveränetätsrechte zu erleiden, sondern auch von Seiten des sogenannten römischen Kaisers. Der Kaiser Ludwig der Fromme nämlich, dem seine Rechtsgelehrten vorgespiegelt hatten, daß er mit der vom Papst verliehenen Kaiserkrone alle ehemals römischen

Provinzen überkommen habe, sah sich als den Oberherrn auch von Sardinien an und, obgleich ihm in der That kein Handbreit dieses Landes gehörte, so fand er es doch für gut, Sardinien mit in die Länderschenkung einzuschließen, welche er im Jahre 817 der römischen Curie machte. Hiervon scheinen jene Oberhoheitsrechte herzustammen, welche die Päpste das ganze Mittelalter hindurch und selbst noch bis in die neueste Zeit über Sardinien beanspruchten und manchmal wirklich zur Geltung zu bringen wußten.

Zweite Periode. Die Judicate, welche ursprünglich nur Verwaltungsbezirke unter provinziellen Statthaltern gebildet hatten, erscheinen in dieser Periode als vollkommen unabhängige Fürstenthümer. Wahrscheinlich geschah es nach dem Fall des Königthums, daß die Häupter dieser Provinzen, welche sich bisher nur Judices genannt hatten, nun auch den Königstitel in der Diminutivform, als Reguli, annahmen oder daß er ihnen nur von den Unterthanen beigelegt wurde. Die Judices oder Reguli übten alle Souveränitätsrechte der Könige aus, sie erkannten Niemanden über sich als Oberherrn an (von einer der römischen Curie geleisteten Huldigung bietet dieser Zeitabschnitt kein Beispiel), sie übten das Münzrecht und alle übrigen Regalien aus und keine Berufung konnte gegen die Aussprüche ihres Richterstuhls an irgend eine andere Autorität stattfinden. Aber diese Spaltung der Insel in vier von einander vollkommen unabhängige Fürstenthümer, welche noch dazu fast immer in Feindschaft miteinander lebten, war das größte Unglück, welches Sardinien betreffen konnte, namentlich, da dem Lande niemals die Einigkeit so sehr Noth that, als grade in dieser Periode.

In keinem Zeitabschnitt sollte nämlich Sardinien so schwer von den Invasionen der Saracenen zu leiden haben. Die Araber, welche bisher in's Land eingefallen waren, hatten doch immer nur einzelne Theile der Insel und auch diese nie mit der Absicht, ein dauerndes Reich zu gründen, sondern lediglich um sie auszurauben und dann ihre Beute in Sicherheit zu bringen, besetzt. Aber gegen das Ende des 10. Jahrhunderts sollte es einem aus Andalusien gekommenen Abenteurer, welcher schon die balearischen Inseln überfallen und erobert hatte, gelingen, auch Sardinien, wenigstens den größten Theil dieser Insel, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die sardinischen Chroniken nennen

diesen Eroberer Museto oder Musato, welches offenbar die Entstellung eines arabischen Namens ist, der in Wirklichkeit vielleicht Mosadik lautete, möglicherweise jedoch aus Musa, mit Anhängung der italienischen Diminutivform gebildet wurde.

Schwere Kämpfe hatte Musato zu bestehen, ehe es ihm gelang, sich zum Herrn der Insel zu machen. Namentlich im Judicat Torres bewährte sich der Widerstand als ein verzweifelter. Im Jahre 1000 scheinen daselbst mehrere blutige Schlachten stattgefunden zu haben, in deren erster Musato Sieger blieb und der Judex Comita I. von Torres, sowie dessen Schwiegersohn Artemius, Sohn des Judex Gunalis von Arborea, den Heldentod starben. Die Saracenen wähnten sich nun schon im unbestrittenen Besitz der Provinz. Aber eine Heldin, Verina, Tochter des Comita und Wittwe des Artemius, machte ihnen die Eroberung eine Zeit lang mit Erfolg streitig. Die Chronik erzählt, Verina habe in einer Nacht, als sie auf offenem Felde lagerte, verdächtige Gestalten am Boden hinschleichen sehen, welche auf allen Vieren krochen und die sie Anfangs für Thiere hielt; aber bald entdeckte sie, daß es in Thierfelle vermummte Araber seien, welche sich in's sardinische Lager schlichen, um dasselbe in Brand zu stecken. Aus diesen Umstand schloß sie auf das Vorhandensein eines arabischen Feldlagers in ihrer Nähe und wirklich entdeckten ihre Kundschafter ein solches, welches vor kürzester Zeit, vielleicht erst in derselben Nacht aufgeschlagen worden war. Verina beschloß, den Tag nicht abzuwarten und die Feinde sogleich zu überfallen, ein Ueberfall, der vollkommen glückte und dem 2000 Araber zum Opfer fielen. Ueber die Existenz dieser Heldin herrscht nicht der geringste Zweifel, da dieselbe sowie obige Erzählung, durch folgende Inschrift verbürgt ist, welche uns durch das schon oft erwähnte Manuscript des Gigli aus dem 15. Jahrhundert erhalten blieb.

In Nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, Amen. Mulierem fortem (statt Mulier fortis offenbar nur deßhalb im Accusativ, um als Anspielung auf Sprichwörter XXXI, 10, Mulierem fortem quis invenit zu dienen) inventa est in Verina filia domini nostri Comite judicis turritani que (quae) est bene satisfacta pro morte de suo sponso Artemio filio Gunalis quondam Judicis Arboree (Arboreae) guerando cum prefato judice contra barbaros Mauritanos qui fugatos

fuerant a fortibus turritanis: et redeuntes ostinatos damna fecerunt contra campum Sardorum. Tunc fortis Verina de nocte sola invenit XII infideles ad more cane bestitos quadrupedando non latrantes quod tradimentum Donna Verina cognovit quando canes petram feriebant pro foco et tendas incendebant Duos occidit, et clamante campum excitat et Sardos esercitus occulte beniens (veniens) prendunt in girum et duo milia infideles occidunt in medio pro eterna memoria Donne Verine hoc Turritani dicarunt. Anno Domini millesimo.

Martini hat die Erzählung von den Heldenthaten der Verina auch in den Pergamenten von Arborea gefunden und außerdem besitzen wir ein Heldengedicht von dem sardinischen Volksdichter Ilfredicus, der im 11. Jahrhundert lebte, worin ihr Ruhm in folgenden Versen gepriesen wird:

Quale est su Sardu et quale
Qui ad su primu segnale
Non bactat sa marina?
Non timesit Verina,
Sa famosa Eroina
Perigulos ne stentos . . . .

Ob diese Verina nach dem Tode ihres Vaters Comita das Judicat verwaltete und ob sie weitere Kämpfe gegen die Mauren bestand, wissen wir nicht. Jedenfalls können diese Kämpfe nicht glücklich gewesen sein, denn bald nach dem J. 1000 gelangte Musato in den Besitz des besten, fruchtbarsten Theiles der Insel, ihrer Hauptstädte, Cagliari nicht ausgenommen, und ihrer Küsten und ließ sich sogar förmlich als einem Könige huldigen. Die Herrschaft des saracenischen Königs war, nach dem Bericht der Pergamente von Arborea, die barbarischste und grausamste, unter welcher jemals das Land geschmachtet hatte. Unter diesen traurigen Verhältnissen fanden die Sardinier endlich die Einigkeit wieder, welche ihnen so lange gefehlt hatte. Sie übertrugen die höchste Militärgewalt des Landes, auf Vorschlag des Judex von Arborea und der übrigen Fürsten, sowie der Bischöfe, an Barason II., Judex von Cagliari, welcher damals aus seiner Hauptstadt vertrieben, doch noch einzelne Theile seines Judicats besessen zu haben scheint. Da aber die Macht der Sardinier zu sehr ver-

ringert erschien, um allein den Kampf gegen den gewaltigen Musato unternehmen zu können, so baten sie den Papst Bonifacius VIII. ihnen Hülfe zu leisten. Die Frucht der päpstlichen Bemühungen bildete die Allianz der Pisaner und Genueser mit den Sardiniern, eine Allianz, welcher jedoch leider das habsüchtigste Interesse nicht fremd blieb, denn die beiden Hülfsstaaten stellten die höchst eigennützigen Bedingungen, wonach Genua alle den Saracenen abgenommene Beute, Pisa einen großen Theil des Landes erhalten sollten, Bedingungen, auf welche gleichwohl die Sardinier sich einzugehen gezwungen sahen. Mit Hülfe dieser Alliirten schlug Barason den Feind ein erstes Mal und vertrieb ihn sogar von der Insel, dieser kehrte jedoch bald darauf wieder zurück, und siegte in einer blutigen Schlacht, in welcher Boson, Judex von Arborea, und Guillelmus, Judex von Torres, sowie dessen Sohn Gonarius fielen. Abermals rief Barason die Alliirten herbei und dieses Mal, im J. 1022, gelang wirklich die Befreiung der Insel von dem Joch des gefürchteten Musato und die gänzliche Vertreibung der Saracenen.

Dritte Periode. Pisanische Herrschaft. Dem armen Sardinien war es vorbehalten, die saracenische Fremdherrschaft gegen eine andere auszutauschen, nämlich gegen die der Pisaner, ihrer eigennützigen Alliirten, welche die Hauptfrüchte des Sieges sich zu eigen zu machen wußten. Sie beschlossen, das Land unter ihrer Oberhoheit zu behalten und setzten zu dem Ende Pisaner als Judices an Stelle der früheren einheimischen Fürsten ein. Arborea und Torres hatten ihre Fürsten im Kampfe gegen die Saracenen verloren und die erledigten Judicate wurden an die Pisaner Marian I. und Gonarius I. verliehen. Der Judex von Gallura, Constantin I., welcher sogar ein Bundesgenosse der Pisaner gewesen war, wurde von diesen vertrieben und an seiner Stelle ihr Mitbürger Manfred eingesetzt. Allein von allen sardinischen Fürsten wußte der Judex von Cagliari, der schon genannte Barason II., sich im Besitz seines Fürstenthums zu halten, wahrscheinlich deßhalb, weil ihm, als dem Oberbefehlshaber der sardinischen Truppen, ansehnlichere militärische Mittel zu Gebot standen, als den übrigen Judicaten.

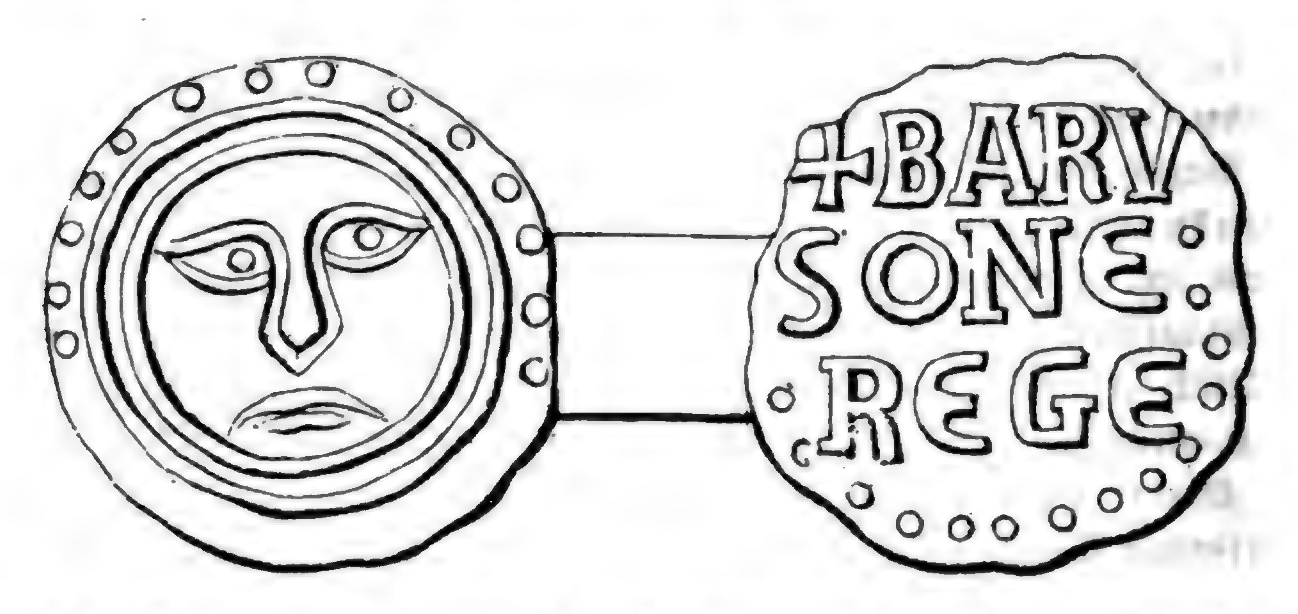
Die drei den Pisanern unterworfenen Provinzen sollten bald alle Leiden der Fremdherrschaft empfindlich zu fühlen bekommen, da die neuen Judices in

Allem die einheimischen Rechtsanschauungen und Gewohnheiten außer Acht hielten, das Land wie eine Kriegsbeute behandelten, auf jede Weise aussaugten, die Eingeborenen zurücksetzten, alle Aemter an Fremde verliehen und die Unterthanen auf's Tyrannischste bedrückten. Da die Sardinier einen solchen Zustand unmöglich ertragen konnten, so waren sie allezeit zur Empörung gegen ihre verhaßten Herren bereit und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um das Joch abzuschütteln. Eine solche sollte ihnen durch Barason III., Judex von Cagliari und Nachfolger Barason des Zweiten gegeben werden. Dieser stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen in den drei Judicaten und bald war die ganze Insel in offner Empörung gegen die Oberherrschaft Pisa's begriffen. Nach langen Kämpfen blieb der Sieg endlich den Sardiniern und Barason konnte die drei pisanischen Judices, Comita I. von Arborea, Baldus von Gallura und Comita I. von Torres, als Gefangene nach seiner Hauptstadt Cagliari abführen. Dadurch war die pisanische Tyrannei auf Sardinien, welche von 1022—1038 gedauert hatte, für lange Zeit gebrochen und Barason sah sich im alleinigen Besitz der Herrschaft über die ganze Insel.

Vierte Periode. Wiederherstellung des Königthums. Durch die beiden erlittenen Fremdherrschaften, die der Saracenen unter Musato und die der Pisaner, waren die Sardinier endlich so weit gewitzigt worden, um zur Einsicht zu gelangen, daß Einigkeit ihnen vor Allem Noth thäte. Sie beschlossen deßhalb alle Regierungsgewalten, wie in den Tagen des Jaletus, an einen Einzigen zu übertragen und erwählten einstimmig den schon erwähnten Barason zu ihrem König und zum Beherrscher der ganzen Insel. Von diesem Barason, Baruson oder Barison (auch Parason genannt) besitzen wir eine Münze, die einzige, welche meines Wissens überhaupt von einem nationalen König Sardiniens bis auf uns gelangt ist, während sich von den Judices oder Reguli mehrere erhalten haben. Auf dieser Münze erscheint sein Name unter der Form Baruson, während in den Pergamenten von Arborea diejenigen von Barason und Barison abwechselnd vorkommen.

Dem Königstitel ist keine Zahlenbezeichnung beigegeben, so daß wir also nicht recht wissen, ob Barason, als König von Sardinien, fortfuhr, sich Barason III. zu nennen, wie er als Judex von Cagliari hieß, oder ob er, da

vor ihm nur ein Barason die volle königliche Gewalt ausgeübt hatte, die Benennung Barason II. annahm. Da derselbe Barason eine Zeit lang direct auch die Judicate von Arborea und Torres verwaltete (in Gallura setzte er gleich einen Statthalter ein), so kommt sein Name gleichfalls in den Listen der Reguli dieser Provinzen vor und zwar in beiden unter der Bezeichnung Barason I. oder noch häufiger Parason I., da vor ihm noch kein Judex hier diesen Namen geführt hatte. Wir hätten also für ihn eine doppelte, möglicherweise



dreifache Bezeichnung, Barason I. als Judex von Arborea und Torres, Barason II. als König von Sardinien und Barason III. als Judex von Cagliari. Man muß sich wohl hüten, ihn mit einem andern Barason II. zu verwechseln, welcher ein Jahrhundert später lebte und gleichfalls den Titel „König von Sardinien" annahm, jedoch in Wirklichkeit nur Judex von Arborea war, als welchem ihm die Zahlenbezeichnung „der Zweite" zukam, während er als König von Sardinien „der Vierte" hätte heißen müssen, eine Benennung, welche er jedoch nicht angenommen zu haben scheint.

Die Sardinier hatten gehofft, durch die Vereinigung aller Regierungsgewalten in den Händen des Barason, die Festigkeit und Macht des alten Königreichs des Jaletus wiederherzustellen. Aber leider erwieß sich diese Hoffnung als eine trügerische. Eine Zeitlang scheint der neue König freilich seine Oberhoheit behauptet zu haben. Sein Erbe, das Judicat Cagliari, verwaltete

er auch als König direct vom Jahre 1038—1057, in welchem Jahre wir einen andern Judex von Cagliari, Namens Torcotor, in den Listen vorfinden. Das von Gallura verlieh er im Jahre 1054 an den Judex Constantin II., welcher Anfangs nur sein Vicar war, sich aber später unabhängig zu machen wußte. Arborea ließ er bis zum Jahre 1070 durch seinen Vicar Torcotor Gunalis verwalten, welcher jedoch in dem genannten Jahre von des Königs eignem Neffen, Onrochus I., umgebracht werden sollte. Letzterer nahm nun den Titel „Judex von Arborea" an, der ihm auch von seinem schwerbedrängten Oheim anerkannt wurde. Seinen Regierungssitz scheint Barason, als König von Sardinien, von Cagliari nach Torres verlegt zu haben und dieses Judicat blieb auch schließlich das einzige, in welchem er, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, seine Herrschaft behaupten konnte, nachdem schon alle andern Provinzen sich unabhängig erklärt hatten.

Diese traurige Erscheinung des abermaligen Zerfalls des einheitlichen Königthums in Sardinien, müssen wir hauptsächlich den Intriguen der Pisaner zuschreiben, welche sich an ihrem Feinde und Besieger, dem Könige Barason, dadurch rächten, daß sie jedem Empörer gegen die königliche Gewalt, jedem nach Unabhängigkeit strebenden Vicarius oder Judex mit Rath und That an die Hand gingen, und nicht ruhten, bis sie die Flamme der Rebellion gegen Barason im ganzen Lande erfacht hatten. Dieser unglückliche König verlor also, eine nach der andern, alle Provinzen seines Reiches, mit einziger Ausnahme des Judicats Torres, in welchem er seinen Sitz aufgeschlagen hatte und das er unmittelbar verwaltete. Er sah sich auf diese Weise zum einfachen Range eines Judex oder Regulus von Torres herabgedrückt, obgleich er wahrscheinlich fortfuhr, den königlichen Titel zu führen. Aber selbst dieser beschränkte Besitz sollte ihm nicht unbestritten bleiben. Zuerst wurde er genöthigt, seinen Sohn Andreas Tanca, und nach dessen Tode, seinen Enkel, Marian II., als Mitregenten anzuerkennen. Jedoch er hatte noch mehr zu leiden. Auch im Judicat Torres verfolgte ihn der Haß der Pisaner und diese wußten ihm zwei Prätendenten, einen gewissen Pietro und einen andern Marian entgegenzustellen, denen es auch gelang, Barason gänzlich aus der souveränen Stellung zu verdrängen. Der alte König wurde gezwungen, landesflüchtig zu werden

und brachte zwei Jahre im Exil zu. Endlich aber gelang es ihm, wieder in den Besitz seines Judicats Torres zu treten, in welchem Besitz er auch, wahrscheinlich um 1074 starb. Er gründete die Dynastie von Torres, welche beinahe 200 Jahre diesem Judicate vorstehen sollte.

Fünfte Periode. Herrschaft der Reguli oder Judices. Von nun an vermissen wir in der Geschichte Sardiniens jedes vereinigende Band zwischen den vier Provinzen. Jeder Regulus sah sich als unabhängigen Souverän an, der, außer der nominellen Oberhoheit des Papstes (und auch diese wurde oft bestritten) keinen Herrn über sich anerkannte. Ein Zustand nie endender Fehden, Eifersüchteleien und Kämpfe, oft bei dem geringfügigsten Anlaß und um ein verhältnißmäßig werthloses Object, eine wahre Faustrechtsepoche herrschte in dem unglücklichen Sardinien. Die Reguli waren meistentheils zu schwach, um sich im ungeschmälerten Besitz ihrer Provinzen zu erhalten, und so sehen wir in dieser Periode eine Menge kleiner und größerer Herren sich als selbstständige Fürsten einzelner Städte und selbst ganzer Landschaften gebärden. Zum größten Theil waren es Edelleute aus mächtigen italienischen Geschlechtern, wie die Doria, Malespina, Visconti, Gherardesca und andere, welche bewaffnete Colonieen in Sardinien gründeten, Castelle erbauten, Landschaften eroberten und sich im Besitz dieser usurpirten Herrschaften den rechtmäßigen Fürsten, den Reguli, gegenüber zu halten wußten. Das Unglück der letzteren wollte es, daß sie oft zu der Allianz eines oder des andern dieser Usurpatoren ihre Zuflucht nehmen mußten, sogar mit ihnen Familienverbindungen eingingen, um ihre Macht den andern Reguli gegenüber zu befestigen. Auf diese Weise gewannen die fremden Eindringlinge vielfach Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Judicate, oft wurden sie mächtiger, als die gesetzlichen Inhaber derselben und wußten sich selbst unter den Sardiniern eine Parthei zu gründen, mit deren Hülfe es ihnen in einzelnen Provinzen sogar gelang, die einheimischen Regenten vom Thron zu stürzen und ihre eigne fremdländische Dynastie an deren Stelle zu setzen. Obgleich auf diese Weise einige Judicate gegen das Ende dieser Periode nicht mehr im Besitz sardinischer Dynastieen blieben, so können wir gleichwohl deren Geschichte nicht als die einer eigentlichen Fremdherrschaft in dem Sinne auffassen, wie es die Herrschaft der Pisaner von 1022—1038 gewesen war.

Denn einmal besaßen diese fremdländischen Dynastieen vollkommene Unabhängigkeit dem Ausland gegenüber; wenn sie auch aus Genua oder Pisa abstammten, so hatten doch ihre Mutterstädte keine Gewalt mehr über sie; dann waren die meisten derselben durch langen Aufenthalt im Lande, durch zahlreiche Familienverbindungen mit den einheimischen Fürsten und durch theilweise Annahme sardinischer Sitten und Rechtsanschauungen gewissermaßen naturalisirt worden; einzelne derselben, wie zum Beispiel die Doria oder de Auria, wie sie in den lateinischen Urkunden genannt werden, hatten sogar so sehr ihre Interessen mit denjenigen des sardinischen Volkes identificirt, daß sie später, zur Zeit des Eindringens der aragonischen Fremdherrschaft als die eifrigsten Vorkämpfer für die Unabhängigkeit Sardiniens auftraten.

Da also nach dem oben Gesagten von nun an alle Verbindung zwischen den einzelnen Judicaten aufgehört hatte und jedes derselben nun seine getrennte Geschichte besitzt, so möchte es zweckmäßig erscheinen, in dieser Periode die Geschichte Sardiniens zu viertheilen und die eines jeden Judicates abgesondert zu behandeln.

Das Judicat Cagliari finden wir beim Fall der königlichen Macht Barasons in den Händen eines gewissen Torcotor, von dem wir nicht wissen, ob er von Barason eingesetzt und möglicherweise ein Verwandter dieses letzten Königs von Sardinien war oder ob er die Gewalt ohne dessen Zustimmung usurpirt hatte. Um 1073 wird uns ein Judex Onrochus und gegen 1080 ein gewisser Azzon als Regulus genannt, beide gleichfalls von unbekanntem Ursprung. Azzon scheint eine neue Dynastie gegründet zu haben. Um 1089 finden wir seinen Sohn, Constantin I., im Besitz der souveränen Macht. Dieser hinterließ einen Sohn, Namens Marian, welcher bei seinem Tode noch minderjährig gewesen zu sein scheint. Diesen Umstand benutzte Constantin's Bruder, Turpin oder Turbino, um die Rechte seines Neffen zu usurpiren und sich selbst in den Besitz des Judicats zu setzen, in welchem er sich vom J. 1103—1108 zu halten wußte. Von Marian hören wir nichts mehr; dagegen tritt im J. 1108 ein anderer Sohn Constantins, Namens Torcotor II. auf, welcher seinen Oheim Turpin vertrieb und das väterliche Erbe übernahm, in dessen Besitz er bis zu seinem im J. 1129 erfolgten Tode blieb. Ihm folgte

sein Sohn Constantin II., dessen zum letztenmal im J. 1163 Erwähnung geschieht. Unter den spärlichen Nachrichten, welche wir aus der Zeit dieser Fürsten besitzen, finden wir die Schilderung von den ausgezeichneten Eigenschaften der Gemahlin Torcotor's II. und Mutter Constantin's II., Preziosa, geborne Fürstentochter von Arborea. Dieselbe genoß sowohl ihrer Schönheit, wie ihrer Sittenreinheit und Großmuth wegen den Ruhm der beliebtesten Fürstin ihrer Zeit. Bei einer zweijährigen Hungersnoth soll sie aus eignen Mitteln fast allein die Noth des Volkes gemildert haben. Ihr Sohn, Constantin II., scheint nicht der Erbe ihrer Tugenden gewesen zu sein. Derselbe wird uns vielmehr als ein stolzer, übermüthiger, entsittlichter, jeder Leidenschaft ergebener Regent geschildert. Gegen das Ende seines Lebens scheint sein Gewissen erwacht zu sein, so daß er, um seine sündhafte Vergangenheit zu büßen, nach damaliger Sitte, eine Bußwallfahrt nach Jerusalem unternahm und zwar in Gesellschaft seiner Gemahlin und eines zahlreichen Gefolges.

Mit Constantin erlosch der Mannsstamm des Torcotor II. Ihm folgte in der Regierung seine einzige Tochter Agnes, deren Gemahl Peter, zweiter Sohn des Judex Gonarius II. von Torres, mit ihr zusammen regierte. Ihre Herrschaft war jedoch dieses erste Mal nur von sehr kurzer, kaum einjähriger Dauer, denn in demselben Jahre 1163, in welchem Constantin gestorben war, sahen sie sich von Barason, Sohn des Usurpators Turpin, vertrieben. Wie lange dieser regierte, wissen wir nicht, jedenfalls aber gelangten Agnes und Peter später wieder in den Besitz ihres Thrones, in welchem sie bis zum Jahre 1193 blieben. Aber in diesem Jahre stand ihnen, sowie dem ganzen Süden von Sardinien ein verhängnißvolles Schicksal bevor. Einer jener mächtigen italienischen Edelleute, welche sich auf sardinischem Boden festgesetzt hatten, der Marchese Wilhelm von Massa, landete in Cagliari mit ansehnlicher Truppenmacht, vertrieb Agnes und Pietro und nahm für sich vom Judicate Besitz. Hiemit hörte für immer die Herrschaft der einheimischen Dynastie in dem Judicate Cagliari auf.

Wilhelm von Massa scheint einer jener unternehmenden, tollkühnen, übermüthigen Charaktere gewesen zu sein, wie sie unter den Tyrannen des Mittelalters keine Seltenheit bildeten. Er wußte sich von Pisa und Genua, welche

immer wieder nach Einfluß auf der Insel strebten, unabhängig zu erhalten, verschmähte zwar deren Allianz nicht, wenn dieselbe seinen eignen Zwecken frommen konnte, sagte sie aber eben so schnell wieder auf, wenn sein Interesse ein entgegengesetztes wurde, und so sehen wir ihn bald als Feind, bald als Verbündeten der einen oder der andern der beiden mächtigen Republiken. Kaum sah er sich in der Herrschaft über das Judicat von Cagliari befestigt, als er auch an die Eroberung desjenigen von Arborea dachte. Nach langen mehr oder weniger für ihn glücklichen Kriegen gelang es ihm auch (im J. 1207) siegreich in Oristano einzudringen und den dort residirenden Judex von Arborea, Peter I., sowie dessen jungen Sohn Barason als Gefangene wegzuführen. Arborea blieb bis zu Wilhelm's im Jahre 1215 erfolgten Tode in dessen Besitz, so daß er nun die ganze südliche und reichste Hälfte der Insel inne hatte. Sein Ehrgeiz strebte auch nach der Eroberung von Torres, aber, obgleich er mehrere glückliche Gefechte gegen die Truppen des dortigen Judex bestand, so scheint er doch wirklich in jener Provinz niemals festen Fuß gefaßt zu haben.

Wilhelm von Massa hinterließ keine männlichen Nachkommen, sondern nur eine Tochter, Namens Benedicta, welche zur Erbin seiner großen Besitzthümer ausersehen war. Als gewiegter Politiker sah der Marchese wohl ein, daß wenn auch er sich ohne Hülfe der einheimischen Sardinier, lediglich durch die Gewalt der Waffen und durch seine meist ausländischen Söldlinge in der Herrschaft behauptet hatte, dieses doch seiner Tochter wohl schwerlich glücken würde. Deßhalb war er darauf bedacht, ihr auch in dem Lande, über welches sie herrschen sollte, eine Parthei zu verschaffen und zwar, wie es in der Gewohnheit des Mittelalters lag, durch eine Familienverbindung. Die Mittel hiezu gaben sich ihm von selbst an die Hand. Der junge Barason, gesetzlicher Erbe des Judicats Arborea und Repräsentant einer einheimischen, volksthümlichen und vielbeliebten Dynastie, war sein Gefangener. Diesen vermählte er mit Benedicta und um sich auch dessen in Oristano zurückgebliebene Verbündete zu Freunden zu machen, so gestattete er einem derselben, Constantin II., Sohn des Hugo III., Mitregenten Peter's I., Vater des Barason, das Judicat von Arborea zu übernehmen, wahrscheinlich mit der

Bedingung, daß er es bis zu Wilhelm's Tode nur in dessen Namen verwalten solle.

Benedicta von Massa übernahm nach ihres Vaters Tode gemeinschaftlich mit ihrem Gemahl Barason, welcher sich als Judex Torcotor III. nannte, die Regierung des Judicats Cagliari. Aus dieser Ehe entsprossen drei Söhne, von denen der älteste, Comita IV., das Erbe seines Vaters, Arborea, wiedereroberte und die beiden andern Wilhelm und Johannes nach einander in Cagliari regierten. Die Regierung Benedicta's war keine glückliche. Die Republik Pisa, welche schon in den letzten Lebensjahren ihres Vaters eine feindliche Stellung angenommen hatte, zeigte sich der Tochter noch feindlicher und behinderte sie auf alle Weise in Ausübung ihrer souveränen Rechte. Von der Mutterstadt unterstützt, konnten zwei pisanische Edelleute, Lambert und Ubald Visconti, sogar einen großen Theil des Judicats an sich reißen, in dessen Vertheidigung Barason oder Torcotor III., der Gemahl Benedicta's, fiel. Aber Benedicta, als wahre Heldin, verlor den Muth nicht, sondern stellte sich selbst an die Spitze der Reiterei und der Miliz der nächsten Städte, drang gegen die Feinde vor und erfocht einen glänzenden Sieg. Dennoch sollte Ubald, einige Jahre darauf, seinerseits die Oberhand behalten. Im Jahre 1231 gelang es ihm sogar, Benedicta ganz zu vertreiben, welche bald darauf im Exil vor Kummer starb, und die Herrschaft des Judicats an sich zu reißen.

Ubald Visconti blieb nur wenige Jahre im Besitz des geraubten Fürstenthums. Schon im J. 1232 oder 1233 scheint er von den Söhnen Benedicta's und Barason's vertrieben worden zu sein. Da der älteste der Söhne Benedicta's in Arborea herrschte, so übernahm nun der nächstfolgende, Wilhelm II., die Regierung von Cagliari. Leider jedoch herrschte keine Einigkeit unter den Kindern Benedicta's. Nicht nur der dritte Sohn, Johannes, sondern auch eine, wie es scheint, sehr kriegerisch gesinnte Tochter, Namens Agnes, machten ihrem Bruder den Besitz des Judicats streitig und auch wirklich manchmal mit einem gewissen Erfolg. Es existirt sogar eine Urkunde vom J. 1235, in welcher sich die Prinzessin Agnes den Titel „Judicissa de Cagliari" beilegt. Erst im J. 1239 gelang es Wilhelm II. seine Herrschaft zu befestigen, welche bis zum J. 1253 dauerte. Ihm folgte sein mehrfach genannter jüngster

Bruder Johannes, gewöhnlich Chiano genannt, der unglücklichste unter allen Fürsten Cagliari's. Er fiel auf den für ihn verhängnißvollen Gedanken, sich zum Alliirten der Republik Genua zu machen, welche im Süden Sardiniens viel weniger festen Fuß gefaßt und viel geringere Macht errungen hatte, als ihre Rivalin Pisa. Letztere mächtige Republik ward nun seine erklärte Feindin und er sah sich den Angriffen sowohl ihrer selbst, als ihrer Verbündeten, des Grafen della Capraja, welcher das Judicat Arborea usurpirt, und der mächtigen Familie der Grafen Donaratico della Gherardesca, welche einen Theil seines eignen Judicats an sich gerissen hatten, ausgesetzt. Genua unterstützte ihn nur schwach und so sollte er denn bald der Uebermacht erliegen. Er selbst fiel sogar als Gefangener in die Hände der Gherardesca, welche ihn auf grausame Weise hinrichten ließen (im J. 1256). Die Unabhängigkeit des Judicats Cagliari nahte nun rasch ihrem Ende. Ein oder zwei Jahre lang scheint noch ein Sohn oder Neffe des Johannes unter dem Namen Wilhelm III., gewöhnlich Cepola genannt, die Trümmer seines väterlichen Erbes vertheidigt zu haben. Aber im J. 1258 wurde er von den Pisanern vertrieben und wanderte nach Genua aus, wo dieser letzte Sprößling zweier mächtigen Geschlechter in hohem Alter in Dürftigkeit sterben sollte.

So sank zuerst unter allen einheimischen sardinischen Staaten das reichste und blühendste Judicat, Cagliari, unter der Uebermacht der fremden Eindringlinge. Vom J. 1258 an verschwindet es aus der Reihe der Fürstenthümer, ja es blieb nicht einmal eine einheitliche Provinz, sondern wurde von seinen Eroberern in vier ungleiche Theile oder vielmehr in drei ziemlich gleiche Dritttheile, deren eines wieder halbirt wurde, getheilt. Das eine Dritttheil erhielt Wilhelm, Graf von Capraja, Judex von Arborea, das zweite Johannes oder Chiano Visconti, Judex von Gallura, und das dritte zur einen Hälfte die Grafen della Gherardesca, zur andern die Republik Pisa. Letztere gelangte in den Besitz der Hauptstadt Cagliari, welche sie in eine starke Festung verwandelte und jene Riesencastelle schuf, welche noch jetzt unser Staunen erregen. Zugleich behielt sich Pisa die Oberhoheitsrechte über die ganze zertheilte Provinz vor, welche niemals wieder ihre Unabhängigkeit erlangen sollte.

Das Judicat Torres war nach dem Zerfall des Königreichs des Barason (um 1058) das einzige, welches diesem unglücklichen Fürsten übrigblieb. Seine Dynastie war wenigstens insofern glücklicher, als irgend eine von Sardinien, als sie sich bis zu ihrem Aussterben im Besitz des väterlichen Erbes zu halten wußte. Auf Barason folgte sein Enkel Marian II. (1073—1112), diesem sein Sohn Constantin I. (1112—1127), diesem sein Sohn Gonarius II. (bis 1164) und diesem wieder sein Sohn Barason II. (bis 1191). Die Erbschaft des letzteren traten nacheinander seine zwei Söhne Constantin II. (bis 1205) und Comita III. (bis 1218) an, welchem sein Sohn Marian III. (bis 1233) und diesem sein Sohn Barason III. (bis 1236) nachfolgten. Mit Barason III. erlosch der Mannsstamm der einheimischen Dynastie und das Judicat wurde das Erbe seiner Schwester Adelaisia, die es mit ihrem Gemahl theilte.

Die Pergamente geben uns sehr wenig Aufschlüsse über die Thaten und das Leben dieser Judices. Ihre Herrschaft scheint eine sehr unruhige gewesen zu sein. Einestheils sahen sie sich durch vielfache Landungen der Saracenen bedroht, unter welchen die eines andern Musato oder Museto, vielleicht ein Sohn des vertriebenen Tyrannen von Sardinien, die hervorragendste Stelle einnahm. Anderntheils wurde ihre Macht bedeutend durch die Usurpation einzelner ihrer Gebietstheile durch mächtige italienische Geschlechter eingeschränkt. So setzten sich im Süden des Judicats die Malespina fest, welche Bosa und die Umgegend besaßen, und im Norden hatten die Doria durch Eroberung von Monte Leone, Castel Genovese und anderer fester Plätze große Macht gewonnen. Diese beständig getrübte Ruhe ihrer Herrschaft bildete auch wohl den Grund, warum zwei dieser Judices abdankten und ihr Leben, nach damaliger Sitte, in Klöstern beschlossen. Gonarius II. zog sich in die Abtei Chiaravalle zurück und Barason II. ging nach Messina, wo er in dem von einer seiner Vorfahren gegründeten Hospital des heiligen Johannes starb. Wegen der häufig wiederholten Landungen der Saracenen bei der am Meere gelegenen Hauptstadt des Judicats Turris, Torres oder Porto Torres, wurde in dieser Periode der Sitz der Regierung von dort nach Ardara, einem Städtchen des Innern, verlegt. Unter welchem Judex diese Verlegung der Residenz stattfand,

ist uns jedoch nicht urkundlich überliefert worden. Vielleicht geschah es schon zu Anfang dieser Dynastie. Denn wir lesen, daß bereits im J. 1060 Andrea Tanca, Sohn und Mitregent des Königs Barason und Vater des Marian II., in Ardara begraben wurde. Constantin I. starb gleichfalls in letzterer Stadt.

Nach dem Zerfall des Königreichs hatte mit der weltlichen auch die geistliche Gewalt eine Theilung erlitten. An Stelle des einen Primas, desjenigen von Cagliari, gab es nun drei, nämlich außer den Nachfolgern des ersteren noch die von Oristano und von Torres. Der Erzbischof von Torres scheint sogar eine Zeit lang als Primas der ganzen Insel angesehen worden zu sein. Seine Macht war sehr beträchtlich und zwar nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen, und da er nicht selten ein unbequemer Nachbar für die Landesherren wurde, so mag dieß mit einen Grund abgegeben haben, warum die Judices ihre Residenz von seiner Metropolitanstadt hinwegverlegten.

Der letzte einheimische Judex von Torres, Barason III., sollte ein trauriges Ende finden. Noch minderjährig als er zur Herrschaft gelangte, wurde er von seinem eignen Vormund, einem gewissen Arnold oder Ronoldo, auf Anstiften seines Schwagers Ubald Visconti, Judex von Gallura und Gemahl seiner Schwester Adelaisia, ermordet. Adelaisia und Ubald traten nun seine Erbschaft an und vereinigten für die Dauer ihrer Regierung die beiden Judicate Torres und Gallura, das heißt den ganzen Norden der Insel unter ihrem Scepter. Diese Regierung war jedoch nur kurz, denn Ubald starb schon im Jahre 1238, nachdem er nur zwei Jahre im Besitz von Torres gewesen war.

Adelaisia war nun die alleinige Herrin ihres väterlichen Erbes. Sie ließ sich von den Abgesandten des Kaisers Friedrich des Zweiten bewegen, ihre Hand dem natürlichen Sohne desselben, Heinrich von Schwaben, gewöhnlich Entius oder Enzio (Verkleinerungsform von Henricus, unsern deutschen Heinz oder Hinz entsprechend) zu reichen und dieser theilte von nun an mit ihr die Herrschaft des Judicats. Mit dieser Verbindung wurde dergestalt geeilt, daß sie noch im Todesjahr Ubalds, des ersten Gemahls der Prinzessin (1238), zu Stande kam. Entius muß damals noch außerordentlich jung, nach

Einigen, welche ihn 1325 geboren sein lassen, soll er gar erst 13 Jahre alt gewesen sein. Ueber ihn finden wir in den sardinischen Quellen auch nicht die geringste Notiz; Alles, was wir von ihm wissen, stammt aus italienischen Documenten, wie denn überhaupt sein Leben und seine Thätigkeit mehr Italien gewidmet war, als der Insel, von welcher er den Königstitel führte. Im Mittelalter hielt man nämlich den vorläufigen Besitz eines Landes nicht als unumgänglich nothwendige Bedingung der Annahme des Herrscherstitels über dasselbe. Schon Friedrich I., Barbarossa, hatte einem einfachen Judex von Arborea, Barason II., den Titel eines Königs von Sardinien verliehen. Durch diesen Präcedenzfall hielt sich auch sein Enkel, Friedrich II., berechtigt, Entius, den Judex von Torres, zum König der Insel krönen zu lassen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß dieser Titel seinen Ehrgeiz zur Eroberung des ganzen Landes anspornen werde. Aber Entius war anderwärts zu sehr beschäftigt, um diese Aufgabe zu erfüllen. Er blieb, wenn auch mit dem Königstitel geschmückt, doch in der That stets nur einfacher Judex von Torres. Ob er jemals auch das Erbe Ubald Visconti's, das Judicat Gallura, besessen habe, scheint sehr zweifelhaft. Weder in sardinischen, noch in italienischen Urkunden finden wir eine Andeutung davon.

Kaum sah sich Entius im Besitz des Judicats von Torres und des Königstitels, als er seine unglückliche Gemahlin, Adelaisia, welcher er dieses Land verdankte, in ein befestigtes Schloß unweit von Bono, Namens Goceano, einsperren und in strenger Gefangenschaft halten ließ. Als er bald darauf die Insel verließ, übergab er die Regentschaft seinem Stiefvater, Michel Zanche, welcher die Mutter des Entius, Bianca Lanza, auch Bianca von Montferrat genannt, geheirathet hatte. Die weiteren Schicksale des Entius sind bekannt und gehören nicht zur Geschichte Sardiniens. Nach dieser Insel kehrte er niemals wieder zurück. Seine Gattin Adelaisia scheint im Gefängniß von Goceano gestorben zu sein, wie er selbst sein Leben im Gefängniß von Bologna im J. 1274 enden sollte.

Nach Entius' Tode wurde Michel Zanche unabhängiger Fürst und Judex von Torres. Seine Herrschaft scheint jedoch nur von kurzer Dauer gewesen zu sein. Er besaß von der Mutter Entius' eine Tochter, welche mit Branca

Doria, dem mächtigsten Edelmanne dieser Provinz, vermählt war. Dieser gerieth mit seinem Schwiegervater in Zwiespalt, welcher mit der durch den Eidam ausgeführten Ermordung Zanche's enden sollte. Es gelang jedoch dem Branca Doria nicht, das Judicat an sich zu reißen. Vielmehr zerfiel dasselbe nun in mehrere unabhängige Kreise, unter welchen die Republik Sassari, welche sich unter den Schutz Genua's stellte, die großen Besitzungen der Doria und die der Malespina die hauptsächlichsten waren. Aber bald sollte ein mächtigerer Usurpator in der Person Jakob II., Königs von Aragonien, auftreten, welchem der Papst Bonifaz VIII. im J. 1297 die Investitur von Sardinien ertheilt hatte und dem es gelang, alle diese unabhängigen Landestheile unter seinem Scepter zu vereinigen.

Der kleine Freistaat Sassari, obgleich die Dauer seiner Unabhängigkeit kaum ein halbes Jahrhundert währte, verdient wohl deßhalb eine Erwähnung, weil er das einzige Beispiel einer Republik in dem sonst immer von Selbstherrschern regierten Sardinien bildet. Diese Stadt war erst nach der Verödung des alten Torres gegründet worden und hatte bis zum elften oder zwölften Jahrhundert nur eine sehr bescheidene Einwohnerzahl besessen. Zu Anfang des dreizehnten scheint sie sich unter dem Schutz der Pisaner und wahrscheinlich durch das Hinzukommen vieler Ansiedler aus jener Stadt auffallend gehoben zu haben. Sie besaß schon zu Anfang desselben eine gewisse Unabhängigkeit, aber bis zum Tode Zanche's erkannte sie noch die Oberhoheit der Judices von Torres an. Die Pisaner scheinen damals die Oberhand in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten besessen zu haben. Aber die Macht Pisa's war im Sinken begriffen, und um die Zeit, als Sassari sich unabhängig erklärte (um 1276), hatte die von Genua bereits so sehr auf der Insel zugenommen, daß die Pisaner ihr weichen mußten. Sassari, um einen Schutz gegen die übermüthigen Edelleute der Umgegend zu finden, warf sich nun ganz in die Hände Genua's und schloß mit dieser mächtigen Republik einen Vertrag ab, wonach ihm zugestanden wurde, daß es sich republikanisch selbstregieren dürfe, unter der Bedingung jedoch, daß der jedesmalige Podesta oder Bürgermeister ein Genueser sein müsse. Im Uebrigen, das heißt in der Regierung des Innern, scheint jedoch dieser Freistaat seine Selbstständigkeit bewahrt zu

haben. Aus dieser Zeit stammt ein Codex von Criminal- und Civilgesetzen, die Statuten der Republik und andere Documente, deren Form und Geist sehr zu Gunsten des fortgeschrittenen politischen Standpunkts dieser Bürger sprechen. Da sie ganz in sardinischer Sprache, also weder im genuesischen, noch pisanischen und nicht einmal in dem sogenannten sassaresischen Dialect (der ein Gemisch von Corsikanisch und Italienisch bildet) abgefaßt sind, so scheint das nationale Element sich, trotz des Einflusses von Genua und Pisa, dennoch in der kleinen Republik vorwiegend geltend gemacht zu haben und somit besitzen die Sardinier alles Recht, wenn sie sich dieses Freistaats, als einer vaterländischen Erscheinung, rühmen.

Aber zu Anfang des 14. Jahrhunderts sollte die kleine Republik ihre Freiheit verlieren und das Loos des übrigens Sardiniens theilen, der aragonischen Fremdherrschaft zu unterliegen. Da die Bürger von Sassari sich im J. 1323 dem Infanten, späteren König, Alphons freiwillig unterwarfen, so ließ sie dieser zwar im Besitz ihrer republikanischen Verfassung, doch mußten sie einen aragonischen Gouverneur annehmen. Dieser erste Gouverneur, Raimund von Semenati, scheint sich so verhaßt gemacht zu haben, daß eine Rebellion erfolgte, in der er das Leben verlor. Als bald darauf, im J. 1326, Alphons die Stadt wieder eroberte, verlor diese nicht nur alle ihre Rechte, sondern auch alle Bürger genuesischen oder pisanischen Ursprungs wurden verbannt. Seitdem war Sassari nichts mehr, als eine königliche Stadt.

Die wenigsten Nachrichten besitzen wir über das Judicat von Gallura. Dieser gebirgige District, ohne eine einzige Stadt, ohne bedeutendere Seehäfen, fast nur von Hirten bewohnt, bildete das ärmste und unbedeutendste der vier Judicate. Durch seine eigenthümliche Lage besaß es jedoch für einen mittelalterlichen Kleinstaat große Vortheile. Es zeigte sich für feindliche Armeen nur sehr schwer zugänglich und deßhalb lesen wir auch nicht, daß es jemals vom Auslande her erobert wurde, wie die Judicate von Arborea und Cagliari. Die großen Edelleute und kleinen Landesherrn, welche in den andern Provinzen eine so wichtige Bedeutung erlangten, scheinen in Gallura immer nur eine unbedeutende Rolle gespielt zu haben. Der Judex mochte wenig eigentliche Macht besitzen, aber seine Oberhoheit war wenigstens eine unbestrittene. In diesem

halbwilden Lande gab es nicht einmal eine Hauptstadt; der Sitz des Fürsten scheint nach dessen augenblicklichem Bedürfniß bald von einem Schloß in's andere, bald von einem Dorf nach dem andern verlegt worden zu sein. Auch in kirchlicher Beziehung besaß das Land keine einheitliche Verwaltung, es hatte nur zwei Bischöfe, welche über sich keinen Primas oder Metropoliten der Insel anerkannten, sondern direct unter dem heiligen Stuhl standen und sich gegenseitig stets den Rang streitig machten.

Der Erste, welchen wir nach dem Verfall von Barason's Reich im Besitz des Judicats Gallura finden, ist der vom König im J. 1054 ernannte Constantin II., welcher bis 1080 regierte. Ihm folgte sein Sohn Saltaro, dessen Pilgerfahrt nach Jerusalem sich in einem Codex von Arborea erwähnt findet. Wahrscheinlich geschah es während dieser seiner Abwesenheit, daß sein Schwager Torcotor die Gewalt usurpirte, die er auch nach Saltaro's Tode auszuüben fortfuhr, indem er dessen minderjährigen Sohn Comita vertrieb und den Vormund desselben ermordete. Selbst nach Torcotor's um 1100 erfolgtem Tode vermochte Comita nicht seine Rechte geltend zu machen, da ein neuer Usurpator in der Person eines gewissen Ottocar oder Ottocorre mit Glück auftrat. Letzterer nahm jedoch später, um sich auf dem Thron zu befestigen, den Comita zum Mitregenten an. Er selbst ertrank um 1120 im Flusse bei Orosei. Comita scheint darauf allein regiert zu haben und konnte das Judicat auf seinen Sohn, Constantin III. vererben, welchem gleichfalls (im J. 1173) sein Sohn Barason folgte. Mit letzterem erlosch der Mannsstamm der einheimischen Dynastie. Seine einzige Tochter, deren Namen uns nicht einmal bekannt ist, brachte das Judicat ihrem Gemahl Lambert Visconti, einem Pisanischen Edelmanne, zu, welcher jedoch seine Gattin so schlecht behandelte (wahrscheinlich auch tödtete), daß er die Rache andrer, mit ihrem Hause verwandter sardinischer Fürsten auf sich zog. Er ward von Comita III., Judex von Torres, besiegt und vertrieben, welcher im Jahre 1211 beide Judicate unter seinem Scepter vereinigte. Als aber Comita's Nachfolger, Marian III. seine Tochter Adelaisia mit Lambert's Sohne, Ubald Visconti, vermählt hatte, gab er dieser das Judicat als Mitgift. Ubald fand jedoch einen Rivalen in der Person seines eignen Vaters, Lambert, welcher seine alten Ansprüche plötz-

lich wieder mit Glück geltend machte und seinen Sohn aus der Herrschaft verdrängte. Im J. 1219 finden wir noch Lambert als Judex von Gallura genannt. Ihm folgte endlich, (in welchem Jahre wissen wir nicht) sein Sohn Ubald, welcher durch Ermordung seines Schwagers Barason, Judex von Torres, auch dieses Judicat mit seinem Scepter vereinigte. Nach Ubald's im J. 1238 erfolgtem Tode finden wir eine Lücke in der Geschichte des Judicats. Ob wirklich Entius, der zweite Gemahl der Adelaisia, dasselbe besessen, wissen wir nicht; nach Allem, was wir von der Geschichte jener Zeit kennen, scheint es jedoch sehr zweifelhaft. Endlich entschieden die Pisaner, welche sich als Mitbürger Ubald's für seine Erben hielten, die Frage der Succession und gaben das Judicat an einen Verwandten des Verstorbenen, Johannes oder Giano Visconti, welcher von 1257—1277 regierte.

Nach Giano's Tode ging das Judicat an einen andern Visconti, Ugulino oder Nino über, denselben, welchen Dante in seiner Divina Commedia lobend unter der Bezeichnung „Giudice Nin' gentil" erwähnt. Er gehörte zu derselben politischen Parthei, wie der große Dichter, zur ghibellinischen, und hielt sich, um für diese thätiger wirken zu können, einen großen Theil seines Lebens hindurch in Italien und zwar in seiner Mutterstadt Pisa auf. Die Statthalterschaft in seinem Judicat Gallura übergab er einem Mönch, Namens Frate Gomita, welcher jedoch so viele Excesse und Grausamkeiten beging, daß Nino sich gezwungen sah, ihn abzusetzen und ihn sogar hinrichten ließ. Derselbe Gomita wird auch von Dante in seiner Hölle mit den ärgsten Strafen belegt.

Mit Nino scheint das pisanische Geschlecht der Visconti in seinem Mannsstamm erloschen zu sein. Aber in Mailand war ein verwandter Zweig zur souveränen Macht gelangt und blühte in zahlreichen Sprößlingen weiter, deren einer, Marco Visconti aus Mailand, von Nino zum Gemahl seiner einzigen Tochter und Erbin, Johanna, ersehen wurde. Marco Visconti scheint jedoch nie in Sardinien gewesen zu sein und von Johanna wissen wir nur, daß sie die letzte nominelle Judicissa von Gallura war. Die Mailänder Visconti erhoben aber noch lange Zeit hindurch Ansprüche auf die Provinz Gallura, bis sie dieselben endlich an die Krone Ara-

gonien, welche um 1325 thatsächliche Herrin des Landes geworden war, abtraten.

Das wichtige und historisch berühmteste Judicat Arborea befand sich beim Zerfall von Barason's Reich in den Händen seines Neffen, Onrochus I. oder Ottocore I., unter dem der Regierungssitz von Tharros nach Oristano verlegt wurde und welcher die erste Dynastie von Arborea gründete. Ihm folgte sein Bruder Turpin II. und diesem (im J. 1085) durch Abdankung seines Oheims der Sohn des Onrochus, Turpin III. Als dessen Sohn, Onrochus II., im J. 1112, noch sehr jung und ohne Nachkommenschaft im Kriege gegen die Saracenen fiel, erlosch die erste Dynastie von Arborea. Der Vater der Maria Orvu, Gemahlin des Onrochus, übernahm nun unter dem Namen Comita II. den erledigten Thron und übergab denselben im J. 1116 an Gonnarius, den Gemahl seiner andern Tochter Helena, welcher der Gründer der zweiten Dynastie von Arborea wurde.

Die beiden Söhne des Gonnarius, Constantin I. (um 1125) und Comita III. (1127—1147) regierten nach einander und entsagten beide dem Thron, letzterer um sein Leben in Palästina zu beschließen. Er war der erste unter den sardinischen Judices, welcher das schlechte Beispiel gab, ein fremdes Judicat an sich reißen zu wollen, indem er dasjenige von Torres mit Glück bekriegte, ohne es jedoch ganz erobern zu können. Denselben, ja noch größeren Ehrgeiz hegte sein Sohn Barason II. Nachdem er einige Gefechte gegen die Judices von Cagliari und Torres siegreich bestanden hatte, setzte er es sich in den Kopf, König der ganzen Insel werden zu wollen. Um hiezu auch einen Rechtstitel aufweisen zu können, suchte er vom Kaiser, der nach den damals wieder zur Geltung gelangten juristischen Theorien als Oberherr aller ehemals römischen Landestheile angesehen wurde, die Investitur des Königreichs zu erlangen. Friedrich I. Barbarossa verlieh ihm auch wirklich auf Bitten der Republik Genua die Königskrone und Barason wurde im J. 1164 in Pavia vor Kaiser und Hof feierlichst zum König von Sardinien gekrönt. Aber, statt seine Macht zu erhöhen, diente die neue Königswürde nur dazu, ihn in's tiefste Elend zu stürzen. Der Kaiser Friedrich I. hatte sich nach damaliger Sitte einen Preis für Verleihung dieser Würde ausbedungen und da Barason nicht

im Stande war, ihn zu zahlen, so entlehnte er die Summe von der Republik Genua. Unfähig jedoch diese Schuld abzutragen, wurde er von der Republik als Schuldgefangener zurück gehalten. Er schmachtete sieben Jahre im größten Elend in Genua. Zweimal während dieser Zeit erschien er in genuesischen Schiffen im Hafen seiner Hauptstadt Oristano, um sich mit seinen Unterthanen wegen Herbeischaffung der Geldmittel zu berathen, denen er seine Freiheit verdanken sollte. Da er aber kein Geld in Oristano vorfand, so wurde er jedes Mal wieder nach Genua zurückgeführt. Erst im Jahre 1171 konnte er nach Sardinien zurückkehren, wo er im J. 1185 starb und den Ruf eines ehrgeizigen, eitlen und wetterwendischen Fürsten, bald feige, bald zum Anstiften von Uneinigkeit geneigt, hinterließ. Vom Königreich Sardinien hat er nie etwas als den Königstitel besessen. In Wirklichkeit war er nur Judex von Arborea, und zwar einer der ohnmächtigsten seiner Dynastie.

Barason's Sohn, Peter I., sah sich gezwungen, einen reichen Patricier von Oristano, welcher ihm bedeutende Subsidien geleistet hatte, Namens Hugo de Basso, zum Mitregenten zu ernennen. Dieser nannte sich Hugo II. und wurde der Stifter einer Nebendynastie, welche während drei Generationen das Judicat mit der legitimen Herrscherfamilie theilte. Nach Hugo des Zweiten Tode (1191) sah sich Peter genöthigt, dessen Sohn, Hugo III., als Mitregenten anzuerkennen. Beide Judices wurden im J. 1197 von dem oben erwähnten Judex von Cagliari, Wilhelm von Massa, besiegt und entthront, Peter sogar mit seinem Sohn Barason als Gefangener nach Cagliari abgeführt, wo er sein Leben endete. Hugo gelangte jedoch später wieder, wahrscheinlich mit Erlaubniß Wilhelms von Massa, in den Besitz des Judicats und hinterließ es im J. 1211 seinem Sohne Constantin II., dem später (1128) sein Bruder Peter II. folgte. Mit ihm erlosch im J. 1238 die unrechtmäßige Dynastie de Basso und nun usurpirte ein reicher Bürger von Oristano, Azzon von Lacon, den leergebliebenen Thron. Azzon hatte jedoch ohne die rechtmäßige Dynastie gerechnet, von der noch ein Sproß, Barason oder Torcotor III., der Sohn des unglücklichen Peter I., in Cagliari lebte. Dieser war der Gemahl der Benedicta von Massa, Erbin Wilhelms, geworden und hatte von ihr drei Söhne, deren ältester, Comita IV., den Entschluß faßte, das Erbe seiner Väter, Ar-

borea, wiederzuerobern. Er fiel mit starker Truppenmacht in die Provinz ein und hielt Oristano so scharf belagert, daß Azzon sich genöthigt sah, zu capituliren und zwar durch einen Vertrag, wonach er das Judicat an Comita abtrat und dieser seine Tochter zur Ehe nahm. Mit Comita erlosch auch die zweite Dynastie von Arborea.

Nach Comita's Tode (1253) bemächtigte sich ein mächtiger, auf der Insel begüterter pisanischer Edelmann, Wilhelm, Graf von Capraja, des Judicats und wurde der Stifter der dritten und letzten Dynastie. Er gelangte durch den Zerfall des Judicats von Cagliari in den Besitz eines Drittheils desselben und vergrößerte so die Provinz Arborea auf eine nicht unansehnliche Weise. Ihm folgte sein minderjähriger Sohn Nicolaus (1265—1273) und diesem sein Vormund, gleichfalls ein Capraja, ob jedoch ein Bruder oder Vetter Wilhelms ist unbekannt, welcher unter dem Namen Marian II. von 1273—1295 regierte. Nach Marian II. herrschte sein Sohn Johannes (bis 1301) und nach ihm gemeinschaftlich seine beiden Söhne Andreas und Marian III., von denen jedoch der erstere bald starb, worauf der andere bis 1321 allein regierte. In Ermanglung legitimer Nachkommen succedirte dem Marian III. sein natürlicher Sohn Hugo IV. (1321—1336). Diesem folgten nach einander seine beiden Söhne Peter III. und Marian IV.

Doch hier sind wir schon am Ende der fünften Periode angelangt, welche die Geschichte Sardiniens unter den vier Judicaten behandelt. Da um das Jahr 1325 die drei andern Judicate der aragonischen Herrschaft unterlagen, so gehören ihre Schicksale nicht mehr der nationalen Geschichte Sardiniens an und diese hat sich jetzt nur noch mit dem einzigen unabhängig gebliebenen Landestheil, dem Judicat Arborea, zu beschäftigen.

Sechste Periode. Geschichte des Judicats Arborea nach dem Fall der übrigen Judicate. Hugo IV., Judex von Arborea, beging den Fehler, die aragonische Herrschaft in den andern Theilen der Insel auf alle Weise zu begünstigen. Er erkannte sogar den König Jakob II. als seinen Oberlehnsherrn an und war einer der ersten Sardinier, welche dessen Sohne, dem Infanten Don Alphons, bei seiner Landung im J. 1323 huldigend entgegen kamen. Er leistete dem Infanten auch wichtige Dienste in der Eroberung aller Besitzthümer

der Republik Pisa auf der Insel. Kurz er wurde eines der Hauptwerkzeuge der Knechtung des Landes unter die Herrschaft des Hauses Aragon, welches zum Dank dafür zwar ihn selbst, sowie seine nächsten Nachkommen im ruhigen Besitz ihres kleinen Staates ließ, welches aber seinen späteren Nachfolgern verhängnißvoll werden sollte.

Hugo's Sohn und Nachfolger, Peter III. (1336—1346), hielt ebenfalls am aragonischen Bündniß fest, so auch in den ersten Jahren seiner Regierung dessen Bruder Marian IV. (1346—1376), dessen dreißigjährige Regierung vielleicht den Glanzpunkt in der Geschichte Arborea's bildet. Marian war ein sehr populärer Fürst, an dessen Hofe das nationale Element sich in voller Blüthe entfalten konnte. Alle Sardinier, welche die aragonische Herrschaft und die allmählige Hispanisirung des Landes als ein Unglück ansahen, zogen sich nach Oristano zurück, wo allein noch das nationale Element gepflegt wurde und wo man noch eine Verbindung mit italienischer Cultur und Civilisation unterhielt, eine Cultur, welche den Sardiniern viel homogener sein mußte, als die aufgedrungene spanische. Außerdem war Marian durch seine militärische Macht bedeutend, so bedeutend, daß sein Bündniß mit Aragonien zu Gunsten dieser Krone den Ausschlag gab, als die mächtige Familie der Doria, welche im Norden der Insel große Ländereien zu besitzen fortfuhr, sich gegen den König Don Pedro IV. el Ceremonioso empörte. Jedoch bald kam Marian zur Einsicht, daß die bisher von seinem Hause befolgte Politik eine falsche war. Im J. 1352 verließ er das Bündniß der Aragonier, verbündete sich mit denselben Doria, die er kurz zuvor bekriegt hatte, und bald fand er auf der ganzen Insel so zahlreichen Anhang, daß es einen Augenblick schien, als solle ganz Sardinien unter seiner Obhut seine Unabhängigkeit wiedererobern. Die Bewohner von Alghero metzelten die aragonische Garnison nieder, welche erst vor Kurzem die Stadt besetzt hatte und drangen gegen Sassari vor. Iglesias schüttelte das königliche Joch ab. Marian selbst drang siegreich in die Provinz Cagliari ein und belagerte deren Hauptstadt. So groß war die Gefahr, daß der König selbst sich veranlaßt sah, an der Spitze eines mächtigen Heeres in Sardinien zu erscheinen.

Don Pedro wandte sich mit seiner Flotte zuerst nach Alghero, welches

er vier Monate belagerte, ohne es erobern zu können. Endlich sah er sich veranlaßt, mit Marian und Matteo Doria einen Vertrag abzuschließen, welcher nur insofern für den König günstig war, als ihm der Besitz Alghero's darin eingeräumt wurde. Aber Marian und die Doria behielten alle von ihnen eroberten festen Schlösser und Dörfer. Darauf zog der König in Alghero ein, dessen Bewohner er sämmtlich vertrieb und die Stadt mit Cataloniern bevölkerte. Hierauf brachen neue Feindseligkeiten aus. Doch auch diese fanden durch Concessionen Don Pedro's ihre Erledigung und Marian schloß hierauf persönlich Frieden mit dem König, dem er in Cagliari aufwartete. Don Pedro kehrte darauf nach Spanien zurück (1355).

Im J. 1364 finden wir Marian abermals in offenem Kriege gegen die Krone Aragonien und dergestalt vom Glück begünstigt, daß sein Name im größten Theile der Insel den königlichen verdrängte. Im J. 1368 schlug er die königlichen Truppen bei Oristano. Von nun an scheint er nie mehr Frieden mit den Aragoniern geschlossen zu haben. Diese behielten zwar in einigen Gefechten die Oberhand, aber gegen das Ende seines Lebens hatte Marian wieder so viele Vortheile errungen, daß die Hauptstadt des Landes nahe daran war, in seine Hände zu fallen.

Als Marian im J. 1376 starb, folgte ihm sein Sohn Hugo V., ein ebenso erbitterter Gegner der Aragonier, wie sein Vater. Er schloß ein Bündniß mit Ludwig, Herzog von Anjou, gegen Aragonien, sah sich aber von diesem verrathen. Dennoch ließ er sich nicht entmuthigen und während seiner siebenjährigen Regierung ruhte der Krieg keinen Augenblick. Dieser muthige und patriotische Fürst sollte leider in einem Aufstand, wie man glaubt von Aragonien angezettelt, in seiner eignen Hauptstadt zugleich mit seiner einzigen Tochter ermordet werden.

Nun blieben von Marian's Familie nur noch zwei Töchter, Eleonora und Beatrix, Gemahlin des Vicomte von Narbonne, deren älteste ihrem Bruder in der Regierung folgte. Eleonora von Arborea ist vielleicht die imposanteste weibliche Figur in der Geschichte des 15. Jahrhunderts. Als kriegerische Fürstin und glühende Patriotin stellte sie sich selbst an die Spitze ihrer Truppen und erfocht manchen Sieg über die Feinde ihres Landes. Als weise

Gesetzgeberin hinterließ sie einen Codex, welcher für den vollkommensten jener Zeiten galt, so daß selbst die späteren Könige von Aragonien, als sie sich im Besitz des Landes befestigt sahen, ihm Gerechtigkeit wiederfahren und ihn auf der ganzen Insel einführen ließen. Als kluge Verwalterin wußte sie ihre Unterthanen vor den üblen Folgen wiederholter Mißärndten zu bewahren und die drohende Hungersnoth abzuwenden. Als gütige Landesmutter hatte sie stets für die Armen und Verfolgten ein geneigtes Ohr. Als wohlthätige und barmherzige Frau leistete sie während einer Pest, welche die Provinz befiel, die aufopferndsten Dienste. Diese hohen Eigenschaften, verbunden mit dem Umstand, daß sie die letzte nationale Fürstin Sardiniens war, rechtfertigen die Vorliebe der Sardinier für diesen großartigen historischen Charakter im vollsten Maaße.

Zu Anfang ihrer Regierung hatte Eleonora eine schwierige Stellung. Nicht nur gegen die Aragonier, welche den Zeitpunkt für günstig hielten, um das letzte freigebliebene Judicat Sardiniens an sich zu reißen, mußte sie kämpfen, sondern auch gegen ihre eignen Unterthanen, welche bethörter Weise eine Art von Republik einzuführen strebten. Aus beiden Kämpfen ging sie siegreich hervor. Durch ihre Vermählung mit Brancaleone Doria sicherte sie sich die Allianz des mächtigsten Geschlechts des damaligen Sardiniens. Diesen ihren Gemahl schickte sie, als sie sich von den eignen Unterthanen bedrängt sah, nach Spanien, um die Hülfe des Königs von Aragonien, den sie als Oberlehnsherrn anerkannte, zu erlangen. Dennoch gelang es ihr auch ohne diesen gefährlichen Bundesgenossen ihrer Unterthanen Herr zu werden. Sie durchzog an der Spitze ihrer Truppen alle von ihrem Vater und Bruder hinterlassenen Landschaften, und zwang die Bewohner, theils durch offenen siegreichen Kampf, theils durch die imponirende Gewalt ihrer Persönlichkeit, ihr, sowie ihrem ältesten Sohn, Friedrich, Treue zu schwören.

Dieses siegreiche Auftreten der sardinischen Heldin erregte das Mißtrauen des Königs. Dieser, um seine sardinischen Provinzen vor den allenfalsigen Eroberungsplänen Eleonorens sicher zu stellen, hielt ihren Gemahl in Spanien zurück und wollte ihn nur unter der Bedingung ausliefern, daß ihr ältester Sohn und Erbe ihm als Geißel übergeben würde. Aber die sardinische Fürstin

verwarf diese Bedingungen und begann nun offen die Feindseligkeiten gegen die Krone. Im J. 1385 schlug sie in Person zweimal die königlichen Truppen bei Sanluri und eroberte diese wichtige Festung der Provinz Cagliari. Erst zwei Jahre später (1387) schloß sie Frieden mit dem neuen König von Aragonien, Don Juan, und erst dann erlangte ihr Gemahl nach vier- bis fünfjähriger Gefangenschaft die Freiheit wieder.

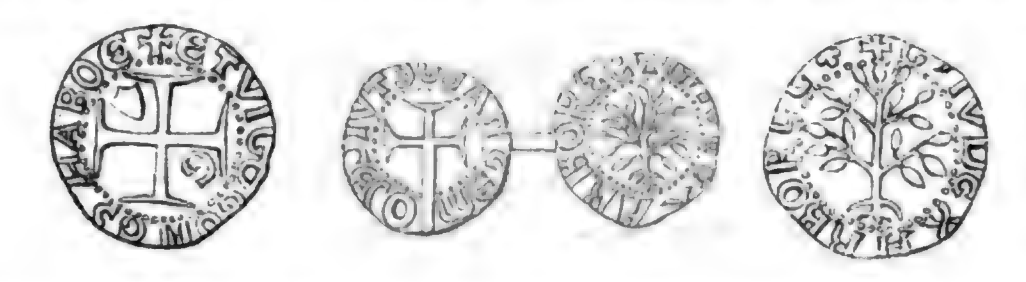
Aber schon im J. 1389 erklärte sie auf's Neue den Aragoniern den Krieg. Die Leitung desselben überließ sie diesesmal ihrem Gemahl, Brancaleone Doria. Dieser focht mit solchem Glück, daß in Kurzem ihm die ganze Provinz Torres mit der Hauptstadt Sassari zufiel. Von nun an bis zum Tode Eleonorens ruhte der Krieg nie. Sie wußte fast alle gemachten Eroberungen zu behaupten. So lange sie lebte, machte sie die Waffen Aragoniens zittern. Obgleich diese Macht zahlreiche Truppensendungen nach Sardinien abgehen ließ und obgleich der Nachfolger Don Juan's, Martin I., in Person nach der Insel kam (1397), so vermochte er es doch nicht, die Herrschaft der Eleonora von Arborea zu beeinträchtigen.

Diese ausgezeichnete Fürstin sollte leider der Pest zum Opfer fallen, welche vom J. 1398—1405 durch ganz Sardinien wüthete. Ihr folgte ihr zweiter Sohn (der älteste, Friedrich, war gleichfalls der Pest erlegen), welcher unter dem Namen Marian V. von 1404 bis 1407 regierte. Als dieser noch in sehr jugendlichem Alter gestorben war, übernahm sein Vater Brancaleone Doria die Regierung, wurde aber schon im J. 1408 vom Volke vertrieben, welches den leeren Thron an Wilhelm von Narbonne, Sohn von Eleonorens Schwester Beatrix von Arborea, verlieh.

Wilhelm von Narbonne ist der einzige Judex von Arborea, von welchem wir eine Münze besitzen. Dieselbe trägt, wie die auf S. 480 mitgetheilte Abbildung zeigt, auf einer Seite den belaubten Zweig, das Wappen von Arborea, mit der Umschrift: „Gullielmus Judex Arboree“ und auf der andern das übliche Kreuz vieler mittelalterlichen Münzen mit der Legende „Et vicecomes Narbo“.

Wilhelm von Narbonne's Regierung war jedoch die unglücklichste aller Judices von Arborea, denn unter ihm wurde die Macht dieses kleinen Staats für immer gebrochen und der sardinischen Unabhängigkeit der Todesstoß gegeben.

Im J. 1408 landete König Martin des Ersten Thronfolger, welcher den Titel eines Königs von Sicilien führte, mit bedeutender Truppenmacht auf der Insel, um die Herrschaft Aragoniens zu befestigen und die letzten Asyle nationaler Freiheit zu unterdrücken. Das Glück war mit ihm, denn im J. 1409 erfocht er jenen großen Hauptsieg von Sanluri über die Truppen Wilhelm's und Doria's, in Folge dessen ihm der größte Theil der Provinz Arborea zufiel. Die Bürger Oristano's, über diese Niederlage ihres Judex wüthend, empörten sich gegen diesen, setzten ihn ab und erhoben in demselben Jahre (1409)



einen weitläufigen Verwandten der Dynastie Eleonorens, Leonhard Cubello, zum Fürsten. Dieser fühlte sich jedoch zu schwach und trat schon im folgenden Jahre (1410) alle seine Rechte an die Krone Aragonien ab, welche ihm seine Lehnsgüter und Privatbesitzungen ließ und ihm den Titel eines Marchese von Oristano und Grafen von Goceano verlieh. So fiel endlich, hundert Jahre später, als das übrige Sardinien, auch das letzte unabhängige Judicat, das glorreiche Arborea, unter das Joch der Fremdherrschaft, nachdem es den Fall des Judicats Cagliari um zwei Jahrhunderte, den des Judicats Torres um anderthalb und den des Judicats Gallura um mehr als ein Jahrhundert überdauert hatte.

Siebente Periode. In dieser Periode treten die nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen nur noch in der Form von Empörungen gegen den zwar unrechtmäßigen und in jeder Beziehung dem nationalen Element feindlichen, aber doch officiell durch Verträge und Huldigung anerkannten Oberherrn, den König von Aragonien, auf. Zuerst war es Wilhelm von Narbonne, der gewesene vorletzte Judex von Arborea, welcher noch zahlreiche Besitzthümer auf der Insel sein nannte, der für die Unabhängigkeit in die Schranken trat. Er sicherte sich das Bündniß der Stadt Sassari, welche das königliche Joch wieder

einmal abgeschüttelt hatte, und unternahm mit deren Hülfe die Belagerung von Alghero. Aber diese Stadt wurde jetzt nur noch von Cataloniern bewohnt, welche die eifrigsten Partheigänger des Königs waren. Sie leisteten einen hartnäckigen und glücklichen Widerstand, schlugen die sardinischen Truppen; der Führer der Sassareser fiel sogar in ihre Hände und wurde auf den Marktplatz von Alghero enthauptet, woher die heftige Feindschaft beider Städte. Endlich, unter Alphons V., im J. 1419, kam ein Vertrag zwischen diesem König und Wilhelm von Narbonne zu Stande, durch welchen dieser seine Rechte auf Arborea für die Summe von 100,000 Goldgulden abtrat, welche, da Wilhelm bald darauf starb, an seinen Erben, Wilhelm von Tineri ausbezahlt wurden.

Leonhard Cubello, der letzte Judex von Arborea und erste Marchese von Oristano, hatte sich in diesen Kämpfen stets als ergebener Vasall der Krone gezeigt und dieser wesentliche Hülfe geleistet. Seine beiden Söhne Anton Cubello (1427—1457) und Salvator Cubello (1457—1470), welche ihm nacheinander im Marquisat folgten, ahmten seinem Beispiel nach. Sie waren, wenn auch Vasallen Aragoniens, dennoch mächtige, beinahe unabhängige Herren, die es wohl vermocht hätten, ein Heer gegen den König zu führen. Da dieser sie aber in Frieden ihre Besitzungen genießen ließ, so blieben sie seine treuen Vasallen. Anders gestalteten sich jedoch die Verhältnisse, als mit Salvators Tode der Mannsstamm der Cubello ausstarb und der Vicekönig Nicolaus Carroz das Marquisat für erledigt erklärte, während doch ein Erbe in der Person des Leonhard von Alagon, Sohn der Benedicta Cubello, Tochter des ersten Leonhard, vorhanden war und sich auch wirklich in den Besitz der Herrschaften seines Oheims gesetzt hatte. Der Vicekönig foderte den neuen Marchese vor seinen Richterstuhl, dieser aber antwortete mit einer bewaffneten Erhebung. Es kam zum Kampf und Leonhard war so glücklich, die Truppen des Vicekönigs in der Gegend von Uras vollkommen auf's Haupt zu schlagen (1470). Bald darauf suchte Alagon sich mit dem König zu verständigen und beide Theile übertrugen die Vermittlung ihrer Streitigkeiten dem König von Neapel, Ferdinand I. Aber Carroz zeigte sich hier wieder als der erbittertste Gegner des Marchese, ging selbst an den Hof und wußte es dort dahin zu

bringen, daß der eingeleitete Vertrag abgebrochen und Alagon, sowie seine Söhne und Brüder, zur Todesstrafe verurtheilt wurden.

Während dieser Zeit war Leonhard im thatsächlichen Besitz nicht nur des Judicats Arborea, sondern auch noch eines Theils der Provinz Torres und dieser Theil von Sardinien genoß so wieder eine vorübergehende Unabhängigkeit. Als aber der Vicekönig Carroz im J. 1478 mit neuer unumschränkter Vollmacht und mit zahlreichen Truppen aus Aragonien zurückkehrte, da begann der Stern des Marchese zu erbleichen. Er wurde endlich bei Macomer vollkommen geschlagen, floh nach Bosa, von wo er sich nach Genua einschiffte. Aber auf der Ueberfahrt ward er von einer aragonischen Galeere eingeholt und als Gefangener nach Spanien gebracht, wo er sein Leben in dem Fort Xativa zu Valencia traurig beschließen sollte.

Mit dieser schließlichen Unterdrückung und Ausrottung des ehemaligen richterlichen und fürstlichen Hauses von Arborea fiel die letzte Hoffnung nationaler Unabhängigkeit auf der Insel. Die Fremdherrschaft sah sich endlich befestigt und sollte auch von nun an nicht mehr bekämpft werden. Man kann sagen, daß seit dem J. 1480 Sardinien eigentlich keine Geschichte mehr hat, von nun an bildet es lediglich eine unterjochte Provinz, jeder Autonomie beraubt, und die wenigen Ereignisse, welche sich aus diesen Jahrhunderten der Knechtschaft mittheilen ließen, beschränken sich fast nur auf die meist antinationalen, oft gradezu unsinnigen Verwaltungsmaßregeln der Vicekönige, oft auch nur auf bloße Persönlichkeiten, welche jedes höheren historischen Interesses entbehren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Geologie. Mineralogie und Fossilien.

Der mineralische Reichthum von Sardinien, welcher schon seit einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit vieler Fachmänner, vorzüglich aus England, Italien und Frankreich, hieher gelockt und sie zur Anlage zahlreicher

Bergwerke geführt hat, verdient wohl auch in Deutschland in populärerer Weise bekannt gemacht zu werden, als dieses bis jetzt geschehen ist. Die Lösung dieser Aufgabe soll in Folgenden angestrebt werden. Werfen wir, als ersten Schritt zur Erleichterung dieses Zweckes, einen Blick auf die geologische Karte der Insel, ehe wir zu den hervorragendsten Einzelheiten des Mineralreiches übergehen. Sardinien bietet in seiner geologischen Bildung einige Eigenthümlichkeiten, welche es von andern Gebieten des Steinreichs wesentlich unterscheiden. Einzelne Formationen treten hier in andern Perioden, als gewöhnlich, auf, so daß z. B. der Granit hier nicht als eigentliches Urgebirge erscheint, andere fehlen wieder gänzlich, noch andere nehmen eine veränderte Gestalt an. Die beste Einsicht dieser Eigenthümlichkeiten wird uns auch wieder die geologische Karte bieten. Auf dieser erblicken wir als älteste Formation hier eigenthümlicher Weise nicht den Granit, sondern das Urschiefergebirge, welches mit seinen Hauptmassen Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer den ganzen Südwesten der Insel bildet und auf welchem fast ausschließlich das Uebergangsgebirge der mittleren Grauwacke des Silurischen Systems ruht. Im Südosten der Insel finden wir dagegen das Urschiefergebirge vom Granit durchbrochen, und unter diesem lagernd, ein sicherer Beweis, daß letzterer hier nicht den Namen einer primitiven Bildung im strengen Sinne des Wortes verdient. Ein massenhafter Hauptstock dieser Steinart durchzieht den Osten Sardiniens vom tiefsten Süden bis zur Meerenge von Bonifacio in gleicher Richtung mit der Erdachse. Im Süden und in Theilen des Centrums erscheint derselbe von secundären Formationen bedeckt, sonst liegt er fast überall frei zu Tage und nimmt einen überwiegend großen Flächenraum ein. Im Westen bilden die plutonischen Formationen des Basalt und Trachyt einen dritten Hauptstock, der gleichfalls von Nord nach Süd zu laufen scheint, der im Südwesten kleine Seiteninseln und die daran gränzenden Küstenstriche fast ausschließlich ausmacht, dann bei Iglesias eine Unterbrechung erleidet, um aber im Norden wieder zur Herrschaft zu gelangen. Wir sehen so das ganze Land in drei Hauptmassen getheilt, im Osten Granit, im Westen spätere plutonische Formationen und im Südwesten Urschiefergebirge. Zwischen diesen finden wir im äußersten Osten die Kreideformation, im Centrum den oberen Oolith oder eigentlichen

Jurakalk und endlich die tertiäre Formation, mitten zwischen Granit und Trachyt eine lange Kette niederer Berge bildend; der Tertiärkalk erscheint im Nordwest mitten im Trachytgebiete wie eine große Oase, gruppirt sich im Südost zu einem hügelig gewellten Felsenland und zeigt sich nur an den Küsten zuweilen vom quaternären Gestein der diluvialen Periode bedeckt. Die auffallendsten Mängel in der geologischen Structur Sardiniens sind das Fehlen der unteren Grauwacke des Cambrischen Systems, der Lias oder des untern Oolith und der Steinkohlenformation. Ein schmaler Streifen niederen alluvialen Landes zieht sich von Nordwest nach Südost und macht so die ganze südwestliche Ecke der Insel zu einem abgetrennten inselartigen Gebirgsland. Diese dürften, im Rohen geschnitzt, ungefähr die Hauptzüge der geologischen Karte Sardiniens bilden.

Gehen wir nun zu den Einzelheiten über, indem wir die hauptsächlichsten hier vorherrschenden Formationen eine nach der andern die Rundschau passiren lassen. Man scheint allgemein anzunehmen, daß Sardinien und Corsika, welche von derselben Hauptmasse von Granit durchzogen werden, in den älteren geologischen Perioden noch nicht getrennt waren und daß die Meerenge von Bonifacio erst den vulkanischen Erhebungen der Berge um Limbara und der dadurch bewirkten Senkungen des tertiären Erdreichs, Erscheinungen, die kurz vor der Diluvialperiode stattfanden, ihre Entstehung verdankt. Wie dem auch sein mag, jedenfalls ist der Anblick der Küsten und Klippen der Meerenge geeignet, diese Theorie zu unterstützen. Die große granitische Kette, welche gleichsam die Wirbelsäule sowohl Sardiniens, wie Corsika's, bildet, erleidet durch die Meerenge nur eine schmale Unterbrechung, aber selbst die äußersten Seiteninseln Sardiniens im Norden, und die Felsenklippen der Südküste Corsika's bestehen aus diesem Gestein, welches den ganzen Osten der einen und den Westen der andern Insel einnimmt. Vor dem Erscheinen dieser granitischen Masse können wir uns Sardinien noch nicht als eine große Insel denken. Es scheinen vielmehr mehrere kleinere isolirte Landgruppen, die namentlich in der südwestlichen Ecke und im südöstlichen Centrum compactere Massen bildeten, vorhanden gewesen zu sein. Dieselben bestanden aus dem Urschiefergebirge, dem einzigen, welches man, mit Ausnahme einiger vulkanischer Steinarten,

über der Granitdecke findet. Nach La Marmora's Annahme, dessen geologische Studien über diese Insel in vieler Beziehung als Autorität gelten, scheint unmittelbar auf die Urschieferformation die mittlere Grauwacke des sogenannten Silurischen Systems gefolgt zu sein. In diese Periode versetzen einige Geologen, worunter auch der ebengenannte, mitten in's Herz von Sardinien, welches also vor Erhebung des Granits zum bei Weitem größten Theil noch unterseeisch sein mußte, eine Insel, auf der sie die Pflanzen wachsen lassen, welche das Material zu den Braunkohlen liefern sollten. Diese Insel erscheint jedoch nur sehr klein, wie auch das Braunkohlengebiet Sardiniens nur als ein sehr beschränktes. Erst dann, das heißt in der Periode zwischen den primären und secundären Formationen, nehmen die ebenerwähnten Geologen die Erhebung des Granits auf Sardinien an, der also hier nicht als primitives Gestein, sondern als spätere plutonische Erruptionsmasse zu betrachten wäre. Die darauf folgende secundäre Formation zeigt sich sehr arm. Steinkohlenbildung und der eigentliche Muschelkalkstein fehlen, ebenso in der Juraformation die Lias, während die Deposita des eigentlichen Jurakalks oder oberen Ooliths einen von Nordwest nach Südost sich hinziehenden bald breiten, bald schmalen Längenstreifen in der Insel einnehmen. Eigenthümlich ist, daß durch spätere plutonische Erhebungen einzelne dieser Deposita so zu stehen kamen, daß sie die Gipfel einiger der höchsten Berge bilden. So besteht z. B. die Perdaliana, ein 5000′ hoher Berg in seinem oberen Theil aus reinem Jurakalk. Die Niederlagen der Kreidebildung oder des cretaceen Erdreichs in der nächstfolgenden Epoche derselben Periode berührten Sardinien kaum, und bedeckten nur an der Ostküste hie und da den Granit und den schmalen Streifen von Jurakalk. In diesen Zeitabschnitt verlegen einige Geologen die Schichtung des Granits von Südwest nach Nordost und die Bildung der Thäler in dieser Richtung, sowie die Senkung der großen Ebene von Campidano.

In der ersten Epoche der tertiären Periode erfolgten im Südwesten der Insel Niederlagen von Nummulithenkalk und Eocenem Kalkstein. Auch fanden in derselben Gegend partielle Schichtungen von West nach Ost statt. In der zweiten Epoche dieser Periode erhob sich die große Masse des älteren Trachyts im Westen der Insel, auch erfolgten die Niederlagen des Miocenen Kalksteins

im Monte Urpino bei Cagliari, ferner bei Oristano, sowie im Osten von Sassari. Die letzte Epoche der tertiären Periode sah die Erhebung der jüngeren Trachyte, des amphibolischen und phonolitischen, jedoch nur in oasenartigen Gebieten, wovon die meisten im Süden, gegen Südwest, zerstreut. In dieselbe Zeit müssen wir die Spaltung und Umwandlung der älteren Trachytmasse und die Senkung eines Theils derselben verlegen, dessen Stelle von den Niederlagen des Pliocenen Kalksteins eingenommen wurde.

Erst nach der tertiären Periode erfolgte die Erhebung des Basalts, und zwar nahm er fast die Stelle des in der vorigen Periode versenkten älteren Trachyts ein, während sich auch von diesem gesenkten Gestein im Süden und Norden des Basaltgebiets große Massen wieder hoben. Das tertiäre Meer der Pliocenen Epoche wurde zum Theil mit dem neuen erruptiven Gestein ausgefüllt oder sein Boden vom Basalt und von den massenhaften Ergüssen der basaltischen Lava, auch Trapptuff, Tuffwacke genannt, überflossen. Alle diese jün eren plutonischen Erscheinungen fanden fast ausschließlich im Westen der Insel statt. Im Osten erscheint nur eine ganz vereinzelte kleine Gruppe von Basalt.

Die Deposita der quaternären Periode bedeckten nur die Küstenstriche und die große Ebene von Campidano. In diese Periode verlegt man die Erhebung der nördlichen Bergkette von Limbara und den Durchbruch der Meerenge von Bonifacio. Große Massen quaternären Sandsteins bildeten sich in der Küstengegend der Golfe von Cagliari und Oristano. Die Ebene von Campidano wurde über die Meeresfläche erhoben, so daß also erst in dieser Periode Sardinien die Gestalt einer einheitlichen Masse annahm, während früher zwei getrennte Inseln bestanden zu haben scheinen.

Obgleich Sardinien den Schauplatz der mannichfaltigsten geologischen Umwälzungen bildete, und die Schichtungen beinahe in allen Perioden verschieden auftraten, so können wir dennoch in den allgemeinen Zügen der jetzigen geologischen Gestalt der Insel hauptsächlich drei Richtungen unterscheiden, in welcher diese Schichten laufen, nämlich die von Nordost nach Südwest, welche sich dem auf Corsika herrschenden System anschließt, dann die von Nordwest nach Südost, welche in Sicilien ihr Seitenstück findet, und endlich die große

Hauptschichtung beinahe direct von Nord nach Süd, welche die vorherrschende ist und der die Insel ihre jetzige Gestalt zu verdanken scheint. Doch haben diese vielfachen Wechsel der Schichtungen zur Folge gehabt, daß wir jetzt in Sardinien eigentlich keine einzige zusammenhängende Gebirgskette, sondern nur Gruppen finden. Die ausgedehnteste und zugleich höchste dieser Gruppen ist die des Gennargentu, hauptsächlich aus silurischem Gestein, zum Theil auch aus Jurakalk bestehend. Die zweithöchste ist die Granitgruppe von Limbara im Norden der Insel. Die Gipfel der ersteren erreichen eine Höhe von nahezu 6000, die der letzteren von etwa 4000 Fuß. Die trachytischen, basaltischen und tertiären Gebiete besitzen keine höheren Punkte, als solche von 1000 bis 1200′ Erhebung. Der sehr verbreitete Tertiärkalkstein bildet meistens nur niedere Hügelketten von 200—500 Fuß Höhe.

Der König aller Bausteine ist der Granit und an diesem besitzt Sardinien keinen Mangel. Namentlich in der Provinz Gallura, d. h. dem nordöstlichen Viertheile der Insel, findet sich solcher von vorzüglicher Schönheit, besonders bei der Küstenstadt Terranuova, bei dem Gebirgsstädtchen Tempio und auf dem kahlen Monte Nieddu, welcher fast ausschließlich aus diesem Gestein besteht. Er wird von den Sardiniern dem berühmten ägyptischen gleichgestellt, und in der That zeigen sich die schönen, rosenrothen Feldspathcrystalle und der schneeweiße Quarz, den er enthält, bemerkenswerth, dennoch scheint er mir, wenn polirt, dem ägyptischen an Schönheit nachzustehen; auch ist er grobkörniger, als dieser, und verwittert deßhalb auch leichter. Seine Structur ist meist blockförmig, seine Lagerung massenhaft. Auch findet man hier dieses Gestein häufig von rothen Porphyrschichten durchzogen, welche beinahe aus denselben Elementen, wie der Granit, bestehen, während ein andrer mehr in's Violette spielender Porphyr in den Trachytbergen vielfach vorkommt und oft mit glasartigem Orthoklas-Feldspath und mit weißlichem Oligoklas gemischt erscheint.

Das auf der Insel so ausgedehnte Kalksteingebiet enthält einige Marmorarten, von denen jedoch keine mit dem berühmten von Carara an Güte wetteifern kann. Ein schöner, dichter schwarzer Marmor, welcher sich nach La Marmora sehr gut für Piedestale von Statuen, sowie für Luxusmöbel im

monumentalen Styl eignen würde, findet sich in der Gegend von Flumini Maggiori. Weißer oder weißlicher kommt in verschiedenen Gegenden im Kalkstein der Uebergangsperioden vor. Obgleich es ihm nicht an Schönheit mangelt, so besitzt er doch den Fehler, nicht fest und spaltenlos zu sein, weßhalb er auch nur wenig zu Monumenten benutzt erscheint. Der schönste Marmorsteinbruch der Insel befindet sich in der Nähe von Iglesias im Grauwackekalkstein der Silurischen Epoche; das hier gewonnene Material besitzt auch mehr Festigkeit, als irgend ein andres von Sardinien.

Alabaster trifft man von der geschätztesten Art in Bonaria in nächster Nähe von Cagliari und an verschiedenen andern Punkten der Insel. Ja an einzelnen Stellen soll die Bildung dieses Gesteins noch heute zu Tage vor sich gehen.

Unter allen Arten des Kalksteins ist jener tertiäre am Vorherrschendsten, welcher der sogenannten jüngsten, an Pliocenen Fossilien reichen Tertiärperiode angehört, und der an vielen Küstenpunkten des westlichen Mittelmeeres, in der Provence, Italien und Nordafrika das dominirende Gestein bildet. Aus ihm und auf ihm sind die beiden Hauptstädte des Landes, Sassari und Cagliari, fast ausschließlich gebaut. Ja das karthagische und römische Karales, die Vorgängerin Cagliari's, besaß viele öffentliche Werke, welche ganz in diesem tertiären Kalksteinfelsen ausgehauen waren. Das Amphitheater war nichts, als eine Ausmeißelung des Kalksteins, die Nekropole eine Aneinanderreihung von Grotten in demselben Fels, und die zahlreichen, kolossalen Cisternen nichts, als riesige, regelmäßige Gruben in demselben Gestein ausgehöhlt. Ja ich bin überzeugt, daß ein Theil der Bewohner des alten Karales troglodytenartig in solchen Kalksteinhöhlen hauste, wie dieß die zahlreichen berußten Decken in vielen dieser Grotten verkünden; auch im Mittelalter wohnte ein Theil der ärmeren Bevölkerung auf ähnliche Weise und zur Zeit der Eroberung Sardiniens durch die Aragonesen selbst Jahre lang deren ganze Armee. Daß es diesem jüngeren tertiären Kalkstein nicht an Festigkeit fehlt, beweist die Wohlerhaltenheit der genannten Denkmäler des Alterthums, gleichwohl erscheint seine Dichtigkeit nur schwach, und die Verwitterung hat der äußeren Pracht jener Alterthümer mitunter sehr übel mitgespielt.

Von noch jüngeren Arten des Kalksteins habe ich in Sardinien nur Kalktuff, der sich in der Gegend von Macomer noch heute bildet, entdecken können. Süßwasserkalkstein scheint dagegen ganz zu fehlen.

Basalt kommt fast in allen Gegenden des Westens vor. Im Südwesten von Oristano, auf dem Wege von dieser Stadt nach den minenreichen Iglesias, sah ich schöne prismatische Säulen dieses plutonischen Gesteins, in dichten Reihen aufrecht stehend und gleichsam Wände bildend. Die Verwendung dieser Steinart ist auf Sardinien eine sehr beschränkte. Als Baustein zieht man ihm den leichter zu bearbeitenden Basalttuff, die basaltische Lava vor. Zu Monumenten und Inschriftstafeln wurde dieses harte Gestein im Alterthum selten benutzt. Die einzige phönicische Inschrift, welche auf Basalt eingegraben ist, ist die größere von Sulcis und verdankt dem dichten Material ihre große Wohlerhaltenheit. Zum Straßenbau, zu Treppenstufen und Ecksteinen eignet er sich jedoch vortrefflich und dieß scheint auch die einzige Verwendbarkeit, welcher er hier dienstbar gemacht wird. Noch ausgedehnter als der Basalt ist das Gebiet des Trachyt, namentlich in den äußersten westlichen Spitzen der Insel, im Süden, wo einige Seiteninseln fast ausschließlich aus ihm bestehen, und im Norden, wo er das tertiäre Kalksteingebiet, in welchem Sassari liegt, auf beiden Seiten einschließt und sehr ausgedehnte Terrassen bildet.

Einige ältere, plutonische Krater, deren Basanitausflüsse deutlich unterscheidbar sind, lassen sich noch erkennen, namentlich in dem größten Basaltgebiet, welches um Macomer ungefähr in der Mitte des westlichen Theils der Insel liegt. Die Ergüsse des Trapptuffs oder der basaltischen Lava überdecken hier ganze weite Länderstrecken. Als Baustein wurde er schon im Alterthum mit Vorliebe benutzt und eignete sich auch trefflich dazu. So ist Macomer durch seine Nurhagen berühmt, nicht weil sie die größten, sondern weil sie die am Besten erhaltenen sind, was sie lediglich ihrem plutonischen Material, bald dem Basalttuff bald dem Trachyt, verdanken.

Außer diesen älteren Kratern, welche wir wohl plutonische nennen müssen, obgleich sie von den vulcanischen hier kaum zu unterscheiden sind, wie auch ihre Ausflüsse sich auffallend gleichen, deren Thätigkeit vor der Bildung der heutigen Thäler schon erloschen war, sehen wir in Sardinien auch noch vielfache Spuren

jüngerer Erruptionskegel, eigentlicher Vulcane, deren Ausflüsse sich in die gegenwärtigen Ebenen ergossen haben. Sie müssen gleichwohl schon in vorhistorischer Zeit erloschen gewesen sein, denn einige der ältesten Nurhagen erheben sich grade auf den Gipfeln der Krater dieser einstigen Feuerberge. Sie zeigen die größte Aehnlichkeit mit den erloschenen Vulcanen der Auvergne in Frankreich. Die meisten derselben liegen im Norden von Macomer, und zwar an dem Punkte, wo die Gebiete des Basalts, Trachyts und tertiären Kalksteins zusammenstoßen. Merkwürdig ist, daß, trotz des grauen Alterthums, in welches wir ihre Thätigkeit versetzen müssen, einzelne derselben ganz das Aussehen tragen, als hätten ihre letzten Ausbrüche noch vor kurzer Zeit stattgefunden, ja ein Unerfahrener könnte versucht sein, noch heute eine Wiederbelebung ihrer Thätigkeit zu erwarten. Die vulcanische Lava, welche weite Gefilde bedeckt, die in der Gegend von Torralba und Macomer nördlich wie südlich an noch ausgedehntere Ablagerungen basaltischer Lava dicht angränzen, zeigt ein körniges Gemenge von Feldspath, Augit, Amphibol, Chrysolith und Glimmer. Ich habe übrigens schon oben (Kap. 14) erwähnt, daß Basalttuff und vulcanischer Tuff auf Sardinien nur bei sehr genauer Besichtigung zu unterscheiden sind. Unter dem übrigen vulcanischen Gestein zeichnet sich hier namentlich ein schöner glasartiger, rother Obsidian aus, auch giebt es beinahe schwarzen Obsidian. Ferner kommt vielfach ein weißlicher, wie Perlmutter glänzender Stilbit, ein röthlicher rhomboedrischer Chabasin, ein glasiger, farbloser Mesolith mit nadelförmigen Crystallen und Analcim in Würfelgestalten vor. Auch findet man einen prachtvoll grünen Olivin in der Lava um Torralba. Bimsstein, Perlit und Pechstein werden in einigen vulcanischen Gegenden beobachtet. Bimssteine von ganz neuer Entstehung trifft man eigenthümlicher Weise vielfach im Ufersande der ganzen östlichen Küste Sardiniens, wie auch Corsica's, obgleich grade in dieser Gegend die wenigsten Vulcane lagen. Die einzige Erklärung, welche wir für diese auffallende Erscheinung geben können ist die, daß diese neueren vulcanischen Producte nicht aus dem Lande selbst, sondern von den Liparischen Inseln stammen, von wo aus sie durch die Meeresströmung an die sardinische und corsicanische Küste gespült werden.

Unter den Varietäten der auf Sardinien vorherrschenden Steinarten zeichnen

sich die verschiedenen Quarzbildungen aus. In den Quarzlagern der Schiefergebirge stößt man hier noch heut zu Tage, grade wie im Alterthum, vielfach auf die schönsten Jaspissteine, welche den Alten zur Verfertigung von Kunstsachen dienten. Namentlich die Phönicier der Westküste scheinen für diesen Stein eine besondere Vorliebe gehegt zu haben, wie die unzähligen Scarabäen, welche man aus den Ruinen von Tharros ausgrub, beweisen. Von diesen Scarabäen bestehen die meisten aus einem sehr schönen grünen, röthlichen oder gelben Jaspis. Der grüne, welcher im Alterthum der geschätzteste gewesen zu sein scheint, wird jetzt am Seltensten getroffen; viel häufiger ist der purpurrothe und gelbe, Eisenoxyd enthaltende, von denen sich oft bedeutend große Exemplare finden; zuweilen sieht man auch gestreifte, buntfarbige Jaspissteine, welche von vorzüglicher Schönheit sind. Von Allem, was uns das Alterthum in Sardinien an Kunstwerken hinterlassen hat, sind diese Jaspisscarabäen ohne Zweifel das Schönste und Unversehrteste. Unter denselben dichten Varietäten von Quarz zeigen sich auch die Achate häufig, in deren Gemenge sich namentlich Chalcedone von ganz ausgezeichneter Schönheit bemerkbar machen. Diese Chalcedone gehen in ihrer Farbenschattirung durch alle Stufen vom blendendsten Weiß bis zum Dunkelbraun, ja es giebt einzelne, auf denen man fünf bis sechs verschiedene Nüancirungen dieser Farbentöne unterscheiden kann. Im Alterthum wurden sie, wie zum Theil noch heute, hauptsächlich zu Cameen oder Siegeln bearbeitet, deren man viele in den Ruinen von Sulcis, Tharros, Cornus entdeckte. Die werthvollsten der in Tharros ausgegrabenen Cameen bestehen aus dem noch heute gefundenen weißlichen, traubigen Chalcedon. Die geschätztesten dieser schönen Steine trifft man jetzt in den Quarzadern mitten im Trachytgebiete um Alghero, einen Hafen an dem nördlichsten Theil der Westküste von Sardinien. Nicht selten werden auch neben diesen Chalcedonen crystallinische Quarzvarietäten, namentlich Bergcrystalle und Amethyste angetroffen, doch scheinen letztere nicht der gesuchtesten Gattung anzugehören.

Unter den hier vorherrschenden plutonischen Steinarten liefern namentlich zwei den heutigen Sardiniern die nützlichsten Gegenstände ihres täglichen Gebrauchs. Die eine ist der Trapptuff oder die basaltische Lava, aus welcher jene zahlreichen kleinen Mühlsteine verfertigt werden, welche man in den Häusern

fast aller Bäcker von Cagliari und bei den Bauern allgemein, sowohl in Dörfern wie Städtchen antrifft, die meistens ihr Mehl im Hause vermittels der von einem Esel getriebenen kleinen Mühle selbst gewinnen. Zu größeren, von Wasserkraft getriebenen Mühlen würde diese basaltische Lava nicht stark genug sein. Man nimmt hierzu am Liebsten den im Südwesten häufigen trachytischen Porphyr, aus dem alle größeren Mühlsteine Sardiniens verfertigt sind.

Die nützlichsten Mineralien von ganz Sardinien und seinen Hauptreichthum, dessen volle Ausbeutung der Insel noch eine glänzende Zukunft sichern kann, bilden unzweifelhaft seine Metalle. Unter diesen nehmen Blei, Zink und Eisen durch ihr häufigeres Vorkommen und die Vorzüglichkeit ihrer Qualität die ersten Stellen ein. Sie treten fast ausschließlich in den Gebirgen von Glimmerschiefer und Thonschiefer auf, theils in dem Urschiefergebirge, theils jedoch auch in dem Uebergangsgebirge der primären Formation oder wenigstens in nächster Berührung mit demselben. Namentlich der Thonschiefer zeigt sich reich an Erzlagerstätten. Sehr oft finden sich jedoch die Metalladern nicht unmittelbar im Schiefer, sondern entweder in einer diesen durchziehenden Quarzschicht, oder im Grauwackekalkstein der Uebergangsperiode, das Eisen oft in Berührung mit Granit. Von dem letzteren Metalle wird zwar merkwürdiger Weise im Augenblicke auf Sardinien nur ein einziges Bergwerk, das von San Leone bei Maddalena, zwei Stunden von Cagliari entfernt, ausgebeutet; dieses liefert freilich einen ganz ungeheuren Ertrag, nämlich etwa 40,000 Schiffstonnen jährlich; aber auch sonst ist das Land reich an Eisenminen, es sollen ihrer nicht weniger als fünfzig unbenutzt daniederliegen. Diese alle hier zu erwähnen, würde vielleicht doch zu weit führen. Dem Eisenbergwerk von San Leone habe ich ohnehin schon früher einen Abschnitt gewidmet. So will ich mich denn hier darauf beschränken, die hauptsächlichsten unter den übrigen Eisenminen kurz anzuführen.

1) Am Monte Ferru (Eisenberg) dicht am Capo Ferrato (Eisenvorgebirge) in der südöstlichen Ecke der Insel. Das Eisen liegt in nächster Nähe des Strandes mitunter offen zu Tage und gehört zum Genus des sogenannten rhomboedrischen Hämatit.

2) In den Gebirgen bei Tortoli, ungefähr in der Mitte des östlichen

Küstenstrichs, zwischen den Dörfern Lanusei und Arzana findet sich ausgezeichnetes magnetisches Eisen oder oktaedrischer Magnetit, welcher dem berühmten der Insel Elba in nichts nachstehen soll. Dieser Magnetit zeigt sich meist derb, körnig, eisenschwarz mit schönem Metallglanz. Auch kommt hier Magneteisensand vor.

3) In der Gegend von Villanuova Strizaile ebenfalls magnetisches Eisen. Der Ort liegt etwas nordöstlich von Tortoli.

4) Bei Telana, nur wenige Meilen nördlich von dem eben genannten Ort eine Mine von Glanzeisenerz oder Eisenglanz, beinahe reines Eisenoxyd, dunkelstahlgrau, mit lebhaftem Metallglanz, nicht magnetisch.

5) In der Nähe von Laconi und bei Méana, ebenfalls im östlichen Theil der Insel, zahlreiche Indicien von Eisen. Fast alle Mauern der Umgegend sind aus eisenhaltigem Schiefer erbaut.

6) Ein anderer Monte Ferru (Eisenberg) bei Seneghe enthält Eisen, in welchem man Spuren von Silber gefunden hat.

7) Bei Gonos-Fanadiga findet sich Rotheisenerz, bräunlichroth, wenig glänzend, gemengt mit Gneiß und Hornblendeschiefer.

8) In dem Thal von Oridda magnetisches Eisen.

9) Zwischen Arbus und Flumini Maggiori im Südwesten von Sardinien, Nadeleisenerz, röthlichgelb, stänglichkörnig, in den Adern und Höhlungen des Quarzfelsen.

10) Perda Steria, bei Iglesias, besitzt ein sehr reichhaltiges Mineral, worin 64 Procent Eisen. Diese Mine wurde noch im Jahre 1861 bearbeitet.

11) Portu Pirastru bei Iglesias, ein Eisenbergwerk, welches noch im Jahre 1864 ausgebeutet wurde.

12) Perda Niedda, bei Iglesias, stark oxydulirtes Eisen zwischen Kalkstein und Thonschiefer. Diese Mine wurde erst im J. 1863 verlassen.

13) Enna Murtas, bei Iglesias, Eisenglanz. Im Jahre 1861 zum letzten Mal bearbeitet.

Noch häufiger, als das eben erwähnte, ja das eigentlich dominirende Metall auf Sardinien ist das Blei, meist in der Form hexaedrischer Galena, auch Bleiglanz genannt, vorkommend. Es findet sich fast überall in dem

Glimmerschiefer und Thonschiefer des Urschiefergebirges und in den Kalksteingebirgen des Silurischen Systems der Uebergangsperiode. Da von diesem Mineral in der Nähe von Iglesias das Meiste gefunden wird und ich jenem reichen Bergwerkdistricte bereits ein eignes Kapitel gewidmet habe, so übergehe ich hier die dortigen Bleigruben und begnüge mich mit Anführung der in den andern Theilen der Insel zerstreuten Hauptfundorte von Bleiglanz. Dieselben sind:

1) Bei Carbonara, unweit von Cagliari, an der Südostspitze Sardiniens.

2) Im District von Ogliastra, unweit von Tortoli, silberhaltiges Blei, jedoch mit nur sehr schwachen Spuren des edleren Metalles.

3) Bei Dorgali, an der Küste, etwa zehn Meilen nördlich von Tortoli, findet sich Bleiglanz im Granit.

4) Bei Lula, im Innern, 6 Meilen nordwestlich von Dorgali, Bleiadern im Kalkstein.

5) Bei Bosa, an der Westküste, in gleichem Breitegrad wie Dorgali, zwei Bleiglanzadern mit schwachem Silbergehalt.

6) Bei Villa Cidru, im Südwest der Insel im Innern gelegen, Blei mit reicherem Silbergehalt.

7) Im Gebiet von Domus Novas, unweit Iglesias, in der Valle di Oridda silberhaltiger Bleiglanz.

8) Auf der Insel Sant Antioco Blei im Kalkstein.

9) Am Cap Pula, dem südwestlichsten Punkte des Golfes von Cagliari, Galena in dem sich dort erhebenden Monte Santo. Alle übrigen namhafteren Bleiminen befinden sich in der Nähe von Iglesias, bei dessen Erwähnung sie schon hinreichend besprochen wurden.

In neuester Zeit hat man auch in der Gegend von Iglesias, dicht neben den ergiebigsten Bleigruben, ungeheure Massen von Zink entdeckt. Er kommt hier in jener Form vor, welche man Galmei, italienisch Calamina (Gialla mina) nennt und die sich bald an kieselsaurem, bald an kohlensaurem Zink reich zeigt. Der Kohlengalmei oder rhomboedrische Galmei kommt oft crystallisirt vor, auch der Kieselgalmei oder prismatischer Galmei zeigt Crystalle. Die letzteren sind oft sehr schön crystallisirt und besitzen einen wahren Edelsteinglanz, so daß un-

wissende Leute sie schon für Opale oder gar für Diamanten gehalten haben. Der Kohlengalmei wurde mir versichert, enthalte bis zu 55 Procent reinen Zinks, das höchste Verhältniß, welches bis jetzt in Italien überhaupt beobachtet worden ist. Dieses Mineral liegt an den meisten Stellen beinahe offen zu Tage und macht einstweilen noch gar keinen Bergbau nöthig, so daß es wahrhaft Wunder nimmt, wie man es so lange unbeachtet gelassen hat. Da ich bei Schilderung meines Ausflugs nach Iglesias der dortigen Blei- und Galmeiminen schon ausführliche Erwähnung gethan habe, so begnüge ich mich hier damit, den Leser, was diese Metalle betrifft, auf jenes Kapitel aufmerksam zu machen. Außer in dieser Form kommt der Zink in Sardinien auch noch in der von Zinkblende, mit verzerrten Crystallen, sehr spröde, bräunlichschwarz und eisenhaltig in der Gegend um Sassari bei Nurra vor.

Ein anderes nützliches Metall, welches in Sardinien zwar auch, aber nicht in so großer Menge, wie die drei genannten, gefunden wird, ist das Kupfer. Es kommt in Gestalt von prismatischem Chalkosin (Kupferglanz), zuweilen im Verein mit Blei und Zink, manchmal auch mit schwachen Silberspuren, meistens im crystallinischen Schiefergebirge, im Uebergangs- und Flötzgebirge, an einer Stelle auch im Porphyr vor.

Was endlich die edleren Metalle betrifft, so existirt das edelste derselben, das Gold, auf Sardinien nur als eine Mythe. Alle Sardinier behaupten zwar, daß ihre Gebirge etwas Gold enthalten, wenn man aber von diesem vermeintlichen Gold Proben zu sehen verlangt, so kann Einem entweder gar nichts gezeigt werden oder irgend ein Pfiffikus bringt einen goldglänzenden Stein zum Vorschein, der sich bei genauerem Betrachten als Auripigment (Rauschgelb) oder sonst etwas ergiebt, nur kein Gold ist. Silber wird außer in den schon beschriebenen Bleiminen noch in Gestalt von hexaedrischem Argyrosit, Argentit oder Silberglanz in Berührung mit einigen plutonischen Steinadern gefunden, so namentlich bei Monte Rubin bei Telana in einem Pyrit; im Süden desselben Telana ist die reichste silberhaltige Bleimine. Eine andere Silbermine in Berührung mit Porphyr und Trachyt befindet sich in Monte Narba bei Sarrabus. Jetzt wird keine dieser Minen mehr bearbeitet und das

einzige Silber, welches man auf Sardinien gewinnt, ist das in den Bleiminen um Iglesias enthaltene.

Schließlich gebührt noch jenem Theile des Steinreiches eine Erwähnung, welcher diesem nur insofern angehört, als dasselbe das Material geliefert hat, in dem uns Gegenstände andrer Naturreiche aus früheren geologischen Perioden aufbewahrt worden sind.

Das Gebiet der Fossilien ist in Sardinien besonders reich vertreten, von den frühesten Epochen bis zu derjenigen des Diluviums. Als die früheste unter den versteinerungsführenden Formationen erscheint uns hier die Grauwackenbildung und zwar (da die untere Grauwacke oder Cambrisches System hier fehlt) die mittlere Grauwacke oder das Silurische System. Der Grauwackeschiefer und Thonschiefer dieser Periode enthalten zwar auch schon Versteinerungen, die meisten findet man jedoch im Grauwackekalkstein. Unter diesen sind besonders die Triboliten, dann die Orthoceras-Arten, von denen nicht weniger als 15 hier gefunden wurden, und die Orthis und Orthisina, deren etliche elf vorkommen, bemerkenswerth. Die Orthoceras, fast alle von der Form eines schmalen, langgestreckten Kegels, zeigen sich theils glatt, theils gerippt, und variiren in der Länge von einem Zoll bis zu mehreren Fuß; die großen findet man jedoch nie ganz, sondern kann nur aus den Bruchstücken auf die Ausdehnung schließen, welche sie gehabt haben müssen, während die kleineren oft sehr schön erhalten vorkommen. Die Orthis sind kleine in Längenstreifen gerippte und in der Breite inwendig gestreifte Muscheln von der Form einer diminutiven Auster. Von länglichen fossilen Muscheln des Grauwackekalksteins kommt, wiewohl selten, noch der Skyphocrinus vor, von ähnlicher Form wie der Orthoceras, nur viel unregelmäßiger und stärker gerippt. In dem Thonschiefer dieser Periode findet man sehr schöne Abdrücke von Graptolithus, wie dünne, lange, diminutive Sägen aussehend; es giebt deren nicht weniger als zehn Arten in Sardinien.

Die Bergkalkperiode ist durch verschiedene Alepthoris, Cyatheides, Cordaites und Sphenophyllum vertreten. Die beiden ersteren Arten kommen am häufigsten vor und oft findet man auf einem Stein drei bis vier Species der einen und ebensoviel der andern vereinigt.

Was die Fossilien der Jurakalkperiode betrifft, so zeigt sich hier die Eigenthümlichkeit, daß in dem Jurakalk des östlichen Theils der Insel ganz andere gefunden wurden, als in dem westlichen. In letzterem zeigen sich verschiedene Arten Ceromya, von der Form einer Auster, jedoch bedeutend rundlicher, Thracia von einer beinahe dreieckigen Gestalt, zwei der Insel eigenthümliche Terebratula von der Form etwa einer diminutiven Quitte mit einem stielartigen Ausläufer nach oben und eine nur hier beobachtete Ostrea. Im östlichen Theile der Insel, namentlich im Jurakalk von Alghero, findet sich häufig die bekannte Ostrea obliqua, die Lima Hector und eine neue Species von Nerinea, die N. aivaruensis, von länglicher Kegelform mit sehr eigenthümlichen blattartigen Zeichnungen, welche die Längenstreifen bilden.

In der Periode der Kreideformation besitzt man hier nicht weniger als fünfzehn auf Sardinien zuerst beobachtete Arten von Nerinea, prachtvolle Muscheln bald von unregelmäßiger ovaler Gestalt, bald von der Form eines Sphäroids.

Am reichsten an Versteinerungen zeigen sich jedoch die verschiedenen Epochen der tertiären Periode. Die erste derselben, die sogenannte Eocene Unterperiode weist hier verschiedene Arten von Melaria, Cerithium, Turitella und zwei speciell sardische von Rissoina auf; letztere sind allerliebste winzig kleine, kaum einige Linien lange Muscheln von der Form eines kleines Hörnchens. Die nächstfolgende, sogenannte Miocene Unterperiode hat erst La Marmora als in Sardinien existirend entdeckt. Fossilien mit miocenem Charakter findet man nur in einem einzigen Berge bei Cagliari. Unter diesen zeigen sich Lima, Lithophagus, Cardita, Turritella und Heliothis als die vorherrschenden. Die Venus psychica scheint der Insel eigenthümlich, es ist eine schöne, beinahe elliptische Muschel mit dünnen Breitenstreifen, ebenso der Lithophagus compressus, eine beinahe ganz flache kreisförmige Muschel, ferner die Oliva compressa, wie der Name ausdrückt, einer gepreßten Olive an Form vergleichbar. Endlich finden sich in der dritten oder Pliocenen Unterperiode verschiedene Species von Pecten, Nautilus, Limnea, Heterostegina und Lithocaulon. Der nach dem berühmten Explorator von Sardinien benannte Nummulites Lamarmorae gehört ebenfalls dieser Periode an. Es ist ein kleines Muschelchen

von kaum zwei Linien Länge, beinahe kreisförmig; durch die Lupe entdeckt man auf ihm die schönsten Spiralzeichnungen. Der Pecten Karalitanus wird, wie der Name sagt, in dem Tertiärkalkstein von Cagliari gefunden und ist ihm, so viel ich weiß, eigenthümlich; er ist eine große, gerippte, schildförmige Muschel. Ebenso kommt der Pecten paucicosta nur in Sardinien vor, er gleicht so ziemlich dem eben beschriebenen, ist jedoch meist nur halb so groß, wie dieser.

Was schließlich die Diluvialperiode betrifft, so sind die in ihr vorkommenden Fossilien so zahlreich und mannichfaltig, daß dieser kurze Abriß kaum eine Andeutung derselben geben kann. Ich will mich deßhalb begnügen, die fossilen Thierreste zu erwähnen, welche in der Grotte von Monreale in nächster Nähe von Cagliari gefunden wurden. Diese Grotte gehört jedoch nur in der oberen Schicht ihres Gesteins dem Diluvium an; aus dieser Periode stammen die zahlreichen Wolfzähne (Lupus Canis), welche man hier noch täglich findet; auch von Bären will man Reste entdeckt haben. Außerdem trifft man viele fossile Knochen des Cynotherium Sardoum, einzelne von einer fossilen Hirschart, und von einem Arvicola. Die Grotte ist übrigens jetzt nur noch dem Namen nach eine solche; sie ist oben offen und dieser Bruch hat wieder zahlreiche Fossilien zum Vorschein gebracht.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Pflanzenreich und Bodencultur.

Bietet Sardinien hohes Interesse durch seinen mineralogischen Reichthum, besitzt es einen vaterländischen Schatz von Fossilien, welche ihm eigenthümlich sind, enthüllt es uns im geologischen Gebiet manche Eigenthümlichkeiten, welche wir sonst nirgends beobachten, so verdient es doch in botanischer Beziehung nicht weniger unsre Aufmerksamkeit. Als ein Gebirgsland, dessen höchste Gipfel sich an 6000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben, zeigt es uns eine

bunte Musterkarte von klimatischen Abstufungen, deren jede einer eignen Unterabtheilung der botanischen Geographie angehört. Während die am Höchsten gelegenen Theile der Insel eine Pflanzenwelt aufweisen, welche mit der des südlichen Deutschlands mannichfache Aehnlichkeit zeigt, so können wir uns dagegen in den südlichen Ebenen plötzlich nach Nordafrika versetzt glauben, so auffallend gleicht der Charakter der Vegetation dem der großen Bodenflächen um Tunis, Bona und der Metidscha bei Algier. Namentlich die Gegend um Cagliari erinnerte mich immer lebhaft an das von ähnlichen Pflanzen überwucherte Ruinengefilde von Karthago. Sardinien repräsentirt also alle klimatischen Abstufungen, welche in ebenen Ländern das Resultat einer geographischen Breitenausdehnung von etwa zehn oder mehr Graden sein würden. Die Gränzen seiner botanischen Geographie entsprechen ungefähr dem 48. Grad der Breite nördlich und dem 38. südlich. Dennoch, so viele Unterabtheilungen auch durch eine so große klimatologische Ausdehnung gerechtfertigt sein mögen, so wollen wir doch, der Leichtigkeit des Ueberblicks halber, unsre Zuflucht zu einer einfacheren Eintheilung nehmen, indem wir vorzüglich drei große klimatische Gruppen unterscheiden, von denen die erste dem Gebirgsland, die zweite den Hügelgegenden und den nördlichen Ebenen, die dritte dem Tieflande des Südens angehört.

Obgleich natürlich eine solche Aufstellung von Gruppen immer ihre Mängel haben muß, so ist sie doch nicht willkürlich gemacht worden. In der That bin ich überzeugt, daß sie sich jedem unbefangenen Reisenden, welcher Sardinien etwa an der nordöstlichen Spitze betreten, und von da über die höchsten Gebirge seinen Weg durch das Hügelland der Mitte nach den Ebenen des Südens nehmen würde, von selbst aufdrängen muß. Die kleineren Abstufungen, welche nur einem längere Zeit verweilenden und in Einzelheiten eingehenden Botaniker unterscheidbar sein dürften, wird der flüchtige Reisende übersehen, dagegen werden sich ihm die charakteristischen Merkmale jener drei großen Gruppen lebhaft einprägen. Namentlich der Umstand wird ihm die Uebersicht erleichtern, daß in Sardinien jede dieser Gruppen ihren charakteristischen Ausdruck in einer Baumart oder einem Strauche gefunden hat, welcher die Abtheilung, der er angehört, gleichsam typisch repräsentirt. In der höchsten

Gruppe ist dieser Baum die Eiche, deren Wälder noch vor zehn Jahren den sechsten Theil des Flächeninhalts der Insel bedeckten. In dem Hügelland und den nördlichen Ebenen ist es die Olive. In dem südlichen Tieflande, dessen allgemein afrikanischer Vegetationscharakter fast die Aufstellung eines besonderen Typus überflüssig macht, möchte ich dennoch als Charakterpflanze die Cactus Opuntia erwählen, welche, obgleich dem Boden nicht einheimisch, dennoch in diesen Niederungen eine solche erstaunliche Verbreitung erlangt hat, daß sie mir den vollen Ausdruck des hier herrschenden Pflanzencharakters am Auffallendsten zu kennzeichnen scheint. Suchen wir auf dem Continent entsprechende Gruppen, so erhalten wir etwa Deutschland, Toskana und Nordafrika als Seitenstücke für die drei großen Hauptabtheilungen, in welche Sardinien in botanisch-klimatologischer Beziehung zerfällt.

Beginnen wir zuerst mit derjenigen Gruppe, welche den nördlichsten Vegetationscharakter bietet. Die Wälder bedecken noch immer einen höchst ansehnlichen Theil des Flächeninhalts von Sardinien und zwar seiner gebirgigen und am Höchsten gelegenen Gegenden. Sie bestehen fast ausschließlich aus vier Gattungen der Eiche. Namentlich bildet diejenige Art dieses Baumes, in welcher wir auch ein Symbol unsres deutschen Vaterlandes zu sehen lieben, die Quercus ruber, in den höheren Gebirgsgegenden majestätische Wälder, wahren Urwäldern vergleichbar, so ganz sich selbst überlassen, so undurchdringlich, so finster und schauerlich zeigen sie sich mitunter. Hier sieht man oft die mächtigsten Bäume, uralte, mehrere Jahrhunderte zählende Stammeichen, wie diejenigen, unter denen sich die altdeutschen Barden zu versammeln pflegten, neben andern verkrüppelten, in ihrem Wachsthum mißrathenen, deren Entwicklung durch den Mangel an Raum und Licht in dem überwucherten Chaos des Urwalds gehemmt wurde. Der Bäume sind zu viel für den beengten Raum und so werden die jungen Keime erstickt, während die altersschwachen, halbabgestorbenen Stämme stehen bleiben und dem aufkeimenden Nachwuchs den Platz versperren. In neuester Zeit hat freilich die Regierung in vielen dieser Wälder, welche Domanialeigenthum sind, die Axt anlegen lassen, aber statt sie zu lichten, und so der künftigen Generation einen vermehrten Holzreichthum zu sichern, hat sie gleich das Kind mit dem Bade aus-

geschüttet und den ganzen Wald ausgerottet. Daneben stehen aber noch die zahlreichen, den Dorfgemeinden, den inländischen Gutsbesitzern und namentlich die einzelnen, auf der Insel überreich begüterten Spaniern angehörigen Wälder in ihrer ganzen jungfräulichen Pracht und chaotischen Verwilderung.

Die drei anderen auf Sardinien ebenfalls zahlreich vertretenen Eichenarten, die immergrüne Eiche (Quercus ilex), die Kermeseiche (Quercus pseudococcifera), und die Korkeiche (Quercus Suber) gehören streng genommen nicht mehr zu dieser höheren Vegetationsgruppe, sondern bezeichnen einen Uebergang von ihr zur mittleren. Namentlich an der letzteren nützlichen Gattung besitzt die Insel einen großen Ueberfluß, dessen Ausbeutung in den letzten dreißig Jahren namhafte Fortschritte gemacht hat, während sie früher vollständig daniederlag. Dieselbe würde noch größer sein, wären nicht die oft aus Fahrlässigkeit, manchmal auch durch Muthwillen entstandenen Waldbrände, und würde bei der Abnahme der Rinde immer die gehörige Sorgfalt angewendet, welche diese empfindliche Baumart erheischt. Eigentlich ist der Kork dasjenige vegetabilische Erzeugniß, welches am Allerwenigsten Mühe in Anspruch nimmt. Er verlangt nur etwas Sorgfalt zur Zeit der Aerndte, welche nur alle sechs Jahre stattfindet. In der übrigen Zeit giebt die Korkeiche dem Eigenthümer nicht die geringste Sorge, ja er kann ihre Zweige zur Feuerung, ihre Eicheln zur Mästung der Schweine benutzen und braucht auf den Unterhalt des Baumes nichts zu verwenden. Die einzigen Bedingungen, woran die Erhaltung dieser kostbaren Bäume geknüpft ist, sind die, daß man sie nicht zur unpassenden Jahreszeit ihrer Rinde beraube, das heißt nicht früher als im Mai und nicht später als im August, und daß man sie vor muthwilliger Beschädigung schütze. In andern südlichen Ländern, wie in Corsika und im Kirchenstaate, hat die Nichtbeobachtung dieser so einfachen Bedingungen das Aussterben ganzer Wälder von Korkeichen zur Folge gehabt und auch in Sardinien fehlt es nicht an solch' traurigen Beispielen.

Von den Früchten der immergrünen Eiche wird auf Sardinien ein eigenthümlicher Gebrauch gemacht, der in andern Ländern ohne Beispiel ist. Die Eicheln werden nämlich gemalen und daraus Brode oder Kuchen gebacken, welche man mit Schweinefett begießt. Namentlich in der Gegend von Ogliastro,

welche Ueberfluß an immergrünen Eichen besitzt, zeigt sich diese Sitte verbreitet. Aus dem Umstand, daß man aus diesen Eicheln Kuchen macht, haben Einige geschlossen, es müßten die sogenannten eßbaren oder süßen Eicheln sein. Dem ist jedoch nicht so. Die Quercus balotta, auch vesca genannt, welche allein die eßbaren Eicheln hervorbringt und namentlich in Spanien zu Hause ist, kommt in Sardinien gar nicht vor. Die Früchte der Quercus ilex halten aber keinen Vergleich mit denen der balotta aus, auch sind die daraus bereiteten Kuchen fast ungenießbar.

Von andern zu dieser Gruppe gehörenden Bäumen sind vier Weidenarten (Salix acuminata, alba, babylonica und monandra), zwei Eschenarten (Fraxinus excelsior und Ormus), die gewöhnliche Ulme (Ulmus campestris), fünf Pappelarten (Populus alba, nigra, canescens, pyramidalis und tremula) der Insel mit unserm Klima gemein. Was die Obstbäume und eßbaren Früchte tragenden Sträucher betrifft, so kommt auch hierin Sardinien sein dreifacher klimatischer Charakter zu Gut. Manche unserer Obstbäume, die wir in einzelnen Theilen von Italien, z. B. in der römischen Campagne, umsonst suchen, finden sich hier, wie der Zwetschkenbaum (Prunus domestica), der in Rom früher ganz unbekannt war, ehe König Ludwig I. von Bayern einige Exemplare im Garten der Villa di Malta pflanzen ließ, deren Früchte nun die deutschen Künstler dort alljährlich zu einem Pflaumenfest versammeln. Auch an Stachelbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren hat das Gebirgsland Ueberfluß. Die eßbare Kastanie (Castanea vesca) gehört ebenfalls dieser Gruppe an; sie bildet in einzelnen Gegenden so schöne Haine und Wälder, wie in Südtyrol. Der gemeine Birnbaum (Pyrus communis) ist hier erst eingeführt worden, erfreut sich aber guten Gedeihens, während zwei andere Arten derselben Baumart (Pyrus amygdaliformis und torminalis) auf der Insel einheimisch sind. Der gemeine Apfelbaum (Pyrus Malus) ist gleichfalls hier, wie fast in ganz Europa, authochton.

Auf den höchsten Punkten der Berge Sardiniens wächst die feinblättrige Saxifraga lingulata; in den feuchten Gegenden dieser Zone blühen im Mai mehrere seltene Arten von Ophris, Orchis und Orobancheen. Unter den letzteren zeichnen sich vorzüglich die Orobanche crinata, denudata und thyr-

soida aus, erstere mit haarigem Stiel und kleinen, oben schwarzen, unten gelblichen Blüthen, die zweite fast ohne Blätter (woher der Name denudata) aber mit ziemlich großen Blüthen, die letzte mit herrlichen, in Thyrsusform beisammen stehenden Blumen kommt auf den höchsten Bergen, sowie auf der nordöstlichen Seiteninsel Maddalena vor.

In der zweiten Vegetationsgruppe, deren Zone die niederen Berge und selbst die vom kalten Mistral heimgesuchten Ebenen des Nordens bilden, welche, obgleich nur zwei Breitengrade vom äußersten Süden der Insel entfernt, dennoch ein wesentlich verschiedenes Klima zeigen, ist der vorherrschende Baum die Olive. Wenige Länder in Europa eignen sich besser für die Cultur des Oelbaums, als Sardinien. In der That ist der wilde Oelbaum (Olea europea) auf der Insel einheimisch und wird in großer Menge angetroffen. Die Veredlung desselben und Anpflanzung von Olivenhainen wurde besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts von der Regierung begünstigt. Ja Victor Emmanuel I. hatte während seines Aufenthalts in Cagliari ein Decret erlassen, welches Jedem, der eine gewisse Anzahl Oelbäume pflanzen würde, ein Adelsdiplom zusicherte, mit welchem zu jener Zeit noch politische Rechte verbunden waren. Wer 20,000 Oelbäume anpflanzte, konnte sogar in den Grafenstand erhoben werden. Diese Verlockungen haben auch wirklich viele Sardinier bewogen, ihre Thätigkeit diesem nützlichen Zweige zuzuwenden und so sind in Bälde ungeheure Pflanzungen entstanden. Die Ebenen von Sassari und Bosa sind jetzt berühmt durch den Reichthum und die vortreffliche Qualität der Produkte ihrer Oelpflanzungen. Das Oel soll demjenigen der Provence und Calabriens in nichts nachstehen. Wenn neue Pflanzungen gemacht werden, so ist die Hauptsorge der Eigenthümer, daß die Setzlinge aus ähnlichem Erdreich, wie das zu bepflanzende, entnommen werden, da nicht jede Abart der Olive in jedem Erdreich gleich gut gedeiht, namentlich in der Nähe des Meeres stößt eine neue Anlage oft auf große Schwierigkeiten.

Von Obstbäumen gehören dieser Gruppe die zwei verbreitesten Arten des Amygdalus an, der Mandelbaum (A. communis) und der Pfirsichbaum (A. persica) an, welche beide hier Früchte von vorzüglicher Güte liefern.

Die Weincultur möchte auch wohl am Passendsten in dieser Gruppe

ihre Erwähnung finden, da wenn auch Reben in den beiden andern vorkommen, doch die besten Erzeugnisse zu dieser gehören. Die Sardinier theilen die Reben in vier Gattungen, und unterscheiden diese Abarten nach der Form oder Farbe der Trauben. Die eine hat blaue Trauben mit runden, die zweite rothe mit ovalen Beeren, die dritte weiße mit runden, die vierte weiße mit ovalen Früchten. Die gesuchtetesten Weine der ersten Abart sind der Nascu, Monicà, Girò und Cannonaù, welche im Geschmack mit den starken spanischen Weinen verglichen werden können, ferner die Dessertweine Rosa und Merdulinu. Die zweite Abart bringt nur Dessertweine hervor, worunter die sogenannte Axina di Gerusalemme der gesuchteteste scheint. Als die besten Weine aus weißen ovalen Trauben bewähren sich Apesorgia bianca, Axina di Angiulus und Muscatellò, ebenfalls Dessertweine. Unter den Weinen der vierten Abart ist die Vernaccia, ein leichter, weißer Wein, welcher viele Aehnlichkeit mit Rheinweinen hat, der berühmteste; leider scheint er sich nicht zur Ausfuhr zu eignen, sonst würde er gewiß bald in ganz Europa ein vielgesuchter Artikel werden. Ein starker, dem Xeres ähnlicher weißer Wein, der für sehr gesund gilt, ist die Malvasia. Weiße Dessertweine sind Muscadeddu und Arbumanu. Auch giebt es einen süßen weißen Wein, Namens Arretallaù, welcher lediglich aus wildwachsenden Trauben gewonnen wird und einen eigenthümlichen aromatischen Geschmack besitzt. Was die Art der Anpflanzung dieses nützlichen Gewächses betrifft, so unterscheidet man auf Sardinien hauptsächlich zwei Arten des Weinbaus; die eine, alla Sardisca genannt, ist die ursprünglich sardinische und besteht darin, daß die Reben in ziemlich großer Entfernung von einander gepflanzt und auf hohem Gerüste gezogen werden, wo sie schattige Lauben bilden. Die andere heißt alla Catalana und wurde erst im späteren Mittelalter hier von den Aragoniern eingeführt; bei ihr werden die Reben dichter gepflanzt und nahe am Boden gehalten, so jedoch, daß die Trauben nicht die Erde berühren. Diese letztere Art soll die ergiebigste sein und die stärksten Weine erzeugen.

Der Tabak gedeiht ebenfalls am Besten in dem Klima der zweiten Zone, besonders in der Umgegend von Sassari. Merkwürdig ist die Thatsache, daß sein Anbau in der kurzen Zeit der östreichischen Herrschaft unter Carl VI. zu

Anfang des vorigen Jahrhunderts eingeführt wurde, das einzige Andenken, welches diese ephemere Herrschaft hier hinterlassen hat. Dieser Umstand wird jedoch von vielen Sardiniern geleugnet. Sicher ist, daß Oesterreich hier die Tabaksregie einführte. Der hier erzeugte ist von ähnlicher Qualität, wie der türkische. Besonders eine Art des hiesigen Schnupftabaks, welche man Zenziglio nennt, ist geschätzt. Der Zenziglio, wie er geschnupft wird, ist ein feines gelbes Pulver, welches ein eigenthümliches Arom besitzt. Uebrigens hat die Tabakspflanzung im letzten Jahrzehnt in Folge der vielen Einschränkungen und Chicanen, welche die Regie mit sich bringt, auf der Insel sehr abgenommen.

Von andern Bäumen gehören in diese Gruppe die Pinie, sowohl die schöne Baldachine bildende Pinus pinea, als auch die viel häufigere Pinus maritima. Ebenso kann man hieher die Tamarix gallica rechnen, während ihre Schwester die, Tamarix africana, schon zur dritten Gruppe gehört. An Gesträuchen zeigt sich diese Zone besonders reich. So giebt es nicht weniger als vier Arten von Rhamnus (Rh. Alaternus, alpinus, Oleoides und persicaefolia), ebenso vier Arten von Cistus (C. albidus, monspelliensis, salvifolius und villosus). Der corsikanische Ginster (Genista Corsica) und zwei andere Ginsterarten (G. candicans und Aetnensis) finden sich in den Haiden zwischen den zahlreichen Ericasträuchen wildwuchernd. Besonders der Ginster des Aetna ist durch seine schönen, verhältnißmäßig großen, gelben Blüthen ausgezeichnet. Das baumartige Haidekraut (Erica arborescens) erreicht eine nicht geringere Höhe, als jenes der Insel Madeira. Der Erdbeerbaum (Arbutus Onedo) erfreut auch hier oft den Blick mit seinen prachtvollen großen Früchten, einer riesigen Erdbeere vergleichbar, deren Schönheit ihr Geschmack bekanntlich so schlecht entspricht. Viele der Gesträuche dieser zweiten Gruppe kommen übrigens auch in der dritten vor, und umgekehrt. Die Gränzen lassen sich hier nicht so streng ziehen.

Auf den Wiesen dieser Zone wächst die schöne Paeonia corallina, mit ihren dem Namen entsprechenden lebhaft roth gefärbten, majestätischen Blüthen; der Ranunculus Balbisii mit kleinen rundlichen Blättern dicht an der Wurzel und langem Blüthenstiel, der Ranunculus procerus mit großen Blättern und

kleinen Blüthen, beide Arten mit saftig gelben Blumen. Die Armeria Sardoa ist eine nach Sardinien benannte Pflanze, mit langem Blüthenstiel und röthlich weißen, steifen Blumen. Eine andere Armeria mit noch längeren dünnen Stielen, so daß sie fast zu schwer für die Blüthen sind und beinahe immer umgebogen erscheinen, wurde nach dem berühmten piemontesischen Botaniker und Herausgeber der bändereichen Sardinischen Flora, Cavaliere Moris, die Armeria Morisii benannt.

Die reichste und abwechslungsvollste Pflanzengruppe ist jedoch die dritte, welche den ganzen Süden, namentlich aber die große südwestliche Ebene, die sich von Cagliari bis nach Oristano durch die ganze Breite der Insel zieht, einnimmt. Als ihr charakteristischstes Gewächs habe ich die Cactus Opuntia (auch Ficus Indica genannt) bezeichnet und in der That findet man dieselbe überall in den Niederungen, kolossale Hecken bildend, wie man sie in Afrika nicht schöner sehen kann. Neben ihr erscheint fast immer auch die langstielige Agave Americana. Es ist merkwürdig, welche Ausdehnung diese beiden erst seit zwei Jahrhunderten aus Amerika übergesiedelten Pflanzen am ganzen Becken des Mittelmeers gewonnen haben. Ich glaube übrigens bemerkt zu haben, daß sie vorzugsweise auf dem Boden des tertiären Kalksteins üppig wuchern. In Sicilien, Nordafrika und Sardinien, an allen den Stellen, wo ich die größten Hecken dieser Fettpflanze sah, überall derselbe Boden. Die Agave kommt jedoch in Sardinien weniger oft vor, als die Opuntia, was wohl dadurch erklärt werden kann, daß sie nicht gehegt wird, weil weniger Nutzen bietend, da die Leute ihre Fasern nicht zu bearbeiten pflegen, wie dieß in Afrika geschieht, während das Volk die Cactusfeigen sehr zu schätzen weiß und deßhalb die Opuntia als Heckenpflanze zieht und pflegt.

Die kleinste der Palmenarten, Chamerops humilis, wächst in Sardinien wild, wie in Nordafrika, während die Dattelpalme (Phoenix dactilifera) ihrer Zweige wegen cultivirt wird. In der Gegend von Cagliari giebt es so viele Dattelpalmen, daß am Palmsonntag in allen Kirchen wirkliche Palmzweige ausgetheilt werden können und nicht Olivenzweige, wie im übrigen Italien, wie z. B. selbst in Rom, wohin zwar die seit Sixtus V. historisch berühmten Palmenzweige von Bordighiera versandt werden, aber nur für die vornehmsten

Personagen hinreichen. Nur um des Palmsonntags willen werden diese Bäume hier gezogen, denn ihre Früchte gelangen hier ebensowenig zur Reife, wie in der unmittelbaren Umgebung von Algier und Tunis.

Zu dieser Zone muß ich auch die verschiedenen Arten von Citrus rechnen, von denen hier vier Hauptgattungen vorkommen, nämlich die Orange (Citrus aurantium), die Limone (Citrus limonum), die Citrone (Citrus medica) und die sogenannte Pomeranze (Citrus Bigaradia). Von der Orange giebt es drei Abarten, die gemeine (communis), die eigentliche Apfelsine (Sinensis) und die Blutorange (sanguinea). Als die schönsten Orangen der Insel bewähren sich ohne Zweifel die von Milis, bei Oristano an der Westküste gelegen; hier bilden ihre Bäume wahre Hesperidengärten mit dem herrlichen, immergrünen, dunklen Laub, von üppigerer Entwicklung als irgendwo anders, mit den duftenden Silberblüthen die Sinne berauschend und mit den goldnen Aepfeln das Auge bezaubernd. Ich habe viele Orangenhaine von Süditalien bis nach Portugal, von Arabien bis nach Marokko gesehen, aber selten schönere, als die von Milis. Was mir schon in andern Gegenden aufgefallen war, das fand ich auch hier bestätigt, nämlich das merkwürdige Phänomen, daß auf Inseln, wie Continenten, die fruchtbarsten und größten Orangenhaine sich, wenigstens in Europa immer und auch in Asien theilweise, an den Westküsten befinden. In Neapel, in Portugal, auf der Insel Majorca, deren schöner Orangenwald von Puerto de Soller große Aehnlichkeit mit dem von Milis zeigt, in Sicilien, immer war es die Westküste, welche diesen Segen genoß. Doch gleichfalls in einzelnen Gegenden Asiens fand ich dieß bestätigt; so liegt zum Beispiel auch das orangenreiche Jaffa in Palästina ganz auf ähnliche Weise ausgesetzt. Von solchen Pflanzungen an Ostküsten ist mir kein Beispiel bekannt, und an der Nordküste kommen sie allenfalls nur in Afrika vor und selbst da, z. B. in Tetuan, nicht unmittelbar am Meer. Ja, was noch viel auffallender erscheinen muß, sogar an den Südküsten kenne ich kein Beispiel von großen Orangenpflanzungen. So ist zum Beispiel der Süden von Sicilien, den ich von einem Ende zum andern durchstreifte, nichts als ein Getreideland, in dem man diesen Baum fast nie antrifft, während er im Westen üppig gedeiht. Das provençalische, allerdings an einer Südküste gelegene Nizza

kann wohl kaum als ein Beispiel gelten, denn die dortigen Orangen sind von vorzüglicher Schlechtigkeit, und werden in vielen Jahren gar nicht reif. Dieß Phänomen läßt sich jedoch leicht durch die milde Feuchtigkeit der Westwinde erklären, welche dieser Pflanze ungleich günstiger sind, als die kalten Nord- und Ostwinde und selbst als die heißen, aber versengenden Südwinde. Im nördlichen Theil von Sardinien giebt es auch Orangen, aber sie zeigen sich so schlecht, daß man die von Milis in großer Menge dorthin verkauft.

Es giebt drei Arten von Citronen, nämlich Citrus medica vulgaris, C. m. monstruosa und C. m. limonifolia. Die meisten Abarten besitzt jedoch hier die Limone, nämlich Citrus limonum vulgaris, C. l. nitida, C. l. dulcis, die süße sehr wohlschmeckende Limone, C. l. pyriformis, C. l. citrata, C. l. Paradisi und C. l. Bergamia. Limonen und Citronen gedeihen ebenfalls am Besten an der Westküste, in Milis, Iglesias, Domus novas und Flumini-Maggiori. Fast alle Früchte dieser Citrusarten werden im Lande selbst abgesetzt, die Ausfuhr ist aus den oben schon bei Beschreibung von Milis erwähnten Gründen äußerst gering.

Vor andern prächtigen, theils gepflegten, theils jedoch auch wildwachsenden Bäumen ist in dieser Zone der Oleander (Nereum Oleander) zu erwähnen, dessen herrliche Blüthen im Mai ganze Schluchten auszufüllen scheinen, ein wahres Meer von Purpurgluthen, zwischen den zarten Laubgewinden auf- und abwogend. Daneben zeigt auch die Punica granatum ihre hellroth strahlenden Blüthen. Die Ebenen dieser Zone bieten da, wo sie nicht angebaut sind, ein wahres Chaos wild wuchernden, aromatischen Gesträuches. Der Pistacia lentiscus durchduftet diese Gefilde, der überall vorherrschende und oft ganze Strecken allein überwuchernde Asphodelus rhamnosus entfaltet seine weißlichen Blüthensterne. Der phönicische Wachholder (Juniperus phoenicea) erhebt seine zierliche Nadelkrone und zeigt seine aromatischen, dunklen Beeren, und der Zwergwachholder (J. nana) versteckt seine kleinen niedlichen Zweige; der Juniperus Oxycedrus wird hier aus einem Strauch fast ein Baum, so daß man seine Stämme als Balken zum Bauen verwendet; die Myrte strahlt im Silberschmuck ihrer weißen Blüthen; die Mariendistel (Carduus Marianus) zeigt ihre schönen weißgeaderten Blätter; der prachtvolle Sarcocapnos entwickelt seine herr-

lichen dunkelblauen Blumen; der Lithospermus fruticosus prangt voll glänzender gelber Blüthengehänge. Die verschiedenen Arten von Lavatera, von denen es drei giebt (arborea, maritima und Olbia) gehören gleichfalls dieser Gruppe an.

Was schließlich diese Zone in ihren tiefsten Niederungen, da wo sie sich dem Meere oder den Salzseeen und Salzwassersümpfen nähern, kennzeichnet, sind die zahlreichen Salsolaceen und Staticeen. Unter den ersteren befinden sich drei nützliche Gattungen, nämlich Salsola Soda, tragus und Kali. Die Sodapflanze wird in großer Ausdehnung cultivirt und bietet den unberechenbaren Vortheil, daß sie selbst auf solchem Boden, wo sonst keine Nützlichkeitspflanze wachsen will, auf's Ueppigste gedeiht. Die ganze Umgegend von Cagliari ist jetzt eine großartige Anpflanzung von Soda. Oft wenn ich auf diesen trockenen Kalksteinfelsen, auf denen fast keine Spur von Erde zu sehen ist, den dichten grünen Teppich dieser fetten, saftigen Pflanzen bewunderte, konnte ich meines Staunens kaum Herr werden. Auch in der Umgebung von Oristano und Quartu giebt es große Sodafelder. Die Salsola tragus und Kali werden nicht gepflanzt, sondern wachsen wild in der Nähe der Salzwassersümpfe. Gleichwohl entgeht ihre Nützlichkeit den Eingebornen nicht. Sie verbrennen die Pflanzen der drei Salsolaarten auf den Feldern mit einander vermischt, um daraus die rohe Soda zu gewinnen. Diese wird dann nach dem Ausland, größtentheils nach Marseille ausgeführt, wo die sardinische Soda in neuester Zeit sehr beliebt geworden ist. Die Anpflanzung der Soda hat erst in unsern Tagen ihren Aufschwung genommen, jetzt sind aber die Sardinier darauf bedacht, aus dieser Pflanze den vollen Nutzen zu ziehen. Wo es nicht an Menschenhänden fehlt, da wird jeder Handbreit Erde damit bepflanzt und sei es selbst ein kahler Fels, die Soda wächst doch. So hat vor Kurzem ein Bürger von Cagliari von der Domäne die alte römische Nekropole gepachtet und jetzt sieht man überall neben, vor und auf den Todtengrotten Felder von Soda. Diese Pflanze ist eine wahre Vorsehung für Sardinien, welches so oft an Regen Mangel leidet und so wenig gut bewässerten Boden besitzt.

Der dritten Zone gehören vorzüglich die zahlreichen Fettpflanzen und Distelarten an. Unter ersteren sind verschiedene Arten von Sedum, das Sedum andegavense mit beinahe runden, das S. glandulosum mit ovalen und das

S. acuminatum mit länglich spitzen Blättern, alle drei mit glockenförmigen, wenn geöffnet, sternartigen Blüthen. Eine andere häufige Fettpflanze ist das Bellium crassifolium, mit dicken, beinahe keulenförmigen Blättern und großen, der Gänseblume vergleichbaren Blüthen. Distelartige Pflanzen sind: Carduus Sardous, die sardinische Distel, mit seltsamen Stielen, an denen das Blatt wie eine lange Rinne hinauf läuft und sägenartige Verzackungen zeigt; Carlina macrocephala mit sehr großem Kelch und schönen purpurrothen Blüthen; Cirsium italicum, mit vielen kleinen Blüthen zwischen den Blättern zertheilt und theils von ihnen verdeckt.

Besonders zahlreich ist in allen drei Zonen die Classe der Leguminosen vertreten. Namentlich zeichnet sich das Genus Medicago durch die Mannichfaltigkeit ihrer Species aus, deren einzelne durch die seltsame Form ihrer Fruchtkolben bemerkbar sind. So bilden die der Medicago circinita beinahe eine Kugel, noch mehr nähern sich der Kugelform die der M. sphaerocarpa, die der M. orbicularis zeigen verschlungene Spirale, diejenigen der M. elegans und Helix haben fast die Schneckenform; wie kleine Cylinder erscheinen die Fruchtkolben der M. litoralis, tribuloides, tuberculata, turbinata und Gherardii, während diejenigen der M. dentellata fast die Form eines umgekehrten Kinderkreisels annehmen. Baumartige Höhe erreicht die Medicago arborea. Auch das Genus Melilotus besitzt hier viele Species; der Melilotus indica mit erdfahlen Blüthen, der M. Neapoli mit sehr kleinen, gelblich matten Blumen, der M. elegans mit schönen gelben Kronen. Vielfach sind auch die Species des Genus Trifolium: zum Beispiel Trifolium Cherlerii, lappaceum, leucantheum, spumosum, tomentosum, phleoïdes, alle mit der dem Namen entsprechenden Vereinigung von je drei Blättern, letztere Art besonders durch ihre schönen röthlichen Blüthen ausgezeichnet. Die Asperula pumica zeigt uns sowohl in der Stellung ihrer in verschiedenen Höhenabständen, regelmäßig beisammenstehenden je vier Blättern, als auch in ihrer vierblättrigen Blüthe immer die Kreuzesform. Die Ridolfia segetum zeichnet sich durch ihre feinen federartigen Blättchen aus. In den Niederungen am Meere sah ich endlich vielfach die schöne Scylla maritima mit ihren matten durchsichtigen Blüthenblättern.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Thierreich und Thierzucht.

Dem Zoologen bietet Sardinien nicht nur Exemplare fast aller Classen, Gattungen und Arten des Festlandes, sondern auch einzelne der Insel eigenthümliche Arten und Abarten. Auch verdient die besondere Zucht einzelner Classen von Hausthieren das Interesse zu fesseln. Wir können uns natürlich hier nicht bei Allgemeinheiten aufhalten und wollen nur denjenigen Erscheinungen eine Erwähnung schenken, welche dem Lande eigenthümlich sind.

Die niedersten Classen des Thierreichs, die Zoophyten und Mollusken, sind an den Küsten höchst zahlreich und mannichfaltig vertreten. Auch an Süßwassermuscheln herrscht kein Mangel und will man unter ihnen einige neue Species entdeckt haben. Die Entomologie Sardiniens zeigt uns die auffallende Erscheinung, daß einzelne Gattungen, welche sonst überall vertreten sind, hier gänzlich fehlen. Dieß sind namentlich solche Insecten, welche sich von Gramineen, Solaneen und Plantagineen nähren, welche Pflanzen sich hier spät zu entwickeln und früh zu verdorren pflegen, so daß sie beinahe acht Monate im Jahr keine Nahrung geben können. Die Gattungen Mylabris, Melitaea und die Leucomelien sind diejenigen Insecten, welche man bis jetzt auf Sardinien umsonst gesucht hat. Dagegen gedeihen andere Insecten, welche sich von Leguminosen, Ericineen und Tamariscineen nähren, auf eine auffallende Weise. Leider sind darunter auch manche dem Menschen schädliche oder durch ihre verheerenden Eigenschaften gefährliche Gattungen.

Unter letzteren steht die Wanderheuschrecke oben an, die man, obgleich sie ein kosmopolitisches Thier ist, gleichwohl hieher rechnen muß, da ihr das Klima von Sardinien so zuzusagen scheint, daß sie es von Zeit zu Zeit in ungeheuren Schwärmen heimsucht und der gefürchteste Feind des Landmannes ist. Ueber die Art und Weise, wie sie nach Sardinien kommt, herrschen sehr verschiedene Ansichten. Während Einige der Meinung sind, daß nur wenige

Exemplare vom Südwind übers Meer hiehergetragen werden, welche sich auf der Insel reißend schnell fortpflanzen, behaupten Andere, daß sie gradezu als schon entwickelte Insecten hier landen. Von Afrika, welches wohl ihre Heimath genannt werden kann, kommen sie, so lautet die Ansicht dieser letzteren, bei völlig windstillem Wetter herüber; der leiseste Windstoß ist ihnen dann gefährlich und wirft sie in's Meer. Solche Windstille herrscht aber oft grade in den Monaten, wann ihre Ankunft am Meisten Schaden anrichten kann. So war es im vorigen Jahre (1867); Sardinien hatte zwar auch an Trockenheit zu leiden, wie fast alle Küstenländer des Mittelmeeres, aber die Aerndten schienen sich doch für die Verhältnisse günstig gestalten zu wollen, ungleich günstiger, als in Nordafrika, wo im vergangenen Sommer fast nichts eingeärndtet wurde. Der Mangel ihres afrikanischen Futters scheint nun die Heuschrecken nach Sardinien gelockt zu haben, wo sie das schon hochstehende Getreide kaum einen Monat vor seiner völligen Reife antrafen. In einem Tage war oft von ganzen blühenden Feldern nichts mehr übrig; und da, wo vor kürzester Frist noch das schönste Aehrengefilde gewogt hatte, sah man nichts, als die vom Uebergenuß schwerfälligen, am Fortfliegen gehinderten Heuschrecken, welche ohnmächtig dalagen und von den Bauern todtgeschlagen wurden, noch glücklicherweise, ehe sie Eier gelegt hatten. Letztere Calamität, daß nämlich diese Insecten sich fortpflanzen, soll nach La Marmora's Behauptung auf Sardinien nicht oft vorkommen. Als der Fall das letztemal, vor etwa zwanzig Jahren eintrat, gab man sich zwar alle mögliche Mühe, die Maden zu zerstören, aber Alles war umsonst; ihre Zahl war Legion; man mochte ihrer noch so viele tödten, stets kam ein neuer Zuwachs, und bald hatten sie auf den Feldern Alles vertilgt. In der von ihnen am Meisten heimgesuchten Gegend soll es einem einzigen Besitzer großer Gemüsegärten gelungen sein, die Maden fern zu halten, und zwar durch einen dichten Cordon von Arbeitern, welche jedes einkriechende Thier vernichteten. Aber selbst diese beinahe unglaubliche Mühe half ihm nichts, denn, so wie die Heuschrecken sich entpuppt hatten, und in der ganzen Gegend nichts mehr zum Fressen fanden, warfen sie sich alle auf seinen Garten, der in einer Viertelstunde aus einer grünenden Pflanzung in ein völlig kahles Erdreich verwandelt wurde. Vor dem beflügelten Insect hilft natürlich

keine Vorsorge. In diesem Jahre (1868) hatte ich Gelegenheit, diese Thiere selbst zu beobachten. Sie waren viel früher aufgetreten als im Jahre 1867, auch zeigten sie noch lange nicht dieselbe Entwicklung, ihre Flügel waren noch so klein und schwach, daß sie nicht fliegen konnten, so daß es mir unmöglich scheint, daß sie dießmal wirklich aus Afrika gekommen seien. Freilich ist es mir unerklärlich, wie man diesesmal gar keine Maden beobachtet hatte, da sie doch ohne Zweifel im Lande ausgebrütet worden waren. Sie unterschieden sich übrigens von der mir bekannten ägyptischen Wanderheuschrecke durch ihre Kleinheit und ganz außerordentliche Lebhaftigkeit. Sie bedeckten alle Felder in der Umgegend von Sassari und wenn sie eines leer gefressen hatten, so krochen sie in schmalen langen Zügen, wie ein Schwarm von Ameisen zum nächsten hinüber. Das einzige Mittel sie zu vertilgen, welches die Bauern hier anwenden, besteht darin, daß sie ein weißes Tuch auf dem Boden ausbreiten, worauf die Thierchen, von der Helle angezogen, in dichten Schwärmen kriechen. Auf diese Weise hatte man im Monat April, als ich in Sassari war, schon einige zehntausend Säcke gefüllt und wie man berechnet, über hundert Millionen dieser kleinen Heuschrecken eingefangen.

Unter denjenigen Insecten, deren Stich dem Menschen schädlich ist, herrscht hier der Scorpion, der oft eine bedeutende Größe erreicht, vor. Auch der Stich der Mygale fodilus, einer großen Spinnenart, gilt für gefährlich. Was die Tarantel (Lycosa tarantola) betrifft, so kommt dieselbe auf der Insel sehr häufig vor und es herrschen über die Gefährlichkeit ihres Stiches die übertriebensten Vorurtheile. Das klassische Mittel, die Gestochenen so lange wüthend tanzen zu lassen, bis sie vor Erschöpfung athemlos niederfallen, welches bekanntlich dem Tanze Tarantella seinen Ursprung gegeben hat, gilt hier noch als probat gegen die Wirkung des vermeintlichen Tarantelgiftes. Andere beliebte Heilmittel sind, die Gestochenen über und über mit dichten Schichten von Mist zu bedecken, oder sie in einen Ofen, aus dem man soeben die glühenden Kohlen entfernt hat, zu stecken. Aehnliche Vorurtheile herrschen in Betreff des Stiches anderer Spinnen, wie des Theridion tredecimguttatum. Auch die verschiedenen Arten von Mutillen gelten für gefährlich. An den dem Menschen nur lästigen, obgleich oft unausstehlichen Insecten besitzt gleichfalls

Sardinien keinen Mangel. Ohne diese unästhetischen Thierchen mit Namen erwähnen zu wollen, will ich nur bemerken, daß von jenem hüpfenden und springenden Ungethüm, welches Mephistopheles besingt, hier eine besonders große und viel Blut saugende Abart existirt, mit welcher ich keinem meiner Leser nähere Bekanntschaft zu machen wünsche. In dieser Beziehung muß man auf Reisen im Innern ganz dieselbe Vorsichtsmaßregel gebrauchen, wie im Orient und in Afrika, und ein Zelt mitnehmen, um nicht in den allzu belebten und allzu durchsprungenen Bauernhäusern schlafen zu müssen.

Unter den Schmetterlingen finden sich auf Sardinien verschiedene theils seltene, theils neue Arten, so namentlich vier Satyrusspecies (S. aristaeus, jolaus, tigellius und norax), die Vanessa ichnusa, der Jasius Sardous und die Argynis cyrene. Einer andern von Professor Genée entdeckten Gattung hat man den Namen Hospiton, des letzten heidnischen Häuptlings von Sardinien beigelegt. Es ist ein schöner großer Tagesfalter, welcher mit dem unter dem Namen Apollo bekannten viele Aehnlichkeit zeigt.

Die verbreitetеste Bienenart ist die ligurische (Apis ligustica). Schon die Römer bezogen aus Sardinien Wachs und Honig in großer Menge und auch jetzt ist die Bienenzucht noch vorherrschend, wenn auch nicht mehr in der Ausdehnung, wie im Alterthum. Außer dem gewöhnlichen Honig giebt es noch den bittern, der schon den Alten bekannt war, und dessen Geschmack man dem Genusse der Taxusbeeren von Seiten der Bienen zuschreibt.

Fische, namentlich Seefische bilden, wie in andern Inseln, eine der Hauptnahrungsquellen auf Sardinien. Auch an Süßwasserfischen ist kein Mangel, namentlich Forellen, Aale und Alosen werden in den Flüssen vermittels Netzen und Angeln gefangen; als Köder bedient man sich vielfach der getrockneten, leichthin gesalzenen Eier eines andern Fisches. Der Fang des Thunfisches, welcher nur an der Süd- und Westküste vorkommt, wird dort im großartigen Maaßstab vermittels der Tonnare betrieben. Diese Tonnare sind, ähnlich wie die von Sicilien, große Netzwerke, wodurch ein Theil des Meerbusens ganz umzingelt wird, und erheischen bedeutende Ausgaben. Auch können nur Capitalisten eine solche Tonnara unterhalten, für welche der Regierung ein Pacht gezahlt wird, der in den meisten Fällen den Unter-

haltungskosten gleichkommt; der eigentliche Fischer zieht vom Thunfischfang wenig Gewinn. Dabei ist dieß eine höchst ungewisse Capitalanlage, da die jährliche Menge der Thunfische den größten Schwankungen unterliegt. Es kommt vor, daß in einer Tonnara in einem Jahr zwölftausend und im folgenden nur fünfhundert Fische gefangen werden. Man hat aber berechnet, daß bei einer jährlichen Ausgabe von 50,000 Francs die Pacht- und Unterhaltungskosten erst durch den Fang von tausend Fischen gedeckt sind. Nun ist es jedoch nicht beispiellos, daß viele Jahre hindurch diese Zahl nicht erreicht worden ist. Es giebt also kaum eine größere Lotterie als den Thunfischfang. Zudem zeigt sich die Nachfrage nach diesem Fische nicht mehr so groß, seit man anfängt, sich in Italien so vielfach von den Fastengeboten der Kirche zu emancipiren, außerdem gilt sein Fleisch für schwer und unverdaulich und pflegt zur Cholerazeit von den Aerzten sogar gänzlich verboten zu werden. Viel gewisser und ergiebiger ist der Fischfang der Sardinen und Anchovis; er wird von der Regierung meist an Genueser verpachtet und giebt gleichfalls den inländischen Fischern wenig Beschäftigung.

Was die Amphibien betrifft, so führe ich hier nur zwei Arten von Seehunden, die Phocus monaca und Phocus vitalina an, welche sich hauptsächlich in den unterseeischen Grotten der Nordostküste aufhalten, während sie an der Südküste viel seltener sind. Die Schlangen sind auf der Insel durch keine einzige giftige Art verteten, dagegen giebt es verschiedene unschädliche Coluber und Natrix, von letzterer eine sehr seltene Art, Natrix Cetti. Der eßbare Frosch, so häufig auf Corsika, fehlt auf Sardinien, dagegen giebt es Laubfrösche, Kröten, Diskoglossen, Eidechsen von der Gattung Podacris, Phyllodactyli und Hemidactyli, drei Arten Schildkröten, und zwei der Wassersalamander.

In dem gefiederten Reich finden wir auf Sardinien einige interessante und eigenthümliche Abarten. Zu diesen gehört der schöne Falco Eleonorae, von dem berühmten La Marmora wiederentdeckt und so benannt. Er kommt nur auf Sardinien vor und wurde im Mittelalter im Süden der Insel ausschließlich als Jagdfalke benutzt. Auch war er durch ein besonderes Gesetz vor Ausrottung geschützt. In der Carta de Logu traf die Nationalheldin von Sardi-

nien und dessen letzte unabhängige Fürstin, die Judicissa Eleonora von Arborea, die Bestimmung, daß das Schießen oder Entnisten dieses Vogels bei Strafe von Gefängniß oder einer für jene Zeiten namhaften Geldbuße verboten sein solle. Dieser Fürstin zu Ehren, welche das diese Falkenart schützende Gesetz erließ, hat auch La Marmora diesem Vogel den Namen derselben, F. Eleonorae, beigelegt. Es wäre schwer, einen besseren Grund für eine Namensbezeichnung zu finden. Der Falco Eleonorae zeigt am Meisten Aehnlichkeit mit dem Vögelfalken (Falco subbuteo L.), welcher letztere, gleichfalls auf Sardinien im Herbst vorkommend, sich von ihm nur durch seine Größe und einen bläulichen Anhauch der Federn unterscheidet. Der Falco oder Aquila Bonelli wird ebenfalls auf Sardinien gefunden und wurde glaube ich, hier zum erstenmal beobachtet. Die vorherrschende Geierart scheint der Mönchs- oder Kuttengeier (Vultur monachus) zu sein. Auch vom Ohrengeier (V. auricularis), der in Afrika lebt, sich aber zuweilen auch nach Südeuropa verliert, wollte Cav. Cara hier ein Exemplar gefunden haben. Unter den Adlerarten fehlt zwar der Kaiseradler (Aquila imperialis), dagegen findet sich zuweilen der Seeadler (Haliaëtus albicilla), der sogar auf der Insel nisten soll. Ebenso nistet hier der Fischadler (Pandion Haliaëtus Cuv.). Unter den Eulen fehlen der große Schuhu (Bubo maximus) und die Nachteule (Stryx Aluco), dagegen ist das Käuzchen (Athene noctua) sehr gemein, ebenso die Schleiereule (Strix flammea).

Die Rabenarten scheinen auf der Insel besonders reich vertreten. Der Kolkrabe (Corvus corax) bringt hier nur einen Theil des Winters zu. Häufiger zeigt sich der schwarze Rabe (Corvus frugilegus L.) und scheint auch länger im Lande zu bleiben. Die gewöhnliche Krähe (Corvus cornix) ist jedoch hier stationär, ebenso die Königskrähe (Corvus corone) und die kleine Krähe (Corvus monedula).

Von Schwalbenarten (Sternae) sind nicht weniger als sieben auf der Insel vorkommend, von denen eine, die Fischschwalbe (Sterna cantiaca), sogar stationär ist. Die schwarze Schwalbe (Sterna nigra) kommt im Herbst und zieht im Frühjahr weiter, während grade das Gegentheil bei der gemeinen Schwalbe (Sterna hirundo) und den beiden viel seltneren Arten, der großen

Seeschwalbe (Sterna caspia) und der schwarzfüßigen Seeschwalbe (Sterna anglica) stattfindet.

Von den Staaren bringt der gewöhliche (Sturnus vulgaris) beinahe 10 Monate des Jahres hier zu und fehlt nur in den heißesten Sommermonaten. Außerdem ist eine Staarspecies, der vollkommen schwarze Staar (Sturnus unicoloris), so benannt wegen seines einförmigen Colorits, fast nur in Sardinien zu Hause.

Unter den Singvögeln giebt es zwei eigene Arten von Sylviae, die Sylvia Cetti, nach dem berühmten Ornithologen Pater Cetti von La Marmora, ihrem Entdecker, so benannt und die Sylvia Sardoa. Erstere der Nachtigall verwandte Species wird von den Eingeboren Usignolo di fiume, auch di palude, die Flußnachtigall, genannt. Die Steindrossel (Turdus saxatilis) und die Blaudrossel (Turdus cyaneus) beleben durch ihren Gesang die Gebirge des Inneren.

Zu den hauptsächlichsten Jagdvögeln, welche im Lande stationär sind, gehören hier zwei Wachtelarten, die gemeine Wachtel (Perdix coturnix) und der Wachtelkönig (Gallinula grex), welche beide nach Cav. Cara nicht auswandern, ferner eine einzige, aber sehr häufig vorkommende Art von Rebhuhn, das Felsenhuhn (Perdix gambra), während das sonst im Süden so verbreitete rothfüßige Rebhuhn hier ganz fehlt. Unter den Wandervögeln zeichnet sich hier das bekannte Sultanshuhn (Porphyrio hyacintinus) durch seine Schönheit aus. Es besucht jedoch nur die Südküste, wie auch in Sicilien, und zwar im Herbst. Prof. Salvatore in Turin behauptet, daß es hier niste, was jedoch vielfach bestritten wird. Zwei wilde Taubenarten Columba oenas und palumbus kommen hier nur als Wandervögel vor, während eine andere, Columba livia, auf der Insel stationär zu sein scheint. Von Schnepfen und Becassinen ist die gewöhnliche Schnepfe (Scolopax rusticula) mit Ausnahme der drei Sommermonate immer auf der Insel zu finden; von Becassinen kommen drei Arten vor, Scolopax major, gallinago und gallinula. Unter den Brachvögeln überwintern zwei Arten, Numenius phaecopus und tenuirostris, während eine andere Art, der große Brachvogel (Numenius arquata) auch im Sommer im Lande bleibt und sich nur in die gebirgigen Gegenden zurückzieht.

Wir kommen endlich zu denjenigen Vögelarten, welche in dem sumpf- und seenreichen Sardinien durch ihre Zahl überwiegend sind. Ich meine die Reiher, Kraniche, Möven, Entenarten und andere größere Sumpfvögel. Der Silberreiher (Ardea aegretta) findet sich im Winter in Seeen bei Cagliari sehr häufig, seltner der Purpurreiher (Ardea purpurea); der aschgraue Fischreiher (Ardea cinerea) ist vielleicht die verbreitetste Species. Der graue Kranich (Grus cinerea) durchwandert Sardinien im Frühling und Herbst. Von Entenarten besitzt das Land nicht weniger als siebenzehn. Die meisten über-überwintern, von einer seltner vorkommenden Art vermuthet man, daß sie im Sommer hier bleibe, es ist dieß Anas rufina oder die türkische Ente. Nicht weniger als zehn Mövenarten kommen auf der Insel vor, von denen einige, wie die Lachmöve (Larus ridibundus) stationär sind, andere, wie die schwarzköpfige (Larus melanocephalus) als Wandervögel auftreten.

Der König aller Sumpfvögel, welche das mittelmeerische Klima besitzt, ist ohne Zweifel der Flamingo (Phoenicopterus roseus oder antiquorum) dessen schlanke Gestalt und herrliches rosenrothes Gefieder ihn schon von Weitem unterscheiden lassen. Er wandert hier in umgekehrter Weise, als die andern Zugvögel, das heißt er geht für den Sommer nach dem heißen Afrika und überwintert in dem kühleren Sardinien, welches er gegen Ende März verläßt, um regelmäßig in der Mitte des August wieder zu erscheinen. Um diese Jahreszeit kann man von den Höhen um Cagliari ganze dichte Schwärme dieser schönen Vögel, in dreieckige Phalangen geschaart, ihren schnurgraden Flug vom Süden her nach dem bei der Hauptstadt gelegenen größeren Salzwassersumpf richten sehen. Anfangs erscheinen sie nur wie eine rosige Wolke am Himmel, aber bald unterscheidet man in dem Dreieck zahlreiche rothe Punkte und endlich erkennt man deutlich die graciösen Gestalten der einzelnen Vögel, wie sie in der Nähe des Sumpfes angekommen, eine Zeitlang gleichsam festgebannt, in den Lüften regungslos schweben, als wollten sie sich erst einen orientirenden Ueberblick verschaffen und sehen, ob sie sich auch nicht geirrt und wirklich ihre alte Heimath erreicht hätten. Endlich lassen sie sich langsam und majestätisch, jetzt plötzlich in eine einzige lange Reihe geschaart, zur Erde nieder, wo sie sich zuerst gleichsam in Schlachtordnung aufstellen und eine Zeit lang das Bild

einer gefiederten kleinen Armee gewähren. Erst dann vertheilen sie sich über das weite Sumpfgefilde, um sich erst im Frühjahr wieder zu sammeln. Professor Salvatori in Turin behauptet, daß auf Sardinien auch noch eine andere Art des Flamingo, der erst in diesem Jahrhundert in Westafrika entdeckte Phoenicopterus erythraeus vorhanden sei, welcher zwischen dem rosenfarbenen und dem amerikanischen feuerrothen die Mitte hält. Aber, wie es scheint, waren diejenigen Exemplare, welche zu dieser Ansicht führten, nur etwas kleinere und lebhafter gefärbte Individuen des gewöhnlichen Flamingo. Auch eine Ibisart, der Ibis falcinellus kommt auf der Insel vor, wo er in Schaaren überwintert.

Was das Hausfedervieh betrifft, so beschränkt sich dieses hier zu Lande auf Hühner; zahme Enten sind sehr selten, ebenso Tauben, wogegen die wilden in Menge geschossen werden. Zahme Gänse sind ganz unbekannt.

An wilden Säugethieren besitzt Sardinien, mit Ausnahme des Wolfes, fast alle die des südeuropäischen Continents, mit der Eigenthümlichkeit jedoch, daß die Individuen durchweg kleiner sind, als die festländischen. Der sardinische Fuchs gehört zur Art des Canis melanogaster Bonapartii. Unter den Wieseln und den Fledermäusen giebt es je eine der Insel eigenthümliche Art. Man will auch wilde Ziegen beobachtet haben, welche sogar ein französischer Reisender aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, Mr. Valery, für ein ganz unbekanntes Thier hält und phantastisch beschreibt, z. B. dichtet er ihnen einen rosenfarbenen oder goldglänzenden Bart an. La Marmora hat jedoch hinreichend bewiesen, daß diese wilden Ziegen keiner eignen Species angehören, sondern nichts Andres sind, als gewöhnliche, aber verwilderte Hausziegen. Wie außerordentlich schnell dieses Thier hier zu Lande verwildert, wenn man es ganz sich selbst überläßt, beweist der Umstand, daß Garibaldi auf der Insel Caprera, welche als sehr nahe Seiteninsel mit zu Sardinien gerechnet werden muß, vor etwa zehn Jahren, in Ermanglung von Hirten und weil außer ihm und den Seinigen Niemand die Insel bewohnte, eine Heerde von Ziegen freiließ, und daß diese Thiere jetzt ganz den Charakter von wilden angenommen haben; ihr Fleisch soll auch wie Wildpret schmecken.

Die größte Merkwürdigkeit unter den wilden Säugethieren Sardiniens

bildet jedoch der Mufflon (Caprovis Musimon, auch Capra und Ovis Musimon), welcher schon von Strabo und Plinius erwähnt wird. Er findet sich außer in Sardinien nur noch in Corsika und den Inseln des griechischen Archipelagus, unterscheidet sich aber von dem jener Inseln durch seine größeren Hörner, welche den Widderhörnern ähnlich sind, nur statt der gewöhnlichen, schraubenförmige Windungen zeigen.

Das Weibchen ist fast immer ungehörnt, zeigt aber sonst ganz die rothbraune Färbung des Männchens. Ein junger Mufflon springt schon am Tage seiner Geburt herum. Man wollte ihn früher für eine von der corsikanischen verschiedene Art halten, eine Meinung, welche sich jedoch als falsch erwiesen hat. Das Ammonschaf gehört, wie der Name sagt, der Gattung Ovis an, und ist ein schönes, großes Thier, von der Höhe eines kleinen Hirsches, mit längerem Hals, als das gewöhnliche Schaf und besonders starken Hörnern. Seinen Lieblingsaufenthalt bilden die abgelegensten hohen Berge des Centrums, wo es sich von wilden Gräsern nährt und in Schaaren von zwanzig bis fünfzig Individuen zusammen lebt. Die Eingeborenen jagen den Mufflon und halten sein Fleisch für besonders schmackhaft, ich kann jedoch nicht sagen, daß es seinem Rufe entspricht, wenigstens besaß derjenige Braten, welcher mir als Mufflon servirt wurde, ein sehr zähes Fleisch und einen nicht besonders angenehmen Kräutergeschmack. Ich habe überhaupt auch in andern Ländern gefunden, daß diese Thiere der hohen Berge, wie gleichfalls die so übertrieben gerühmten Gemsen in der Schweiz, denen der tiefer gelegenen Wälder an Schmackhaftigkeit des Fleisches nachstehen. Ihr Ruf scheint mir auf der Selbsttäuschung der Feinschmecker zu beruhen, welche sich einreden, daß die Rarität, weil sie eine Rarität ist, auch einen seltsam guten Geschmack haben muß.

Kein Hausthier zeigt sich auf der Insel so allgemein verbreitet und zahlreich, wie das Schwein, welches aus den Früchten der großen Eichenwälder

hier beinahe umsonst ernährt wird. Es unterscheidet sich fast gar nicht von dem einheimischen Wildschwein, welches kleiner, als das festländische ist, und schon öfters soll es vorgekommen sein, daß jagdlustige Engländer zahme Schweine geschossen haben, in der Meinung, es seien Eber. Dem Sardinier passirt eine solche Lächerlichkeit nie, denn obgleich sich die Thiere beinahe ähnlich sehen, so kennt er doch ihre unterscheidenden Merkmale sehr gut. Die Excentricität jener Engländer wird jedoch demjenigen weniger verrückt erscheinen, der bemerkt hat, wie sich in den Wäldern oft gemischte Heerden, halb aus Wildschweinen, halb aus gewöhnlichen, nur temporär verwilderten Thieren bestehend, befinden. Die Eingebornen, welche in der Nähe der an Eichen so reichen Gebirge wohnen, pflegen nämlich, sowie im Herbst die Eicheln reif sind, ihre Schweine in die Wälder zu schicken, wo sie gänzlich sich selbst überlassen bleiben und oft mit den Heerden der wirklichen Wildschweine vereint leben. Die Nahrung ist dort so reichlich, daß die Thiere in kurzer Zeit außerordentlich fett werden. Dann fängt man sie wieder ein, schlachtet die fettesten und läßt die andern bis zur nächsten Eichelsaison auf den Feldern weiden. Das Fleisch dieser Schweine erlangt durch diese halbwilde Lebensweise einen Anflug von Wildpretgeschmack und unterscheidet sich wenig von Eberfleisch. Es wird von den Sardiniern ungleich mehr geschätzt, als das der völlig zahmen Hausschweine, deren es ebenfalls viele giebt.

Eine seltsame Spielart der porcinen Rasse auf Sardinien ist die des sogenannten Hufschweines. Die Nägel dieses Thieres sind nämlich so eigenthümlich gestaltet und verwachsen, daß es ganz das Ansehen hat, als bildeten sie wirkliche Hufe, ähnlich denen der Pferde und Esel. Eine größere Schwerfälligkeit des Fußes und Langsamkeit der Bewegung ist die Folge dieser Verbildung. Da diese Schweine viel weniger zum Herumstreifen geneigt sind, als die andern, so macht sie dieser Naturfehler bei den Eigenthümern und Hirten nur geschätzter.

Die Ziegen sind dasjenige Hausthier, welches auf Sardinien am Besten gedeiht, während das Hornvieh, die Schafe und selbst die Pferde einer eigenthümlichen Verschlechterung, namentlich Verkleinerung der Rasse unterworfen scheinen. Die Ziegen dagegen sind groß, schön, lebhaft und fleischig. Sie

sind ganz außerordentlich fruchtbar und haben in neuerer Zeit so überhand genommen, daß man des Guten fast zu viel hat und ernstlich an eine massenhafte Verminderung ihrer Zahl denkt, da der Schaden, welchen sie in den Wäldern und Pflanzungen anrichten, nicht durch ihre Nützlichkeit aufgewogen wird. Zwar liefern die jungen einen ganz vorzüglichen Braten, wie ich noch nirgends so gutes Ziegenfleisch gegessen habe. Aber sonst ist der Nutzen, den man hier aus diesen Thieren zieht, gering und beschränkt sich auf Häute und Käse. Auch wird von den Gebirgsbewohnern das Ziegenhaar zu Stoffen verarbeitet, aber es eignet sich hiezu doch ungleich weniger gut, als das der orientalischen Ziegen.

Die sardinischen Schafe sind kleine, elende Thiere; ich glaubte Anfangs, als ich die ersten erblickte, sie müßten einer eignen Abart angehören, so verschieden schienen sie mir von den continentalen. Dem ist jedoch nicht so. Es sind gewöhnliche Schafe, nur durch die Verschlechterung der Rasse verkrüppelt. Seit undenklichen Zeiten hat man keine Schafe vom Festland eingeführt und so wurde die Rasse nie erneuert. Auf dem Festlande geht die Rassenmischung meist ohne besondere Vorsorge von Seiten des Eigenthümers vor sich, da die Thiere oft aus sehr entfernten Gegenden auf den Markt kommen. Hier aber müßten sie eigens von einer agricolen Gesellschaft eingeführt werden und zwar in großartigem Maßstab, sonst steht der Rasse eine noch größere Degradation bevor.

Das Hornvieh Sardiniens erinnerte mich lebhaft an das nordafrikanische, dieselbe Kleinheit der Thiere, dieselbe Unergiebigkeit der Kühe (eine sardinische Kuh giebt kaum anderthalb Maß Milch täglich), dieselbe Magerkeit, dieselbe Wildheit und Unbändigkeit der Stiere, ja zuweilen selbst der Ochsen. Wie bei den Schafen, so ist auch hier die Rasse degenerirt. Dennoch besitzt der Ochse Sardiniens eine höchst schätzbare Eigenschaft, er ist nämlich ungleich flinker und munterer, als der festländische. Was ich sonst nirgends gesehen hatte, das beobachtete ich hier, nämlich Ochsen als Reitthiere benutzt. Man könnte sich einen schwerfälligen Schweizerochsen kaum geritten denken, aber das hiesige kleine, lebhafte Thier nimmt sich mit dem Sattel oder mit der sattelförmigen Decke auf dem Rücken gar nicht so schlecht aus. Freilich wird es

fast nie zum Reiten allein gebraucht, sondern immer zugleich als Lastthier benutzt, und muß außer seinem Reiter noch ein schweres Gewicht von Feldfrüchten, Steinen oder selbst Waaren tragen. Der Sattel, den man diesem Ochsen auflegt, ist ein monströses Ding und allein schon eine hinreichende Last, unter welcher ein afrikanisches Eselchen keuchen würde.

Maulthiere giebt es in Sardinien nur sehr wenige. Als Lastthier dient der Ochse und als Berggänger das sichere kleine sardinische Pferd. Fast der einzige Gebrauch, den man von Eseln macht, ist der, die kleinen Hausmühlen von ihnen drehen zu lassen. Ich sah viele so beschäftigte Thiere und muß gestehen, daß gewiß kein anderes der Welt in diesem Punkt ähnliche Dienste leisten dürfte. Die Esel arbeiten 17 Stunden täglich, schlafen nur 7 Stunden, kriegen schlechtes Futter und sind doch dabei dick und fett. Diese Esel sind so zu sagen Zimmerthiere, denn die Hausmühle steht gewöhnlich in der Eßstube oder der Küche, wo sich die ganze Familie zu versammeln pflegt. Da die Sardinier wirklich ein reinliches Volk sind, so haben sie auch diesem ihrem Zimmerthier reinliche Gewohnheiten beizubringen gewußt. Ich sah ein solches die Hausmühle drehendes Eselchen, welches, so oft es ein Bedürfniß verrichten mußte, stehen blieb und wartete, bis die durch das Stocken der Mühle benachrichtigte Bäckerin das Nachtgeschirr brachte. Dafür war aber auch die Bahn, auf welcher das arme Eselchen siebzehn Stunden lang täglich und zwar mit verbundenen Augen wandelte, so reinlich, wie ein Ballsaal.

Was schließlich das edelste der Hausthiere, das Pferd betrifft, so giebt es von demselben in Sardinien drei einheimische oder einheimisch gewordene Rassen, nämlich das eigentliche sardinische Pferd, der Achettone oder Quartiglio und die Achetta. Das eigentliche sardinische Pferd ist zwar ursprünglich andalusischer Rasse, da aber seit Jahrhunderten keine Rassenmischung stattfand, so hat es im Laufe der Zeit sich zu einer eignen Spielart ausgebildet. Es ist kleiner, als das spanische, jedoch stärker und ausdauernder, auch lebt es länger, als dieses. Seine Formen sind gedrängt und abgerundet, Ohren und Kopf ein wenig lang, die Beine sehr fest und stark, die Rücken kurz, die Schultern ein wenig hoch, der Schweif beginnt weiter unten, als bei andern Pferderassen.

Die kleinen Fehler, welche das sardinische Pferd haben mag, thuen doch seiner Schönheit keinen Abbruch; ich sah herrliche, graciöse Thiere, deren schön abgerundete Formen mir so harmonisch vorkamen, daß ich, wäre es nicht eine Art von Ketzerei, fast den sardinischen den Vorzug vor den meisten festländisch-europäischen geben möchte. Mag man über seine Schönheit auch anderer Ansicht sein, seine große Nützlichkeit wird jedoch Niemand in Abrede stellen können. Es ist so sicher in seinem Gang, wie der beste Maulesel, ja es übertrifft dieses Thier noch, denn es ist im Stande, im Galopp mit seinem Reiter auf dem Rücken einen steilen Gebirgsabhang hinabzulaufen, ohne auch nur einen Augenblick zu straucheln. Dabei ist das sardinische Pferd sehr mäßig, klug und anhänglich an seinen Herrn. Sein einziger Fehler ist eine gewisse Störrigkeit, die es mit dem Maulthier gemein hat.

Führt die eben beschriebene Rasse jetzt ausschließlich den Namen des sardinischen Pferdes, so ist doch eigentlich der Achettone viel länger auf der Insel einheimisch. Er scheint ursprünglich derselben Rasse anzugehören, wie die Pferde Nordafrika's, welche von den Franzosen zwar arabische genannt werden, aber in Wirklichkeit Berberpferde (chevaux barbes) heißen sollten. Der Achettone ist sehr klein, selten über vier Fuß hoch, woher auch sein anderer Name Quartiglio stammt, er ist jedoch stärker, als das sardinische Pferd, und fähig, sehr schwere Lasten zu tragen. Die dritte Pferderasse, die Achetta, ist nichts Anderes, als eine Entartung der zweiten. Eine der merkwürdigsten Folgen dieser Entartung ist die außerordentliche Kleinheit dieser Thiere. Es giebt Achette, welche nicht höher sind, als ein großer Hund. Sie haben ganz dieselben Eigenschaften wie die schottischen und namentlich die schettländischen Ponies, nur daß sie viel schwerere Lasten tragen können. Man findet Achette, welche ganz regelmäßig proportionirt und wirklich schön gebaut sind. Diese Pferde sind sehr wohlfeil geworden, seit die Mode ausgegangen ist, sie an kleine Tilbury's anzuspannen. Sie zeigen sich außerordentlich mäßig und der Unterhalt von zwei oder drei derselben kostet kaum so viel als der eines einzigen großen sardinischen Pferdes. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab es auf Sardinien eine Rasse wilder Pferde. Sie waren sehr klein, und so wild, daß es nie gelang, sie abzurichten. Auch starben sie gewöhnlich sehr bald in der Ge-

fangenschaft. Ein Oheim La Marmora's, Gouverneur der Insel, scheint das letzte dieser winzigen Thiere besessen zu haben.

Die Störrigkeit der sardinischen Pferde dürfte vielleicht ihnen nicht natürlich sein, sondern von der gezwungenen Weise herrühren, in der sie dressirt werden. Man hat nämlich auf Sardinien eine höchst originelle Manier, die Pferde zu dressiren, namentlich um ihnen den sehr beliebten Paßgang beizubringen. Zu diesem Zwecke werden die beiden rechten und die beiden linken Füße aneinander gebunden, doch nicht zu eng, sondern nur so, daß der eine Vorderfuß in Bewegung gesetzt, jedesmal den entsprechenden Hinterfuß nach sich zieht. Eine besondere Vorrichtung verhindert das Seil auf der Erde zu schleifen. Auf diese Weise lernt zwar das Pferd den Paßgang unfehlbar, aber es bekommt doch einen ungleich härteren Gang, als wenn es ihn auf die gewöhnliche Weise gelernt hätte. Von dieser seltsamen Dressur möge folgendes Bild eine Anschauung gewähren.

Anhang.

Phönicische Inschriften von Sardinien.

§ 1.

Bekannte Inschriften.*)

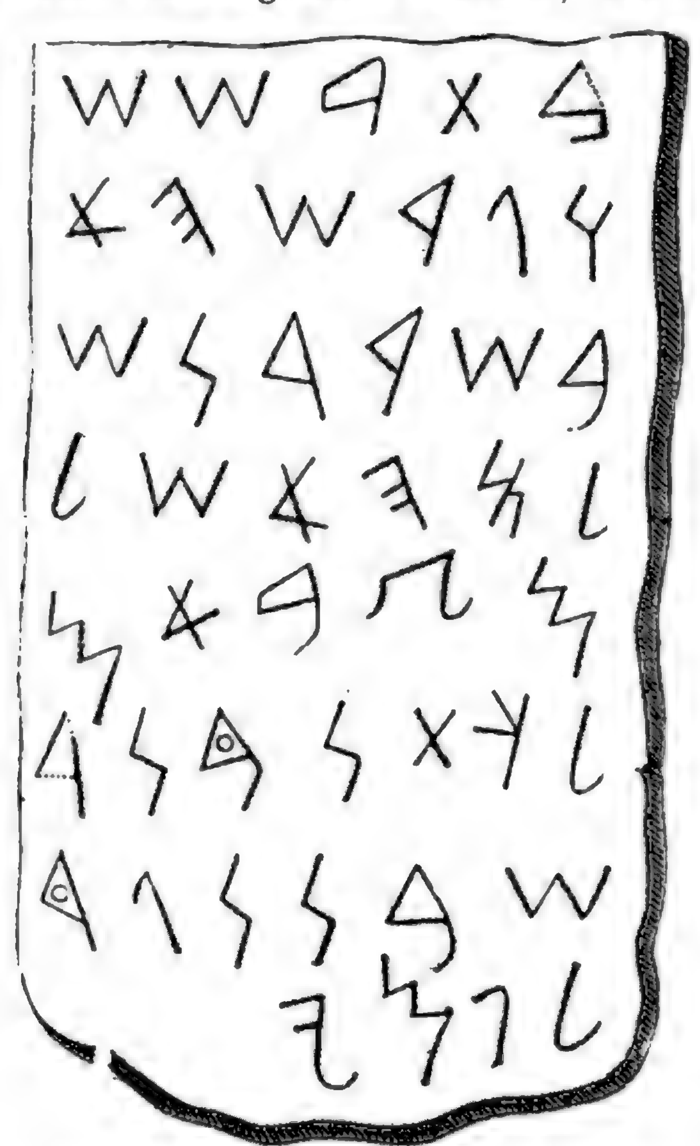
Wenn wir hier auch diejenigen phönicischen Inschriften behandeln, welche dem archäologischen Publikum (dem nichtsardinischen freilich nur in beschränkter Zahl, s. Note) bereits bekannt sind, so geschieht diess einestheils, um dem allgemeinen Zwecke dieses Buches gerecht zu werden, welches es sich zur Aufgabe macht, auch einem erweiterten Publikum ein Gesammtbild der wichtigsten vorrömischen Alterthümer der Insel vorzuführen, anderntheils desshalb, weil einige, ja die meisten dieser Inschriften bis jetzt noch keine befriedigende Deutung gefunden haben. Letztere Behauptung finden wir gleich bei dem ersten und am Längsten schon bekannten epigraphischen Denkmal Sardiniens bestätigt.

Erste Inschrift von Nora.

Die berühmte Tafel von Nora, von Gesenius (Mon. tab. XIII) Sardica, von Judas (Etude démonstrative de la langue phénicienne pl. XXVIII) Norensis prima genannt, wurde im J. 1773 in der Mauer eines Klosters der Mercedarier in dem bei den Ruinen von Nora gelegenen und zum

*) Unter diesen befinden sich übrigens nur sechs, die beiden von Nora, die erste und fünfte von Sulcis, die zweite und die fünfte von Tharros, welche bereits in Deutschland veröffentlicht wurden. Alle andern erschienen bis jetzt nur in Spano's Bullettino Archeologico Sardo, wurden aber falsch gelesen.

grössten Theile mit dessen Steinen erbauten Dorfe Pula entdeckt, um erst in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts aus der Wand abgelöst und nach Cagliari gebracht zu werden, wo sie nun eine der Hauptzierden des Museums bildet. Die ersten Copieen, welche man von ihr im vorigen Jahrhundert machte, waren so mangelhaft (La Marmora in seinem Atlas Vol. II. tab. XXII giebt neben dem richtigen Facsimile auch dieses ältere falsche), dass es nicht Wunder nimmt, wenn die Deutungen, welche vor Gesenius von ihrem Inhalt gemacht wurden, nur unbefriedigend aus-



fallen konnten. Die Unrichtigkeit der Copieen beruhte übrigens lediglich auf der Unwissenheit der Abschreiber, denn die Inschrift selbst bewährt sich als so deutlich lesbar, so frei von Beschädigungen, Fehlern, Rissen

oder zufälligen Eingrabungen in den Stein, dass wir nicht über die Form auch nur eines einzigen Schriftzeichens im Zweifel sein können. Den deutlichsten Beweis hievon liefert der Umstand, dass die Tafel von Nora, seit sie sich im Museum von Cagliari befindet, immer nur auf eine und dieselbe Weise copirt worden ist und dass sie, wie wir uns durch eigne Anschauung überzeugt haben, auch nur auf eine einzige Weise copirt werden kann, nämlich auf die oben mitgetheilte Art.

Anders verhält es sich mit der Lesung, d. h. der Uebertragung in die hebräische Schriftform, und der Deutung dieser phönicischen Schriftzeichen. Hierin weichen die verschiedenen Phönikologen nur zu sehr von einander ab. Es sind uns nicht weniger als vierzehn verschiedene Lesungen und Deutungen dieser Inschrift bekannt geworden, von denen wir die wichtigsten hier mittheilen wollen. Zuerst, als eine Curiosität, möge die älteste Uebersetzung hier ihren Platz finden, welche der Jesuit De Rossi aus Parma im J. 1774 von ihr veröffentlichte.

Sosimo straniero che ivi aveva fissato la sua tenda, nella sua vechiaja consummato e al quale il suo figlio Lehman principe forestiere consagrò qual ricordo deponendolo nel orto sepulcrale.

Auf De Rossi's Deutung folgten noch einige andere, jedoch sämmtlich nach der falschen Copie entworfen. Die erste, welche nach der richtigen unternommen werden sollte, war diejenige von Gesenius, welcher in seinem Werke über die phönicischen Denkmäler eine Lesung derselben veröffentlichte, der im Allgemeinen fast alle seine Nachfolger treu geblieben sind. Derselbe transponirt die phönicischen Buchstaben in folgende hebräische.

ב ת ר ש ש
נ ג ד ש ה א
ב ש ר ד ן ש
ל ם ה א ש ל
ם י ב א מ
ל כ ת ן ב ן ר
ש ב ן נ ג ד
ל פ מ י

Hievon giebt der berühmte Hebräologe folgende Uebersetzung:

Domus capitis principis, qui pater Sardorum. Pacis amans ille, pax contingat regno nostro. Ben-Rosch, filius Nagidi, L—ensis.

In der Lesung der phönicischen Schriftzeichen sind die meisten späteren Ausleger Gesenius gefolgt. Zweifel scheinen nur über die Buchstaben 1 und 2 der IIten, 2 der IVten, 5 der VIIten und 2 und 4 der VIIIten Linie zu herrschen. Obgleich alle andern Lettern unzweifelhaft erscheinen, so sind doch auch einzelne von ihnen zuweilen anders gelesen worden. Diese verschiedenen Auffassungen mussten natürlich auch verschiedene Uebersetzungen in's Dasein rufen. Von diesen schliessen sich folgende im Allgemeinen an diejenige von Gesenius an.

Quatremère (Journal des Savans, bei Judas citirt Et. dém. p. 184):

Monumentum Rosch Sar. filii Rosch ab sar. filii Schalem Uschlucensis filii Asalitten filii Rosch filii Nur Uschlucensis.

Nach Movers (das phönic. Alterthum II, 2, 572 Anmerkung 60) wäre diess die Bedeutung der Inschrift:

„Behausung (Grab) des Rus, (Sohnes) des Nagid, (Sohnes) des Haab, (Sohnes) des Lam, des Usellier in Usellis. Tenes, Sohn des Rus, Sohnes des Nagid, der Lapisier.

Judas (Et. dém. p. 186) übersetzt auf andere Weise:

Sepulcrum marmoreum Naghidi quem salvet pater Sardon. Hunc lucum aggessit secundum obligationem Kab filius Roschis filiis Naghidi Lampadensis.

In neuester Zeit hat Pater Garucci (Atti della pontificia Academia Romana d'Archeologia, Vol. XIV, p. 223) gleichfalls eine Uebersetzung veröffentlicht:

Sepulcrum Rosci principis et Patris Sardorum. Vixit pacificus. In pace ingrediatur. Milchatio Rosci filius Nagidi nepos ut voluit.

Diese Gelehrten, wenn sie auch vielfach in Einzelheiten von Gesenius abweichen, stimmen doch darin mit ihm überein, dass sie den Stein für eine Grabinschrift halten. Derselben Ansicht ist auch Bourgade (Bullettino Archeologico Sardo ann. V num. 3, p. 43), aber seine Lesung der Buchstaben weicht himmelweit von derjenigen seiner Vorgänger ab. Was diese

als Tau auslegen, ist bei ihm Mem, was sie als Mem deuten, hält er für ein Samech. Wenn uns auch seine Behandlung des graphischen Theils nicht recht einleuchten will (wir stimmen nur in Bezug auf einen einzigen Buchstaben mit ihm überein), so geben wir doch dessen Lesung aus dem Grunde, weil sie in Deutschland noch nicht bekannt geworden ist. Das von Spano veröffentlichte und im vorigen Jahr leider eingegangne Bullettino besass nämlich nur eine sehr beschränkte Verbreitung.

ב ם ר ש ש
נ ג ר ש ה א
ב ש ר ד ן ש
ל ס ה א ש ל
ם ש ב א ם
ל כ מ ן ב ן ר
ש ב ן נ ג ר
ל פ ס ח

Monumentum Roschi (filii) Nogaris (filii) Patris Sardonis. Triplex, euge triplex laus in aeternum Caman filius Roschi filius Nogari, (Memoria) transmutantibus.

Soweit haben wir es nur mit solchen Deutungen zu thun gehabt, welche den von Gesenius der Tafel beigelegten Charakter einer Grabinschrift aufrechthalten. Aber mehrere andere, namentlich italienische Gelehrte, wollten ihr einen gänzlich verschiedenen Zweck beilegen, dem sonst kein uns bekannt gewordenes phönicisches Denkmal bestimmt ist, nämlich die Bestimmung einer Commemorativ- oder Gedenkinschrift, von welcher dieses also das erste Beispiel bilden würde, welches uns vorkäme. Denn sonst sind mit sehr wenigen Ausnahmen alle phönicischen Inschriften Grabinschriften oder Dankinschriften. Namentlich zwei dieser Uebersetzer, der Abbé Arry und Benary, haben mit ihren Deutungen der Tafel von Nora in Italien Anklang gefunden. Die von Letzterem im Jahre 1837 veröffentlichte lautet (s. Judas Et. dém. S. 184):

Tartesi expulsus hic in Sardis incolumis hic incolumis ingrediatur regnum nostrum filius principis filius pauperis jussu meo.

Die von dem Sardinier Arry im J. 1834 in der Zeitschrift der Turiner Academie Vol. XXVIII. p. 590 u. ff. herausgegebene Uebersetzung schliesst sich dieser an:

Partito di Tarschisch il padre Sardon giungendo finalmente al termine del suo viaggio pose una lapide scritta in Nora la quale terra egli riconnobbe essere posta rimpetto alla Africana Lixus.

Dass von allen diesen Deutungen keine einzige vollkommene Befriedigung darbietet, ist eine Behauptung, welche aufzustellen wir keineswegs der Erste sind. Mündlich wurde uns dieselbe von dem besten Kenner des sardinischen Alterthums, Spano, zu wiederholten Malen gemacht. Schriftlich finden wir sie in den Werken des berühmtesten Phönicologen Deutschlands, Dr. Levy, welcher unter Anderm in seinem phönicischen Wörterbuch (Breslau 1864 S. 26) sagt:

„Die Bestimmung (einzelner Worte der Inschrift von Nora) scheint uns noch zweifelhaft, wie denn überhaupt die ganze Inschrift noch keine genügende Lesung und Deutung gefunden hat."

Bei dieser so grossen Ungewissheit, in welcher wir noch immer über die wahre Bedeutung des Steins von Nora schweben, dürfte es wohl nicht als Anmassung erscheinen, wenn wir hier unsern eignen Versuch mittheilen, die Inschrift auf eine einfache und, wie wir hoffen, einladende Weise zu lesen. Wir bringen desshalb folgende Entzifferung in Vorschlag:

ב ת ר ש ש
ק ו ד ש ה א
ב ש ר ד ן ש
ל ם ה א ש ל
ם י ב א מ
ל כ ת ן ב ן ר
ש ב ן נ ו ר
ל פ ס ה

Wir übersetzen folgendermaassen:

Das Haus des Rusch, (des Beamten) des Heiligthums des Sardus-

pater, ein freiwilliges Opfer. Dieses freiwillige Opfer brachte dar Malkjiten, Sohn des Rusch, Sohn des Nur, zur (Erflehung der) Fruchtbarkeit (d. h. einer fruchtbaren Aerndte).

Erste Zeile. Die in derselben befindlichen Buchstaben theilen wir so in Worte ab:

בת רש ש

Die Lesung der Schriftzeichen ist dieselbe wie bei Gesenius und der Mehrzahl seiner Nachfolger. Was die Uebersetzung betrifft, so fassen wir die Bedeutung von בת im gewöhnlichen Sinne als „Haus", welches hier etwa für „Familie" stehen dürfte, und nicht als Grab, wie Garucci und Andere, da uns kein Fall bekannt ist, in welchem בת alleinstehend „Grab" bedeutet. In der Melitensis II, 1 folgt bekanntlich auf בת das Wort עלם und giebt ihm dadurch erst die Bedeutung „ewiges Haus" oder „Grab".

Den Namen רש schreiben wir im Deutschen „Rusch" und nicht, wie unser Vorgänger, „Rosch" nach Dr. Levy (Phön. Wörterb. S. 44).

Das Schin am Schluss dieser Zeile fassen wir als Genitiv-Bezeichnung des nächsten Wortes auf (Levy a. a. O. S. 45).

Zweite Zeile:

קודש הא

In der Lesung der zwei Anfangsbuchstaben entfernen wir uns am Meisten von allen bisher gegebenen Entzifferungen. Der erste zeigt eine ganz eigenthümliche Form, wie wir sie in vollkommner Aehnlichkeit nirgends wiederfinden und in annähernder nur auf der zweiten Inschrift von Tharros (Zeile I Buchstabe 2), wo sie Dr. Levy als Zade, Spano als Samech deutet. Der Buchstabe ist bis jetzt immer als ein Nun gelesen worden. Da wir aber letzteres auf unsrer Inschrift ohnehin schon fünfmal finden und jedesmal in einer und derselben, von dieser sehr abweichenden Form, so scheint es uns nicht gewagt zu behaupten, dass wir es hier mit einem andern Consonanten zu thun haben. Welcher aber ist dieser Consonant? Wir haben auf der alphabetischen Tafel, welche Dr. Levy im Ersten Heft seiner Phönicischen Studien veröffentlichte und auf

der wir die wesentlichsten Hauptformen aller phönicischen Schriftzeichen der uns bekannten Denkmäler zusammengestellt finden, nach einer ähnlichen Figur gesucht und nirgends zwar eine vollkommene Aehnlichkeit mit der unsrigen entdecken können, wohl aber eine annähernde in einer Form des Buchstaben Koph (auf der Tafel unter der Rubrik III, 5, b.), welche wir auf einer Münze von Sidon (Revue Numismatique, 1855, p. 195) sehen. Der einzige Unterschied zwischen dieser Figur und der unsrigen besteht darin, dass das Viereck des Koph auf der Münze von Sidon vollkommen geschlossen erscheint, während es hier offen ist. Da jedoch kein andres Schriftzeichen grössere Aehnlichkeit mit dem unsrigen bietet, so wagen wir, es auch auf der Tafel von Nora Koph zu lesen.

Der zweite Buchstabe der zweiten Zeile wurde bisher immer als ein Gimel gedeutet, entspricht jedoch nur sehr schwach der Form eines solchen, da der linke Balken sich so verkürzt zeigt, dass der Buchstabe eigentlich nur aus einem oben leichthin umgebogenen Strich besteht. Allerdings kommt Gimel unter dieser Gestalt vor, z. B. Citiensis XV, 1, 2, wenigstens nach der Deutung von Gesenius. Aber derselbe Gesenius liest Citiensis VIII, 4, 5 und Cit. XXII, 2, 6 ein genau so geformtes Schriftzeichen, wie das unsrige, als Wav, und auch die Form, unter welcher das Wav auf der Erycina 4, 15 erscheint, nähert sich derselben.

Da die Lesung der beiden andern Zeichen dieses Worts keinem Zweifel unterliegt, so würden wir also hier ein Nomen participiale קוֹדֵשׁ haben, eine Form, welche wir bei Daniel 11, 30 statt des gewöhnlichen kürzeren קֹדֶשׁ finden. קוֹדֵשׁ scheint uns hier nicht als ein den Namen Rusch adjectivisch begleitendes eigentliches Participium, sondern als ein vom Particip abgeleitetes Nomen im Sinne von „Heiligthum" zu stehen, wie es in seiner kürzeren Form קֹדֶשׁ in der heiligen Schrift, namentlich auf die Bundeslade angewandt, so oft vorkommt. Wollten wir seinen Sinn adjectivisch auffassen, so würde das vorgesetzte שׁ keinen Zweck haben. Da dieses als Genitivbezeichnung feststeht, so erhalten wir wörtlich hier die Uebersetzung „Rusch, des Heiligthums". Ueber die wahre Be-

deutung des Genitivs in diesem Falle können wir vielleicht durch den Vergleich mit andern semitischen Sprachen, welche eine ähnliche einfache Satzconstruction wie das Phönicische zeigen, einige Aufklärung erhalten. So wird z. B. im modernen Arabischen, das sich in seiner Einfachheit der Syntax vom klassischen Arabisch entfernt und mehr dem Hebräischen zuneigt, die als Genitivbezeichnung übliche Präpositon مِن vielfach in einem sehr weiten Sinne aufgefasst. Eine Bezeichnung wie احمد مِن القاضى würde wörtlich als „Ahmed vom Kadi“ oder „Ahmed des Kadi“ übersetzt, gar keinen Sinn geben, sie bedeutet aber soviel als „Ahmed, der Beamte des Kadi“. So fassen wir auch unsern Genitiv hier auf und übersetzen „Rusch der Beamte des Heiligthums“. Wenn wir das Wort ריש nicht auf derselben Inschrift noch einmal und zwar als unzweifelhaften Eigennamen fänden, so hätten wir es in der ersten Zeile allenfalls als einfaches Nomen im Sinne von „Oberhaupt“ übersetzen können, und dann würde der Genitiv noch leichter zu deuten sein. Da dieses aber unstatthaft erscheint, so müssen wir uns wohl an die obige Deutung halten.

Dritte Zeile:

הא
בשרדן ש

Dass wir die Worte האבשרדן als einen einheitlichen Eigennamen und nicht mehr in ihrem ursprünglichen Sinne als eine Zusammensetzung einfacher Nomina aufzufassen haben, beweist der Umstand, dass eine den Nationalgott der Sardinier, Sardopater oder Sarduspater, vorstellende und oben (Kapitel IV S. 113.) abgebildete und besprochene Statuette gleichfalls dieselbe Inschrift trug und dass die lateinische Form desselben unter der Abkürzung „Sard. Pater“ sich auf mehreren mit dem Bildniss des Gottes geschmückten, in Sardinien entdeckten römischen Münzen findet (s. oben Kap. IV S. 114). Dadurch erscheint der unbestimmte Sinn „der Vater der Sardinier“, welchen Beinamen man allenfalls als dem Rusch beigelegt sich denken könnte, gänzlich durch den bestimmten des Eigennamens „Absardon“ oder, um das Wort in der geläufigeren späteren Form zu geben,

des „Sarduspater“ verdrängt. Ebensogut wie in Tyrus aus den durch den Genitiv verbundenen Nomina מלך und קרת ein Eigenname geworden war, welcher zwar ursprünglich die allgemeine Bedeutung „König der Stadt“ hatte, aber später als ausschliesslich auf ein einziges Wesen, den Baal von Tyrus, unter der Form מלקרת angewandt erscheint, so scheint uns auch in Sardinien die Anfangs unbestimmte Bezeichnung „Vater der Sardinier“ sich unter der Form „Absardon“, von den Römern „Sarduspater“ genannt, als ausschliesslich nur auf den vom Inselvolke hochverehrten Halbgott anwendbar, festgestellt zu haben. Der Umstand, dass der Artikel vor der allgemeinen Bezeichnung „Vater der Sardinier“ steht, kann unsre Ansicht nur bekräftigen. Denn der Artikel, vor ein Gattungswort gesetzt, welches ein bestimmtes Individuum vorzugsweise bezeichnet, macht dasselbe nicht selten zum Eigennamen. So wird z. B. בעל, Herr, mit dem Artikel zum Nom. proprium des Götzen, שטן, Widersacher, mit dem Artikel zum Eigennamen „Satan“; אדם, der Mensch, mit dem Artikel zu „Adam“. (S. Gesenius Gram. v. Rödiger, 1862, S. 217, No. 2.)

Vierte Zeile:

ש
של הא לם
ם

Die Lesung dieser Buchstaben bietet bei den verschiedenen Auslegern, nur Bourgade ausgenommen, keine Abweichungen dar. Das zweimal vorkommende Wort שלם übersetzen wir nach Dr. Levy's Wörterbuch (S. 41) durch „freiwilliges Opfer“. Ueber die Bedeutung, welche wir diesem Begriff hier beilegen, werden wir uns weiter unten bei Betrachtung des allgemeinen Sinnes der Inschrift aussprechen. Das zwischen den beiden שלם stehende הא halten wir mit demselben Verfasser (a. a. O. S. 16) für das demonstrative Pronomen „dieser“. Das erste שלם scheint den Satz abzuschliessen. Der neue Satz beginnt dann mit „dieses freiwillige Opfer“.

Fünfte Zeile:

ם י ב א מ

Auch in dieser Zeile stimmt unsre Lesung vollkommen mit derjenigen von Gesenius überein. Dieser nimmt יבא als verkürztes Imperfect des Kal von בוא und übersetzt „ingrediatur“. Wir dagegen nehmen יבא als eine verkürzte Form des Hiphil desselben Verbums statt יביא. Von der Bedeutung des Jussiv, die sonst der verkürzten Form eigen ist, glauben wir jedoch hier abgehn und die Verkürzung lediglich als eine auch dem gewöhnlichen Imperfect im Phönicischen eigenthümliche Bildung auffassen zu können. Wir übersetzen also „er bringt dar“ (introducit).

Sechste Zeile:

מ
ל כתן בן ר
ש

„Malkjiten, Sohn des Rusch“. Der Name מלכתן dürfte wohl eine verkürzte Form des uns bereits aus vier phönicischen Inschriften (Cit. IV und XX, Carthaginienses bei Davis 49 und 68) bekannten Eigennamens מלכיתן sein. Die nächstfolgenden Worte בן רש bieten keine Schwierigkeit.

Siebente Zeile:

ש בן נור

In der Lesung dieser Zeile weichen wir in Betreff des fünften Buchstaben von Gesenius ab, welcher denselben, ebenso wie den 2ten der 2ten Zeile, als Gimel auffasst. Da wir letzteren aber als Waw gelesen haben, so müssen wir auch diesen, der ihm vollkommen gleicht, ebenso nehmen. Dieser Umstand zwingt uns auch, im letzten Schriftzeichen dieser Zeile ein Resch zu sehen. Der Eigenname wäre also nicht das von den meisten unsrer Vorgänger gelesene Nagid, sondern statt dessen das von Quatremère und Arry gelesene „Nur.“ Die Ableitung dieses Eigennamens von der im Hebräischen nicht üblichen Wurzel נור (leuchten), welche aber im Chaldäischen als Nomen „Licht, Feuer“ oft vorkommt, dürfte wohl kaum beanstandet werden. Wir haben deutliche Beweise, dass die Stammsylbe „Nur“ in Sardinien sehr häufig zur Bildung von Eigennamen ge-

braucht wurde, wie wir aus dem Vorkommen von Namen wie Norax, Nora, Nurhagen und den unzähligen mit „Nur" beginnenden Dörfernamen ersehen. Gewiss haben wir in dem von Pausanias erwähnten Eigennamen „Norax" nur eine hellenisirte Form des phönicischen „Nur", da dieser „Norax" als Gründer der nach ihm benannten Stadt „Nora" bezeichnet wird, also sicher einen kürzeren Namen, als den vom seinigen abgeleiteten Städtenamen, haben musste. Das spätere Vorkommen dieses Eigennamens in derselben Stadt verbürgt uns eine sardinische Chronik, welche von einem „Norax dem Zweiten" spricht.

Achte Zeile:

ל פ ס ה

In der Lesung der zwei letzten Buchstaben weichen wir freilich von allen bisher gegebenen Entzifferungen ab. Gewöhnlich werden diese Zeichen als מי aufgefasst und allerdings zeigt das erstere derselben fast dieselbe Form, wie das auf der fünften Zeile zweimal vorkommende Mem. Gleichwohl glauben wir eine kleine Verschiedenheit zwischen ihm und den zwei Schriftzeichen der fünften Linie entdecken zu können. Der untere, grade Strich erscheint bei ihm etwas länger, die obere gezackte Linie steht etwas schiefer, d. h. mehr zur Linken, als bei den beiden andern. Wenn diese Unterscheidungen hinreichen, das Schriftzeichen als ein verschiedenes erkennen zu lassen, so bleibt uns kein anderer hebräischer Buchstabe, als Samech, mit dessen Form, wie wir sie auf Dr. Levy's alphabetischer Tafel unter der Rubrik VI, 2, c und e finden, dieses Zeichen die grösste Aehnlichkeit aufweist. Was den andern Buchstaben betrifft, so kann dieser doch wohl kaum ein Jod sein, da wir letzteres schon einmal auf unsrer Inschrift in ganz anderer Form besitzen. Am Meisten gleicht er einem He (s. d. citirte Tafel I, 2, c) und es wäre wohl möglich, dass hier He als eine Permutation für Cheth stände, wie diess zum Beispiel auch auf der dreisprachigen Inschrift von Pauli Gerrei in Sardinien im Worte ממלהת statt ממלחת der Fall ist (Illustrazione di una base votiva trovata in Pauli Gerrei del Can. Spano con appendice di A. Peyron. Turin 1862. und Zeitschrift der Deutschen

Morgenländ. Gesellschaft XVIII, 53). In diesem Falle würden wir also פסח (indulgentia oder sacrificium) zu lesen haben. Aber wir ziehen vor פסה mit He stehen zu lassen und durch diffusio, abundantia zu übersetzen, welches mit dem vorgesetzten ל des Dativus commodi zusammen die Bedeutung „zum Ueberfluss", d. h. „zur Fruchtbarkeit" ergeben würde. Da von einem Opfer schon oben die Rede ist, so fänden wir hier den Zweck dieses Opfers angedeutet, welcher darin bestand, die Fruchtbarkeit der Felder, also wahrscheinlich den dieselbe bedingenden Regen zu erflehen, ähnlich wie die Sardinier noch heute bei der so häufigen Trockenheit Gebete und Processionen zur Erflehung des in diesem Lande unschätzbaren Regens veranstalten.

Nach dieser Deutung würden wir also hier eine Art von Dankinschrift haben, welche aus zwei Theilen bestände. Der erste bildet gleichsam die Ueberschrift, deren Sinn der ist: „Opfergabe der Familie des Rusch, des Beamten des dem Halbgotte Sarduspater geweihten Heiligthums." In dem zweiten Theile wird der Geber des Opfers, das zeitweilige Oberhaupt und der Repräsentant dieser Familie, Malkjiten, Sohn des Rusch, Sohn des Nur, genannt und zugleich der Zweck angegeben, zu welchem das Opfer dargebracht wurde, welcher der war, einen reichlichen Aerndtesegen zu erflehen. Von einem Gelübde ist hier nicht die Rede und konnte auch nicht die Rede sein, da das Wort שלם ein freiwilliges und nicht ein durch ein Gelübde bedingtes Opfer bedeutet. Das Opfer wurde vorher, ehe noch die Bitte erfüllt war, dargebracht. Es trat also hier gewissermassen an Stelle des Gelübdes. Als die Bitte erfüllt, das heisst als ein fruchtbares Jahr der Darbringung dieses Opfers gefolgt war, wurde zum Dank die Tafel mit der Inschrift aufgestellt. Dass wir die Gottheit, welcher das Opfer dargebracht wurde, nicht speciell erwähnt und in Verbindung mit den Worten הא שלם יבא genannt finden, braucht uns nicht aufzufallen, da die Ueberschrift aussagt, dass Sarduspater der Gott der Familie des Rusch war. Es verstand sich also wohl von selbst, dass Malkjiten, das Oberhaupt dieser Familie, sein Opfer keiner andern Gottheit, als dem Familiengotte Sardus-

pater darbrachte. Sarduspater wurde übrigens vorzüglich als ein dem Ackerbau vorstehender Gott angesehen, man schrieb ihm die Einführung der Cerealien zu, wie dem ägyptischen Osiris und dem griechischen Bacchus (s. Kap. IV und X). Was war also natürlicher, als dass man die Erlangung des Aerndtesegens grade von dieser Gottheit und nicht von einer andern erflehte?

Zweite Inschrift von Nora.

Ueber diese Inschrift, welche von La Marmora im J. 1838 im Architrav einer Klosterpforte von Pula entdeckt wurde und sich jetzt im Museum von Cagliari befindet, lässt sich durchaus nichts sagen, was nicht Judas, welcher (Et. dém. Pl. 28) ein getreues Facsimile von ihr veröffentlicht hat, schon ausgesprochen hätte. Sie ist bekanntlich blos Fragment, enthielt nur 12 Zeichen, von denen 5 oder 6 unleserlich.

Erste Inschrift von Sulcis.

Sulcis, die (Kap. VIII) vielerwähnte alte phönicische Colonie, ist der einzige Ort in Sardinien und, meines Wissen, überhaupt ausserhalb Afrika's, wo man bis jetzt Denkmäler mit den sogenannten numidischen oder neuphönicischen Schriftzeichen entdeckt hat. Von solchen Inschriften mit neuphönicischen Lettern hat man bis jetzt vier in Sulcis gefunden, während nur eine einzige, ganz kleine den altphönicischen Schrifttypus zeigt. Die am Längsten bekannte derselben befindet sich auf dem äussern Rande des Bruchstücks einer Marmorscheibe und verdankt diesem harten Material ihre Wohlerhaltenheit. Sie ist die einzige phönicische Marmorinschrift Sardiniens. Wir finden sowohl bei Judas (Et. dém. pl. 28), als im Bullettino Archeologico Sardo (an. II p. 36) richtige Facsimile's derselben.

Was die Lesung betrifft, so scheint über ihren letzteren Theil kein

Zweifel zu herrschen. Derselbe ist von Judas, Spano und Levy auf ganz übereinstimmende Weise als

נבברך בן צרק

entziffert und „Nabubarak Sohn des Zidik“ übersetzt worden.

Dagegen wurden die ersten fünf Lettern von Judas als (א)רן יאל, „proposuit sibi basim“, von Movers als רגיאק, und von Levy als (לא)רן יאבעל, „dem Herrn Jubal“ aufgefasst. Wir müssen jedoch gestehen, dass, so einladend uns auch die letzte dieser Auslegungen vorkommt, doch die Zusammenziehung von drei Buchstaben zu einem einzigen, wie sie Dr. Levy beim 5. Schriftzeichen annimmt, hier nicht durch die Form der Zeichen gerechtfertigt scheint. Solche Zusammenziehungen kamen ohne Zweifel vor und wir werden weiter unten bei der sechsten Inschrift von Tharros zwei unzweifelhafte Beispiele derselben finden. Aber wir können sie doch nur dann annehmen, wenn das Schriftzeichen nicht die Form eines einfachen, sondern die eines durch Zuthaten vermehrten Buchstabens darbietet. Hier aber sehen wir ein unzweifelhaftes einfaches Koph, nur sehr wenig von dem verschieden, wie wir es auf den Numidicae und Tunenses haben. So wurde es auch hier von Movers gelesen. Der zweite Buchstabe könnte ein Gimel, ein Nun oder auch ein Tau sein.

Uebrigens wie man auch immer den letzten Buchstaben dieses ersten Theils der Inschrift lesen mag, so kommt stets doch ein Wort heraus, welches uns unerklärbar scheint. Vielleicht hat es einen Gott „Jok“ oder „Jak“ gegeben und dann könnten wir die 2 ersten Lettern mit Levy zu (לא)רן vervollständigen und (לא)רן יאק, „dem Herrn Jak“ lesen.

Dritte*) Inschrift von Sulcis.

Dieselbe wurde unseres Wissens noch nicht in Deutschland publicirt. Sie befindet sich bis jetzt nur in La Marmora's Itinerar (so heisst der

*) Die zweite Inschrift von Sulcis, welche bereits Judas so genannt hat, haben wir unter derselben Bezeichnung im § 2 aufgeführt, da sie zu denjenigen gehört, welche bis jetzt nur falsch copirt wurden, und also neuedirt werden musste und der besagte Paragraph den „Neuedirten Inschriften“ gewidmet ist.

5. und 6. Band seines Voyage en Sardaigne) und in Spano's Mnemosyne Sarda (Tafel VII, 7). Sie ist am Piedestal einer Aedicola eingegraben, in welcher wir die Figur der vielfach in Sulcis verehrten Göttin Isis in erhabener Arbeit erblicken. Die Inschrift ist leider nur Fragment und besteht aus zehn Buchstaben, welche offenbar dem sogenannten numidischen oder neuphönicischen Schrifttypus angehören.

Spano (Mnem. Sard. Cagliari 1864 a. a. O.) liest sie folgendermassen:

בדבעליתןבן

und übersetzt „Badbaalithan Sohn des . . .“

Bei dieser Auslegung scheint uns jedoch nur das Schlusswort בן richtig gelesen zu sein. Der zweite und dritte Buchstabe sind offenbar Gimel und Mem und gewiss nicht Daleth und Beth. Der vierte ist der einzige, welcher hier nicht ganz deutlich wäre. Er scheint mehr einem Kaph oder Wav zu entsprechen. Wenn wir ihn dennoch als ein Beth auffassen, so geschieht dies einestheils aus Deutungsgründen, anderntheils in Rücksicht auf die so häufige Unvollkommenheit neuphönicischer Schriftzeichen. Der sechste trägt auf dem Original, wie wir uns durch genaue Beobachtung desselben überzeugt haben, viel ausgesprochener die schiefe

Kreuzesform des numidischen Aleph oder Mem, als auf der obigen Copie, welche wir der Güte Spano's verdanken. Da er noch den kleinen Seitenbalken oben rechts hat, so wird er dadurch zu einem Aleph. Wir schlagen also vor, die ganze Inschrift auf folgende Weise zu lesen:

רגמבלאתן בן

und übersetzen „Regembaalethan Sohn des . . . .“

Dieser Eigenname kommt zwar bis jetzt auf keiner uns bekannt gewordenen Inschrift vor, ist jedoch so regelmässig gebildet, dass er wohl keinem Zweifel unterliegen dürfte. רגם (der Freund) dient auch in der h. Schrift oft zur Zusammensetzung von Eigennamen, z. B. Zachar. 7, 2, רגם־מלך, d. h. Freund des Königs. בל אתן dürfte eine abgekürzte Form von בעל איתן, Baal Ethan sein, welcher nach Movers einer der beliebtesten phönicischen Götter war und nicht mit בעל ארן zu verwechseln ist.

Vierte Inschrift von Sulcis.

Sie befindet sich auf einer Gemme, die das Siegel eines goldnen Ringes bildet, eingegraben. Der Ring, jetzt Eigenthum des Cav. Roych in Cagliari, wurde im District von Sulcis bei Villa Peruccio gefunden. Die Inschrift enthält nur 8 Buchstaben, gleichfalls in neuphönicischer Form,

welche Spano (Bullet. Arch. Sard. an. IX p. 81) folgendermassen liest:

לךלאדרה

und übersetzt: „A te, la Magnifica“. Er schwankt jedoch zwischen dieser Annahme und derjenigen, dass Oderah ein weiblicher Eigenname sei.

Was seine Lesung der Zeichen betrifft, so können wir mit Ausnahme des letztern, welches offenbar kein He, sondern ein Nun ist, und des fünften, das wir, da es nur aus einem Dreieck besteht und der Seitenstrich daran sehr klein ist, für ein Ain ansehen, im Ganzen damit einverstanden

sein. Durch die verschiedene Deutung dieser beiden Schriftzeichen erhalten wir die Lesung:

לכלא ערן

Das ל fassen wir mit Spano als Dativus Commodi auf. כלא halten wir für die neuphönicische Form von כלה, da uns bekanntlich nicht die Beispiele fehlen, dass im Neuphönicischen das Schluss-He bei Nomina und Eigennamen mit Aleph permutirt, z. B. bei Judas (Et. dém. pl. 17) steht שלריא statt שלריה, bei demselben (pl. 22) תיעלתיא statt תיעלתיה, bei Bourgade (Toison d'or, Tunensis XIV) מעצקלא statt מעצקלה, und in der Sulcensis II nach Movers (Levy Wörterbuch S. 19) חמאא statt חמה, und noch unzählige andere Beispiele. כלה heisst im Hebräischen ausser der gewöhnlicheren Bedeutung „Schnur“ auch die „Braut, junge Gattin (sponsa)“, z. B. Cant. 4, 8. Jer. 2, 32 u. s. w. Das nächstfolgende Wort ערן (hebräisch עֵדֶן) ist hinlänglich in der Bedeutung von „Glück und Wonne (deliciae, voluptas)“ bekannt. Wir würden also in der Aufschrift des Ringes einen Glückwunsch zu erblicken haben, welcher in den Worten „Der Neuvermählten Glück und Wonne“ ausgedrückt läge. Ein solcher Sinn scheint mir als Motto eines von einer Frau getragenen Ringes ungleich passender und findet viel eher seine Analogie in den Gewohnheiten des Orients, wo wir noch heut zu Tage Glückwünsche auf Tassen, Bechern, selbst Schmucksachen angebracht sehen, als die etwas schwerfällige Legende: „Dir, der Herrlichen“. Wahrscheinlich bildete der Ring ein Hochzeitsgeschenk, wie wir aus der Bedeutung des Wortes כלה, welches eine Braut und junge Gattin, etwa im Sinne des englischen „bride“ bezeichnet, womit man nicht nur die Verlobte, sondern auch die Neuvermählte meint, schliessen dürften.

Alle diese Inschriften von Sulcis (es sind ihrer mit der zweiten im Ganzen vier) gehören ihrer Buchstabenform nach dem neuphönicischen Schrifttypus an. Ueber die Schlüsse, welche wir aus diesem in Sardinien und überhaupt ausserhalb Afrika's sonst ganz beispiellosen Vorkommen numidischer Inschriften in Bezug auf die Bevölkerung von Sulcis folgern

können, haben wir uns schon oben in dem dieser Stadt gewidmeten achten Kapitel (S. 188) ausführlich ausgesprochen. Dort bemerkten wir auch, dass, obgleich die Mehrzahl der Inschriften von Sulcis den neuphönicischen Typus aufweist, dieses doch nicht bei allen der Fall sei. So sehen wir z. B. in der

Fünften Inschrift von Sulcis,

welche schon Gesenius bekannt war, unzweifelhaft den altphönicischen Schriftcharakter.

Wie man sieht, enthält das unter der Figur des Löwen befindliche Siegel nur die vier Buchstaben עבדא (oder vielleicht ערבא). Gesenius und Spano halten diese Inschrift für eine Verkürzung von עבדא(ל), indem sie ein Lamed ergänzend hinzufügen, und übersetzen „cultor Dei". Da wir jedoch einen genau so geschriebenen unverkürzten Eigennamen bereits aus vielen Inschriften (s. Levy Wörterbuch S. 35) kennen, so scheint es uns das Einfachste, diesen auch hier anzunehmen. Dieser Eigenname ist Abdo, der auch wieder auf einer erst vor Kurzem von Davis veröffentlichten karthagischen Inschrift genau so geschrieben vorkommt, wie auf unserm Siegel, nämlich עבדא (Levy Phönic. Stud. III S. 47).

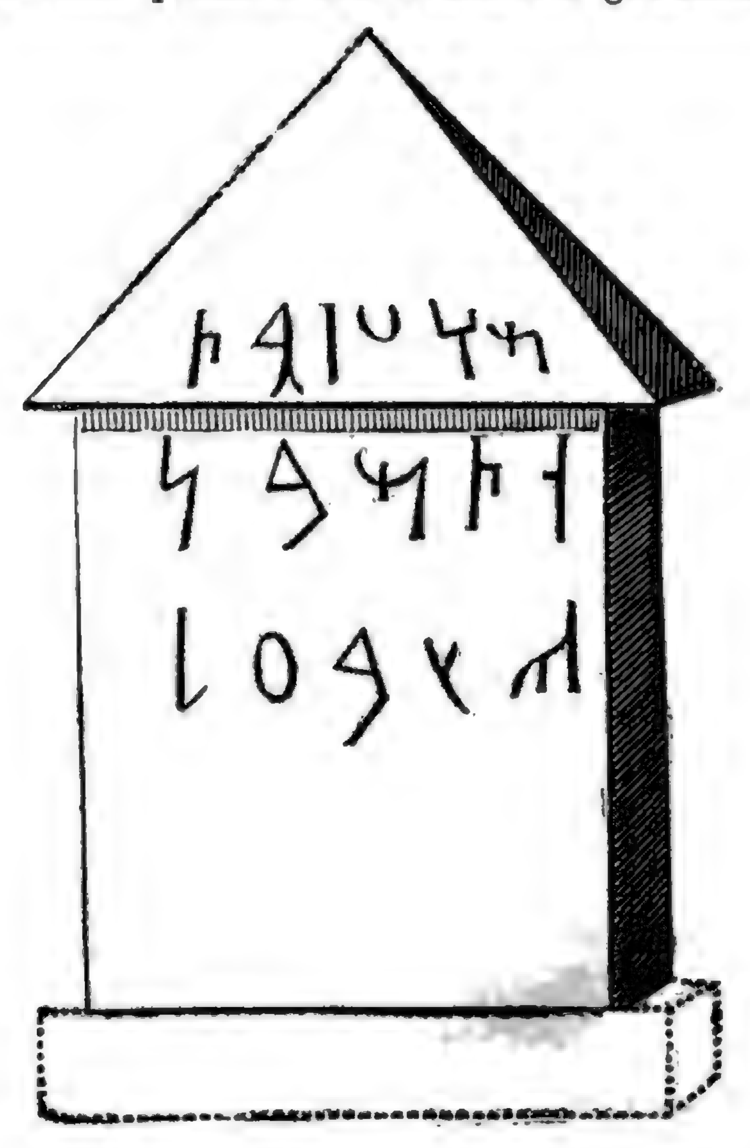
Inschriften von Tharros.

Die Nekropole dieser alten phönicischen Colonie (S. Kap. X) hat sich nicht nur als eine überreiche Fundgrube von vorrömischen Kunstgegenständen bewährt, sondern uns auch mehr Inschriften in phönicischer Sprache enthüllt, als das ganze übrige Sardinien zusammen. Von diesen wurden bis jetzt sechs durch Spano veröffentlicht, von denen jedoch zwei so mangelhaft copirt waren, dass wir sie in den nächsten, den „Neuedirten

Inschriften“ zu widmenden Paragraphen verweisen müssen. Ausser diesen sechs haben wir bei unserm Aufenthalt in Sardinien noch einige unedirte vorgefunden, die wir im dritten Paragraphen behandeln. In diesem Abschnitte haben wir es nur mit vier zu thun, von welchen wir die erste, da wir weiter unten der grössten, bis jetzt entdeckten Tharrensischen Inschrift den Namen der „Tharrensis prima“ beigelegt haben, als

Zweite Inschrift von Tharros

bezeichnen wollen. Dieselbe wurde von Dr. Levy (Phön. Stud. II. Tafel, Nr. 16) bereits in Deutschland veröffentlicht. Sie befindet sich auf einer viereckigen Stele von Sandstein mit pyramidenförmigem Aufsatz und kann ein getreues Bild eines phönicischen Grabsteins gewähren.



Spano bespricht dieselbe zweimal in seinem Bullettino Arch. Sard., das erste Mal ann. II, p. 35, wo er seine eigne Lesart veröffentlicht, das zweite Mal ann. V, p. 77, wo er Dr. Levy's Auslegung giebt. Da er erstere selbst aufgegeben und diejenige des Dr. Levy angenommen hat, so behandeln wir hier nur die letztere, welche folgende Entzifferung giebt:

מצ . . בת
כ ת ם ב ן
י ו ב ע ל

Uebersetzt: „Grabstein des Katam des Sohnes des Jubal."

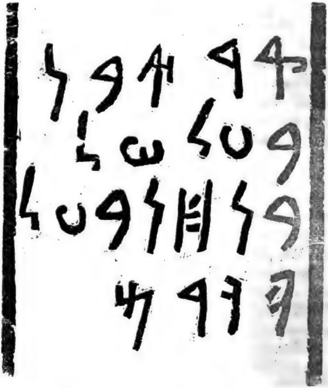
Gegen die Lesung der zwei letzten Zeilen, sowie auch gegen die der beiden ersten und der beiden letzten Buchstaben der ersten Linie können wir nichts einwenden. Wohl aber scheint uns die Annahme des Auslegers, dass die zwei mittelsten der sechs Buchstaben der Aufschrift von zufälligen Einschnitten in den Stein herrühren, nachdem wir das Original genau besichtigt, nicht begründet. Diese zwei Schriftzeichen halten wir vielmehr für entschieden vorhanden und auf dem Holzschnitt richtig angegeben. Das erste derselben giebt sich deutlich als ein Ain zu erkennen. Das zweite halten wir für jene Form des Buchstaben Wav, wie wir sie auf dem lapis Carpentoractensis und auch auf den Carthaginienses bei Gesenius sehen. Wir würden also vorschlagen, die erste Linie oder Aufschrift so zu lesen.

מצע ובת

Wörtlich übersetzt: „Lagerstätte und Haus". מצע wird von Gesenius (Lexicon S. 556) durch lectus, cubile, übersetzt und von יצע abgeleitet. Diese beiden durch die copulative Conjunction verbundenen Wörter „Lagerstätte" und „Haus" stehen offenbar hier wie *ἓν διὰ δυοῖν* zu einander, so dass ein Begriff sich dem andern als Genitiv unterordnen könnte. Die Form *ἓν διὰ δυοῖν* ist keineswegs im Hebräischen ohne Beispiele. So haben wir 2 Chr. 16, 14, die Worte בְּשָׂמִים וּזְנִים, wörtlich übersetzt: Specereien und Arten, deren Sinn aber der ist: „Arten von Specereien". Nach dieser Analogie ordnen wir auch hier das erstere Nomen dem letzteren als Genitiv unter und lesen statt „Lagerstätte und Haus", „Haus der Lagerstätte", d. h. Grab.

Dritte Inschrift von Tharros.

Die Sandsteintafel, worauf diese Inschrift eingegraben ist, bildete bis zum J. 1850 einen Theil des natürlichen Felsens in der Todtenstadt von Tharros und befindet sich jetzt im Museum von Cagliari.



Spano (Bull. Arch. Sard. an. IX, p. 36) liest sie folgendermassen:

קרחבן
בעלטל
בןחנבעל
הכרם

wozu er noch die fehlende erste Zeile ergänzt,

Digitized by Google

מצבתחמל

und übersetzt:

„Grabstein des Hamilkar, Sohn des Baaltal, Sohn des Hannibal, des Weinhändlers“.

Gegen diese Uebersetzung haben wir nur das einzuwenden, dass der Name בעלטל bisher auf keiner phönicischen Inschrift gelesen wurde. Er soll wohl von בעלטול (Baal wirft nieder) abgeleitet sein? Uebrigens scheint mir auch der hier als Teth gelesene Buchstabe mehr einem Schin zu entsprechen. Ausserdem dürfte die zweite Zeile, von welcher ein Stück abgebrochen ist, ursprünglich noch ein sechstes Schriftzeichen enthalten haben. Ergänzen wir dieses durch ein Kaph und lesen wir den 4. Buchstaben der 2. Zeile als Schin, so erhalten wir den sehr bekannten phönicischen Namen בעלשלך, Baal Schillak (Levy Wörterb. S. 12).

Auch in Bezug auf die letzte Zeile müssen wir eine Bemerkung machen. Nachdem wir nämlich den Stein wiederholt genau besichtigt hatten, wollte es uns vorkommen, als ob auf das Mem am Schluss noch ein Jod folge, welches freilich durch Verletzung der Tafel etwas undeutlich geworden aber doch erkennbar ist. Wir besässen also hier das Wort הכרמי, entweder gleichfalls durch „vinitor“ zu übersetzen, oder, was mir wahrscheinlicher vorkommt, als Geschlechtsname aufzufassen. Als Eigenname kommt es in der Bibel öfter vor, als Geschlechtsname nur einmal. Die Bedeutung war jedenfalls eine so allgemein anwendbare, dass es uns nicht wundern darf, auch in Tharros ein Geschlecht „die Kharmiter“ zu finden.

Vierte Inschrift von Tharros.

Auf einer ziemlich dicken Tellerscheibe von Braunspath oder Dolomit, aus der Nekropole von Tharros stammend, befindet sich auf dem innern Rande eine Inschrift, von der wir hier ein getreues Facsimile geben.

Spano (Bull. Arch. Sard. an. VI p. 177) liest sie folgendermassen:

מהיצכןהעזבןרצמבעל

und übersetzt:

„Mahizcan, der Starke, Sohn des Razembaal".

Mit dieser Lesung können wir unmöglich einverstanden sein. Statt des He von dem vermeintlichen העז haben wir hier doch offenbar מ, und das Sain an dieser Stelle ist ebensowenig zu entdecken, wie das Mem in Razembaal und die zwei Zade in der ganzen Inschrift. Wir glauben desshalb berechtigt zu sein, eine andere Lesung vorzuschlagen:

מעזי כן מעון בן דינבעל

Was die Lesung der 18 Buchstaben betrifft, so sind:

1. und 7., Mem, und 2. 8. 17., Ain, vollkommen deutlich. 3. entspricht ganz dem Sain auf Levy's alphab. Tafel VI 1, b und c. 4. und 14. können nur als Jod gelesen werden, da ein so ausserordentlich kleiner Strich unmöglich Nun oder Lamed sein dürfte, die wir schon in sehr ausgesprochener Form auf derselben Inschrift haben. Diese Form des Jod findet sich im Fragmentum Blacassianum wenigstens zwanzigmal, gleich Fragment I, Hälfte I, Zeile 2 viermal, Zeile 3 dreimal u. s. w. Auch die Form, welche Levy's Tafel unter III, 3, c giebt, ist fast dieselbe. Buchstabe 5 halten wir für Kaph. 6, 10, 12, 15 sind vier Nun von der gewöhnlichen Form und unverkennbar. 9 ist vielleicht der einzige undeutliche Buchstabe der Inschrift. Wir lesen ihn als Wav nach Analogie des dritten Buchstaben der zweiten Inschrift von Tharros. 11 und 16 sind sehr ausgesprochene Beth, und 13. ein deutliches Daleth. Was wir sonst auf fast allen sardinischen Inschriften vermissen, nämlich einen wohl accentuirten Unterschied zwischen Beth und Daleth, finden wir hier, grade wie auf den schönsten Denkmälern von Sidon und Karthago. Endlich ist 18 das einzige Lamed, welches auf dem Stein vorkommt. Auch in seiner Form zeigt sich die Vollkommenheit des Schrifttypus, denn es ist genau von den vier Nun unterscheidbar, während doch auf fast allen andern sardinischen Inschriften Nun und Lamed gar nicht unterschieden werden können.

Wir übersetzen folgendermaassen:

Von Asi (Isis?) Gnade! Maon, Sohn des Dinbaal.

Den Anfangsbuchstaben Mem halten wir für die Abkürzung der Praeposition מן (von, aus). Das mit ihm verbundene Wort Asi ist uns schon aus Dr. Levy's Phönic. Stud. (II, 35) als ein Göttinnenname bekannt. Man vermuthet, dass es einen Beinamen der Astarte bildete. Diese phönicische Gottheit wurde höchst wahrscheinlich von den Tharrensern, bei denen ägyptische Symbole und Cultusformen so vielfach Eingang gefunden hatten, unter der Form der Isis verehrt. In der That wissen wir ja nicht bestimmt, ob עשי als Asi oder als Isi auszusprechen sei. Jedenfalls zeigt dieser Name grosse Aehnlichkeit mit dem der Göttin Isis. So

hätten wir also möglicherweise eine phönicische Form des Namens der vielverehrten Isis, wie wir auf der Sulcensis II (§ 2) eine andere Form desselben, nämlich חציש, antreffen werden.

כן dürfte statt חן (Gnade) stehen, wie ja solche Permutationen des Cheth in Kaph im Phönicischen öfter vorkommen, z. B. Melitensis II, 2 כלת statt חלת und in der ersten Inschrift von Umm el Awamid (Levy Phön. Stud. Heft III, S. 31).

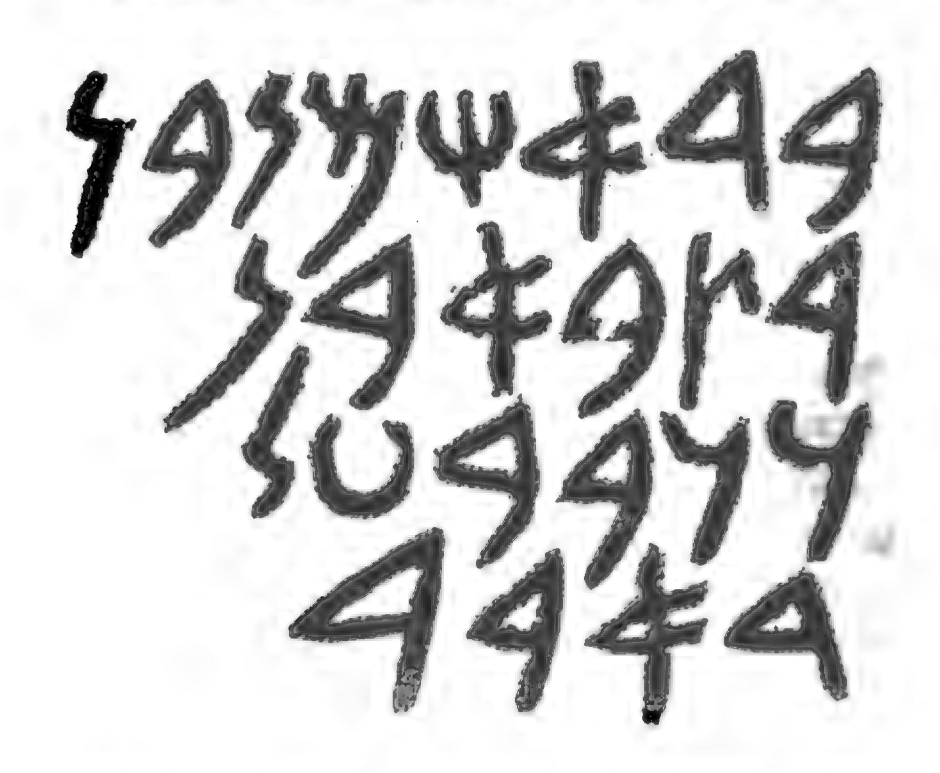
מען ist uns aus der Bibel bereits als Name eines arabischen Volksstammes (Judices 10, 12) und auch als der einer Stadt in Juda (Josua 15, 55) bekannt, scheint also bei beiden semitischen Völkern, Arabern wie Hebräern, grosse Verbreitung gehabt zu haben, desshalb braucht es uns nicht zu wundern, wenn wir diess Wort bei einem dritten semitischen Volke, den Phöniciern, als persönlichen Eigennamen wiederfinden. Wir wissen übrigens nicht, ob das Ain im phönicischen מען weich wie im hebräischen „Maon" oder nicht vielleicht hart, wie in Gomorra, Gaza ausgesprochen wurde. In letzterem Falle müssten wir Magon aussprechen und hätten hier vielleicht eine andere Form des bekannten phönicischen Namens מגן.

Was endlich die Ableitung des Namens דינבעל betrifft, so erscheint dieselbe durchaus regelmässig. דין heisst „Gerechtigkeit" und die Zusammensetzung mit dem göttlichen Namen, Dinbaal, „Gerechtigkeit des Baal", besitzt gewiss als Eigenname ebensoviel Berechtigung, wie חנבעל, „Gnade des Baal" und andere ähnliche, deren einer Theil ein Nomen abstractum ist.

Die Form unsrer Inschrift muss freilich eine ungewöhnliche genannt werden. Ihrem Sinn nach scheint sie eine Dankinschrift zu sein, entweder für ein erfülltes Gelübde, was jedoch durch die Abwesenheit des Wortes נדר unwahrscheinlich wird, oder, was uns eher zu sein scheint, für eine sonstige, nicht durch Gelübde erflehte Wohlthat, deren Verleihung der Göttin zugeschrieben wurde. Die ungewöhnliche Form der Inschrift könnten wir allenfalls durch die ungewöhnliche Form des dargebrachten Gegenstandes erklären. Dieser Gegenstand war andrer Natur, als ein gewöhnlicher Inschriftstein. Während ein solcher erst durch die auf ihm angebrachte

Inschrift Bedeutung gewinnt, lag hier schon in dem Gegenstande selbst ein religiöser Zweck angedeutet. Der Gegenstand war nämlich ein runder Teller, offenbar zu einem gottesdienstlichen Zwecke, wahrscheinlich zur Darbringung von Opferkuchen bestimmt. Die Inschrift konnte sich also hier kürzer fassen, sie brauchte nur die Namen der Gottheit, welcher der Opferteller geweiht war, und Desjenigen, der ihn widmete, zu nennen, alles Andere konnte aus dem Gegenstand selbst gefolgert werden. Spano vermuthet, dass auch in der runden Gestalt des Tellers eine Bedeutung liege und zwar die, dass der Gegenstand dem Sonnengotte geweiht war, dessen Symbol, die Sonne, als eine Scheibe abgebildet wurde.

Fünfte Inschrift von Tharros.



Eine gleichfalls aus dem Fels der Tharrenser Nekropole abgelöste Sandsteinplatte, jetzt im Besitz des Herrn Biondelli in Mailand, enthält die einzige sardinische Inschrift, welche, da sie sich nicht mehr in ihrem Vaterland befindet, uns nicht zu Gesicht kam und deren von Spano gemachte, uns mitgetheilte Copie etwas mangelhaft erscheint. Eine bessere wurde von Dr. Ascoli, welcher das Original in Mailand gesehen hatte, in

der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht. Da wir das Original nicht kennen, so begnügen wir uns hier die beiden einzigen uns bekannt gewordenen Lesungen und Deutungen dieser Inschrift wiederzugeben.

Spano liest sie folgendermassen:

בראשמן בן
ר צ ב א בן
כ ו כ ב ע ל
תארר

und übersetzt: Abdesmun, Sohn des Razba, Sohn des Kochbaal, der Tharrenser.

Folgendes ist die Lesung des Dr. Ascoli:

בראשמן בן
פ ת ח א בן
מ ה ר ב על
הספר

wovon die Uebersetzung lautet: Abdesmun, Sohn des Phatcha, Sohn des Maharbaal, der Schreiber.

Erstere Auslegung hat das Missliche, dass sie uns zwei vollkommen unbekannte Eigennamen, Razba und Kochbaal, deren Ableitung auch nicht klar erscheint, giebt. Letztere besitzt jedoch den Vorzug, uns nur bekannte Eigennamen zu geben, zwei, Abdesmun und Maharbaal, in ihrer gewöhnlichen Form, den dritten, Phatcha, in einer neuen Gestalt. Was diesen anbetrifft, vermuthen wir nämlich, dass er nur eine etwas verlängerte Form von פתח (Levy, Wörterb. S. 40) sei, welches gewöhnlich als Ptah wiedergegeben wird.

Dreisprachige Inschrift von Pauli Gerrei.

Schliesslich müssten wir unter den bekannten auch noch die berühmte dreisprachige Inschrift von Pauli Gerrei anführen. Da dieselbe jedoch diejenige von allen sardinischen Inschriften ist, welche in Deutschland am Meisten bekannt wurde, und sowohl die in der Zeitschrift der

Deutschen Morgenl. Ges. (Bd. XVIII, 53) gegebene Copie, als die beiden von Spano (Illustrazione di una base votiva. Turin 1862) und von der Turiner Academie (Bd. XX) veröffentlichten Facsimile's das Original getreu wiedergeben, wie wir uns durch eigne Anschauung desselben überzeugt haben, so können wir dieses Denkmal als zu bekannt annehmen, um einer weiteren Veröffentlichung zu bedürfen, besonders da auch hier der Grund, welcher uns zur Wiedergabe einer andern gleichfalls sehr bekannten, der ersten Inschrift von Nora bestimmt, ganz wegfällt, der Grund nämlich, dass dieselbe noch keine genügende Erklärung gefunden hatte. Letztere Aufgabe scheint uns vielmehr vollkommen gelöst und zwar ausser durch die oben citirten Schriften hauptsächlich durch Gildemeister (Rhein. Museum XX, S. 295), durch Dr. Levy in der Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Ges. (a. a. O.) und in den Phön. Stud. (Heft III, S. 40) sowie durch Dr. Ascoli in derselben Zeitschrift und durch Prof. Ewald (Göttinger gelehrte Anzeigen). Alle diese Gelehrten weichen nur in der Auslegung von wenigen Worten von einander ab. Zweifel scheinen nur über die Lesung der auf der Tafel etwas undeutlichen Buchstaben, welche auf אש נדר אכלין folgen, zu herrschen. Ueber das Schin oder Jod, welches auf Aklion folgt, können wir uns selbst nach Besichtigung des Originals nicht mit Bestimmtheit aussprechen. Ebenso räthselhaft erscheint das Samech. Sehr einladend scheint uns die Auslegung des Dr. Ascoli, welcher das auf Aklion folgende Wort שחם liest und für einen Latinismus (von socius gebildet) hält, wie wir ja auf derselben Inschrift noch einen andern deutlichen Latinismus haben.

§ 2.

Neuedirte Inschriften.

Zweite Inschrift von Sulcis.

Dieselbe befindet sich auf einer Tafel von schwarzem Basalt, in Sulcis entdeckt und nun neben den Inschriften von Nora in die Wand des Museums zu Cagliari eingelassen. Sie hatte mehr als irgend eine andere

sowohl ihrer eigenthümlichen Schriftform, als der seltsamen Deutungen, die von ihr gemacht wurden, wegen, unsre Neugierde erregt, noch lange ehe wir das Original in Anschauung nehmen konnten. Diese seltsamen Deutungen, deren uns drei, die der Herren de Saulcy, Judas (Et. dém. pl. 28) und des Prof. Lanci in Rom bekannt waren, kamen uns so abenteuerlich vor und befriedigten uns so wenig, dass wir auf die Vermuthung geriethen, die Copieen, welche zu solchen Resultaten führen konnten, möchten wohl nicht die richtigen sein, und hierin täuschten wir uns nicht. Denn beim ersten Vergleich des Originals mit der Copie in Judas' Werke bemerkten wir, dass letzterer wenigstens 8 Schriftzeichen falsch wiedergegeben hatte. In Lanci's Copie fanden wir gar 12 Abschreibefehler. Wir gaben uns desshalb alle Mühe, mehrere richtige Abdrücke von der Inschrift zu erzielen, was uns auch, da der Stein glatt ist, nur geringe zufällige Einschnitte und Verletzungen zeigt und die Buchstaben tief und breit eingegraben sind, im Ganzen trefflich glückte. Da aber solcher zufälliger Einschnitte und Verletzungen des Steins dennoch einige, wenn auch wenige, vorkommen, so begnügten wir uns nicht mit den Abdrücken allein, sondern nahmen auch noch mehrmals Copie der Inschrift, vervollständigten nach ihr das Mangelhafte und verdeutlichten das Dunkle in den Abdrücken. Das Resultat dieser Bemühungen bildet die auf der beigegebenen Tafel II. lithographirte Inschrift, für die wir den ihr von Judas zuerst beigelegten Namen „Sulcensis secunda“ beibehalten haben. Der Stein ist durchaus von der Dimension des Facsimile's und alle Buchstaben befinden sich genau auf ganz derselben Stelle, wie auf dem Original.

Die Form der Schriftzeichen ist im Allgemeinen die numidische oder neuphönicische. In Einzelheiten, namentlich in der Gestalt der Buchstaben He und Cheth, weicht jedoch die Sulcensis secunda von der Mehrzahl der diesen Typus darbietenden Inschriften ab, stimmt aber mit einer Minderzahl bekannter numidischer Schriftdenkmäler überein, zu welcher die 9., 10., 13., 18., 23. und 25. Inschrift von Tunis (Bourgade, Toison d'or 2. Aufl. Paris 1856), ferner Numidica V und XII (erstere bei Gesenius tab. 24, letztere bei Judas pl. 13, von Levy die 9. Dankinschrift ge-

nannt), endlich noch einige der Tripolitanae und Leptitanae gehören. Alle diese Inschriften unterscheiden sich ebensogut wie Sulcensis II, von der Mehrzahl dadurch, dass sie die Buchstaben He und Cheth in anderer Form, als in der gewöhnlichen, geben. Diese seltnere Form gleicht einem lateinischen lapidaren R, welches man von rechts nach links umgelegt hätte. Judas erblickt auch wirklich darin auf unserer Basalttafel den dem R entsprechenden Buchstaben Resch, Lanci bald ein Resch, bald ein Beth, während sie auf andern Schriftdenkmälern von Gesenius, Bourgade, Levy, ja von Judas selbst meistentheils als He, zuweilen aber auch als Cheth gedeutet wird.

Diese Abweichungen von dem jetzt als richtig anerkannten Satze, dass der fünfmal auf der Inschrift vorkommende besagte Buchstabe kein Resch, sondern nur He oder Cheth sein kann, verbunden mit der Fehlerhaftigkeit der Copieen, mussten die Herren de Saulcy, Judas und Lanci natürlich zu Resultaten führen, welche nicht die richtigen sein konnten. Dennoch müssen wir zu Gunsten der Lesung des Herrn Judas bezeugen, dass dieselbe, mit Ausnahme der erwähnten falsch gedeuteten und der falsch copirten Schriftzeichen, sich in Bezug auf die Identification der andern Buchstaben fast durchgängig richtig bewährt, so richtig, dass wir die Lesung des Herrn Judas zur Grundlage der unsrigen nehmen konnten. Da aber die falsche Lesung sich immer noch auf wenigstens 13 Buchstaben erstreckt, so musste begreiflicherweise ein falscher Sinn herauskommen.

Wir theilen zuerst die Lesung des Herrn de Saulcy mit:

לבל נש נר דהציש
בעל רמאא אש נבד לב
אגבהאהמא תנ מקדש
לכן לא ול עצמבנא
כעבה ארמת למתן בנמת
כם תנעצ לחתמ לא

Folgendes ist die Uebersetzung des Herrn de Saulcy:

Ne oblivione obruatur Nero Drusus
civis Romae vir purus cordis
maximus optimus datum et sacrum

ut stet in perpetuum et Agrippinae
quam affligeret sublimitas honoris divini.
Accumulata est glorificatio ut compleretur in aeternum.

Wir hätten also hier nach de Saulcy eine Art von Gedächtnissinschrift mit religiöser Nebenbedeutung zu Ehren des Drusus und der Agrippina. Abgesehen davon, dass phönicische Gedenkinschriften uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden sind (wenn man nicht vielleicht die von Abusimbel oder Ipsambul so nennen kann?), so kommt uns der Umstand, dass so gewichtige Persönlichkeiten, wie Drusus und Agrippina, keine bessere Verewigung ihres etwaigen Aufenthalts in Sulcis oder möglicher Weise ihrer dieser Colonie erwiesenen Wohlthaten gefunden hätten, als diejenige durch eine elende kleine Basalttafel in einer ihnen fremden Sprache, der phönicischen, und mit auffallend schlecht gezeichneten numidischen Buchstaben so durchaus unwahrscheinlich vor, dass wir, selbst wenn Herr de Saulcy nicht den graphischen Theil mangelhaft behandelt hätte, dennoch seine Ansicht kaum theilen könnten. Herr Judas selbst (Et. dém. S. 190) stimmt jedoch mit uns darin überein, die Inschrift als Dankinschrift aufzufassen, in deren Lesung er übrigens fast gar nicht, und in deren Deutung er nur wenig von de Saulcy abweicht.

Noch weniger vermögen wir mit der Lesung und Deutung des Professor Lanci übereinzustimmen, welche wir eigentlich fast nur der Curiosität wegen hier mittheilen.

לסלם בר דרשחב
ועל ברקת תארסר לי
תפרד תבא תח אקות
לכן לתלת זאבערת
כעב דתן תלאזוברז
כא בִורש שלהכאלת

Man bemerke, dass dieser Gelehrte den Eigenthümlichkeiten des neuphönicischen Schrifttypus gar nicht Rechnung trägt, sondern durchaus so liest, als ob wir es hier mit altphönicischen Lettern zu thun hätten. So erblickt er in dem Mem und Aleph unsrer Inschrift fast immer ein Tau, in dem Zade ein Schin, im Jod ein Cheth u. s. w. Nach dieser Lesung übersetzt er folgendermassen:

Alla pace del figlio del secolo il quale fu interrato,
E sulle obbligazioni di quanto egli adempier dovea
Trasmigrò per sottoporsi alle profondità delle investigazioni.
Venite pregate Sabarthe
Il suo culto ci purifica et ci preserva dei mali
Questo ci è lo ammonticchiato sepolcro di Hanno.

Wir wollen versuchen den geheimnissvollen Sinn dieser Worte im Deutschen so annähernd wie möglich wiederzugeben:

„Dem Frieden des Sohnes des Jahrhunderts, welcher begraben wurde,
„Und (zum Andenken) an die Pflichten, welche er erfüllen sollte,
„Er (seine Seele) wanderte aus, um sich der Tiefe der Nachforschungen zu unterwerfen.
„Kommet, betet zu Sabarthe!
„Ihr Dienst reinigt uns und befreit uns von den Uebeln.
„Dieses ist das in Hügelform aufgehäufte Grabmal Hanno's."

Wer war Sabarthe? Was bedeutet die Tiefe der Nachforschungen, der sich Hanno nach seiner Seelenwanderung unterwarf? Was sind die Pflichten, die er erfüllen sollte? Seit wann wurden die phönicischen Gräber in Hügelform aufgehäuft? Das sind Fragen, deren Beantwortung wir bereitwillig Andern überlassen und in Bezug auf welche wir gerne gestehen, dass der Sinn dieser Auslegung eben so sehr unsern Horizont übersteigt, wie er über demjenigen der phönicischen Colonisten von Sulcis gestanden haben wird.

Von zwei der genannten Ausleger fasst der eine das Denkmal als einen Gedächtnissstein, der andere als eine Grabsäule auf. Wunder muss es uns jedoch nehmen, dass ausser Judas noch Niemand auf den Gedanken verfiel, in ihm eine Dankinschrift zu erblicken, und doch scheint schon gleich der Anfangsbuchstabe ל (als dativus commodi), mit welchem fast alle Schriftdenkmäler dieser Classe beginnen, darauf hinzuweisen. Ausserdem entspricht die Länge der Inschrift vollkommen einer solchen Bedeutung. Die gewöhnlichen Grabinschriften sind alle viel kürzer, haben weniger Buchstaben in einer Zeile und überhaupt der Linien selten mehr, als drei oder vier. Von dieser Erwägung liessen wir uns zuerst darauf hinleiten, es einmal

mit einer ganz andern Lesung der Inschrift zu versuchen und geben nun Folgendes als das Resultat unsrer Entzifferung.

לבלת שוחד הציש
בעלת חמאא אש פה לפא
א גדרא חם אשמן בו ג
לון לאולא חם בעלא
ואדנא חמן למתן בחן
ומתן רץ צלחת מלא

Hiezu schlagen wir folgende Uebersetzung vor:

Der Herrin des Gelübdes, Isis,
Der Göttin der Sonne (dieses Denkmal) welches hier im Winkel
Der Mauer vollendete Esmun Sohn des
Golon, zum Opfer vollendete er es der Göttin
Und seinem Herrn Chamon, als Gabe in Gnaden
Und als Gabe für die Gunst der Erfüllung (des Gelübdes).

Erste Zeile:

לבלת שוחד הציש

Mit Ausnahme von vier stimmt unsre Lesung aller Schriftzeichen dieser Zeile mit derjenigen des Herrn Judas überein. Von denjenigen, in deren Auslegung wir abweichen, war der 4. bei Judas falsch copirt; er kann nach der richtigen Copie nur ein Tau sein. Der 7. und 9. Buchstabe wird von Judas nach der schon oben erwähnten falschen Auffassung als Resch gelesen, während wir ihn für Cheth oder He halten. Wahrscheinlich ist jedoch dieser Buchstabe, so oft er auf den numidischen Denkmälern vorkommt, immer He, wie es auch Dr. Levy in der Erklärung der neuphönicischen Inschriften (Phön. Stud. H. II, S. 65 u. ff.) annimmt. Bei unsrer speciellen Inschrift wird diess besonders dadurch wahrscheinlich gemacht, dass wir den Buchstaben Cheth in seiner gewöhnlichen Form zweimal (Zeile V, 14 und VI, 9) finden. Wenn wir gleichwohl in der Transcription mit hebräischen Lettern manchmal Cheth gesetzt haben, so geschah diess nur, weil das hebräische Wort dieses Schriftzeichen enthielt. In solchen Fällen müssen wir aber annehmen, dass im Neuphönicischen

das Cheth in He permutirt hatte, wie ja die Permutation beider Consonanten in diesem Dialect häufig vorkommt. Den 6. Buchstaben fassen wir hauptsächlich aus Deutungsgründen als ein Wav auf.

בלת für בעלת, welches wir aus I. Könige 17, 17 als Femininum von בעל kennen, dürfte keine Schwierigkeit bieten, da wir schon im Neuphönicischen (Levy Wörterb. S. 10) בל als Abkürzung von בעל haben.

שוחר halten wir für eine verlängerte Form von שֹׁחַד munus, donum, welches in II Kön. 16, 8 unter der Bedeutung eines Sühngeschenks oder Lösegelds vorkommt, also sehr gut auf die durch ein Gelübde bedingte Gabe anwendbar erscheint. Wir übersetzen es bildlich durch „Gelübde" selbst.

הציש, Hes oder Isis. Bisher haben wir den Namen dieser Göttin noch auf keinem phönicischen Denkmal, wenn wir nicht allenfalls das oben erwähnte Asah, Asi oder Isi (Levy Phön. Wörterb. S. 37) dafür nehmen können. Nun besitzen wir aber deutliche Beweise, dass diese ägyptische Gottheit zu einer Zeit in Sulcis verehrt wurde, in welche wir ihrem Typus nach sehr gut die Entstehung unsrer Inschrift verlegen können. Dieser Schrifttypus ist ein solcher, wie er in den libyphönicischen Städten hauptsächlich in der Zeit nach dem Falle Karthago's vorherrschte, und diese Zeit ist grade diejenige, in welcher der durch die Ptolemäerherrschaft nach Phönicien verpflanzte Isiscultus auch in den zahlreichen römischen Colonieen Eingang fand. Die Beweise für die Verehrung dieser Göttin in Sulcis sind unzweifelhaft. Sowohl die zahlreichen mit ihrem Bildniss geschmückten Aedicolae (s. Seite 93, 187, 189, sowie § 1, dritte Inschrift von Sulcis), deren Fundort Sant' Antioco bildete, als die von La Marmora hier entdeckte lateinische Inschrift eines Tempels der Isis und des Serapis sprechen deutlich dafür. Letztere Inschrift, welche durch den Ankauf des Prof. Kayser nach Christiania in Norwegen kommen sollte, befand sich am Piedestal einer Statue des L. Cornelius Marcellus, welcher auf ihr als Restaurator des Tempels der Isis und des Serapis in Sulcis genannt wird (La Marmora, Voyage en Sardaigne, Vol. II, livre III, Chap. I, p. *33)*. Da nun diese Göttin in Sulcis verehrt wurde, so hatte ihr Dienst gewiss

auch unter den Nachkommen der phönicischen Colonisten Eingang gefunden, ja wahrscheinlich noch mehr, als unter den Römern selbst, wie wir aus der vielfachen Vermengung ägyptischer und phönicischer Cultuselemente in Sardinien im Allgemeinen und im Besondern aus dem Vorkommen einer phönicischen Inschrift auf einer das Bildniss der Isis tragenden Aedicola von Sulcis (§ 1. 3. Inschr. von Sulcis und S. 187) entnehmen können. Ihr Cultus scheint sogar so verbreitet gewesen zu sein, dass sie unter den weiblichen Gottheiten die höchste Stelle einnahm, wie sie ja in späterer Zeit überall als Naturgöttin, wir möchten fast sagen, als Universalgöttin angesehen wurde. Desshalb musste sie auch ihren Verehrern als die Herrin oder Göttin kat' exochen erscheinen und ihr der Name בלת oder בעלת eher zukommen, als irgend einer andern.

Die Form, in welcher dieser Name hier gegeben wird, הציש, scheint eine Vermischung der beiden bekanntesten Namensformen dieser Göttin. Die Aegypter nannten sie Hes (s. Bunsen Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, die sieben Götter der dritten Ordnung), vielleicht aber auch Hesis oder Heses, da die ägyptischen Consonanten nicht selten für eine ganze Sylbe, welche mit einem und demselben Buchstaben beginnt und schliesst, stehen, z. B. in dem Namen Ramses, wo die letzte Sylbe oft durch ein einziges Zeichen ausgedrückt erscheint. Diess dürfte auch aus dem Umstand hervorgehen, dass die Griechen diesen Namen in Isis verwandelten. Unter der letzteren griechischen Form war die Göttin in den römischen Colonieen bekannt, aber es lässt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die von Phöniciern stammenden Bewohner dieser Colonieen, dem ägyptischen Element näher stehend als die Römer, auch von der ursprünglichen Form des ägyptischen Namens, Hes, unterrichtet waren. Da sie aber diesen Namen so oft Isis nennen hörten, so mochten sie wohl beide Formen, das ägyptische Hes und das griechische Isis, zu einer einzigen verschmelzen, welche Hesis oder Hisis wurde. Schliesslich bliebe uns auch noch die Annahme, dass הציש ganz einfach für das griechische „Isis" stehe. Da das Jod am Anfang nicht consonantisch, sondern vocalisch auftritt, so würde Isis im Phönicischen wahrscheinlich durch איציש

oder in verkürzter Form אציש wiedergegeben worden sein. Nun wissen wir aber, wie oft Aleph im Neuphönicischen mit He permutirt, z. B. הבן statt אבן (Bourgade, Tunisiennes 13, 1; 15, 1; 23, 1). Eigenthümlich ist jedenfalls die Verschiedenheit der beiden Consonanten am Anfang und am Ende der Sylbe ציש. Wahrscheinlich müssen wir annehmen, dass hier das Zade nur den Werth eines schwachen שׂ, welches gewöhnlich שׂ geschrieben wird, besitzt und diess dürfte auch der Werth des zweiten Consonanten sein. Eine solche Permutation eines einzigen Buchstaben in einer dasselbe Schriftzeichen zweimal enthaltenden Sylbe ist im Phönicischen nicht ohne weitere Beispiele; so werden wir weiter unten in der siebenten Inschrift von Tharros צין für ציץ gebraucht finden.

Zweite Zeile:

בעלת חמאא אש פה לפא
א

Bis auf fünf Buchstaben haben wir auch in dieser Zeile alle so gelesen, wie Herr Judas. Von diesen fünf gehören zwei der obenerwähnten Form des He an, welche Judas bekanntlich mit Resch verwechselt. Die drei andern sind folgende: Der 4. Buchstabe ist kein Lamed, sondern entspricht ganz dem Tau, wie wir es auf Leptitana II, 1, 6 und III, 1, 6, sowie in vielen andern neuphönicischen Inschriften sehen. Der 11. ist in Judas' Copie fehlerhaft, d. h. nur als ein grader Strich wiedergegeben, während er in Wirklichkeit oben umgebogen erscheint und ganz dem Phe entspricht, wie wir es in der Numidica VI, 1, 11 und 4, 8 (Gesenius tab. 25) sehen. Den 14. lesen wir gleichfalls als Phe, da er dem ersten sehr gleicht, nur etwas kleiner ausgefallen erscheint. Von den beiden durch Schin wiederzugebenden Schriftzeichen ist das zweite, der 10. Buchstabe dieser Zeile, bei Judas so falsch copirt, dass es wie zwei verschiedene Buchstaben aussieht und auch von diesem Gelehrten so aufgefasst wird, während es in Wirklichkeit nur ein einziges und zwar ganz dasselbe, wie Zeile I, 12 ist.

בעלת, welches wir oben in verkürzter Form sehen, finden wir hier in seiner gewöhnlichen.

חמאא wurde schon von Movers (Encyclopädie, Artikel Phönicien

S. 430, Anmerkung 38) als eine permutirte Form von חמה gelesen, und gleichfalls von Dr. Levy (Phön. Stud. II, S. 109) als auf einer zu Arseu in Algerien gefundenen Stele vorkommend entdeckt. Nach beiden Autoritäten steht חמאא, חמא oder חמה entweder für חמן, den Namen des Sonnengottes, oder bedeutet gradezu „die Sonne" selbst. Wir hätten also בעלת חמאא entweder als „Herrin (Gemahlin?) des Chamon" oder als „Göttin der Sonne" zu übersetzen. Es muss freilich auffallend erscheinen, wie Isis die Göttin der Sonne genannt werden konnte. Da jedoch ihr Gemahl Osiris, ihre Söhne Arueris (Har-uer) und Horus der jüngere oder Harpokrates (Har und Her-pekruti) Sonnengötter waren, da ferner der ihr später, als der Osirisdienst in Vergessenheit gerathen war, als Gemahl beigesellte Serapis gleichfalls als solare Gottheit verehrt wurde, so dürfte die Uebertragung eines solchen göttlichen Titels auf Isis erklärbar scheinen.

Vor dem Worte אש müssen wir hier vielleicht des Sinnes halber ein Nomen ergänzend einschalten. Diess könnte entweder das gewöhnliche נדר, Gelübde, oder מצבת, Denkmal, מזבח, Altar, oder das bei Judas und Bourgade vorkommende נאש oder נאם (Levy Phön. Stud. II, 61) sein. Das fehlende Wort hätte offenbar die Inschrift selbst bezeichnen sollen, d. h. den Gegenstand, der der Göttin geweiht wurde. Diess konnte auch durch das einfache demonstrative Pronomen: dieses (d. h. diesen Gegenstand) geschehen und wir können wohl annehmen, dass das relative Pronomen אש, „welches", hier das demonstrative „dieses" einschliesst, wie es ja das diesem nahestehende Pronomen „derjenige" so oft in sich fasst. Die wörtliche Uebersetzung wäre also „der Göttin der Sonne dieses (oder dasjenige) welches" und der Sinn: „der Göttin der Sonne diese Inschrift, welche . . ."

פה halten wir für das Adverb des Orts פֹּה, „hier".

לפאא, im Winkel. פאא als eine permutirte Form von פאה (angulus, extremitas) dürfte in einer Inschrift gewiss nicht auffallen, in der wir schon חמאא für חמה gebraucht gefunden haben. Die Präposition ל müssen wir hier entweder als „praepositio de commoratione in loco" auf-

fassen oder als pleonastische Wortverbindung oder endlich als Dativ von dem in nächster Zeile folgenden Zeitwort חם abhängig.

Dritte Zeile:

א גררא חם אשמן בן ג

Von den 14 Buchstaben dieser Zeile haben wir nur die Hälfte so lesen können, wie Herr Judas. Bei letzterem finden sich in dieser Zeile nicht weniger, als sechs Buchstaben falsch copirt: nämlich Buchstabe 4, welcher bei ihm eher einem Tau gleicht, als einem He, wofür er ihn nimmt, aber auf dem Original die Form eines Resch zeigt; Buchstabe 6, der ein Tau ist und mit einem Resch auch nicht das Geringste gemein hat; Buchstabe 9, der bei Judas wie ein Cheth aussieht, welcher aber durchaus als derselbe wie Zeile I, 12 und VI, 10, also als Schin erscheint; Buchstabe 11, dem er die Form eines phönicischen Koph giebt, der aber so gebildet ist, wie wir eigentlich nie einen phönicischen Buchstaben sehen; wenn wir ihn als Nun auffassen, so geschieht dies, weil die vorhergehenden Buchstaben אשמ offenbar dem Namen Esmun angehören und darum eine solche Vervollständigung bedingen; endlich noch Buchstabe 13 und 14, welche bei Judas als ein einziges Schriftzeichen erscheinen, in Wirklichkeit aber zwei getrennte sind, von denen wir eines als Nun erkennen, das andere als Gimel deuten, da es nur mit diesem Aehnlichkeit zeigt. Buchstabe 12 lesen wir als Beth, Judas als Daleth, da die Formen dieser beiden Schriftzeichen auf unsrer Inschrift kaum unterschieden werden können.

Was die Uebersetzung dieser Zeile betrifft, so halten wir גדרא für die neuphönicische Form von גדרה, Mauer. פה לפאא גדרא würde also heissen „hier im Winkel der Mauer". Diese Aufstellungsweise des Inschriftsteins passt vollkommen zur Beschaffenheit des Gegenstandes, welcher eine kleine dünne Basalttafel war und nicht selbstständig aufgestellt werden konnte, wie ein Grabstein oder eine Votivtafel von grösseren Dimensionen. Statt dessen wurde die Platte in die Mauer eingelassen, damit alle Vorübergehenden sie lesen konnten, wie solche Befestigung von Schrifttafeln in Stadt- oder Häusermauern zu allen Zeiten Sitte gewesen und noch heute im Gebrauch ist.

חם als Verbum kommt zwar bis jetzt noch auf keiner phönicischen Inschrift vor, scheint uns aber hier in diesem Sinne genommen werden zu müssen, nach Analogie einer weiter unten zu erläuternden Inschrift, der Tharrensis prima, auf welcher wir die Worte חם מצבת (er vollendete oder vollendet wurde das Denkmal) haben. Wir leiten es als defectives Perfectum von חמם, ähnlich wie סב von סבב, ab, welches sowohl in der transitiven Bedeutung als „perfecit, absolvit", wie in der intransitiven als „perfectus, absolutus est" vorkommt. Es bezieht sich offenbar auf den gewidmeten Gegenstand, und wir hätten also nun das Zeitwort zu dem obigen „dasjenige, welches" und würden vollständig zu übersetzen haben „dasjenige (Denkmal) welches hier im Winkel der Mauer vollendete".

אשמן, Esmun, als Eigenname von Personen ist uns bereits aus Citiensis V bekannt, wo es heisst: „Esmun, Sohn des Aba".

Vierte Zeile: ג

לון לאולא חם בעלא

Bis auf drei Buchstaben, den 2. 9. und 13., stimmt hier unsre Lesung vollkommen mit der Judas'chen überein. Was den 2. betrifft, so gleicht er dem 6. dieser Linie, der auch von Judas als Wav gelesen wurde. Wir lesen ihn also ebenso und nicht als Kaph, obwohl wir gern gestehen, dass er mit einem solchen Aehnlichkeit zeigt. Die Lesung des 9. Buchstaben als Mem beruht auf einer falschen Copie. Er ist vielmehr ein deutliches Tau. Der 13. entspricht allerdings mehr einem Nun, als einem Lamed, da wir aber gar nicht wüssten, was wir aus בענא machen sollten und auch die folgenden Worte „seinem Herrn Chamon" auf einen Götternamen hindeuten, so glauben wir es hier wagen zu können, ein Lamed anzunehmen.

גלון, Golon, kommt in der heiligen Schrift auch schon statt des gewöhnlicheren גולן vor (Josua 21, 27, Kri). Dort ist es freilich Städtename, da jedoch die Bedeutung des Wortes גולן (Verbannung) eine sehr allgemein anwendbare war, so können wir es uns auch als persönlichen Eigennamen denken. Möglicherweise müssen wir jedoch den 3. Buchstaben als

Tau und das Wort dann als גולת auffassen. In diesem Falle würde בן גולת „Sohn der Verbannung", d. h. der „Verbannte" heissen.

אולא steht für עולה oder עלה. Die Permutation der zwei Buchstaben Ain und He in Aleph kommt im Neuphönicischen bekanntlich sehr oft vor, wir besitzen sogar ein Beispiel, in welchem die permutirenden Buchstaben grade so, wie in unserm Worte, gestellt sind, nämlich Numidica XII (bei Judas pl. 13), wo nach Dr. Levy (Phön. Stud. II, 59) אצרא für עצרה steht. עלה braucht nicht im speciellen Sinn eines Brandopfers genommen zu werden, sondern bedeutet bekanntlich Alles, was den Göttern dargebracht wird.

תם ist die Wiederholung des obigen „er vollendete" mit besonderer Beziehung auf die Göttin.

בעלא statt בעלה steht hier im Casus rectus, während wir oben בעלת und בלת, die beide von Genitiven gefolgt werden, im Casus constructus haben.

Fünfte Zeile:

ועדנא חמן למת בחן

In dieser Zeile zeigt unsre Lesung eigentlich nur vier Abweichungen von der Judas'schen. Den 4. Buchstaben liest er als He, wir als Nun, den 8. als Tau und wir wiederum als Nun. Die Form dieser beiden Nun muss freilich abnorm erscheinen. Das erste ist jedoch offenbar verzeichnet, da ein so geformtes Schriftzeichen, wie das 4. unsrer Zeile, sonst nirgends vorkommt. Beim 8. entspricht das Zeichen eigentlich mehr einem Tau; da jedoch das Wort, dessen Schluss es bildet, offenbar חמן ist, so müssen wir auch hier eine ungenaue Zeichnung annehmen. Der 6. Buchstabe ist von Judas wie gewöhnlich mit einem Resch verwechselt. Aus dem 14. sind durch fehlerhafte Copie bei ihm zwei entstanden, während er nur ein einziges Schriftzeichen bildet, das, wie wir uns durch genaue Anschauung des Originals überzeugt haben, die das gewöhnliche Cheth charakterisirenden wagerechten Striche zwischen zwei senkrechten darbietet. Diese auf unsrer Copie durch punktirte Linien angedeuteten Striche sind nämlich nicht imaginär, sondern wirklich vorhanden, nur

etwas undeutlich, wesshalb wir sie nicht in ausgeprägter Form wiedergeben.

ועדנא חמן „und seinem Herrn Chamon". עדן statt אדן haben wir auch auf der Inschrift von Constantine (Levy Wörterb. S. 3). Aleph bildet im Neuphönicischen das suffixum nom. der 3. pers. sing. עדנא steht also für עדנה oder עדנו.

למתן „als Gabe". Das ל müssen wir hier als dativus causae auffassen. מתן ist hinlänglich in der Bedeutung „Geschenk, Gabe" bekannt, bezieht sich hier natürlich auf den der Gottheit dargebrachten Gegenstand.

בחן wörtlich übersetzt „in Gnaden", „in Wohlgefallen" hat hier natürlich den Sinn, dass die Gabe Gnade vor den Augen der Göttin finden möge.

Sechste Zeile:

ומתן רץ צלחת מלא

In der Lesung fast aller Schriftzeichen dieser Zeile stimmen wir mit Herrn Judas überein. Nur das fünfte ist von ihm falsch copirt, da der untere Strich bei Judas fehlt, also kein Ain, sondern ein Resch.

רץ halten wir für ein von רצה gebildetes Nomen, etwa für eine abgekürzte Form des gewöhnlichen רצון, Gnade, Güte, oder noch wahrscheinlicher für ein vom Infinitiv mit Wegwerfung des He gebildetes Nomen, wie z. B. רע für רעה u. s. w. Da רצה „in Güte aufnehmen" heisst, so würden wir das Nomen entweder wie רצון als „Güte" oder als „gütige Aufnahme" zu übersetzen haben. Das Verhältniss von רץ zu מתן ist gewiss der Genitiv mit Beziehung auf das Object, also sind die beiden Worte nicht „Gabe der Güte", sondern „Gabe in Bezug auf die Güte" oder „für die Güte" zu übersetzen, ähnlich wie שמע צר, das „Gerücht in Bezug auf Tyrus".

צלחת halten wir für das Participium feminini Kal von צלח, „gelingen, guten Erfolg haben", da das folgende Wort מלא, worauf es sich bezieht, dem weiblichen Geschlecht angehört.

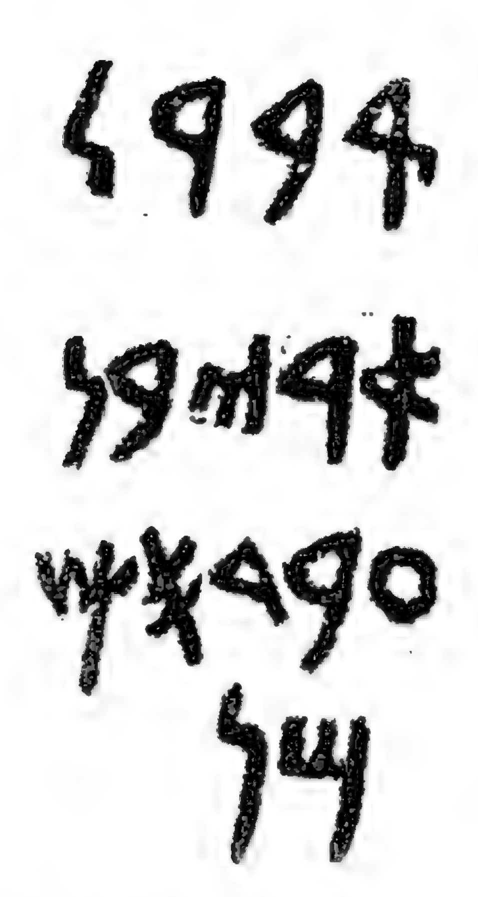
מל „das Wort oder Gelübde", mit dem Pronominalsuffix מלא „sein Wort" oder „sein Gelübde" (s. Levy Wörterb. S. 28), ist vollkommen normal übersetzt. Die Worte ומתן רץ צלחת מלא können eines vom an-

dern abhängig gedacht werden und zwar im Genitivverhältniss. צלחת als Participium adjectivisch gebraucht, wird, da es vor dem Nomen steht, gewissermassen substantivisch, so dass wir es durch „das Gelingen“ übersetzen können. Demnach wäre die wörtliche Uebersetzung „und als Gabe für die Güte des Gelingens seines Gelübdes“.

Der Sinn der ganzen Inschrift liegt auf der Hand. Der Göttin Isis wurde von Esmun, Sohn Golons, ein Inschriftstein gesetzt und zwar in der Mauer befestigt, als Opfer (im bildlichen Sinn) der Göttin und dem Herrn Chamon, als Gabe für die Gnade und als Gabe für das gütige Gelingen des Gelübdes. Hier, sowie auch auf der Inschrift von Nora, ferner auf der Tharrensis prima, welche alle drei Dankinschriften sind, vermissen wir das gewöhnliche Wort נדר; dieses ist überhaupt bis jetzt erst auf einer einzigen sardinischen Inschrift, auf der trilinguis von Pauli Gerrei, gefunden worden. Aber die Worte שוחר, אולא, מתן und מלא, welche sämmtlich Bezug auf der Gottheit dargebrachte Gaben und letzteres auch auf ein Gelübde haben, lassen den Charakter der Dankinschrift unzweifelhaft. Unter Chamon müssen wir hier wahrscheinlich den der Isis beigesellten Sonnengott Serapis verstehen, welcher auch Jupiter Serapis genannt wurde und wie Chamon bei den Phöniciern, so später bei allen Völkern, welche den Isisdienst angenommen hatten, als die oberste männliche Gottheit angesehen wurde.

Fünfte Inschrift von Tharros.

Sie befindet sich auf einer, jetzt aus zwei Fragmenten bestehenden Sandsteinplatte, welche ein Theil des Felsens der Nekropole von Tharros war und beim Abtrennen in zwei gespalten wurde. Ueber die Zusammengehörigkeit der zwei Fragmente, sowie auch darüber, dass nicht etwa ein Stück, welches zwischen beide in die Mitte gehören würde, fehlt, kann jedoch nicht der leiseste Zweifel herrschen. Die Inschrift, jetzt im Besitz des Giudice Spano in Oristano, wurde jüngst vom Canonicus Spano in Cagliari nach einer vom Eigenthümer gelieferten Copie veröffentlicht, von der wir hier ein Facsimile geben.



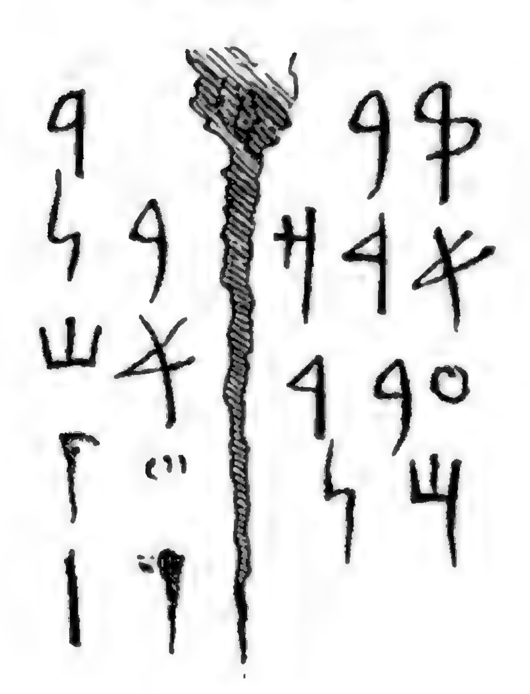
Diese Schriftzeichen wurden von Spano folgendermassen gelesen (Bull. Arch. Sard. ann. IX p. 81).

קברל
אריבן
סבדאש
מן

und so übersetzt: „Grab des Arri, Sohnes des Abdesmun.“

Als wir bei unsrer Anwesenheit in Oristano das reichhaltige Museum des Giudice Spano besuchten, überzeugten wir uns, dass Spano's Copie nicht ganz die richtige war, und entwarfen desshalb folgende, welche wir mehreren Kennern vorlegten, die sie alle als dem Original entsprechend erkannten.

Wie man sieht, beschränkt sich der Unterschied zwischen beiden Copieen auf die erste Zeile, in welcher Spano dem Bruche keine Rechnung trug. Durch diesen Bruch ist aber der Mittelbuchstabe (wahrschein-



lich Resch) verloren gegangen. Das von Spano am Schluss dieser Zeile angegebene Lamed ist gar nicht vorhanden.

Die Lesung des Ganzen ist übrigens so einfach, dass wir mit Ausnahme der ersten Zeile sie grade so wie Spano auffassen, nämlich:

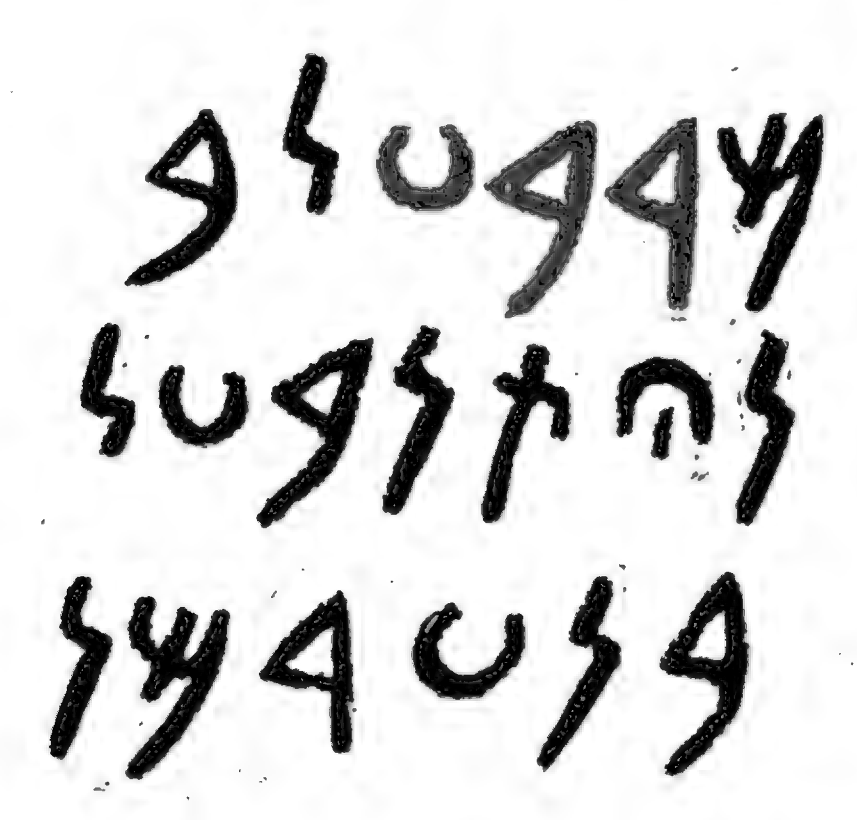
ק ב (ר) ב
א ר י ב ן
ע ב ד א א
מ ן

Wir übersetzen: „Grab des Beri, Sohnes des Abdesmun.“ Die Ergänzung des dritten Buchstaben der ersten Zeile durch ein Resch scheint uns vollkommen deutlich bedingt. Statt des von Spano gelesenen Eigennamens Ari, lesen wir Beri בארי, ein Name, der auch in der Bibel (Hosea 1, 1 und Genesis 26, 34) als persönlicher vorkommt (Luther schreibt ihn einmal Beheri, ein andresmal Beri) und dessen Bedeutung (Fontanus) eine sehr allgemein anwendbare war und ihm folglich eine grosse Verbreitung sichern konnte.

Sechste Inschrift von Tharros.

Auch diese Inschrifttafel bildete einen Theil des natürlichen Felsens der Nekropolis, von wo sie durch Ablösung in die Hände des Herrn Bu-

sachi in Oristano gelangte, bei dem wir sie sahen und uns überzeugten, dass Spano's Copie, welche wir zum Vergleich mittheilen, nicht die richtige war.



Wir entwarfen darauf folgende, welche wir für vollkommen richtig zu halten allen Grund haben.

Die Lesung scheint uns höchst einfach, nämlich:

א ב ד ב ע ל ב
ן י ת ה ב ע ל
ע ש ע ר ב א

Wir übersetzen: „Abdbaal, Sohn des Jith habaal, er lebte vier Jahre.“

אבדבעל statt עבדבעל ist bis jetzt noch nicht dagewesen, kann aber keinem Zweifel unterliegen, da die Permutation des Ain in Aleph und umgekehrt bekanntlich im Phönicischen sehr häufig ist.

יתהבעל, Jith habaal. Wir glaubten Anfangs, wir müssten uns bei der Lesung des dritten Buchstabens geirrt und ein Nun für ein He genommen haben, da der Name uns ganz dem wohlbekannten Jithenbaal zu entsprechen schien. Wir überzeugten uns jedoch, dass hier wirklich ein He vorhanden sei. Dieses He können wir entweder als Artikel zu בעל ansehen und dann ית für eine verkürzte oder fehlerhafte Form von יתן nehmen, so dass der Name derselbe wie Jithenbaal wäre, oder wir können es als zu ית gehörig auffassen. In letzterem Falle würde יתה das Imperfect des Hiphil von תהה (zerstört sein) bilden und יתהבעל folglich „Baal der Zerstörer“ bedeuten.

Die beiden ersten Buchstaben der dritten Zeile bieten ganz eigenthümliche Formen dar. Sie sind offenbar Ain und Schin, aber durch eigenthümliche Zuthaten vermehrt. Namentlich der zweite Buchstabe zeigt auffallende Zuthaten. Wir möchten diese Schriftzeichen für Zusammenziehungen ganzer Worte, für Monogramme halten. Aus dem zweiten Zeichen können wir ganz deutlich drei Lautwerthe herauslesen, und zwar Schin, Nun und Tau. Das Nun wäre durch den verlängerten Mittelstrich des Schin, durch den an diesem Mittelstrich angebrachten linken Strich und die auf ihm ruhende senkrechte Linie, das Tau durch den Querstrich an dem verlängerten Mittelstrich angedeutet. Wir hätten also das Wort שנת, d. h. „Jahre.“ Das Ain würde dann mit seinen Zuthaten das neuphönicische עוע „er lebte“ darstellen, welches wir somit zum erstenmal auf einer mit altphönicischen Lettern geschriebenen Inschrift fänden. Der Umstand, dass

in אבר das Aleph an Stelle des Ain steht, dass wir am Schluss in ערבא zwei Permutationen haben, berechtigt uns vielleicht anzunehmen, dass die Ersetzung eines Buchstaben durch einen verwandten zur Abfassungszeit dieser Grabschrift in Tharros herrschend war, und so brauchen wir uns nicht zu wundern, statt חיה hier עוע zu finden.

ערבא statt ארבע bietet uns zwei Permutationen, wie sie sonst nur im Neuphönicischen häufig sind, in welchem wir öfters ערבם statt ארבעם finden. Da sich unsre Inschrift offenbar dem neuphönicischen Dialect nähert, so braucht auch diese doppelt permutirte Form uns keine Schwierigkeiten zu bereiten.

Wir haben es also hier mit dem Grabstein eines kleinen Kindes zu thun, jedenfalls des jüngsten Phöniciers, dessen Grabinschrift bis auf uns gekommen ist. Inschriften auf Gräbern kleiner Kinder wurden gewiss kürzer gefasst, als auf solchen von Erwachsenen, und dieser Umstand mag erklären, warum hier das gewöhnliche קבר oder מצבת fehlt, denn dieses fehlte wirklich, und ist nicht etwa durch Verletzung des Steines verloren gegangen, welcher sich vielmehr so wohlerhalten und vollständig zeigt, wie kaum eine andre Inschrifttafel.

§ 3.

Bisher unedirte Inschriften.

Erste Inschrift von Tharros.

Wir haben diese Bezeichnung einer Inschrift beigelegt, welche sich als die umfangreichste aller bis jetzt in den Ruinen von Tharros gefundenen bewährt. Das Material, auf welchem sie sich befindet, besteht aus einem sehr feinkörnigen trachytischen Tuffstein mit glatter Oberfläche. Die Buchstaben zeigen sich ausserordentlich fein, nur wie ganz dünne Linien gezeichnet und sehr oberflächlich eingegraben. Dieser Umstand hatte bisher alle Besucher des Museums von Cagliari, wo sich der Stein befindet, vom Copiren abgehalten. Auch uns sollte die Copie nicht geringe Mühe bereiten. Zuerst mussten wir den Stein vollkommen rein waschen lassen,

da sich ein Museumsbeamter das Vergnügen gemacht hatte, die Schriftzeichen oder vielmehr was er dafür hielt, roth anstreichen zu lassen, und auf diese Weise eine Menge theils falscher, theils imaginärer Buchstaben entstanden waren, die jede Interpretation zur Unmöglichkeit machten. Darauf nahmen wir wiederholte Abdrücke der beschriebenen Seite des Steins. Aber die Schriftzeichen waren so fein, dass kein einziger Abdruck sie alle wiedergab. Dennoch waren uns diese Abdrücke von wesentlichem Nutzen, indem sie uns zur Grundlage dienten, auf welcher wir eine, wie wir glauben, richtige Copie veranstalteten. Wir begnügten uns jedoch nicht mit einer einzigen Abschrift, sondern setzten unsre Arbeit so lange fort, bis die Copie, nach Ansicht Spano's und einiger andern Kenner, die wünschenswertheste Genauigkeit darbot. Diess Resultat unsrer Bemühungen findet der Leser auf der beigegebenen Tafel II unter dem Titel „Tharrensis prima."

Während einige Theile dieser Inschrift sehr leicht zu entziffern sind, bieten andere gewisse Schwierigkeiten; so erscheint zum Beispiel hier eine ganz neue Form des Buchstaben Kaph. Da uns jedoch der Sinn der Inschrift deutlich zu Tage zu liegen scheint, so haben wir uns von demselben bei unsrer Lesung mitleiten lassen, deren Resultat wir hier geben:

ת ם מ צ ב
ת או לאד
ן בעל חמן
ו ש י ת מ א
ש ב ך ל ב א
ר כ א ל ע מ
ת שמע צל(ח)

Auf der achten Zeile erscheinen nur zwei Buchstaben einigermassen deutlich, sie sind vielleicht Daleth und Koph.

Wir übersetzen folgendermassen:

Vollendet wurde ein Denkmal von Cedernholz dem Herrn Baal Chamon und aufgestellt eine Schutzwehr (um dasselbe) zum Segen des Volkes, er erhörte (das Gelübde) und gab günstigen Erfolg.

Erste Zeile:

חם מצב
ת

Die Lesung aller Schriftzeichen der ersten Zeile ist ganz normal. Der erste Buchstabe der zweiten erscheint unvollständig und wird von uns des Sinnes halber als Tau gedeutet, da er nicht gut etwas Anderes sein kann.

Was die Uebersetzung betrifft, so haben wir in חם dasselbe Wort, welches wir schon in der zweiten Inschrift von Sulcis zweimal fanden. Wahrscheinlich steht es hier in intransitiver Bedeutung, in welcher ohnehin תמם nach Gesenius (Lexicon S. 970) häufiger vorkommt, als in transitiver. Wir übersetzen also hier nicht wie bei der zweiten Inschrift von Sulcis „er errichtete", sondern, da das dort vorhandene Subject, d. h. der Name des Errichters fehlt, „errichtet wurde", oder streng wörtlich „vollendet wurde."

Zweite und dritte Zeile:

ת אז לאד
ן בעל חמן

Ausser dem Sain, welches etwas unvollkommen erscheint, indem der Verbindungsstrich zwischen den beiden senkrecht schiefen Linien fehlt, sind alle Lettern dieser beiden Zeilen vollkommen deutlich.

Ebenso klar ist die Uebersetzung der geläufigen Worte

לארן בעלחמן

„dem Herrn Baal Chamon."

אז allein bedarf vielleicht einer Erläuterung. Nach Dr. Levy (Wörterb. S. 3) bedeutet dieses Wort „Cedernholz" und ein „Denkmal aus Cedernholz" scheint uns, wenn auch ungewöhnlich, doch keineswegs eine unwahrscheinliche Sache. In einer von demselben Gelehrten (Levy, Phön. St. III, 8) citirten cyprischen Inschrift kommt der Ausdruck „ein Altar von Cedernholz" vor. Das Denkmal, dessen unsre Inschrift erwähnt, war vielleicht auch ein Altar, vielleicht eine Büste, Statue oder ein sonstiges Emblem, die Inschrifttafel selbst konnte darunter nicht ver-

standen werden, da weiter unten gesagt ist, dass ein Geländer darum errichtet wurde. Ein Geländer um einen so wenig über den Boden emporragenden und so unbedeutenden Gegenstand, wie unsre kleine Tuffsteinplatte, dürfte kaum wahrscheinlich sein. Dasselbe konnte nur dann einen Zweck haben, wenn dieser Gegenstand entweder als Piedestal eines Heiligthums, einer Statue oder Büste diente, oder selbst auf einem Sockel, d. h. auf einer Art von Altar stand. Dieser zweite Gegenstand scheint nun von Cedernholz gewesen zu sein, welches im Alterthum gewiss ebensogut, wie noch heute in Sardinien vorkam.

Vierte und fünfte Zeile:

ושית מא
שבך לבא

Auch in diesen Zeilen ist nur ein einziges Schriftzeichen undeutlich, nämlich das erste der vierten. Wir halten es nach genauer Besichtigung des Steins für unvollständig und ergänzen es zu einem Wav. Die Form des Kaph ist neu, insofern als die obere Verbindungslinie über den einen spitzen Winkel bildenden Seitenstrichen fehlt. Aber dieser Unterschied ist sehr unbedeutend. Eine beinahe ähnliche Form des Kaph findet sich übrigens auf Levy's Alphabetischer Tafel III, 2, b.

Was die Uebersetzung betrifft, so macht das Wort שית keine Schwierigkeiten. Diess Wort hat die transitive Bedeutung „aufstellen", es kann also hier nicht als im Perfect stehend angenommen werden, da zu „er stellte auf" das Subject fehlen würde, indem auf der ganzen Inschrift auch nicht ein persönlicher Eigenname vorkommt. Wir halten es desshalb für den als Nomen gebrauchten Infinitiv im Sinne von „Aufstellung."

Schwieriger erscheint die Uebersetzung von מאשבך. Wir haben im Hebräischen ein Verbum סבך oder שבך „flechten" und von dessen gewöhnlicher Infinitivform abgeleitet ein Nomen שבכה, welches Gesenius (Lexicon p. 874) durch „Geländer" übersetzt. Würde statt מאשבך einfach משבך stehen, so hätten wir hier ein Nomen, von der chaldäischen und syrischen Infinitivform gebildet, ähnlich wie משפט „Gericht" von שפט. Da jedoch noch ein Aleph eingeschaltet ist, so müssen wir ein vom

Infinitiv des aramäischen Hiphil oder Aphil abgeleitetes Hauptwort annehmen. Nomina, vom Aphil gebildet, finden sich auch schon im Hebräischen z. B. אזכרה „Gedächtnissopfer“ von זכר „gedenken.“ Die Form אזכרה entspricht in der Natur ihrer Bildung dem obigen שבכה, die Bildung מאשבך würde also dem obigen משבך entsprechen. Wir besitzen freilich im Hebräischen kein Beispiel eines mit Mem beginnenden Aphilnomens; da aber das Aphil im Phönicischen, namentlich im späteren, welches nach Renan (Histoire des langues sémitiques) beinahe Aramäisch war, eine grosse Verbreitung erlangte, so glauben wir annehmen zu können, dass auch viel mehr Nomina vom Aphil gebildet wurden, als im Hebräischen. Das Hiphil des Verbum סבך oder שבך kommt im Hebräischen nicht vor. Seine Bedeutung dürfte jedoch kaum sehr verschieden von der des Kal gedacht werden, da das causative „flechten lassen“ keinen Sinn darbietet. Wir würden also wahrscheinlich מאשבה ebenso wie שבכה durch „Geländer, Gitter“ zu übersetzen haben.

Es bleiben uns jedoch noch andere Vermuthungen über die Ableitung von מאשבך. Die eine ist, dass das Beth hier eine Permutation von Phe bildet und dass das Wort von שפך „in Erz giessen“ herkommt. In diesem Falle wäre hier von einem aus Erz gegossenen Heiligthum, vielleicht von einer Corona die Rede, wie auf der Votivbasis der dreisprachigen Inschrift von Pauli Gerrei eine solche ruhte.

Die zweite Vermuthung ist die, dass die Lettern Schin und Kaph als Permutationen von Sain und Cheth stehen und dass das Wort folglich von זבח „opfern“ abzuleiten wäre. Solche Permutationen, im Neuphönicischen sehr häufig, kommen, wie wir oben gesehen haben, in Sardinien auch auf Inschriften mit altphönicischen Schriftzeichen vor. Denken wir uns ein vom Infinitiv des Aphil von זבח gebildetes Nomen, so würde diess אזבחה oder מאזבח lauten. Da im Hebräischen dieses Verbum kein Hiphil hat, ein solches auch keinen rechten Sinn darbieten würde, so hätten wir gleichfalls die Bedeutung des Kal festzuhalten und das phönicische מאזבח ebenso zu übersetzen, wie das hebräische מזבח, nämlich Altar.

Sechste Zeile:

לבא
רכא לעמ
ת

Die Lesung der sämmtlich vollkommen deutlichen Buchstaben dieser Zeile bietet durchaus keine Schwierigkeiten.

בארכא, welches wir durch „Segen“ übersetzen, ist uns bis jetzt noch nicht in dieser Form und überhaupt nicht als Nomen im Phönicischen bekannt geworden. Dennoch glauben wir annehmen zu dürfen, dass wir hier eine durch Einschiebung des tonverlängernden Aleph in der ersten Sylbe und Permutation des Schluss-He in ein zweites Aleph veränderte Form des hebräischen ברכה „der Segen“ haben. In der Tunensis VIII finden wir in demselben Wortstamme zwischen Beth und Resch ein tonverlängerndes Ain. Ain im Neuphönicischen tritt bekanntlich oft an Stelle des Aleph des Altphönicischen und so würde das בערכא der Tunensis im Altphönicischen wahrscheinlich בארכא lauten. Ausserdem eignet sich das Aleph ungleich besser zur Tonverlängerung als das gutturale Ain.

עמת, nach Gesenius (Lexicon p. 710) bedeutet conjunctio, communio, also Gemeinde, Versammlung. Der Umstand, dass dieses Nomen im Hebräischen niemals im Casus rectus עמה vorkommt, kann wohl eine Erklärung abgeben, warum die Phönicier selbst dann, wenn die Form eigentlich עמה heissen sollte, doch das so viel häufigere עמת gebrauchten.

Siebente Zeile:

ת שמע צלח

Was die Lesung dieser Zeile betrifft, so sind alle Buchstaben mit Ausnahme des letzten vollkommen deutlich. Diesen ergänzen wir zu einem Cheth und zwar des Sinnes wegen, da uns צלח schon aus der zweiten Inschrift von Sulcis als eines der Schlussworte von Dankinschriften bekannt ist.

Das vielbekannte Wort שמע bedarf keiner Erläuterung. צלח würde,

wenn wir es als im Kal mit gewöhnlicher Bedeutung stehend annehmen, ein andres Subject, als das des vorhergehenden Verbums, voraussetzen und dann müssten wir so übersetzen: „Der Gott erhörte ihn und er hatte günstigen Erfolg.“ Wir glauben jedoch, dass wir hier die Bedeutung des Hiphil annehmen können. צלח würde also vielleicht für הצליח stehen. Das Wegfallen des Jod in der letzten Sylbe entspricht den Regeln des Phönicischen, da uns kein Beispiel in diesem Idiom bekannt ist, dass das Jod des Hiphil beibehalten wäre. Auch das He des Hiphil und Hophal wird im Phönicischen äusserst selten gesetzt, wir kennen eigentlich nur ein Beispiel und noch dazu ein zweifelhaftes, nämlich das Hophal von נוח, „הנכח“ (Levy Phön. Stud. II 85). Da übrigens in manchen Zeitwörtern Kal und Hiphil beinahe gleichbedeutend erscheinen, so könnten wir vielleicht hier auch ein Kal mit Hiphilbedeutung annehmen. In beiden Fällen würden wir also zu übersetzen haben: „er hörte und gab Erfolg.“

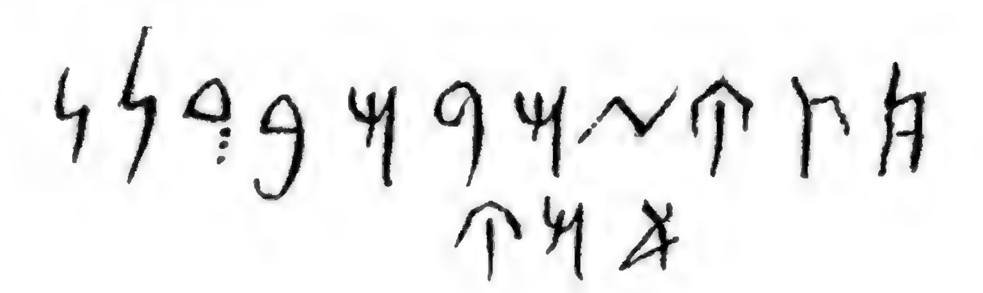
Der allgemeine Sinn unserer Inschrift ist einleuchtend. Das ausnahmsweise Fehlen eines Personennamens könnte sich dadurch erklären lassen, dass wir es hier mit einem von der ganzen Gemeinde von Tharros gesetzten Denkmal zu thun hätten. Dass das Denkmal zu Nutz und Frommen dieser Gemeinde gesetzt wurde, steht unzweifelhaft. Vielleicht aber war derjenige, welcher es setzte, nicht das Volk selbst, sondern ein bestimmtes Gemeindemitglied, dessen Eigenname die achte und letzte Zeile, welche nicht mehr leserlich ist, enthalten hätte. In diesem Falle könnten wir vielleicht das obige צלח für den Eigennamen Zillach (Levy Wörterb. S. 41) nehmen, welchen wir bereits kennen, und dann die achte Zeile, von der nur ein Beth und ein von diesem durch einen Buchstaben getrenntes Koph deutlich leserlich und das zwischen ihnen stehende Resch sowie das den Schluss der Zeile bildende Lamed allenfalls erkennbar sind, auf folgende Weise ergänzen:

בן ברקבעל

ברקבעל, „Baal entsendet den Blitz“, wäre eine sehr annehmbare Ableitung eines Eigennamens.

Siebente Inschrift von Tharros.

Auf der am Schluss dieses Werkes befindlichen Tafel I wird man die Abbildung eines silbernen Stirnbandes finden, welches in einem Grabe von Tharros entdeckt wurde und jetzt eine Zierde des Museums von Cagliari bildet. Von den auf demselben abgebildeten ägyptischen Götterfiguren haben wir schon oben (Kap. X, S. 234) ausführlich gesprochen. Hier soll uns nur die kleine phönicische Inschrift beschäftigen, welche sich auf dem Bildwerke über dem Schakalsleib eingegraben befindet. Dieselbe wurde zuerst von Herrn Crespi, Assistent des Museums von Cagliari, welcher grosse Fertigkeit im Copiren phönicischer Schriftzeichen erlangt hat, facsimilirt und dieses Facsimile findet sich auf dem besagten Holzschnitt (Tafel I) wiedergegeben. Nachdem wir jedoch das Original zu wiederholten Malen in Augenschein genommen, entdeckten wir einige Ungenauigkeiten auf Crespi's Copie, welche übrigens sehr leicht zu entschuldigen sind, denn die Inschrift erweist sich so oberflächlich eingekritzelt, mitunter selbst verwischt, dass ein Irrthum dem besten Kenner passiren konnte und auch uns ohne Zweifel begegnet wäre, hätten wir uns nicht bei Beobachtung des Originals besonders scharfer optischer Werkzeuge bedient. Dadurch gelang es uns eine, wie wir glauben, richtige Copie zu gewinnen, deren Facsimile wir hier geben.



Wir lesen dieselbe auf folgende Weise:

חציו מרמבעלנ

אמי

Nur drei Buchstaben sind auf dem Original undeutlich, nämlich der erste, zweite und vierte. Die auf unsrer Copie punctirten Linien sind nicht

etwa rein imaginäre Ergänzungen, sondern sie scheinen im Original wirklich vorhanden zu sein, sind jedoch matt geworden und verwischt oder vielmehr abgeflacht, so dass statt eines feinen, aber scharf accentuirten Striches nur eine breite, aber undeutliche, flache Vertiefung zu sehen ist. Namentlich deutlich unterscheidbar erscheinen uns der zweite Buchstabe, Zade, und der vierte, Sain. Weniger ist dieses mit dem He am Anfang der Fall. Ueber dieses allein bleiben uns noch Zweifel und, wenn nicht der Artikel Ha des Sinnes halber hier hinzugehören schiene, so würden wir diesen Buchstaben ganz ungelesen lassen.

Was die Form des Jod betrifft, so ist dieselbe allerdings nicht die gewöhnliche. Der untere Strich erscheint auffallend lang, der rechts hinaufgehende ist hier durch einen hinabgehenden ersetzt. Ersteres, die Verlängerung des Mittelstrichs nach unten, finden wir übrigens auch auf der zweiten Inschrift von Malta, letztres, das Hinabgehen des rechten Striches, auf vielen Citienses. Ueberhaupt zeigt der Buchstabe grosse Aehnlichkeit mit den drei Jod, welche auf Citiensis II Zeile 3 unmittelbar hintereinander folgen.

Was die Deutung dieser phönicischen Worte betrifft, so halten wir הצין für eine im letzten Consonant abgeschwächte Form des hebräischen הציץ, lamina splendens, worunter die Israeliten das Stirnband ihres Hohenpriesters verstanden. Die Permutation des Zade in Sain ist auch im Hebräischen nicht ohne Beispiele, z. B. עלץ und עלז, צהב und זהב, צעק und זעק, צהר und זהר u. s. w.

מרמבעל ist ein bis jetzt unbekannter phönicischer Eigenname. Seine Ableitung scheint uns übrigens ganz regelmässig, nämlich von מרם, abgekürzte Form von מרמה „Aehnlichkeit“ (vom Stamme רמה), und vom Gottnamen בעל. Der Sinn wäre „Aehnlichkeit des Baal“ oder der „Baalgleiche“. Im Deutschen würden wir der „Göttergleiche“ sagen. Der Umstand, dass das Nomen מרמה oder מרם im Hebräischen nicht vorkommt, kann uns nicht von der Annahme abhalten, dass es im Phönicischen existirt haben könne, da wir noch andere von hebräischen Verben gebildete Nomina im Phönicischen haben, welche im Hebräischen nicht als Haupt-

wörter vorkommen, z. B. auf der Inschrift von Pauli Gerrei מארח von ארח. Die Abkürzung מרם statt מרמה ist gleichfalls ganz regelrecht nach der Analogie von מעל für מעלה.

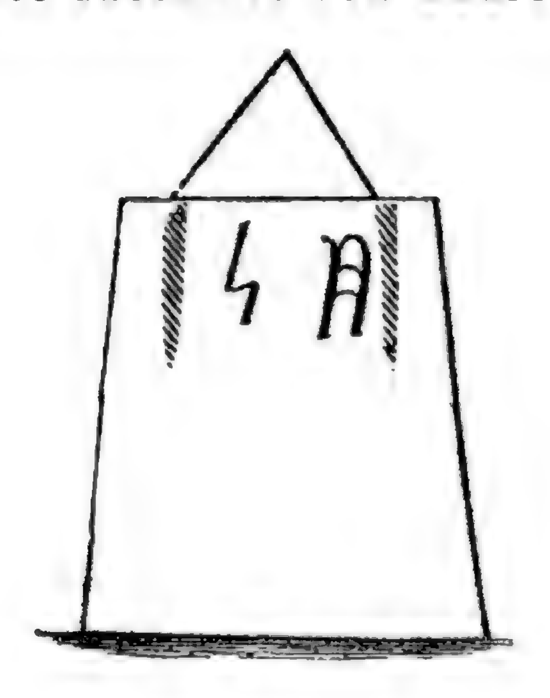
Das Schlusswort נאמי leiten wir von נאם „prophezeien, heilige Worte sprechen" ab. In der h. Schrift kommt dieses Verbum fast nur in der Form des Particip. passiv. construct. in der Bedeutung von „Wort, Prophezeiung" vor. Von diesem als Nomen anzusehenden Participium bilden wir durch Anhängung eines י ein Denominativum, נאמי, „der Prophezeiende", d. h. „der Seher", nach der Analogie von נכרי „der Fremde" von נכר „die Fremde" oder „das Fremdsein".

Wir schlagen also folgende Uebersetzung vor:

„Stirnband des Madambaal des Sehers".

Seher galt ohne Zweifel für gleichbedeutend mit einer Classe von Priestern. Nun finden wir aber auf diesem Stirnband den Priestertitel auch in den ägyptischen Symbolen ausgedrückt, nämlich in der Figur des Schakal, welcher nach Prof. Orcurti in Turin eines der Embleme der Priesterwürde war und hieroglyphisch oft geradezu für das Wort „Priester" stand.

Achte Inschrift von Tharros.



Obgleich dieselbe nur zwei Buchstaben enthält, so führen wir sie doch hier an, da sie uns Aufschlüsse über die einfachere Art von Grabinschriften, die nur in Initialen bestand, giebt. Wir halten nämlich die zwei Schriftzeichen חן nicht für das Wort „Gnade", sondern für die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen. Auf vielen andern Grabsteinen von Tharros findet sich gar keine Inschrift und so hätten wir Beweise einer dreifachen Art, die Grabsteine zu bezeichnen, 1) ohne alle Inschrift, 2) blos mit Initialen, 3) mit vollständiger Inschrift beginnend mit dem Wort קבר oder מצבת und endend mit שנת עןע und der Zahl der Lebensjahre.

§ 4.

Inschrift zu Manuba.

Wenn auch nicht zu Sardinien gehörig, so soll doch eine Inschrift hier ihren Platz finden, welche wir bei unserm letzten Ausflug von Cagliari nach Tunis im Museum des Lustschlosses Manuba, dem Eigenthum des ältesten Sohnes des ersten Ministers, copirten, da wir sonst nicht Gelegenheit haben, diese unedirte Inschrift zu veröffentlichen. Leider war es uns nicht vergönnt, in diesem so reichhaltigen Museum mehr, als diese einzige Inschrift, aufzunehmen und von dieser sogar wurden wir verhindert, die letzte Zeile abzuschreiben, und zwar durch die lächerlichen, völlig unwissenschaftlichen Vorurtheile des Eigenthümers, welcher vermeinte, es könne dem Werth seines Museums durch frühzeitige Veröffentlichung seiner Inschriften Abbruch geschehen. Die Sammlung, aus den vom Ministersohn an drei verschiedenen Punkten des karthagischen Stadtgebiets veranstalteten Nachgrabungen stammend, enthält über hundertundzwanzig Inschriften, wovon zwei Dritttheile altphönicisch, die andern numidisch oder neuphönicisch. Die meisten der ersteren erwiesen sich als Dankinschriften, ganz den von Gesenius und Davis veröffentlichten ähnlich, und ohne Ausnahme mit dem bekannten: „der Herrin Thanith, dem Angesicht des Baal, und dem Herrn Baal Chamon ein Gelübde, welches gelobte . . . ." beginnend. Von den

numidischen war die Mehrzahl Grabinschriften und fing mit dem bekannten „Gesetzt wurde dieser Stein“ an.

Unsre Neugierde wurde natürlich durch die Entdeckung so vieler unedirten Alterthümer mächtig erregt und unser sehnlichster Wunsch war der, womöglich alle diese Inschriften copiren zu können. Als wir aber diesen Wunsch zu erkennen gaben, da erhoben die beiden uns begleitenden Secretäre des Ministers heftigen Widerspruch. Sie hatten offenbar ihre Instructionen, uns von jeder Aufnahme dieser Schriftdenkmäler abzuhalten. Einer von ihnen vertröstete uns auf eine vom Eigenthümer selbst zu veranstaltende Herausgabe der Copieen seiner sämmtlichen Alterthümer, welche ein junger Franzose den Auftrag hatte, mit dem Storchschnabel aufzunehmen. Dieser hatte auch wirklich schon einige zehn Inschriften recht getreu copirt. Da er aber, anderweits zu viel beschäftigt, nur sehr langsam damit vorrückt, so dürfte die Herausgabe noch lange auf sich warten lassen. So wurden wir denn an allem Copiren verhindert, an allem mit einziger Ausnahme der Inschrift, welche wir hier geben, und die uns so mächtig interessirte, dass wir sie trotz der Einsprache unsrer Begleiter, die uns zuletzt in den Arm fielen und gewaltsam vom Abschreiben der 5. Zeile abhielten, dennoch in ihren 4 ersten Zeilen zu Papier brachten. Diese Inschrift interessirte uns desshalb so lebhaft, weil wir sie für eines der ausdrucksvollsten Exvoto's halten, welche jemals auf phönicischen Denkmälern entdeckt wurden. Folgendes sind ihre 4 ersten Zeilen, die fünfte und letzte fehlt aus obigen Gründen.

Die Lesung dieser sehr schön geschriebenen Lettern erweist sich als sehr leicht.

לרבת לתנת פן בעל ו
לאדן לבעל חמן אמן ב
ן עזרבעל נדר חלא בן עז
רבעל לבעל יתן כפת ל

Ebenso einfach ist die Uebersetzung.

Der Herrin Thanith, dem Angesicht des Baal und dem Herrn Baal

Chamon Amen Sohn Asarbaals ein Gelübde, es erkrankte der Sohn Asarbaals, zu Baal streckte er die Hände aus.

Nach den bekannten Worten der Widmung folgt hier statt נדר gleich der Eigenname des Widmers, auch fehlt das Relativum אש auf dieser Inschrift gänzlich, ähnlich wie auf der 16. von Davis (Levy Phön. Stud. III, S. 48). Der Eigenname אמן ist deutlich, zwar bis jetzt noch nicht vorgekommen, aber seiner Bedeutung nach, welche firmus, fidus ist, sehr leicht erklärbar. Wir halten ihn nämlich für das hebräische אָמֵן. Er könnte freilich auch אָמָן vocalisirt werden und dann opifex, artifex, faber bedeuten.

חלא, eine Form, welche auch schon im Hebräischen neben חֹלה vorkommt, ist in seiner Bedeutung als „krank sein“ oder „erkranken“ bekannt. Auf phönicischen Denkmälern erscheint es hier zum erstenmal.

בן עורבעל, Sohn des Asarbaal, folgt hierauf noch einmal. Der Erkrankte wird nicht mit seinem Namen „Amen“, sondern mit seinem Beinamen „Sohn des Asarbaal“ bezeichnet, der noch jetzt im Orient herrschenden Sitte gemäss, wonach Männer wie Frauen viel öfter durch solche

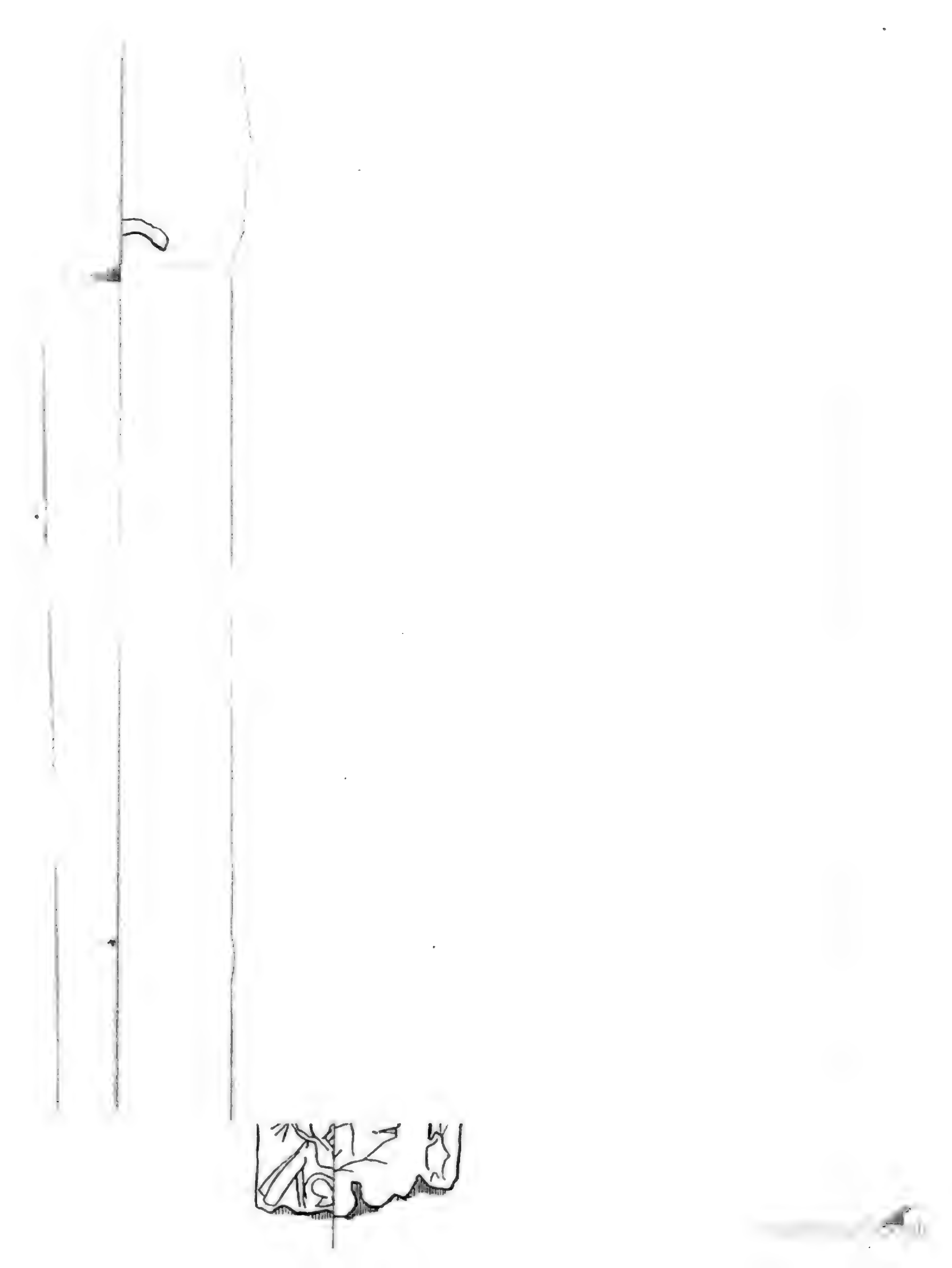
umschreibende Bezeichnungen, als direct mit ihrem Namen, angeführt werden, z. B. Ulid Ibrahim, „Sohn des Abraham“ gilt noch heute in Tunis für eine sehr geläufige Bezeichnung aller derer, deren Vater Ibrahim hiess und deren persönlichen Namen wir oft nur auf besondere Nachfrage erfahren können, so wenig ist er im täglichen Gebrauch üblich.

יתן, als Imperfect von dem im Hebräischen nachweisbaren Verbum תנן „ausstrecken“, dürfte wohl keine Schwierigkeit bereiten. Wir könnte es übrigens auch von תנה „geben, darreichen“ ableiten, und die Bede tung würde nicht wesentlich dadurch verändert werden.

Im Worte כפת, welches wir für den verkürzten Plural von ף „Hand“ statt כפות halten, scheint ein Schriftzeichen, das mittler etwas willkürlich gelesen. So wie dasselbe auf unsrer Copie aussieh weiss man gar nicht, was man aus ihm machen soll. Wir vermuthe desshalb, dass wir uns hier in der Eile und unter den Hindernisse unsres Copirens vielleicht versehen und das Zeichen ungenau copirt haben. Jedenfalls scheint uns כפת allein hier einen Sinn abzugeben.

Die fünfte und letzte Zeile war uns, wie erwähnt, leider unmöglic aufzunehmen.

Wir halten diese Inschrift für eine der interessantesten der in Karthago gefundenen und zwar desshalb, weil sie mehr als irgend eine andere der Bedeutung eines Exvoto entspricht. Welch ein schönes Bild gewährt nicht dieses Ausstrecken der Hände des kranken Sohnes Asarbaals nach dem Gotte, von dem er Hülfe erwartet? Wir haben hier den vollen Ausdruck des Gelübdes, durch eine natürliche, einfache und sprechende Pantomime symbolisirt. Auch dadurch erhält diese Inschrift einen Vorzug vor andern, dass auf ihr ausdrücklich die Ursache des Gelübdes, nämlich die Krankheit des Sohnes Asarbaals, angegeben wird, während wir solche Angaben sonst fast auf allen Inschriften vermissen. Wir erhalten dadurch einen Einblick in die religiösen Gewohnheiten der Karthager, wie er uns selten so deutlich zu Theil wird.



ums
den,
für
und
fahr

תגן
es t
tung

„Ha
etw
weis
dess
unsı
ben.

aufz

tha
der
nich
den
dru
tom
vor
die
Ang
eine
selt

SARDINIA ANTIQUA

un
de
fül
un
fal

ןכר
es
tu

„E
etv
we
de
un
bei

au

th
de
nic
de
dr
to
vo
die
An
ein
sel

Digitized by Google

Im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen:

Bates, H. W., Der Naturforscher am Amazonenstrom. Leben der Thiere, Sitten und Gebräuche der Bewohner, Schilderung der Natur unter dem Aequator und Abenteuer während eines elfjährigen Aufenthaltes. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte. Aus dem Englischen. gr. 8. geb. 3½ Thlr.

Nachgrabungen in Karthago. Auf Kosten und unter der Leitung von **Beulé**, Mitglied des Instituts. A. d. Französischen. Mit Plänen und Abbildungen. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Davis, N., Karthago und seine Ueberreste. Ein Bericht über die Ausgrabungen und Forschungen auf der Stätte der phönicischen Metropole in Afrika und anderen benachbarten Ortschaften. Aus dem Englischen. Mit Karten, Plänen und Illustrationen. gr. 8. geh. 4 Thlr.

— — **Wanderungen durch Ruinen-Städte auf numidischem und karthagischem Gebiet.** Eine Fortsetzung von desselben Verfassers Werke „Karthago und seine Ueberreste". Aus dem Englischen. Mit einer Karte und Illustrationen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Fellows, Ch., Ein Ausflug nach Kleinasien und Entdeckungen in Lycien. A. d. Englischen. Mit 63 Kupfertafeln und 3 Karten. gr. 8. Eleg. geb. 3⅔ Thlr.

Flathe, J. L. F. (Dr. u. Prof.), **Shakspeare in seiner Wirklichkeit.** 2 Bände (Die Anschauungen Shakspeares über sein Selbst, über Kunst, Poesie und Tragisches, über Welt und Leben, Gottheit und Menschheit. — Hamlet. Macbeth. Romeo und Julia. Der Mohr von Venedig. König Lear.) und Supplement: König Richard II. 8. Eleg. gebunden. 3½ Th

Grote, G., Geschichte Griechenlands. A. d. Englischen. Mit dem Porträt des Verfassers, 14 Karten und 11 Plänen. 6 Bände und Register. gr. 8. Herabgesetzter Pr. 12 Th

Layard, A. H., Niniveh und seine Ueberreste. Nebst einem Bericht über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan, den Jezizi oder Teufelsanbetern, und einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrer. Deutsch von Meißner. 2. wohlf. Ausg. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und 1 K. gr. 8. geh. 2½

— — **Niniveh und Babylon.** Nebst Beschreibung seiner Reisen in Armenien, Kurdistan und der Wüste. A. d. Englischen. Mit dem Bildnisse des Verfassers, Illustrationen und 2 Karten. gr. 8. Eleg. geb. 3

Maltzan, H. Freiherr von, Sittenbilder aus Tunis und Algerien. Mit einem Titelbild. gr. 8. geh. 1⅓

— — **Meine Wallfahrt nach Mekka.** Reise in der Küstengegend und im Innern von Hedschas. 2 Bände. 8. geh. 2½

Merivale, Charles, Geschichte der Römer unter dem Kaiserthume. Aus dem Englischen. I. Mit zwei Karten und einem Plane der Schlacht von Pharsalus. II. gr. 8. 6½

Müller, Dr. **H. A., die Museen und Kunstwerke Deutschlands.** 2 Bände. (I. Norddeutschland mit Einschluß der Rheinlande bis Trier, Mainz und Frankfurt. II. Süddeutschland.) 2. wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 1⅓

Palgrave, W. G., Reise in Arabien. A. d. Englischen. 2 Bde. Mit dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Arabien u. 4 Plänen. gr. 8. geh. 3⅓

Vaux, W. S. W., Niniveh und Persepolis. Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens, nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen in diesen Ländern. A. d. Englischen. Mit vielen Abbildungen und 1 Karte. gr. 8. geh. 2

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google